

Die Idee der Universität

übertragen von Edith Stein



John Henry Kardinal Newman

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| I. Universitäts-Unterricht - 9 Vorträge | 5 |
| VORREDE | 5 |
| I. VORTRAG EINLEITUNG | 14 |
| II. VORTRAG THEOLOGIE ALS EIN ZWEIG DES WISSENS | 24 |
| III. VORTRAG EINFLUSS DER THEOLOGIE AUF ANDERE ZWEIGE DES WISSENS | 37 |
| IV. VORTRAG EINFLUSS ANDERER ZWEIGE DES WISSENS AUF DIE THEOLOGIE | 53 |
| VII. Vortrag DAS WISSEN IN SEINER BEZIEHUNG ZUR BERUFLICHEN TÜCHTIGKEIT | 100 |
| VIII. Vortrag DAS WISSEN IN SEINER BEZIEHUNG ZUR RELIGION | 117 |
| IX. Vortrag PFLICHTEN DER KIRCHE GEGENÜBER DEM WISSEN | 136 |
| II. Universitäts-Fragen, erörtert in gelegentlichen Vorträgen und Aufsätzen | 153 |
| VORBEMERKUNG | 153 |
| I. CHRISTENTUM UND SCHÖNE WISSENSCHAFTEN. EINE VORLESUNG, GEHALTEN IN DER SCHULE FÜR PHILOSOPHIE UND SCHÖNE WISSENSCHAFTEN | 154 |
| II. LITERATUR VORLESUNG, GEHALTEN IN DER SCHULE FÜR PHILOSOPHIE UND SCHÖNE WISSENSCHAFTEN | 165 |
| III. ENGLISCHE KATHOLISCHE LITERATUR | 180 |
| § 1. In ihrer Beziehung zur religiösen Literatur | 181 |
| § 2. In ihrer Beziehung zur Wissenschaft | 182 |
| § 3. In ihrer Beziehung zur klassischen Literatur | 186 |
| § 4. In ihrer Beziehung zur Literatur des Tages | 194 |
| IV. ELEMENTAR-STUDIEN | 200 |
| § 1. Grammatik | 202 |
| § 2. Aufsatz | 211 |
| § 3. Lateinischer Stil | 220 |
| § 4. Allgemeines religiöses Wissen | 227 |

| | |
|---|-----|
| V. EINE FORM DES UNGLAUBENS UNSERER TAGE | 232 |
| § 1. Seine Gefühle | 232 |
| § 2. Seine Politik | 238 |
| VI. UNIVERSITÄTS-PREDIGTEN | 246 |
| VII. CHRISTENTUM UND NATURWISSENSCHAFT. VORTRAG IN DER SCHULE DER MEDIZIN | 259 |
| VIII. CHRISTENTUM UND WISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG. VORLESUNG, GESCHRIEBEN FÜR DIE SCHULE DER WISSENSCHAFT | 277 |
| IX. GEISTIGE DISZIPLIN. EINE ANSPRACHE AN DIE ABENDKLASSEN | 292 |
| X. CHRISTENTUM UND MEDIZINISCHE WISSENSCHAFT. EINE ANSPRACHE AN DIE STUDENTEN DER MEDIZIN | 306 |

Die Idee der Universität The Idea of a University

*I. In neun Vorträgen, gehalten für die
Katholiken von Dublin*

*II. In gelegentlichen Vorlesungen und
Abhandlungen für die Mitglieder der
katholischen Universität*

von

John Henry Cardinal Newman

Übertragen von Dr. Edith Stein

I. Universitäts-Unterricht - 9

Vorträge

*Hospes eram, et collegistis me.
In dankbarer, nie ersterbender Erinnerung
An seine vielen Freunde und Wohltäter,
Lebende und tote,
Daheim und in der Fremde,
In Groß-Britannien, Irland, Frankreich,
In Belgien, Deutschland, Polen, Italien und Malta,
In Nordamerika und andern Ländern,
Die durch ihre eifrigen Gebete und Bußübungen
Und durch ihre edelmütigen, beharrlichen Anstrengungen,
Sowie durch freigebige Spenden
Für ihn durchbrachen den Druck
Einer schweren Beängstigung,
Bringt diese Vorträge dar,
Die er bei ihrem Beginn Unserer Lieben Frau und St. Philipp weihte,
Unter ihrem Druck verfaßte,
Am Abend ihrer Beendigung abschloß,
In Ehrerbietung und Zuneigung
der Verfasser.
In Festivitate Praesentationis
Beatae Mariae Virginis
21. Nov. 1852*

VORREDE

Die Auffassung der Universität in diesen Vorträgen ist die folgende: Sie ist eine Stätte, wo universales Wissen gelehrt werden soll. Das schließt in sich, daß ihre Aufgabe einerseits eine intellektuelle, keine moralische ist; und andererseits, daß es sich um Mitteilung und Ausbreitung des Wissens handelt und nicht sowohl um seinen Fortschritt. Wäre ihre Aufgabe wissenschaftliche und philosophische Entdeckerarbeit, so vermöchte ich nicht einzusehen, warum eine Universität Studenten haben sollte;

wäre es religiöse Erziehung, so weiß ich nicht, wie sie der Sitz der Literatur und Wissenschaft sein könnte.

So beschaffen ist die Universität ihrem eigenen Wesen nach und ohne Rücksicht auf ihre Beziehungen zur Kirche. Aber praktisch gesprochen kann sie ihre Aufgabe, so wie ich sie umschrieben habe, ohne die Unterstützung der Kirche nicht gebührend erfüllen; oder, um den theologischen Ausdruck zu gebrauchen: Die Kirche ist notwendig für ihre Integrität. Nicht als ob ihre Hauptkennzeichen durch diese Verbindung verändert würden: Sie behält die Aufgabe der intellektuellen Erziehung; aber die Kirche verleiht ihr Standhaftigkeit zur Erfüllung dieser Pflicht.

Dies sind die hauptsächlichlichen Prinzipien der folgenden Vorträge; obwohl es töricht von mir wäre zu erwarten, daß ich ein so weites und wichtiges Gedankenfeld mit der nötigen Vollständigkeit und Präzision behandelt haben könnte, um mich gegen gelegentliche falsche Auffassungen meiner Meinung von Seiten des Lesers zu sichern. Freilich ist nichts Neues oder Einzigartiges an der Beweisführung, die ich verfolgte, aber das schützt mich nicht gegen solche falsche Auffassungen; denn gerade der Umstand, daß die Ansichten, die ich entwickelte, nicht mir ihren Ursprung verdanken, kann zu falschen Vorstellungen hinsichtlich meiner Beziehungen zu denen führen, denen ich sie in erster Linie verdanken mag, und kann es dahin bringen, daß man Gegenstände und Meinungen von Schulen heranzieht, um mich zu interpretieren, denen ich schlechthin entgegengestellt werden müßte.

So mögen manche Leute versucht sein zu beklagen, daß ich sklavisch der englischen Idee der Universität gefolgt bin, zur Beeinträchtigung jenes Wissens, welches ich doch so energisch zu stützen behaupte; und sie mögen vermuten, daß ein akademisches System nach meinem Muster kein besseres oder höheres Ergebnis zeitigen wird als jene veraltete Spielart der menschlichen Natur, jenen Überrest des Feudalismus (ihrer Ansicht nach), den man einen »gentleman« nennt. Nun, ich habe diesen Vorwurf an verschiedenen Stellen meiner Ausführungen vorweggenommen; sollte sich dennoch ein Katholik finden, der ([ihn]) vorbringt (und für Katholiken ist dieser Band natürlich in erster Linie bestimmt), so möchte ich, daß er sich zunächst die vorausgehende Frage vorlegt, was wohl seiner Ansicht nach der Heilige Stuhl im Auge haben mag, wenn er gerade jetzt der Irischen Hierarchie die Errichtung einer Katholischen Universität empfiehlt. Hat sie der Papst empfohlen um der Wissenschaften willen, die gelehrt werden sollen, und nicht vielmehr der Studenten wegen, denen die Belehrung zuteilwerden soll? Hat er überhaupt irgendwelche Verbindlichkeiten oder Verpflichtung gegenüber dem weltlichen Wissen als solchen? Ziemte es seinem Apostolischen Amt, ziemte es ihm als dem Nachfolger des Fischers, sich für die Baconsche oder eine andere menschliche Philosophie um ihrer selbst willen ins Zeug zu legen? Ist der Stellvertreter Christi durch Amt oder Gelübde gebunden, Verkünder der Gravitationstheorie oder Märtyrer des Elektromagnetismus zu sein? Würde er der ihm anvertrauten Einrichtung genügen, wenn er von einer abstrakten Liebe zu diesen Gegenständen ergriffen wäre, so wahr, so schön, so sinnreich, so nützlich sie sein mögen? Oder betrachtet er nicht vielmehr eine solche Vervollkommnung des Verstandes, soweit er sie überhaupt betrachtet, einzig und allein in ihrer Beziehung zu den Interessen der offenbarten Wahrheit? Sicherlich, was er tut, tut er für

die Sache der Religion; sieht er mit Befriedigung auf starke weltliche Regierungen, die Beständigkeit verheißen, so geschieht es um der Religion willen; und wenn er Kunst und Wissenschaft ermutigt und beschützt, so geschieht es um der Religion willen. Er freut sich an den weitesten und am besten philosophisch begründeten Systemen intellektueller Erziehung aus der inneren Überzeugung heraus, daß die Wahrheit sein rechter Bundesgenosse ist, wie sein Beruf ist, und daß Wissen und Vernunft zuverlässige Diener des Glaubens sind.

Steht dies unleugbar fest, so kann, wenn er der Irischen Hierarchie die Errichtung einer Universität nahelegt, sein erstes und hauptsächliches und unmittelbares Ziel nicht Wissenschaft, Kunst, berufliche Tüchtigkeit, Literatur, Entdeckung von Erkenntnissen sein, sondern dieser oder jener Gewinn, der für seine eigenen Kinder mit Hilfe von Literatur und Wissenschaft zu erlangen ist; wahrlich nicht die Bildung eines engen oder phantastischen Typus, wie man etwa den des englischen gentleman nennen mag, sondern ihre Übung und ihr Wachstum in gewissen moralischen oder intellektuellen Fertigkeiten. Nichts anderes als dies kann sein Ziel sein, soll er – wie es dem Nachfolger der Apostel ziemt – mit dem hl. Paulus sagen können: »Non iudicavi me scire aliquid inter vos, nisi Jesum Christum, et hunc crucifixum.« Gerade wie ein Befehlshaber sich große, wohlgestaltete, kräftige Soldaten wünscht nicht aus einer abstrakten Begeisterung für das militärische Normalmaß und -alter, sondern für die Zwecke des Krieges, und wie jedermann es bei ihm nur für natürlich und aner kennenswert hält, daß er nicht abstrakte Eigenschaften, sondern seine Menschen von Fleisch und Blut im Auge hat; so pflegt gleicherweise die Kirche, wenn sie eine Universität gründet, nicht Talent, Genie oder Wissen um ihrer selbst willen, sondern um ihrer Kinder willen, im Hinblick auf ihre geistliche Wohlfahrt, ihren religiösen Einfluß und Nutzen, mit dem Ziel, sie für die Ausfüllung ihrer jeweiligen Posten im Leben besser zu erziehen und sie klügere, fähigere, tätigere Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden zu lassen.

Auch kann man nicht mit Recht sagen, daß sie mit diesem Verfahren die Wissenschaft opfere und unter dem Vorwand, ihre Mission zu erfüllen, die Universität zu ihr fremden Zwecken verführe, sobald man in Rechnung zieht, daß es weit geeignetere Einrichtungen als die Universität gibt, um philosophische Forschungen anzuregen und die Grenzen unseres Wissens zu erweitern. So z. B. die literarischen und wissenschaftlichen »Akademien«, die in Italien und Frankreich solchen Ruhm erlangt haben und die häufig mit Universitäten verbunden worden sind, als Ausschüsse oder gleichsam Vereinigungen oder Delegationen, die ihnen unterstehen. So die gegenwärtige Königliche Gesellschaft, aus der Zeit Karls II., in Oxford; so die Ashmole-Gesellschaft und die Gesellschaft für Architektur an derselben Unterrichtsstätte, die in unserer Zeit entstanden sind. So auch die Britische Vereinigung, eine wandernde Körperschaft, die sich wenigstens zu Zeiten in den Hallen der Protestantischen Universitäten des Vereinigten Königreichs befindet und deren Fehler nicht darauf beruhen, daß sie ausschließlich der Wissenschaft gewidmet ist, sondern auf tieferen Ursachen, deren Behandlung hier nicht von Belang ist. Dahin gehört ferner die Gesellschaft für Altertumskunde, die Königliche Akademie der schönen Künste und andere, die noch erwähnt werden könnten. Dies also ist die

Institutionsform, die in erster Linie die Wissenschaft selbst im Auge hat und nicht die Studenten; und indem ich dies sage, spreche ich nicht bloß nach eigenem Gutdünken, sondern stütze mich auf keine geringere Autorität als Kardinal Gerdil. »Ce n'est pas«, so sagt er, »qu'il y ait aucune véritable opposition entre l'esprit des Académies et celui des Universités; ce sont seulement des vues différentes. Les Universités sont établies pour enseigner les sciences aux élèves qui veulent s'y former; les Académies se proposent de nouvelles recherches à faire dans la carrière des sciences. Les Universités d'Italie ont fourni des sujets qui ont fait honneur aux Académies; et celles-ci ont donné aux Universités des Professeurs, qui ont rempli les chaires avec la plus grande distinction.«

Die Natur der Sache und die Geschichte der Philosophie empfehlen uns übereinstimmend diese Teilung der geistigen Arbeit zwischen Akademien und Universitäten. Entdeckung und Lehrtätigkeit sind verschiedene Funktionen; sie sind auch verschiedene Gaben, und man findet sie selten in einer Person vereinigt. Auch wird man, wenn man den Tag damit verbringt, seinen Besitz an Wissen allen mitzuteilen, die zu einem kommen, vermutlich weder die Muße noch die Spannkraft haben, neues zu erwerben. Der gesunde Instinkt der Menschheit hat das Suchen nach Wahrheit an Abgeschiedenheit und Ruhe gebunden. Die großen Denker sind meist zu sehr durch ihren Gegenstand gefesselt, um Unterbrechungen zu ertragen; sie sind gekennzeichnet durch Geistesabwesenheit und persönliche Eigentümlichkeiten in der Lebensweise und haben mehr oder weniger Scheu vor Hörsälen und öffentlichen Schulen. Pythagoras, die Leuchte von Magna Graecia, lebte eine Zeitlang in einer Höhle. Thales, die Leuchte von Ionien, lebte ehelos und zurückgezogen und schlug die Einladungen von Fürsten aus. Plato flüchtete aus Athen in den Hain des Akademos. Aristoteles widmete 20 Jahre einem hingebenden Studium unter seiner Leitung. Frater Bacon lebte in seinem Turm auf der Isis. Newton versenkte sich in so tiefe Meditation, daß es fast seine geistige Gesundheit erschütterte. Die großen Entdeckungen in Chemie und Elektrizität wurden nicht an Universitäten gemacht. Sternwarten befinden sich häufiger außerhalb der Universitäten als in ihnen, und selbst wenn sie auf ihrem Gebiet liegen, brauchen sie nicht in innerem Zusammenhang mit ihnen zu stehen. Porson hatte keine Klassen; Elmsley lebte einen guten Teil seines Lebens auf dem Lande. Ich bestreite nicht, daß es berühmte Beispiele für das Gegenteil gibt, vielleicht Sokrates, sicherlich Lord Bacon; doch im großen und ganzen wird man, glaube ich, zugeben müssen, daß die Lehrtätigkeit zu einem Hervortreten in der Öffentlichkeit nötigt, während die gegebene Stätte für Experiment und Spekulation die Zurückgezogenheit ist.

Kehren wir nun zu der Frage zurück, von der ich, wie es scheinen mag, abgeschweift bin, wenn ich selbst auch meine, daß es so gut war – zu der Frage, daß eine Katholische Universität, ob sie es nun als ihr großes Ziel ins Auge fassen soll, aus ihren Studenten »gentlemen« zu machen oder nicht, doch jedenfalls das als großes Ziel hat, sie zu irgendetwas überhaupt zu machen und nicht einfach das Reich des Wissens zu fördern und seine Interessen zu schützen. Nehmen wir nun dies für gesichert an – und ich glaube, wir dürfen es –, so ist nur noch der eine Punkt zu erledigen, ob ich eine richtige Anschauung davon habe, was es für ein Gewinn ist, den der Heilige Stuhl den Katholiken englischer

Zunge verschaffen wollte, indem er der irischen Hierarchie die Errichtung einer Universität empfahl; und das wollen wir nun im folgenden überlegen.

Hier wird man sich nun naturgemäß an diejenigen, die ein Interesse an der Sache haben, mit der Frage wenden, ob man der Empfehlung des Heiligen Stuhles eine bessere Deutung geben kann, als ich es in diesem Band getan habe. Sicherlich dürfte es keine voreilige Behauptung sein, daß die Leiter der Kirche den Zweck verfolgen, da die Protestanten große Vorteile der Erziehung in den Schulen, Colleges und Universitäten des Vereinigten Königreichs genießen, den Katholiken den vollen Genuß der gleichen Vorteile, welche immer sie seien, zu verschaffen. Ich begreife, daß sie es als nachteilig für die Interessen der Religion ansehen, wenn der seelischen Entwicklung der Protestanten eine Fürsorge gewidmet wird, die ihrer eigenen Jugend nicht auch zuteil wird. Wie sie ihre Schulen für die ärmeren und mittleren Klassen mindestens auf gleicher Höhe haben möchten wie die Protestanten, so denken sie auch hinsichtlich der höheren Erziehung, die nur verhältnismäßig wenigen zuteil wird. Protestantische junge Leute, die die Zeit dafür erübrigen können, setzen ihre Studien bis zum Alter von ein- oder zweiundzwanzig Jahren fort; so verwenden sie die Zeit des Lebens, die für die geistige Ausbildung von entscheidender Bedeutung ist. Ich begreife, daß unseren Prälaten die Tatsache und ihre Folgen zu schaffen machen, daß ein junger Mensch, der seine Erziehung mit 17 Jahren beendet, es mit einem, der sie mit 22 beendet, (ceteris paribus) nicht aufnehmen kann.

Wahrlich, allen Klassen des Gemeinwesens macht ein so auffallendes Faktum wie dieses Eindruck. Die Folge ist, daß Katholiken, die danach streben, mit den Protestanten in Schulung und Bildung des Verstandes auf gleicher Stufe zu stehen, zu den protestantischen Universitäten ihre Zuflucht nehmen, um dort zu erwerben, was sie zu Hause nicht finden können. Nehmen wir an (wozu die Dekrete der Propaganda mich berechtigen), daß die protestantische Erziehung für unsere Jugend nicht geeignet ist, so haben wir einen Grund mehr, warum jene Vorteile, welche es auch sein mögen, die protestantische Gemeinwesen durch das Medium des Protestantismus verbreiten, Katholiken in katholischer Form zugänglich sein müßten.

Worin bestehen diese Vorteile? Ich wiederhole es, sie bestehen, in einem Wort, in der Pflege des Intellekts. Beraubt, unterdrückt, beiseite geschoben, waren die Katholiken auf diesen Inseln jahrhundertlang nicht in der Lage, sich eine Erziehung zu verschaffen, wie sie der Mann von Welt braucht, der Staatsmann, der Gutsbesitzer, der Mann von Rang und Vermögen. Ihre rechtmäßigen Stellungen, Posten, Beschäftigungen waren ihnen genommen und damit zugleich die Fähigkeiten sozialer und intellektueller Natur, die nötig sind, um das verlorene Spiel rückgängig zu machen und sich selbst den Umschwung zunutze zu machen. Die Zeit ist gekommen, um diese moralische Unfähigkeit zu beseitigen. Was uns nottut, das ist nicht die Lebensart und die Umgangsformen eines gentleman – diese können noch auf manche andere Art erworben werden und werden es auch, durch gute Gesellschaft, durch Reisen ins Ausland, durch die natürliche Anmut und Würde der katholischen Seele –, sondern die Stärke, die Beständigkeit, die Spannweite, die Beweglichkeit des Intellekts, die Herrschaft über unsere eignen Kräfte, die instinktiv richtige Einschätzung dessen, was uns begegnet,

die bisweilen allerdings eine natürliche Gabe ist, im allgemeinen aber nur mit großer Mühe und durch jahrelange Übung gewonnen wird.

Das ist wahre Kultur der Seele, und ich bestreite nicht, daß die charakteristischen Vorzüge eines gentleman darin beschlossen sind. Und wir brauchen uns nicht zu schämen, daß es so ist, da der Dichter schon in alten Zeiten die Worte schrieb: »Ingenuas didicisse fideliter artes/Emollit mores.« Gewiß bekundet sich eine vornehme Erziehung in einer Gefälligkeit, einem Anstand, einer Anmut in Wort und Benehmen, die in sich selbst schön und für andere angenehm sind; aber sie leistet noch mehr. Sie bildet die Gestalt der Seele – denn die Seele gleicht dem Körper. Knaben schießen über ihre Gestalt und ihre Kräfte hinaus; ihre Gliedmaßen müssen erst in die rechte Verbindung gebracht und ihr ganzer Körperbau richtig abgestimmt werden. Sie halten vitale Frische für Kraft und setzen übergroßes Vertrauen auf ihre Gesundheit, wissen nicht, was sie vertragen können und wie sie mit sich umgehen sollen, und so sind sie unmäßig und ausschweifend und verfallen in heftige Krankheiten. Das ist ein Abbild ihrer Seele; fürs erste haben sie keine Prinzipien, die in sie gelegt sind als Grund, auf dem sich der Intellekt erheben könnte; sie haben keine ihnen eigentümlichen Überzeugungen und keinen Sinn für Konsequenzen. Darum reden sie ins Blaue hinein, wenn sie viel reden, und können gar nicht anders sein als übersprudelnd oder was man mit einer besondern Betonung des Wortes »jung« nennt. Sie lassen sich nur von den Erscheinungen blenden, anstatt die Dinge zu sehen, wie sie sind.

Das wäre nicht schlimm, wenn es keine Menschen gäbe, die ihr Leben lang Knaben bleiben; aber wie häufig trifft man auf erwachsene Männer, die über politische, moralische, religiöse Gegenstände in jener leichtfertigen, müßigen Weise sprechen, die wir mit dem Wort »unsachlich« (unreal) bezeichnen? »Sie wissen einfach nicht, wovon sie reden« – das sagt sich unwillkürlich im Stillen jeder vernünftige Mensch, der sie hört. Solchen Leuten macht es denn auch keine Schwierigkeit, nacheinander Urteile auszusprechen, die sich gegenseitig aufheben, ohne es zu merken. So haben andere, deren Mangel an intellektueller Erziehung besser verborgen ist, ihre höchst fatalen Haken, wie man zu sagen pflegt, oder Steckenpferde, die sie um den Einfluß bringen, den ihnen ihre schätzenswerten Eigenschaften sonst sichern würden. So können andere niemals geradeaus sehen, niemals merken, worauf es ankommt, und finden keinerlei Schwierigkeit bei den schwierigsten Gegenständen. Andere sind hoffnungslos eigensinnig und voreingenommen, und hat man sie schon einmal glücklich von ihren Meinungen abgebracht, so kehren sie im nächsten Augenblick wieder zu ihnen zurück, ohne auch nur eine Erklärung zu versuchen, warum. Andere sind so ungezügelt und so unbelehrbar, daß es das größte Unglück für eine gute Sache ist, wenn sie sich ihrer bemächtigen. Aus den Beispielen, die ich erwähnte, geht deutlich hervor, daß ich diese Skizze intellektueller Gebrechen nicht gerade nach Katholiken, sondern nach der Welt im allgemeinen gezeichnet habe; ich meine einen Übelstand, auf den wir in jedem Eisenbahnwagon stoßen, in jedem Caféhaus und an jeder table-d'hôte, in jeder gemischten Gesellschaft, aber eben einen Übelstand, dem die Katholiken nicht weniger ausgesetzt sind als die übrige Menschheit.

Ist der Intellekt einmal eigens dazu erzogen und gebildet, eine einheitliche Anschauung oder Auffassung der Dinge zu haben, so wird er seine Kräfte je nach der besondern Beschaffenheit und Fassungsgabe des Individuums mit mehr oder weniger Wirksamkeit entfalten. Bei den meisten Menschen macht er sich fühlbar in einem gewissen gesunden Sinn, einer Nüchternheit des Denkens, einer Vernünftigkeit, Lauterkeit, Diszipliniertheit und Festigkeit der Anschauung, die ihn auszeichnen. In manchen wird er Geschäftsgeist entwickeln, die Macht, auf andere Einfluß zu üben, Scharfsinn. In andern wird er die Fähigkeit zu philosophischer Spekulation hervorrufen und den Geist dahin bringen, sich auf diesem oder jenem intellektuellen Gebiet hervorzutun. In allen wird er als die Fähigkeit erscheinen, verhältnismäßig leicht mit jeder Art von gedanklichen Objekten umgehen zu können und jede Wissenschaft oder jeden Beruf mit einer gewissen Gewandtheit zu ergreifen. All dies wird er bis zu einem gewissen Grade sein und leisten, auch wenn der Geist nach einem nur teilweise wahren Muster gebildet ist; denn so weit ihre Wirkungsmöglichkeiten gehen, hat selbst eine falsche Auffassung der Dinge mehr Einfluß und erweckt größere Achtung als gar keine Auffassung. Leute, die sich einbilden, etwas zu sehen, was gar nicht da ist, sind kraftvoller und finden besser ihren Weg als solche, die gar nichts sehen; und so ist der offenkundig Ungläubige, der Fanatiker, der Erzketzer imstande, viel zu leisten, während der Christ aus bloßer Überlieferung, für den die Wahrheiten, die er festhält, niemals Realität gewonnen haben, nicht fähig ist, irgend etwas zu vollbringen. Wenn aber Beharrlichkeit der Anschauungen selbst dem Irrtum solche Stärke zu verleihen vermag, was darf man dann nicht von ihr für die Würde, die Wirksamkeit, den Einfluß der Wahrheit erwarten!

Indessen, man wird mir vielleicht einwenden, ich verteidige jenes unechte Philosophentum, das sich kundtut in dem, was ich aus Mangel an einem treffenden Wort als »Anschauungssucht« (viewwiness) bezeichnen möchte, wenn ich so viel von der Bildung und der daraus folgenden Spannweite des Intellekts spreche. Man wird vielleicht sagen, daß die Theorie der Universitäts-Erziehung, die ich umrissen habe, wenn sie in die Praxis umgesetzt würde, die jungen Leute nichts ordentlich oder von Grund aus lehren würde und ihnen nichts Besseres mit auf den Weg geben würde als blendende allgemeine Anschauungen über alle möglichen Dinge.

Wäre dies begründet, so wäre es in der Tat ein höchst ernsthafter Einwand gegen das, was ich in diesem Band vorgetragen habe, und es würde unmittelbar meine Aufmerksamkeit erfordern, hätte ich irgend Grund zu glauben, daß ich ihn nicht sofort beseitigen könnte durch eine einfache Darlegung dessen, was ich als den wahren Weg der Erziehung ansehe, wenn hier die richtige Stelle dafür wäre. Aber diese Vorträge sind nur der Betrachtung der Ziele und Grundsätze der Erziehung gewidmet. So möge es denn hier genügen, wenn ich sage, ich halte es durchaus für den ersten Schritt in der intellektuellen Erziehung, in die Seele des Knaben die Idee der Wissenschaft zu senken, der Methode, der Ordnung, des Prinzips und des Systems, der Regel und der Ausnahme, der Mannigfaltigkeit und der Harmonie. Das geschieht im allgemeinen und ganz vorzüglich, indem man ihn mit der Grammatik beginnen läßt. Und es kann im Dienst dieses einfachen Zweckes gar nicht zuviel Sorgfalt, Genauigkeit und Feinheit im Unterricht auf ihn verwendet werden, wenn seine Fähigkeiten sich weiter

entfalten. Darum ist kritische Schulung ein so wichtiges Lehrfach für ihn, wenn er die Schule mit der Universität vertauscht. Als zweite Wissenschaft ist die Mathematik zu nennen: Sie sollte der Grammatik folgen, immer noch mit demselben Zweck, nämlich ihm einen Begriff von Entwicklung und Anordnung aus einem Kernpunkt heraus und um ihn herum zu geben. Darum sind Chronologie und Geographie so notwendig für ihn, wenn er etwas Geschichtliches liest, was sonst nicht viel besser ist als ein Geschichten-Buch. Darum auch Metrik, wenn er Dichtungen liest, um seine Kräfte auf jedem möglichen Wege zur Tätigkeit anzuspornen und eine bloß passive Aufnahme von Bildern und Ideen zu verhüten, die in solchem Fall vermutlich ebenso schnell aus der Seele verschwinden werden, wie sie gekommen sind. Laßt ihn nur erst einmal die methodische Gewohnheit annehmen, von festen Punkten auszugehen, sich beim Fortschreiten festen Boden unter den Füßen zu sichern, das, was er kennt, von dem, was er nicht kennt, zu unterscheiden, und er wird – dessen bin ich sicher – Schritt für Schritt zu den umfassendsten und wahrsten philosophischen Anschauungen hingeführt werden, und es wird ihn nur Ungeduld und Abscheu ergreifen gegenüber den leichtfertigen Theorien, den großartigen Sophismen, den aufsehenerregenden Paradoxen, von denen sich halbgebildete und oberflächliche Geister fortreißen lassen.

Solche buntschillernden Geister sind in der Tat eins der Hauptübel unserer Tage, und Männer von wirklichen Fähigkeiten zögern nicht, ihnen zu dienen. Ein geistreicher Mensch, was die Welt jetzt darunter versteht, muß voll sein von »Ansichten« über alle Gegenstände der Philosophie, über alle Fragen des Tages. Es gilt fast als eine Schande, wenn man nicht im Augenblick eine Ansicht über jede beliebige Frage, von der persönlichen Ankunft (des Herrn) bis zur Cholera oder dem Mesmerismus bereit hat. Das verdanken wir zum großen Teil der notwendigen Beschaffenheit der periodischen Literatur, nach der jetzt so große Nachfrage ist. Jedes Vierteljahr, jeden Monat, jeden Tag muß es zur Befriedigung des Publikums einen Vorrat an neuen und erleuchtenden Theorien über die Gegenstände der Religion, der äußeren und inneren Politik, der Nationalökonomie, der Finanzen, des Ackerbaus, der Auswanderung und der Kolonien geben. Die Sklaverei, die Goldfelder, die deutsche Philosophie, das französische Kaiserreich, Wellington, Peel, Irland müssen alle Tag für Tag von dem, was man originelles Denken nennt, behandelt werden. Wie der Gast des vornehmen Mannes seine Geschichten oder Lieder bei der Abendgesellschaft zum besten geben muß, wie der Straßenredner seine sprechenden Tatsachen zu Mittag darbietet, so unterliegt der Tagesschriftsteller der bindenden Verpflichtung, seine lichtvollen Anschauungen, seine führenden Ideen, seine Nußschalenwahrheiten für den Frühstückstisch aus dem Ärmel zu schütteln. Die Natur dieser periodischen Literatur selbst, die in lauter kleine Einzelgebilde zerfällt und pünktlich zur bestimmten Stunde verlangt wird, bringt den Stil dieser Stegreifphilosophie mit sich. »Fast alle Ramblers«, sagt Boswell mit Bezug auf Johnson, »wurden geschrieben in dem Augenblick, wo sie für die Presse gebraucht wurden; er schickte einen Teil der Abschrift eines Essays und schrieb den Rest, während der erste Teil gedruckt wurde.« Wenige Menschen besitzen die Gaben Johnsons, der über große geistige Kräfte und Hilfsquellen verfügte, wenn er gut angeregt war, und damit einen seltenen gesunden Verstand und ein feines Gefühl für

Wahrhaftigkeit verband, die ihn vor Leichtfertigkeit oder Absonderlichkeit beim Schreiben bewahrten. Wenige Menschen sind Johnsons; aber wieviele werden heutzutage mit beständigen Anforderungen an ihre geistigen Kräfte bestürmt, denen nur eine Produktivität wie die seine Genüge leisten könnte! Man verlangt nach einer unbekümmerten Originalität der Gedanken, nach einer blendenden Augenscheinlichkeit der Argumente, die er verachtet hätte, auch wenn er sie hätte entfalten können; rohe Theorie und ungesunde Philosophie ist einem lieber als gar keine. Es ist gewissermaßen eine Wiederholung des »Quid novi?« des Areopags, und es verlangt gebieterisch eine Antwort. Es müssen sich Männer finden, die, wenn es nottut, de omni scibili etwas sagen können,

»Grammaticus, Rhetor, Geometres, Pictor, Aliptes,
Augur, Schoenobates, Medicus, Magus, omnia novit.«

Ich spreche von solchen Schriftstellern nicht ohne ein Gefühl wirklicher Teilnahme für diese Menschen, die unter einem schweren Sklavenjoch stehen. Ich selbst bin freilich nie in solche Lage gekommen und auch nicht in die Versuchungen, die sie mit sich bringt; aber die meisten Leute, die sich mit Schriftstellerei abgeben, werden wissen, welche Pein es ihnen bisweilen bereitet, etwas schreiben zu müssen – eine Pein, die manchmal so heftig und von so eigener Art ist, daß sie sich nur mit einem körperlichen Schmerz vergleichen läßt. Dieser Schmerz ist das Zeichen dafür, daß die Seele verbraucht ist; und wenn schon Arbeiten, die man verhältnismäßig noch mit Muße verrichtet, mit solcher geistigen Ermüdung und Erschöpfung verbunden sind, wie werden sich erst diejenigen abquälen müssen, deren Geist täglich in großer Toilette vor dem Publikum einherstolzieren muß, in immer neuer und abwechslungsreicher Toilette, die sie, wie der Seidenwurm, aus sich selbst herausspinnen müssen. Jedoch welch aufrichtiges Mitgefühl wir auch für die Sklaven dieses teuer erkauften Luxus haben mögen und wieviel Verständnis für die große geistige Macht, welche die fragliche Literatur entfaltet, wir können nicht mit gutem Gewissen unsere Augen vor ihren offenbaren Schäden verschließen.

Noch eine Bemerkung drängt sich mir auf, und dies ist, glaube ich, die letzte, die ich machen muß. Die Autorität, die in früheren Zeiten ihren Sitz in den Universitäten hatte, ist nun in weitem Ausmaß auf jene literarische Welt, wie man zu sagen pflegt, übergegangen, von der ich gesprochen habe. Das ist nicht gerade erfreulich, wenn ihre Unterweisung, wie man nicht leugnen kann, so aus dem Ärmel geschüttelt, so großspurig, so wandelbar ist. Es vergrößert die Schwere des Übels, daß ein so großer Teil dieser Schriftsteller anonym schreibt, denn unverantwortliche Macht muß notwendig immer ein großes Übel sein; und außerdem, daß sie, wenn sie auch bekannt sind, keine bessere Bürgschaft für die philosophische Wahrheit ihrer Prinzipien geben können als die Popularität, die sie im Augenblick genießen, und die glückliche Übereinstimmung ihres ethischen Charakters mit dem Zeitalter, das sie bewundert. Protestanten indessen mögen tun, was ihnen beliebt: sie haben das mit sich selbst abzumachen; das aber geht uns an, daß unsere eigenen literarischen Tribunale und Orakel für moralische Pflicht einen ernsten Charakter haben sollten. Wenigstens ist es ein Gegenstand ernster Sorgfalt für katholische Prälaten, daß ihr Volk in der Weisheit unterwiesen werden sollte, gesichert gegen die überspannten Einfälle von Individuen, umhegt von Einrichtungen, die von Zeitaltern erprobt

wurden und ihre Billigung fanden und von Männern verwaltet werden, welche nicht anonym zu bleiben brauchen, weil sie von der Übereinstimmung mit ihren Vorgängern und miteinander gestützt werden.

21. November 1852

I. VORTRAG EINLEITUNG

1.

Meine Herren. Indem ich mich der Betrachtung einer Frage zuwende, die in unsern Tagen soviel Interesse erweckt und soviel Stoff zum Diskutieren geliefert hat wie die Universitätserziehung, fühle ich mich verpflichtet zu erklären, warum ich, nachdem schon so bedeutende Fähigkeiten und so umfassende Erfahrung auf ihre Behandlung verwendet worden sind, doch glaube, daß noch ein Feld für Ergänzungsarbeit eines Fragens oder Suchens bleibt. Wenn ich trotzdem um die Erlaubnis zu bitten wage, diese schon so lang ausgedehnte Diskussion noch weiter fortzusetzen, so geschieht es, weil die Frage einer Freien Erziehung (Liberal Education) und der Prinzipien, denen sie folgen müßte, mich schon immer gefesselt hat, und weil ich den größten Teil meines Lebens an einem Ort verlebt habe, der jene ganze Zeit hindurch mit einer Reihe von Kontroversen beschäftigt war, teils innerhalb seiner Sphäre, teils mit Außenstehenden, sowie mit theoretischen und praktischen Maßnahmen, die darauf Bezug hatten. Vor etwa 50 Jahren erwachte die englische Universität, der ich so lange angehörte, nach einem Jahrhundert der Untätigkeit, zu einer Zeit, wo sie (wie ich wohl sagen darf) der Jugend, die ihrer Obhut anvertraut war, überhaupt keine Erziehung gab, zum Verständnis der Verantwortung, die ihr Beruf und ihre Stellung in sich schließt, und sie bietet uns das einzigartige Beispiel einer heterogenen und unabhängigen Körperschaft, die eine Reform ihrer selbst ins Werk setzt, ohne durch den Druck der öffentlichen Meinung dazu genötigt zu werden, sondern nur, weil es angemessen und richtig ist, sie zu unternehmen. Ihre ersten Bemühungen, die unter vielen Hindernissen begannen und weiter gefördert wurden, begegneten außerhalb, wie es häufig in solchen Fällen geschieht, einer unfreundlichen, neidischen Kritik, die gleich vom ersten Augenblick an ungerecht war. Die Kontroversen brachten für ihre eigene Auffassung nur deutlicher die Anschauungen zur Abhebung, nach welcher die Reform vor sich ging, und gab ihnen eine philosophische Form. Die wohlthätige Veränderung schritt vorwärts, und was zunächst nur das Ergebnis individueller Energie und ein Akt der akademischen Körperschaft war, das wurde allmählich populär und wurde von den Körperschaften der verschiedenen Colleges, aus denen sich die Universität zusammensetzt, aufgenommen und zur Ausführung gebracht. Das war das erste Stadium der Kontroverse, dann erhoben sich politische Widersacher dagegen, und gegen das System der Erziehung, das sie aufgebaut hatte, wurde das zweitemal Sturm gelaufen; aber wiederum führte dieser Streit, da er größtenteils nicht mittels politischer Akte, sondern mit Traktaten und Pamphleten geführt wurde, durch den Verlauf der Abwehr nur zu vollerer Entwicklung und genauerer Abgrenzung der Prinzipien, welche die Universität vertrat.

In der ersten dieser beiden Kontroversen wurde gegen ihre Studien der Vorwurf erhoben, sie lägen zu weit ab von den Beschäftigungen und Pflichten des Lebens, für welche sie doch formell vorbereiten sollten; mit andern Worten, sie seien nutzlos; in der zweiten warf man ihnen ihre Verbindung mit einer besondern Form des Glaubens vor, mit andern Worten ihre religiöse Sonderstellung.

Da ich denn so lange als Zeuge, wenn auch kaum als Teilnehmer, diese geistigen Kämpfe mit angesehen habe, so bin ich imstande, Zeugnis abzulegen von den Anschauungen über Universitätserziehung, denen zwar an sich keine Autorität beizumessen ist, die aber für einen Katholiken nicht ohne Wert sind und ihm nicht so vertraut, wie sie es meiner Meinung nach verdienen. Und wenn ein Gegenstand, der in den erwähnten Kontroversen auftauchte, nun jener großen Sache, an der wir hier so besonders interessiert sind, dienlich sein kann, so wird mir das persönlich eine ganz eigene Befriedigung gewähren; denn wenn es auch viele Jahre hindurch mein Los war, eine hervorragende, bisweilen eine anspruchsvolle Rolle in theologischen Diskussionen zu spielen, so führt mich doch der natürliche Zug des Herzens zu Gedankengängen wie dem, an dessen Eingang ich jetzt stehe, die zwar für katholische Interessen von Wichtigkeit und einer katholischen Behandlung zugänglich sein mögen, aber doch nicht so überaus delikate und gefährlich sind wie Erörterungen, die unmittelbar das Thema der göttlichen Offenbarung behandeln.

2.

Aus verschiedenen Gründen möchte ich diese Erörterung mit einem Hinweis auf die Lehren eröffnen, die ich früheren Jahren verdanke. Ein Grund ist dieser: Es würde mir leid tun, wenn man meinte, ich habe mir meine Meinungen erst für den gegenwärtigen Zweck angeeignet. Das würde freilich auf mich persönlich kein schlechtes Licht werfen, wenn ich nur bei eigener Prüfung von ihrer Wahrheit überzeugt wäre; aber es würde natürlich mein Zeugnis abschwächen und die Argumente, die ich vorbringen könnte, jener moralischen Überzeugungskraft berauben, die einer erprobten und bewährten Überzeugung innewohnt. Es würde mich als den Anwalt und nicht als den mit dem Herzen beteiligten und wohl überlegten Gläubigen und Zeugen der Lehren erscheinen lassen, die ich vertreten wollte; und mag man auch sagen, daß es das Vertrauen dartäte, welches ich in die praktische Weisheit der Kirche setze und die innere Übereinstimmung meiner Vernunft mit dem Weg, den sie durch ihre Autorität sanktioniert hat, und die Ergebnisse, mit der ich mich ihr bereitwillig zur Verfügung stellen konnte, aber es würde doch Argwohn erwecken gegen die Tragfähigkeit von Überlegungen und Schlüssen, die nicht auf unabhängiger Forschung beruhten und sich nicht auf frühere Erfahrung berufen könnten. Es könnte mir dann von Gegnern mit augenscheinlichem Recht der Einwand gemacht werden, ich sei eine dienstfertige Hilfskraft in einer Notlage und könnte, alles in allem genommen, höchstens einige Erfindungsgabe und Geschicklichkeit in der Behandlung eines Gegenstandes zeigen, der nicht mein eigen sei und den ich zweifellos ebenso leicht vergessen würde, wie ich mich seiner bemächtigt hätte. Dem ist aber nicht so. Die Anschauungen, auf die ich hingewiesen habe, sind mit meiner ganzen Gedankenwelt verwachsen und sozusagen ein Stück von mir. Viele Wandlungen hat meine Seele durchgemacht: hierin hat sie keinen Wandel und kein Schwanken der Meinung gekannt, und wenn

dies auch an sich noch kein Beweis für die Wahrheit meiner Grundsätze ist, so erhärtet es doch meine Überzeugung und rechtfertigt meinen Ernst und Eifer. Diese Grundsätze, die ich nun mit der Sanktion der katholischen Kirche vorzutragen habe, waren meine Bekenntnisse schon in jenem frühen Abschnitt meines Lebens, als die Religion für mich noch mehr eine Sache des Gefühls und der Erfahrung als des Glaubens war. Sie fesselten mich nur noch stärker, als ich in die Dokumente des christlichen Altertums eingeführt wurde und mich in Fühlen und Sehnen dem Katholizismus näherte; und mein Verständnis für ihre Richtigkeit ist mit den Ereignissen jedes Jahres gewachsen, seit ich in ihren Schoß aufgenommen wurde.

Und dies führt mich auf den zweiten und wichtigeren Grund, warum ich bei dieser Gelegenheit auf die Schlüsse zurückgreife, zu denen die Protestanten hinsichtlich des Problems einer Freien Erziehung gelangt sind; es ist der folgende: nehmen wir es einmal als erwiesen an, daß die Grundsätze, nach denen ich die Untersuchung führen will, sich, wie ich bereits angedeutet habe, aus der bloßen Lebenserfahrung gewinnen lassen. Sie sind nicht einfach aus der Theologie abgeleitet; sie schließen keine überirdische Erkenntnis ein; sie haben keine besondere Beziehung zur Offenbarung; sie gehen fast aus der Natur der Sache hervor; menschliche Klugheit und Weisheit schreiben sie vor, auch wenn keine göttliche Erleuchtung vorhanden ist, und sie werden vom gesunden Menschenverstand erkannt, auch ohne den belebenden Antrieb eines eigenen Interesses; darum enthalten sie, so wahr, gerecht und gut sie an sich sein mögen, nichts in sich, was Bezug hat auf den religiösen Beruf derer, die sie vertreten. Protestanten wie Katholiken können sich daran halten; ja, die Vermutung ist begründet, daß zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten Protestanten sie gründlicher erforschen, besser verstehen und strenger innehalten werden als wir selbst.

Dies ist ganz naturgemäß zu erwarten; eben weil die Philosophie der Erziehung auf Wahrheiten der natürlichen Ordnung begründet ist. Wo die Sonne hell scheint, im warmen Klima des Südens, wissen die Eingeborenen nicht viel von Schutzmitteln gegen Kälte und Nässe. Freilich gibt es bei ihnen kalte, schneidende Winde; es gibt Frost und Regengüsse, aber nur hie und da, einen Tag oder eine Woche lang; sie ertragen die Unannehmlichkeit, so gut es eben geht, aber sie haben die Abwehr nicht zu einer Kunst ausgebaut; es ist ihnen nicht die Zeit wert; die Theorie der Erwärmung und Ventilation ist dem Norden vorbehalten. So verhalten sich Katholiken und Protestanten in der Wissenschaft der Erziehung; die Protestanten, die hauptsächlich von menschlichen Mitteln abhängen, machen naturgemäß die meisten ausfindig: Ihre einzige Hilfsquelle ist die Ausnützung dessen, was sie haben; »Wissen ist« ihre »Macht« und nichts anderes; sie sind die sorgfältigen Bebauer eines rauhen Bodens. Mit uns steht es anders; »funes ceciderunt mihi in praeclaris.« Wir sind im Besitz eines reichen Erbes. Dies kann uns zur Veranlassung werden (ich meine nicht, uns zu sehr auf das Gebet und den göttlichen Segen zu verlassen, denn das ist unmöglich; aber) wir vergessen manchmal, daß wir Ihm am besten gefallen und am meisten von Ihm erlangen, wenn wir nach der Fabel »unsere Schulter ans Rad legen«, wenn wir das, was wir von Natur aus besitzen, bis zum äußersten ausnützen und gleichzeitig ausschauen nach dem Übernatürlichen, in der Zuversicht des Glaubens und der Hoffnung.

Indessen, wir sind manchmal versucht, den Dingen ihren Lauf zu lassen, als ob sie so oder so zuletzt doch sicher gut ausgehen müßten; und so gehen wir unsern Weg, indem wir aus der Hand in den Mund leben, in Schwierigkeiten geraten und sie wieder loswerden, im großen und ganzen freilich mit Erfolg, aber mit Fehlschlägen im einzelnen, die zu vermeiden wären, und mit großer Unvollkommenheit oder Geringwertigkeit unserer Anstalten und Pläne, und daher mit mancher Enttäuschung, Entmutigung und Widerstreit der Meinungen. Ist damit in irgendeiner Weise der Stand der Sache getroffen, dann haben wir soweit sicherlich Grund, uns die Forschungen und die Erfahrung der Nicht-Katholiken zunutze zu machen, wenn wir uns dem Thema der Freien Erziehung zuwenden.

*Es liegt auch gewiß nichts Nachteiliges für die Stellung der Katholiken in solch einem Vorgehen. Die Kirche hat immer das Zeugnis und die Autorität Außenstehender angerufen und sich ihnen angeschlossen, wenn es sich um Sachen handelte, hinsichtlich derer sie sie für urteilsfähig hielt: und dies nach dem Grundsatz *Cuique in arte sua credendum*. Sie hat selbst Ungläubige und Heiden benutzt, wenn sie augenscheinlich die Wahrheit lehrten, so weit ihr Zeugnis reichte. Sie stützt sich auf Gelehrte, Kritiker und Altertumsforscher, die nicht ihrer Gemeinschaft angehören. Sie hat ihre theologische Lehre in die Sprache des Aristoteles gekleidet; Aquila, Symmachus, Theodotion, Origenes, Eusebius und Apollinaris, alle mehr oder weniger heterodox, haben Material für die frühen Exegeten geliefert. St. Cyprian nennt Tertullian seinen Meister; St. Augustin beruft sich auf Ticonius; Bossuet, in der Neuzeit, rühmte die Arbeiten des Anglikaners Bull; die Benediktiner, welche die Kirchenväter herausgeben, sind vertraut mit den Arbeiten von Fell, Ussher, Pearson und Beveridge. Papst Benedikt XIV. zitiert, wo es der Sache angemessen ist, die Werke von Protestanten ohne jede Zurückhaltung, und die neue französische Sammlung christlicher Apologeten enthält die Schriften von Locke, Burnet, Tillotson und Paley. Wenn ich also einen Schritt vorwärtskommen kann durch Anleihen bei den Anschauungen gewisser protestantischer Schulen hinsichtlich des Punktes, der zur Diskussion steht, so tue ich es, meine Herren, in dem Glauben, daß erstens die katholische Kirche in der Fülle ihrer göttlichen Erleuchtung stets von jeder beliebigen Wahrheit oder Weisheit Gebrauch gemacht hat, die sie in ihrer Lehre oder ihren praktischen Maßnahmen fand; und ferner, daß an bestimmten Orten oder zu bestimmten Zeiten ihre Kinder gleichfalls aus äußeren Anregungen oder Lehren, die sie nicht selbst für sie vorgesehen hat, Nutzen ziehen sollen.*

3.

Und hier kann ich noch einen dritten Grund anführen, warum ich beim Beginn auf das Verfahren protestantischer Körperschaften in Sachen der Großzügigen Erziehung zurückgreife. Es wird dazu dienen, mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie ich meinen Gegenstand überhaupt behandeln möchte. Beachten Sie denn, meine Herrn, ich habe nicht die Absicht, für irgendetwas, was ich sagen werde, die Autorität der Kirche oder irgendeine andere Autorität ins Feld zu führen; ich will vielmehr die Frage einfach auf dem Boden der menschlichen Vernunft und menschlichen Weisheit betrachten. Ich stelle abstrakte Forschungen an und suche festzustellen, was in sich selbst recht und wahr ist. Für

den Augenblick weiß ich sozusagen nichts von der Geschichte. Ich nehme die Dinge, wie ich sie vorfinde, ich habe nichts zu tun mit der Vergangenheit; ich nehme die Pflichten auf, die ich hier vorfinde, ich bemühe mich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, Lehren und Anschauungen zu fördern, die wahr in sich selbst, von Katholiken als solche anerkannt und mir persönlich vertraut sind; und dies ganz unabhängig von der Betrachtung von Fragen zu tun, die ohne mich und vor mir festgelegt worden sind. Ich bin der Anwalt und Diener eines großen Prinzips; aber nicht nur Anwalt und Diener, sonst stünde ich überhaupt nicht hier. Daß ich dieses Prinzip früher so kühn aufgefaßt und so herzhafte ergriffen habe, war wohl der Grund, warum man mich für dieses Amt erwählt hat, und für mich ist es die Veranlassung, es anzunehmen. Es wird mir autoritativ verbürgt, daß ein Prinzip förderlich ist, dessen Wahrheit ich immer gefühlt habe. Und ich spreche zu seinen Gunsten aufgrund seiner eigenen Verdienste, während die Autorität, die mich hierher stellt, mir nur Gelegenheit gibt, meine Sache vorzubringen, aber nicht meine Sache selbst begründet.

Und hier liegt noch ein vierter Grund vor, die Geschichte der protestantischen Institutionen zu befragen, wenn ich daran gehe, von dem Zweck und der Natur der Universitätserziehung zu sprechen. Das wird Sie daran erinnern, meine Herrn, daß ich es mit Fragen zu tun habe, bei denen es sich nicht bloß um unwandelbare Wahrheiten, sondern auch um praktische Erfahrung handelt. Es hätte mir schlecht angestanden, mich an einen Gegenstand zu wagen, über den Meinungsverschiedenheiten bestehen zwischen Menschen, die an Autorität und Namen so hoch über mir stehen, wobei es sich noch um gesellschaftliche Verhältnisse handelt, bezüglich deren ich so viel zu lernen habe, wenn darin ein Appell an geheiligte Wahrheiten beschlossen wäre oder die Festsetzung einer Norm des Verhaltens. Es wäre anmaßend von mir, so zu handeln, und ich gedenke es auch nicht zu tun. Sogar die Frage der Vereinigung der Theologie mit den weltlichen Wissenschaften, ihrer religiösen Seite nach, wurde, so leicht sie in abstracto zu lösen ist, der Schwierigkeit der Umstände entsprechend zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise entschieden. Not kennt kein Gebot, und wenn etwas praktisch ratsam ist, so kommt dies oft einem Notfall gleich. Unter vernünftigen Menschen, gleichgültig welcher Gedankenrichtung, gilt es nicht als Grundsatz, immer das zu tun, was bei abstrakter Betrachtung das Beste ist. Wo nicht geradezu eine Pflicht dagegen spricht, müssen wir oft etwas tun, weil es unter den obwaltenden Umständen das Beste ist, wogegen wir murren und uns auflehnen, indem wir es tun. Wir sehen, daß mehr versuchen weniger erreichen hieße; daß wir dies annehmen oder leer ausgehen müssen; und so söhnen wir uns notgedrungen mit etwas aus, dem wir sonst, wenn möglich, ferngeblieben wären. So mag ein System sogenannter weltlicher Erziehung, bei dem Theologie und Wissenschaften getrennt gelehrt werden, unter bestimmten zeitlichen oder örtlichen Verhältnissen das kleinste Übel sein; es kann lange Bestand haben; es kann gefährlich sein, sich damit abzugeben; es kann ausdrücklich als eine vorübergehende Einrichtung gekennzeichnet sein; es kann sich auf dem Wege der Verbesserung befinden; seine Nachteile können aufgehoben sein durch die Personen, von denen, oder die Bestimmungen, nach denen es gehandhabt wird.

Darum erlaubte in der Frühzeit die Kirche ihren Kindern, heidnische Schulen zu besuchen, um weltliche Fertigkeiten zu erwerben, was ohne Zweifel mindestens so große Übel mit sich brachte wie möglicherweise die gemischte Erziehung heutzutage. Die ehrwürdigsten Väter empfahlen für die christliche Jugend den Gebrauch heidnischer Erzieher; die heiligsten Bischöfe und Doktoren von höchster Autorität waren in ihrer Jugend von christlichen Eltern in heidnische Hörsäle geschickt worden. Und um nicht fremde Verhältnisse anzuführen, in unserer Zeit und in unserem Lande schien es, wenigstens für die ärmeren Klassen des Gemeinwesens, deren weltliche Fertigkeiten immer beschränkt sein müssen, den irischen Bischöfen am besten, darein zu willigen, daß in den sogenannten Nationalschulen ein System gemischter Erziehung im Lande eingeführt wurde. Ein solcher Stand der Dinge geht jedoch vorüber; was die Universitätserziehung angeht wenigstens, hat die höchste Autorität nun entschieden, daß der Plan, der abstrakt betrachtet der beste ist, sich auch in dieser Zeit und in diesem Lande am meisten empfiehlt.

4.

Und hier habe ich eine Gelegenheit, ein für allemal jene höhere Betrachtungsweise des Gegenstands dieser Vorträge anzuerkennen, die ich nach dieser förmlichen Anerkennung ausschalten möchte. Kirchliche Autorität, nicht Argumente, sind die oberste Regel und der angemessene Führer für Katholiken in Sachen der Religion. Sie hat stets das Recht einzugreifen, und bisweilen wird sie im Streit der Meinungen und Parteien aufgerufen, von diesem Recht Gebrauch zu machen. Sie hat kürzlich in unserer eigenen Angelegenheit davon Gebrauch gemacht: Sie ist eingetreten zu Gunsten eines reinen Universitätssystems für die katholische Jugend und hat jederlei Kompromiß oder Anpassung verboten. Natürlich muß ihre Entscheidung von ganzem Herzen angenommen und befolgt werden, und dies um so mehr, als ihre Entscheidung nicht einfach von den Bischöfen Irlands ausgeht, so groß ihre Autorität ist, sondern von der höchsten Autorität auf Erden, dem Stuhl Petri.

Überdies verlangt eine solche Entscheidung nicht nur unsere Unterwerfung, sondern hat Anspruch auf unser Vertrauen. Sie unterbindet nicht nur alle Maßregeln, sondern widerlegt ipso facto auch alle Überlegungen, die mit ihr unvereinbar sind. Durch die Auspicien, die sie mit sich bringt, durch den Ernst, mit dem sie auftritt, empfiehlt sie sich selbst. Ich kann mir z. B. denken, meine Herren, daß manche von denen, die meine Worte hören, geneigt sein mögen zu sagen, sie wollten gern die Grundsätze der Erziehung, die ich vertrete, von jedem Fehler freisprechen, nur nicht von dem der Unausführbarkeit. Ich kann mir vorstellen, wie sie mir versichern, jene Grundsätze seien ganz richtig und einleuchtend, einfach unwiderstehlich auf dem Papier, wie sie aber trotzdem behaupten, daß sie schließlich doch nur Träume von Menschen seien, die außerhalb der Welt leben und nicht sehen, welche Schwierigkeit es mache, den Katholizismus inmitten dieses herrlichen 19. Jahrhunderts überhaupt noch lebendig zu erhalten. Demonstriert sind jene Grundsätze freilich, aber sie werden keine Wirksamkeit entfalten. Ja, ich selbst habe soeben zugestanden, daß unter besondern Umständen das an sich nur Zweitbeste praktisch das Beste ist, weil das tatsächlich Beste nicht in Betracht kommt.

So ist, höre ich Sie zu sich selbst sagen, gegenwärtig der Stand der Dinge. Sie zählen einzeln die unzähligen Hindernisse auf, große und kleine, furchtbare oder doch ärgerliche, die einem auf Schritt und Tritt in den Weg kommen, wenn man es versucht, einen noch so armseligen Grundsatz, der in sich wahr und kirchlich ist, zur Ausbringung zu bringen. Sie berufen sich zu Ihrer Verteidigung auf weise und scharfsinnige Geister, die keineswegs Feinde des Katholizismus oder der irischen Hierarchie sind, und Sie haben keine Hoffnung oder vielmehr, Sie können es keineswegs glauben, daß man hier und da die Erziehung auf einen theologischen Grundsatz aufbauen oder junge Menschen von verschiedener Religion, so wie die Verhältnisse in ihrem Vaterland liegen, getrennt erziehen könnte. Je mehr Sie über den Stand der Politik, die Lage der Parteien, die Gefühle der Klassen und die Erfahrungen der Vergangenheit nachdenken, desto chimärischer erscheint es Ihnen, eine Universität anzustreben, die sich auf den Katholizismus als Grundprinzip aufbauen soll. Ja, selbst wenn der Versuch zufällig gelingen sollte, würden nicht die Übelstände seine Vorteile überwiegen? Wie groß wären die Opfer, wie mannigfach die Wege, auf denen er Vorbilder und Nachahmungen fände, wieviel offene und geheime Wunden würde der Staatskörper davontragen? Und wenn er fehlschlägt, wie zu erwarten steht, dann wird ein doppelter Nachteil daraus entstehen, daß er Übelstände anerkennt, die er nicht zu heilen vermag. Das sind Ihre schweren Ahnungen; und entsprechend der Kraft, mit der sie sich Ihnen aufdrängen, ist Ihre Angst und Sorge, daß Leute, die Sie lieben und verehren, sie sich aus diesem oder jenem Grunde nicht zu eigen machen werden.

5.

Dies, wiederhole ich, werden einige gute Katholiken zu mir sagen, und noch mehr als dies. Sie werden sich besser auszudrücken wissen, als ich zu ihren Gunsten für sie sprechen kann, ernster und pointierter, mit stärkeren Argumenten und einer größeren Fülle von Einzelheiten. Und ich will gleich offen gestehen, daß ich auf der hohen theologischen Auffassung der Universität beharren werde, ohne einen Versuch zu machen, ihre Argumente gegen die gegenwärtige Ausführbarkeit direkt zu beantworten. Ich sage nicht, daß es keine Antwort gibt; im Gegenteil, ich hege die zuversichtliche Erwartung, daß man diesen Einwendungen nur gerade ins Gesicht zu sehen braucht und sie werden verschwinden. Indessen, wie dem auch sein mag, es stünde mir nicht an, über die Sache mit Menschen zu streiten, die die Verhältnisse, die für unser Problem in Betracht kommen, so viel besser kennen als ich. Was weiß ich denn von dem Stand der Dinge in Irland, daß ich mir anmaßen könnte, mich mit eigenen Ideen, die doch nur zufällig richtig sein könnten, denen an die Seite zu stellen, die in ihrem Geburts- und Heimatlande sprechen? Nein, meine Herren, Sie sind die geborenen Richter über die Schwierigkeiten, von denen wir umgeben sind, und sie sind zweifellos größer, als ich es mir auch nur ausmalen oder es vorhersehen könnte. Lassen Sie mich, dem Argument zuliebe, alles zugeben, was Sie gegen unser Unternehmen zu sagen haben, und noch sehr viel mehr. Ihr Beweis für seine innere Unmöglichkeit soll ebenso zwingend sein wie der meine für seine theologische Ratsamkeit. Warum sollte ich so vorschnell und töricht sein, mich in Schwierigkeiten zu stürzen, die nicht eigens meine Sache sind? Warum sollte ich meine Stellung verlassen? Warum so halsstarrig und leichtfertig

Mißgeschick und Enttäuschungen aufsuchen, als ob ich nicht sicher wäre, daß mir auf jeden Fall genügend persönliche Prüfungen bevorstehen, auch wenn ich nicht ausgehe, um sie zu suchen?

Überlegungen wie diese wären entscheidend auch für die kühnsten und fähigsten Geister, abgesehen von einer einzigen Erwägung. Inmitten der uns umgebenden Schwierigkeiten habe ich einen Grund zur Hoffnung, nur einen Stützpunkt, aber einen ausreichenden, glaube ich, der mir als Ersatz für jedes andere mögliche Argument dient, der mich gegenüber aller Kritik ermutigt, der mich stärkt, wenn ich verzagen will, und auf den ich immer zurückkomme, wenn die Frage zur Sprache gebracht wird, ob die Sache möglich und ratsam ist. Das ist die Entscheidung des Heiligen Stuhls; St. Peter hat gesprochen, er hat das zur Pflicht gemacht, was uns so aussichtslos scheint. Er hat gesprochen und hat Anspruch darauf, daß wir ihm vertrauen. Er ist kein Einsiedler, kein isolierter Gelehrter, kein Träumer, der in der Vergangenheit lebt, kein Greis, der in Totes und Dahingegangenes vernarrt ist, kein Projektmacher, der Luftschlösser baut. Er lebt seit 1800 Jahren in der Welt, er hat alle möglichen Schicksale mit angesehen, alle Gegner bestanden, sich für alle Wechselfälle gerüstet. Wenn es je eine Macht auf Erden gab, die einen Blick für Zeitverhältnisse hatte, die sich auf das praktisch Mögliche beschränkte, die erfolgreich vorausszusehen verstand, deren Worte Taten waren und deren Befehle Prophezeiungen, so ist er es in der Geschichte der Zeiten, der von Geschlecht zu Geschlecht auf dem Stuhl der Apostel sitzt als Stellvertreter Christi und Lehrer seiner Kirche.

6.

So spricht nicht die Rhetorik, meine Herren, sondern die Geschichte. Wer die Partei des Apostels wählt, steht auf der Seite des Siegers. Er hat längst Bürgschaft geleistet für das Vertrauen, das er beansprucht. Von Anbeginn hat er sich in der weiten Welt umgesehen, deren Last er zu tragen hat; und je nach den Erfordernissen des Tages und den Eingebungen seines Herrn hat er jetzt dieses, dann jenes unternommen, aber alles zu seiner Zeit und nichts umsonst. Er traf zuerst auf ein Zeitalter der Verweichlichung und des Luxus gleich dem unsern, und dem Verfolger zum Trotz, dem es nicht an Hilfsmitteln seiner Grausamkeit gebrach, sammelte er bald aus allen Klassen der Gesellschaft, Sklaven, Soldaten, vornehmen Damen, Sophisten, Stoff genug, um daraus ein Volk zur Ehre seines Herrn zu bilden. Die wilden Horden brachen gleich einem reißenden Strom vom Norden herein, und Petrus ging ihnen entgegen und rief sie durch seinen bloßen Blick zur Besinnung zurück und hemmte sie mitten in ihrem Lauf. Sie wandten sich ab und überfluteten die ganze Erde, aber nur, um desto sicherer von ihm kultiviert zu werden und zehnmal mehr seine Kinder zu werden als die alte Bevölkerung, die sie überwandten. Gesetzlose Könige erhoben sich, scharfsinnig wie die Römer, ungestüm wie die Hunnen, doch in ihm fanden sie ihren Mann und wurden zerstreut, und er lebte weiter. Die Tore der Erde wurden nach Westen und Osten geöffnet, und die Menschen strömten hinaus, um Besitz zu ergreifen; doch er ging mit ihnen in der Person seiner Missionare, nach China, nach Mexico, von eifernder Liebe dahin fortgerissen, wohin jene Kinder der Welt von Unternehmungslust, Habsucht oder Ehrgeiz getrieben wurden. Hat es ihm im Fortgang bis zu dieser Stunde an Erfolgen gefehlt? Unterlag er in den Tagen unserer Väter im Kampf mit dem deutschen

Kaiser Josef und seinen Verbündeten, ferner mit einem Größeren, Napoleon und seinen Vasallenkönigen, daß er, wenn auch in einem anders gearteten Kampfe, in unsern Tagen unterliegen sollte? Was für graue Haare sind auf dem Haupte Judas, wessen Jugend ist erneuert wie des Adlers, wessen Füße sind wie der Hirsche Füße, und wer ist geborgen unter dem ewig wählenden Arm?

In den ersten Jahrhunderten der Kirche war all diese praktische Weisheit der Heiligen Kirche bloße Sache des Glaubens, aber jedes Zeitalter hat, indem es kam, den Glauben durch wirkliches Sehen bestärkt; und Schande über uns, daß nach einer in achtzehn Jahrhunderten gesammelten Erfahrung unsere Augen nicht scharf genug sind, um jene Siege zu sehen, die die Heiligen stets vorausgeschaut haben. Wir zuallerletzt, die Katholiken von Inseln, die einst in so besonderer Weise dank der Auspicien des Heiligen Stuhls in der Pflege und Ausbreitung des Wissens eins geworden sind, wir zuallerletzt dürfen seiner Weisheit mißtrauen und ihm Mißerfolge voraussagen, wenn er uns jetzt zu einer ähnlichen Mission aussendet. Ich kann nicht vergessen, daß, als Kelten und Sachsen gleicherweise im Zustand der Barbarei waren, der Stuhl Petri ihnen erst den Glauben und dann die Kultur gab. Und dann verband er sie zu einer Einheit durch das Siegel des Einen Auftrags, nun ihrerseits dem heidnischen Kontinent Heil und Licht zu bringen. Ich kann nicht vergessen, wie von Rom der glorreiche St. Patricius nach Irland entsandt wurde und ein so großes Werk vollbrachte, daß er keinen Nachfolger finden konnte, da alle Heiligkeit und Gelehrsamkeit, aller Eifer und alle Liebe, die sich nach seinem Tode zeigten, dem einen großen Impuls entsprangen, den er gab. Ich kann nicht vergessen, wie in gar nicht langer Zeit unter dem befruchtenden Hauch, der von dem Stellvertreter Christi ausging, aus einem Land voll heidnischen Aberglaubens ein wahres Wunder und eine Zufluchtsstätte für alle Völker wurde – ein Wunder an heiligem und profanem Wissen und eine Zufluchtsstätte für Religion, Literatur und Wissenschaft, wenn sie vom Kontinent durch eindringende Barbaren vertrieben wurden. Ich gedenke der Gastfreundschaft, die er den Pilgern frei gewährte, der Schriften, die er fremden Gelehrten freigebig zur Verfügung stellte, und der Gebete und Segnungen, der heiligen Bräuche, der feierlichen Gesänge, die Geber und Empfänger zugleich heiligten.

Ich kann auch nicht vergessen, wie mein englisches Vaterland mittlerweile die Sorgfalt dieses nimmermüden Auges auf sich lenkte; wie Augustin uns von Gregor geschickt wurde; wie er unterwegs verzagte, als er von unserer Wildheit hörte und ohne den Papst wie vor einem unmöglichen Unternehmen zurückgeschreckt wäre; wie er vorwärts gezwungen wurde »in Schwäche und Furcht und heftigem Zittern«, bis er die Eroberung der Insel für Christus vollbracht hatte. Und wiederum, wie es geschah, als nach Augustins Tod sein Werk ins Stocken geriet, daß ein anderer Papst, ebenso unermüdet, drei Heilige von Rom entsandte, um das Volk zu veredeln und zu bilden, das Augustin bekehrt hatte. Drei heilige Männer machten sich zusammen auf den Weg nach England, verschiedenen Nationen angehörig: Theodor, ein asiatischer Grieche, aus Tarsus; Adrian, ein Afrikaner; Bennett als einziger Sachse, denn Petrus kennt keinen Unterschied der Rassen bei seiner ökumenischen Arbeit. Sie kamen und brachten Theologie und Wissenschaft in ihrem Gefolge mit, Reliquien, Gemälde, Manuskripte der Heiligen Väter und der griechischen Klassiker; und Theodor

und Adrian gründeten Schulen, weltliche und Klosterschulen, über ganz England hin, während Bennett die große Bibliothek nach dem Norden brachte, die er in fremden Gegenden gesammelt hatte, und mit Plänen und Ornamenten aus Frankreich eine Kirche aus Stein erbaute, unter Ausrufung St. Peters, nach römischem Stil, »den er«, wie der Historiker Cressy sagt, »am meisten liebte«. Ich erinnere daran, wie der hl. Wilfrid, der hl. Johannes von Beverley, der hl. Beda und andere heiligmäßige Männer das gute Werk in den folgenden Generationen förderten und wie von dieser Zeit an die beiden Inseln England und Irland in einem trüben und dunkeln Zeitalter die beiden Leuchten der Christenheit waren und keine Ansprüche aneinander stellten und keine Gedanken an sich selbst kannten, sondern nur Freundschaftsdienste austauschten und in der Liebe wetteiferten.

7.

O denkwürdige Zeit, da St. Aidan und die irischen Mönche hinaufgingen nach Lindisfarne und Melrose und die sächsische Jugend unterrichteten, und da St. Cuthbert und St. Eata ihr Liebeswerk vergalteten! O gesegnete Tage des Friedens und Vertrauens, da der Kelte Mailduf nach Malmesbury im Süden vordrang, das seinen Namen geerbt hat, und dort die große Schule gründete, aus der St. Aldhelm hervorging! O köstliches Siegel und Zeugnis evangelischer Einigkeit, da, wie Aldhelm der Reihe nach erzählt, die Engländer nach Irland gingen »zahlreich wie die Bienen«, die Sachsen St. Egbert und St. Willibrod, die Prediger für die heidnischen Friesen, die Fahrt nach Irland machten, um sich für ihr Werk vorzubereiten; und da von Irland die beiden edlen Ewalds, ebenfalls Sachsen, nach Deutschland gingen, um sich die Märtyrerkrone zu verdienen! Wahrlich, eine Zeit so reich an Gnade, Friede, Liebe und guten Werken konnte nicht von langer Dauer sein; aber wenn das Licht sie auch verlassen sollte, so waren doch die Schwesterinseln bestimmt, es nicht untergehen zu lassen, sondern es gemeinsam weiterzugeben. Es kam die Zeit, wo das benachbarte Festland an der Reihe war, die Mission zu tragen, die sie so lange und so gut erfüllt hatten; und als sie ihr ehrwürdiges Amt übergaben taten sie es, getreu dem 200jährigen Bündnis, in einem gemeinsamen Akt. Alkuin war Zögling der Engländer wie der irischen Schulen; und als Karl der Große Wissenschaft und Schrifttum in seinem Frankenreich neu beleben wollte, war Alkuin, der Vertreter der Sachsen und Kelten, das Haupt derer, die es unternahmen, dem Verlangen des großen Kaisers zu genügen. So wurde die Schule von Paris gegründet, aus der im Lauf der Jahrhunderte die berühmte Universität, der Stolz des Mittelalters hervorging.

Die Vergangenheit kehrt nie wieder; der Lauf der Ereignisse, alt im Gewebe, ist ewig neu doch in Farbe und Form. England und Irland sind nicht, was sie früher waren, aber Rom ist, was es war, und St. Petrus ist derselbe: sein Eifer, seine Liebe, seine Mission, seine Gaben sind alle dieselben geblieben. Er machte einst die beiden Inseln zu einer, indem er ihnen eine gemeinsame Lehraufgabe übertrug; und sicherlich gibt er uns jetzt eine gleiche Mission, und wir werden wiederum eins werden, wenn wir sie mit Liebe und Eifer erfüllen.

II. VORTRAG THEOLOGIE ALS EIN ZWEIG DES WISSENS

Zwei Fragen waren es, auf welche ich am Beginn meines ersten Vortrags Ihre Aufmerksamkeit lenkte, meine Herren, weil sie gegenwärtig von besonderer Wichtigkeit und von besonderem Interesse sind: erstens, ob es mit der Idee des Universitätsunterrichts vereinbar ist, der Theologie einen Platz unter den Wissenschaften zu versagen, die dort gelehrt werden; ferner, ob es mit jener Idee vereinbar ist, die nützlichen Fertigkeiten und Kenntnisse zu seiner eigentlichen und hauptsächlichen Aufgabe zu machen, unter Vernachlässigung jener edlen Beschäftigungen und Übungen des Geistes, in denen man früher seinen Hauptberuf sah. Diese beiden Fragen bilden das Thema für das, was ich Ihnen vorzutragen habe, und ich werde nun mit der ersten beginnen.

1.

Es ist eben jetzt Mode, wie Sie wohl wissen, sogenannte Universitäten zu gründen, ohne darin irgendwelche theologischen Lehrstühle vorzusehen. Derartige Einrichtungen gibt es hier sowohl wie in England. Ein solches Vorgehen erscheint mir, obwohl es von Schriftstellern der vorigen Generation mit vielen einleuchtenden Argumenten und einem großen Aufgebot an Geist verteidigt wurde, als eine intellektuelle Absurdität; und meine Begründung dafür nimmt, so überraschend es kommen mag, die Form eines Syllogismus an: Eine Universität, möchte ich sagen, beansprucht schon allein durch ihren Namen, universales Wissen zu lehren; Theologie ist sicherlich ein Zweig des Wissens; wie kann sie also alle Zweige des Wissens für sich in Anspruch nehmen und doch von ihren Unterrichtsgegenständen einen ausschließen, der mindestens ebenso wichtig und umfassend ist wie jeder andere? Soviel ich sehe, läßt keine der beiden Prämissen dieses Beweises einen Einwand zu.

Was den Umfang des Universitätsunterrichts angeht, so ist der Name Universität sicherlich unvereinbar mit Einschränkungen irgendwelcher Art. Aus welchem Grunde man auch ursprünglich diese Bezeichnung gewählt haben mag, was nicht bekannt ist, ich will ihr nur ihren gewöhnlichen, ihren anerkannten Sinn beilegen, wenn ich sage, daß eine Universität universales Wissen lehren solle. Daß dieser universale Unterricht in den höchsten Schulen für die Bildung des Geistes eine wirkliche Notwendigkeit ist, das will ich nach und nach zeigen; hier genügt es zu sagen, daß diese Universalität von denen, die über das Thema geschrieben haben, als das eigentliche Charakteristikum der Universität angesehen wird im Gegensatz zu andern Unterrichtsstätten. So definiert sie Johnson in seinem Lexikon als »eine Schule, wo alle Künste und Fertigkeiten gelehrt werden«; und Mosheim, der als Historiker schreibt, sagt, daß vor dem Aufblühen der Universität Paris – z. B. in Padua, Salamanca oder Köln – »nicht der ganze Umkreis des damals bekannten Wissens gelehrt wurde«; daß aber die Schule von Paris, »die alle andern in verschiedener Hinsicht übertraf, wie in der Zahl der Lehrer und Studenten, als erste alle Künste und Wissenschaften umfaßte und darum als erste eine Universität wurde«.

Wenn wir mit andern Autoren der Ansicht sind, daß das Wort von der Einladung abgeleitet ist, die es qua Universität an alle Arten von Studierenden ergehen läßt, so ist doch das Ergebnis dasselbe; denn wenn bestimmte Wissenszweige ausgeschlossen wären, so wären natürlich die Studenten gleichfalls ausgeschlossen, die sich ihnen zu widmen wünschten.

Ist es also logisch möglich, daß sich eine Unterrichtsstätte Universität nennt und die Theologie von ihren Studien ausschließt? Und weiterhin, ist es zu verwundern, wenn Katholiken, auch rein nach Vernunftgründen, abgesehen von Glauben wie religiöser Pflicht, unzufrieden sind mit bestehenden Einrichtungen, die sich für Universitäten ausgeben und es ablehnen, Theologie zu lehren; und daß sie infolgedessen Universitätsstätten zu besitzen wünschen, die nicht nur christlicher, sondern philosophischer in ihrem Aufbau, umfassender und tiefer in dem, was sie vorsehen, sind?

Aber das muß man natürlich zuerst einräumen, daß Theologie eine Wissenschaft ist, und zwar eine wichtige; so will ich denn meine Begründung in eine strengere Form bringen. Ich sage also, wenn eine Universität der Natur der Sache nach eine Unterrichtsstätte ist, wo universales Wissen gelehrt wird, und wenn an einer bestimmten sogenannten Universität das Thema der Religion ausgeschaltet ist, so sind nur zwei Schlüsse möglich – entweder das Gebiet der Religion ist eine reine Wüste, was wirkliches Wissen anlangt, oder an einer solchen Universität fehlt ein eigener, wichtiger Zweig des Wissens. Ich sage, der Verteidiger einer solchen Einrichtung muß dies sagen oder jenes; er muß entweder bekennen, daß es wenig oder gar kein Wissen über das Höchste Wesen gibt oder daß seine Unterrichtsstätte sich für etwas ausgibt, was sie nicht ist. Dies ist die These, die ich aufstelle und auf der ich als auf dem Thema dieses Vortrags beharren werde. Ich wiederhole, ein Vergleich zwischen religiösen Parteien, wie er in der Einrichtung einer Universität ohne religiöses Bekenntnis beschlossen ist, enthält es in sich, daß diese Parteien anderer Ansicht sind – nicht etwa daß ihre eigenen jeweiligen Ansichten in moralischer oder praktischer Hinsicht ohne Gewicht wären – das natürlich nicht; aber doch jedenfalls so viel, daß sie nicht Wissen sind. Wären sie in ihrem Herzen davon überzeugt, daß ihre persönlichen Ansichten über Religion, wie sie auch sein mögen, absolut und objektiv wahr seien, dann wäre es unbegreiflich, wie sie ihnen die Schmach antun könnten, darein zu willigen, daß sie an einem Institut ausgeschaltet würden, das der Natur der Sache nach – seiner Idee und seinem Namen nach – verpflichtet ist, jeden beliebigen Zweig des Wissens zu vertreten.

2.

Ich denke, man wird finden, daß darüber kein Wort weiter zu verlieren ist. Ich gestehe dann vollkommen zu, daß Menschen, die sich um eines gemeinsamen Zweckes willen zusammenschließen, ganz selbstverständlich zu Gunsten der Vorteile, die aus einem gemeinsamen Vorgehen erwachsen, manche persönlichen Meinungen und Wünsche opfern und die geringfügigen Differenzen, wie man gemeinhin sagt, die zwischen Mensch und Mensch bestehen, unter den Tisch fallenlassen müssen. Nicht zwei Menschen sind wohl zu finden, die – mögen sie auch noch so vertraut sein, noch so übereinstimmend in Geschmack und Urteil, noch so eifrig bemüht, ein Herz und eine Seele zu sein –

sich nicht einer um des andern willen vieles versagen müßten, was sie lieben oder wünschen, wenn sie glücklich zusammenleben sollen. Kompromiß, in einem weiten Sinn des Wortes, ist das erste Prinzip der Vereinigung; und wer immer auf dem vollen Genuß seiner Rechte besteht und auf seinen Meinungen ohne Duldung für die seines Nächsten und auf seinem eigenen Weg in allen Dingen, der will bald alle Dinge ganz für sich haben und niemanden zum Teilhaber. Doch so wahr dies zugestandenermaßen ist – es gibt doch andererseits eine Grenze für diese Kompromisse, mögen sie auch noch so notwendig sein; und diese ist gesetzt durch den Vorbehalt, daß die Differenzen, die man aufgibt, nur »geringfügige« sein dürfen oder daß von dem Hauptziel der Vereinigung durch die Zugeständnisse, die man sich gegenseitig macht, nichts geopfert werden darf. Jedes Opfer, das jenes Ziel gefährdet, zerstört das Prinzip der Vereinigung, und niemand, der auf Konsequenz Anspruch erhebt, kann sich daran beteiligen.

Wenn z. B. Leute von verschiedenem religiösen Bekenntnis sich zusammentun zur Verbreitung sogenannter »evangelischer« Traktate, so geschieht es in dem Glauben, da das allseits anerkannte Ziel ihrer Vereinigung das geistliche Wohl ihrer Nächsten sei, so könnten keinerlei religiöse Ermahnungen, gleichgültig welchen Charakters, in einen prinzipiellen Gegensatz zu diesem Wohl geraten, wenn sie nur treu auf dem Boden der lutherischen Rechtfertigungslehre stehen. Wenn sie ferner übereinkommen, die protestantische Bibel zu drucken und zu verbreiten, so geschieht es, weil sie alle miteinander an dem Prinzip festhalten, daß, so ernsthaft auch die Unterschiede in ihrem religiösen Gefühl sein mögen, doch alle diese Unterschiede dahinschwinden vor dem einen großen Prinzip, das in dieser Verbreitung zum Ausdruck kommt – daß die Bibel, die ganze Bibel und nur die Bibel die Religion der Protestanten darstellt. Würde dagegen der Ausschluß einer solchen Vereinigung in die Exemplare der genannten Bibel, die sie verkaufen, Traktate einfügen, und zwar Traktate, die das athanasianische Credo empfehlen oder das Verdienst der guten Werke, dann dürfte sich meiner Ansicht nach jedes Mitglied, das unterschrieben hat, mit gutem Recht über ein Vorgehen beklagen, welches das Prinzip des Privaturteils als alleinige wahre Auslegung der Schrift gefährdet. Diese Fälle erläutern zur Genüge meine allgemeine These, daß Vereinigungen und Verbände, die um eines Zieles willen gebildet sind, ihr Leben in der Verfolgung dieses Zieles haben und jeden Sinn verlieren, sobald jenes Ziel gefährdet oder beeinträchtigt wird.

Wenn also eine Anzahl von Personen auftreten, nicht als Politiker, nicht als Diplomaten, Gesetzgeber, Handelsleute oder Forscher, sondern mit dem alleinigen Zweck, das allgemeine Wissen zu fördern, dürfen wir ihnen erlauben, gar manches zu opfern – Ehrgeiz, guten Ruf, Muße, Bequemlichkeit, Parteiinteressen, Gold; eins dürfen sie nicht opfern – das Wissen selbst. Wenn das Wissen ihr Ziel ist, so brauchen sie natürlich nicht auf ihren Privatansichten über alte oder neuere Geschichte, über Nationalwohlstand oder das Gleichgewicht der Mächte zu bestehen; sie brauchen natürlich nicht zurückzuschrecken vor der Mitwirkung derer, die entgegengesetzte Ansichten vertreten; aber das müssen sie fest vereinbaren, daß das Wissen selbst nicht gefährdet wird; und was jene Ansichten irgendwelcher Art angeht, die sie bereit sind fallenzulassen, so ist es klar, daß sie sie als Meinungen und nichts mehr

erachten, so teuer, so wichtig sie ihnen persönlich auch sein mögen; Meinungen, die geistreich, bewundernswert, reizvoll, segensreich, förderlich sein mögen, aber nicht den Namen Wissen oder Erkenntnis verdienen. So würde niemand darauf bestehen, daß die Lehre von Malthus ein sine qua non für eine Unterrichtsstätte darstelle, wenn er es nicht als reine Unwissenheit ansähe, kein Anhänger von Malthus zu sein; und niemand wäre bereit, auf die Newtonsche Theorie zu verzichten, der ihre Wahrheit für erwiesen hält im selben Sinn, wie Sonne und Mond wahrhaft existieren. Wenn also an einem Institut, das alles Wissen vorträgt, über das höchste Wesen nichts vorgetragen, nichts gelehrt wird, so liegt klar auf der Hand, daß jeder einzelne, der dies Institut verteidigt, wenn er als ein konsequenter Mensch angesehen werden soll, sich deutlich dafür ausspricht, daß über das Höchste Wesen nichts Gewisses bekannt ist, nichts, was Anspruch darauf erheben könnte, als materiale Bereicherung des in der Welt vorhandenen Wissensschatzes angesehen zu werden. Stellt es sich andererseits heraus, daß Beträchtliches über das Höchste Wesen erkannt ist, sei es durch Vernunft oder Offenbarung, dann behauptet das fragliche Institut, jegliche Wissenschaft zu vertreten, und läßt doch die vornehmste beiseite. In einem Wort, so stark die Behauptung erscheinen mag, ich sehe nicht, wie ich um sie herumkommen könnte, und haben Sie Nachsehen mit mir, wenn ich sie wage, nämlich: Solch ein Institut kann nicht sein, wofür es sich ausgibt, wenn es einen Gott gibt. Ich möchte nicht pathetisch werden; aber gerade durch den starken Ausdruck wird es recht deutlich, daß ein Göttliches Wesen und eine so eingerichtete Universität nicht zugleich existieren können.

3.

Indessen, dies mag manchem noch als ein zu plötzlicher Schluß erscheinen, und er wird sich nicht dabei beruhigen können: Welche Antwort, meine Herren, soll man darauf geben? Vielleicht diese: Man wird sagen, daß es verschiedene Arten oder Sphären des Wissens gibt, menschliches, göttliches, den Sinnen entstammendes, intellektuelles und dgl., und daß die Universität gewiß an allen Spielarten des Wissens teilhat, die in ihrer eigenen Linie liegen, daß sie aber eben ihre eigene Linie hat. Sie betrachtet, sie behandelt ein bestimmtes System, einen bestimmt umrissenen Kreis des Wissens. Ich verstehe die Bemerkung, aber ich versichere Ihnen, ich verstehe nicht, wie sie auf die in Frage stehende Sache Anwendung finden kann. Ich kann meine Definition des Gegenstandes des Universitätswissens nicht so konstruieren und die Grenzlinien so darum ziehen, daß alle anderen Wissenschaften, die man gemeinhin an Universitäten studiert, darin eingeschlossen sind und die Wissenschaft von der Religion davon ausgeschlossen. Sollen wir z. B. unsere Idee des Universitätswissens durch die sinnliche Evidenz abgrenzen? dann schließen wir die Ethik aus; durch Intuition? so schließen wir die Geschichte aus; durch Zeugnisse? so schließen wir die Metaphysik aus; durch abstrakte Erwägungen? so schließen wir die Physik aus. Ist uns nicht das Dasein eines Gottes durch Zeugnisse belegt, durch die Geschichte überliefert, durch ein induktives Verfahren dargetan, wird es uns nicht mit metaphysischer Notwendigkeit nahegebracht, in den Eingebungen unseres Gewissens aufgedrängt? Es ist eine Wahrheit innerhalb der natürlichen wie der übernatürlichen Ordnung. Soviel über ihren Ursprung; und wenn wir sie erlangt haben, welche Bedeutung hat sie für uns? Ist es eine große

Wahrheit oder eine geringfügige? Ist es eine umfassende Wahrheit? Sagt, daß es nie eine andere religiöse Idee außer ihr gegeben hat, und ihr habt genug, um die ganze Seele zu erfüllen; ihr habt zugleich ein ganzes dogmatisches System. Das Wort »Gott« ist allein eine Theologie, unteilbar eins, unerschöpflich mannigfaltig in der Weite und Einfachheit seiner Bedeutung. Gebt zu, daß ein Gott ist, und ihr führt unter den Gegenständen eures Wissens eine Tatsache ein, die jede andere begreifliche Tatsache umfaßt, einschließt, verschlingt. Wie können wir irgendeinen Teil irgendeines Systems des Wissens erforschen und Halt machen vor dem, was in jedes System eingeht? Alle wahren Grundsätze erfüllen sich in ihm, alle Phänomene konvergieren nach ihm hin; es ist wahrhaft das Erste und das Letzte. In Wort und Begriff freilich ist es leicht, das Wissen in göttliches und menschliches, weltliches und religiöses einzuteilen und festzulegen, daß wir uns dem einen zuwenden wollen, ohne mit dem andern etwas zu tun zu haben; de facto aber ist es unmöglich. Zugestanden, daß sich göttliche Wahrheit von menschlicher der Art nach unterscheidet, so unterscheiden sich auch menschliche Wahrheiten der Art nach voneinander. Wenn das Wissen des Schöpfers von anderer Ordnung ist als das Wissen des Geschöpfes, so ist gleichermaßen metaphysisches Wissen von anderer Ordnung als physisches, Physik von anderer als Geschichte, Geschichte als Ethik. Der ganze Umkreis des weltlichen Wissens wird euch gleich in Stücke brechen, wenn ihr die Zerstückelung mit dem göttlichen beginnt.

Ich habe bisher nur von der Natürlichen Theologie gesprochen; mein Argument gewinnt natürlich an Kraft, wenn ich zur Offenbarung übergehe. Wird die Wahrheit der Lehre von der Inkarnation zugestanden – hat sie dann nicht zugleich die Natur eines historischen und eines metaphysischen Faktums? Läßt man es als wahr gelten, daß es Engel gibt – wie wäre das nicht ein Gegenstand des Wissens im selben Sinn wie die Versicherung des Naturforschers, daß Myriaden von Lebewesen auf der Spitze einer Nadel zugleich existieren könnten? Daß die Erde von Feuer verzehrt werden soll, ist, wenn es wahr ist, ein ebenso bedeutsames Faktum wie dies, daß riesige Ungeheuer einst in ihren Tiefen spielten; daß der Antichrist kommen soll, ist eine ebenso kategorische Überschrift für ein Kapitel der Geschichte, wie daß Nero oder Julian Kaiser von Rom war; daß göttlicher Einfluß den Willen bewegt, ist kein geheimnisvollerer Gegenstand des Nachdenkens als die Einwirkung des Willens auf unsere Muskeln, die wir in der Metaphysik als Faktum zugeben.

Ich sehe nicht, wie es einem philosophischen Geist möglich sein kann, erstens diese religiösen Tatsachen für wahrzuhalten, zweitens auf das Wissen von ihnen zu verzichten und drittens fernerhin zu behaupten, daß er allzeit de omni scibili lehrt. Nein, wenn jemand innerlich überzeugt ist, daß diese religiösen Tatsachen der Wahrheit entbehren, daß sie nicht wahr sind in dem Sinn, in dem die allgemeine Tatsache und das Gesetz, nach dem ein Stein zur Erde fällt, wahr ist, so verstehe ich, daß er die Religion von seiner Universität ausschließt, wenn er auch andere Gründe für ihren Ausschluß vorbringt. In diesem Fall ist die Mannigfaltigkeit der religiösen Meinungen, mit der er sein Verhalten deckt, nicht nur sein Verteidigungsgrund dafür, daß er öffentlich die Religion verleugnet, sondern zugleich die Ursache seines persönlichen Unglaubens. Er glaubt nicht, daß irgendetwas über den Ursprung der Welt oder das Ziel des Menschen für gewiß erkannt ist oder erkannt werden kann.

4.

Dies, fürchte ich, ist der Schluß, zu dem klare, logische und konsequente Geister gekommen sind oder kommen, rein durch die Natur der Sache; und ach! zu dieser Vermutung prima facie kommen nun wirkliche Tendenzen, die in derselben Richtung gehen innerhalb des Protestantismus, ob man ihn nun betrachtet, wie er seiner ursprünglichen Idee nach ist, oder in der sogenannten Evangelischen Bewegung, die sich während des letzten Jahrhunderts auf diesen Inseln gezeigt hat. Die religiöse Welt, wie man so sagt, hält allgemein gesprochen daran fest, daß die Religion keine Sache des Wissens, sondern des Gefühls oder der Empfindung ist. Der alte katholische Gedanke, der noch in der Staatskirche nachwirkt, war der, daß der Glaube ein intellektueller Akt ist, sein Gegenstand Wahrheit und sein Ergebnis Wissen. So werden Sie, wenn Sie in das Anglikanische Gebetbuch sehen, bestimmt abgegrenzte credenda so gut finden wie bestimmt abgegrenzte agenda. Doch in dem Maße, wie die lutherische Hefe fortwirkte, wurde es modern zu sagen, der Glaube sei ein Gefühl, eine Gemütsbewegung, ein Affekt, ein Begehren; und wie diese Auffassung des Glaubens sich behauptete, so geriet die Verbindung des Glaubens mit Wahrheit und Wissen mehr und mehr in Vergessenheit oder wurde abgeleugnet. Schließlich wurde die Identität dieser (sogenannten) Religiosität des Herzens mit der Kraft des Glaubens allenthalben anerkannt. Einige Leute freilich mißbilligten den fraglichen Pietismus, andere billigten ihn; aber ob sie ihn bewunderten oder anerkannten, die eine und die andere Partei befanden sich in Übereinstimmung bezüglich des Hauptpunktes, nämlich in der Ansicht, daß dies wirklich seiner Substanz nach Religion sei und nichts anderes; daß die Religion sich nicht auf Beweisgründe, sondern auf Geschmack und Gefühl stütze, daß in der Lehre nichts Objektives, sondern alles subjektiv sei. Ich sage, auch die, welche das affektierte Wesen durchschauten, in das die religiöse Schule, von der ich spreche, sich hüllte, kamen schließlich zu der Ansicht, die Religion bestehe in etwas, was intellektuelle Betätigung ausschliesse, in den Affekten, der Einbildungskraft, in inneren Anmutungen und Tröstungen, in angenehmen Erregungen, plötzlichen Verwandlungen und erhabenen Phantasien. Sie lernten es zu glauben und für verbürgt zu halten, daß die Religion nichts weiter sei als eine Erfüllung der Bedürfnisse der menschlichen Natur, nicht eine äußere Tatsache und ein Werk Gottes. Es gab, so schien es, ein Verlangen nach Religion, und darum gab es eine Erfüllung; die menschliche Natur konnte nicht ohne Religion auskommen, so wenig wie ohne Brot; eine Erfüllung war unbedingt notwendig, ob gut oder schlecht, und wie bei den Gegenständen des täglichen Unterhalts war etwas tatsächlich Geringwertiges besser als überhaupt nichts. So war die Religion nützlich, ehrwürdig, schön, die Sanktion der Ordnung, die Stütze der Regierung, der Zaum für Eigenwillen und Eigenliebe, an die die Gesetze nicht heranreichen – doch bei alledem, worauf war sie begründet? Nun, das war eine Frage, die zu stellen bedenklich, die zu beantworten unklug war; doch wenn die Wahrheit gesagt werden mußte, wenn auch widerstrebend, so war das Kurze und Lange der Sache dies, daß die Religion sich auf Brauch, auf Vorurteil gründete, auf Gesetz, auf Erziehung, auf Gewohnheit, auf Loyalität, auf Feudalismus, auf erleuchtete Erfahrung, auf viele, viele Dinge, nur

nicht auf die Vernunft; Vernunft war weder ihr Bürge noch ihr Werkzeug, und die Wissenschaft hatte so wenig Verbindung mit ihr wie die Moden der Saison oder der Stand des Wetters.

Sie sehen, meine Herren, wie eine Theorie oder Philosophie, die mit den religiösen Wandlungen des 16. Jahrhunderts begann, zu Schlüssen geführt hat, welche die Urheber jener Wandlungen als erste angreifen würden, und aufgenommen wurde von jener großen und einflußreichen Vereinigung, die unter dem Namen »liberal« oder »latitudinarisch« einhergeht; und wie es da, wo sie herrscht, natürlich unvernünftig ist, für die Religion einen Lehrstuhl an einer Universität zu verlangen, so unvernünftig, als wollte man einen für Feingefühl, für Ehrgefühl, für Patriotismus, Dankbarkeit, Mutterliebe oder gute Kameradschaft verlangen, Vorschläge, die einfach sinnlos wären.

5.

Nun will ich zur Erläuterung dessen, was ich sagte, an erster Stelle einen Staatsmann heranziehen, doch einen, der nicht nur dies ist, keinen bloßen Politiker, keinen der in Stellen und Stimmen handelt oder auf der Stockbörse, sondern einen Philosophen, einen Redner, einen, dessen Beruf, dessen Ziel es stets gewesen ist, das Schöne, das Vornehme, das Edle zu fördern. Ich kann den berühmten Vortrag des berühmten Mannes, auf den ich Bezug nehme, nicht vergessen; eines Mannes, der als erster seinen besondern Weg gegangen ist und der überdies (und das ist von Wichtigkeit für meinen Zweck) so sehr wie nur irgendeiner unter den Lebenden daran mitgewirkt hat, dem Prinzip der Trennung von weltlichem und religiösem Wissen auf unseren Inseln die öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Dieser glänzende Denker hielt in der Zeit, in der er sich zugunsten dieses Prinzips bemühte, einen Vortrag oder eine Rede bei Gelegenheit einer öffentlichen Feier; und bezüglich des Einflusses des allgemeinen Wissens auf den religiösen Glauben sprach er wie folgt:

»Wenn die Menschen sich nicht mehr blind in Unwissenheit führen lassen, werden sie auch nicht mehr dem niedrigen Prinzip folgen, ihre Mitgeschöpfe nicht nach dem inneren Wert ihrer Handlungen, sondern nach der zufälligen Übereinstimmung der Meinungen zu beurteilen und zu behandeln. Die große Wahrheit ist endlich bis an alle Grenzen der Erde vorgedrungen«, und er druckt es in großen Lettern, »daß ein Mensch dem andern nicht mehr Rechenschaft abzulegen braucht über seinen Glauben, über den er selbst keine Kontrolle hat. Von nun an wird nichts mehr uns dazu vermögen, jemanden zu loben oder zu tadeln für etwas, woran er so wenig etwas ändern kann wie an der Farbe seiner Haut oder der Höhe seines Wuchses.« Sie sehen, meine Herren, wenn dieser Philosoph die Sache entscheiden soll, sind religiöse Ideen so weit davon entfernt, Realität zu besitzen oder etwas über sie Hinausliegendes zu repräsentieren, sind ebenso wahrhaft Besonderheiten, Eigentümlichkeiten, Zufälligkeiten des Individuums wie der Umstand, daß es den Wuchs eines Feuerländers oder die Züge eines Negers hat.

Aber vielleicht war dies die Rhetorik eines erregten Moments. Weit davon entfernt, meine Herren, oder ich hätte nicht bei den Worten eines reichen Geistes verweilen dürfen, die vor so langer Zeit gesprochen wurden. Was Herr Brougham im Jahre 1825 als Prinzip aufstellte, das tönt uns nun, im Jahre

1852, von allen Seiten mit immer wachsendem Zutrauen und Erfolg entgegen. Ich schlage die Protokolle des Ausschusses des Rates für Erziehung aus den Jahren 1848–50 auf, die beiden Häusern des Parlaments auf Befehl Ihrer Majestät vorgelegt wurden, und ich finde, daß ein Schulinspektor Ihrer Majestät auf S. 467 des zweiten Bandes die Gebiete, die gewöhnlich in den besseren Klassen der Elementarschulen behandelt werden, in vier einteilt: das Wissen von den Zeichen, nämlich Lesen und Schreiben; von den Tatsachen, nämlich Geographie und Astronomie; von Beziehungen und Gesetzen, Mathematik; und schließlich das Gebiet der Empfindung, wie z. B. Poesie und Musik. Nun fiel es mir beim ersten Blick auf diese Einteilung bei, mich zu fragen, ohne mich zu vergewissern, wie sich der Verfasser selbst über die Sache schlüssig würde, unter welche dieser vier Titel die Religion fallen würde oder ob sie überhaupt unter einen davon falle. Ließ er sie beiseite als zu zart und geheiligt, um mit irdischen Studien aufgezählt zu werden? Oder hatte er sie deutlich vor Augen, als er seine Einteilung machte? Jedenfalls konnte ich wirklich unter dem ersten oder dem zweiten oder dem dritten Titel einen Platz dafür finden; denn sie hat mit Tatsachen zu tun, da sie von dem aus sich selbst Existierenden spricht; sie hat mit Relationen zu tun, da sie von dem Schöpfer spricht; sie hat mit Zeichen zu tun, da sie sagt, wie man in der richtigen Weise von Ihm zu sprechen hat. Nur mit einem Titel der Einteilung konnte ich sie nicht in Verbindung bringen, nämlich mit der Empfindung; denn ich vermute, Musik und Poesie, die der Verfasser als einzige Beispiele für das Gebiet der Empfindung bringt, haben wenig mit der Wahrheit zu tun, die doch der hauptsächlichste Gegenstand der Religion ist! Denken Sie sich also meine Überraschung, meine Herren, als ich entdeckte, daß es gerade der vierte Titel war, den sich der Schreiber des fraglichen Berichts ausgesucht hatte als geeignetste Rubrik, um die Religion unterzubringen. »Das Gebiet der Empfindung«, sagt er, »umfaßt das Lesen in höherem Sinn, Poesie, Musik zusammen mit sittlicher und religiöser Erziehung.« Es liegt mir fern, diesen Verfasser um seiner selbst willen anzuführen, weil ich keineswegs den Wunsch hege, die Gefühle eines Ehrenmannes zu verletzen, der sich nur eifrig bemüht, peinliche Pflichten zu erfüllen; doch indem ich ihn als ein Beispiel der weitverbreiteten gedanklichen Richtung, der er angehört, nehme, frage ich, was klarer als ein so aufrichtiges Geständnis beweisen kann, daß nach der Anschauung seiner Schule die Religion nicht Wissen ist noch irgendetwas mit Wissen zu tun hat und von den Unterrichtskursen der Universität ausgeschlossen ist, nicht bloß weil politische oder soziale Hindernisse den Ausschluß unvermeidlich machen, sondern weil sie da gar nichts zu suchen hat, weil sie als eine Sache des Geschmacks, der Empfindung, der subjektiven Meinung anzusehen ist und als nichts mehr?

Der Verfasser bekennt sich selbst zu diesem Schluß in der Auseinandersetzung, in die er sogleich eintritt und in der er sagt: »Entsprechend der vorgeschlagenen Einteilung wird die wesentliche Idee aller religiösen Erziehung in der unmittelbaren Pflege der Gefühle bestehen.« Was wir also im Auge haben, worauf wir abzielen, wenn wir eine religiöse Erziehung geben, ist, wie es scheint, nicht die Übermittlung irgendwelchen Wissens, sondern die Befriedigung eines gewissen Sehns nach dem Unsichtbaren, das sich gegen unsern Willen in unserer Seele zu regen pflegt, die Ausstattung der Seele

mit einem Mittel der Selbstbeherrschung, ihre Erfüllung mit den schönen Ideen, die Heilige und Weise herausgearbeitet haben, ihre Verschönerung durch die glänzenden Farben himmlischer Frömmigkeit, ihre Ausbildung in der Poesie der religiösen Hingabe, der Musik wohl abgestimmter Gefühle und dem Luxus des Wohltuns. Was den Intellekt angeht, so ergibt es sich als unvermeidlich im Bau der menschlichen Seele begründet, daß er geübt werden muß, sooft man moralische Eindrücke empfängt, aber die Ergebnisse dieser Übung, die Schlüsse, die er aus den empfangenen Eindrücken zieht, sind wechselnde je nach den Besonderheiten des Individuums.

Etwas der Art scheint des Verfassers Ansicht zu sein, doch wir brauchen nicht ihren Folgen bis in alle Einzelheiten nachzuspüren, um ein genaues Bild von ihrer allgemeinen Bedeutung zu gewinnen; und nehmen wir sie, wie es uns, glaube ich, wohl erlaubt ist, als eine Probe der Philosophie des Tages, wie sie sich die Menschen zu eigen gemacht haben, die nicht bewußt ungläubig oder offenkundige Spötter sind, so scheint sie mir ausreichend zu erklären, wie es kommt, daß die Philosophie unserer Tage ein System des universalen Wissens aufstellt, und von Pflanzen und Erden und kriechenden Dingen lehrt, von Tieren und Gasen, von der Kruste der Erde und den Veränderungen der Atmosphäre, von Sonne, Mond und Sternen, vom Menschen und seinen Taten, von der Geschichte der Welt, von Empfindung, Gedächtnis und Gemütsbewegungen, von Pflicht, von Ursache und Wirkung, von allen nur erdenklichen Dingen, mit Ausnahme von einem – und das ist von Ihm, der all diese Dinge gemacht hat, von Gott. Ich sage, der Grund ist klar, warum sie das Wissen für unbegrenzt halten, so weit es die Kreatur betrifft, aber für unmöglich und hoffnungslos, sobald es das Sein und die Attribute und die Werke des Schöpfers betrifft.

6.

Hier jedoch wird man mir vielleicht einwenden, diese Darstellung sei gewiß übertrieben, denn die fragliche Schule lege tatsächlich großen Nachdruck auf die Evidenz, die von der Schöpfung her dem Sein und den Attributen des Schöpfers zuwüchse. Man mag mich etwa auf die Worte hinweisen, die einer der Redner bei einer denkwürdigen Gelegenheit gesprochen hat. Gerade als der Grundstein zur Universität London gelegt wurde, hat, das muß ich gestehen, eine gelehrte Persönlichkeit, die seitdem auf den protestantischen Sitz von Durham erhoben worden ist und ihn noch jetzt innehat, die Feierlichkeiten mit Gebet eröffnet. Er redete die Gottheit an, wie der authentische Bericht uns mitteilt, während ringsherum die ganze Versammlung mit entblößtem Haupt in feierlichem Schweigen verharrte. »Du«, sprach er im Namen aller Anwesenden, »Du hast den weiten Bau des Weltalls so wunderbar errichtet, seine Bewegungen so geordnet und das, was es hervorbringt, so gestaltet, daß die Betrachtung und das Studium Deiner Werke zugleich den Geist in der Verfolgung menschlicher Wissenschaft üben und ihn aufwärts führen zur göttlichen Wahrheit.« Hier wird offenbar ausdrücklich anerkannt, daß es auf dem Gebiet der Religion so etwas wie Wahrheit gibt; und stünde diese Stelle allein und wäre es das einzige Mittel, um uns über die Gefühle der mächtigen Körperschaft zu unterrichten, die dort von dieser ausgezeichneten Persönlichkeit repräsentiert wurde, so wäre sie, soweit sie reicht, befriedigend. Ich gebe das zu; und ich gebe auch zu, daß das Sein und gewisse

Attribute der Gottheit in den Schriften der begabten Persönlichkeit, die ich anführte, anerkannt sind, jener Persönlichkeit, die geistreich, beweglich und vielgestaltig, wie sie ist, in nichts so beständig gewesen ist wie in der Hingabe, mit der sie sich der Förderung des Wissens in wissenschaftlicher und literarischer Hinsicht widmete. Nachdem er also in seiner »Abhandlung über die Gegenstände, Vorteile und Annehmlichkeiten der Wissenschaft« verschiedentlich erläutert hat, was er ihre »belohnenden Freuden« nennt, krönt er die Aufzeichnung mit der Erwähnung »der höchsten aller Belohnungen, die uns die wissenschaftliche Betrachtung gewährt«, und fährt dann fort, sie so auseinanderzusetzen:

»Sie erheben uns«, so sagt er, »zu einem Verständnis der unendlichen Weisheit und Güte, die der Schöpfer in allen Seinen Werken entfaltet hat. Keinen Schritt kann man in irgendeiner Richtung machen«, fährt er fort, »ohne die ganz außergewöhnlichen Spuren eines Planes zu bemerken; und die überall sichtbar werdende Kunst umfaßt mit ihrer Berechnung eine solche Mannigfaltigkeit von Umständen zur Förderung des Glücks der lebenden Geschöpfe und speziell des unseren, daß wir ohne Bedenken schließen müssen, wenn uns nur der ganze Entwurf der Vorsehung bekannt wäre, so würde alles und jedes in Harmonie sein mit einem Plan, der aus absoluter Güte geboren ist. Doch auch unabhängig von diesem tröstlichen Schluß bereitet es ein unaussprechliches Entzücken, daß wir sozusagen mit unsern Augen den wunderbaren Werken des Großen Baumeisters der Natur zu folgen vermögen, der unbegrenzten Macht und auserlesenen Kunst nachspüren können, die sich in den geringsten so gut wie in den mächtigsten Teilen Seines Baus ausprägen. Das Vergnügen, das aus diesem Studium erwächst, nimmt kein Ende und ist so mannigfaltig, daß das Verlangen niemals müde wird. Aber es gleicht in keiner Weise den niederen Genüssen der Sinne: es erhebt und veredelt unsere Natur, während jene die Gesundheit schädigen, den Verstand abstumpfen, die Gefühle verderben; es lehrt uns alle irdischen Gegenstände als unbedeutend und unserer Beachtung nicht wert ansehen, abgesehen von dem Streben nach Wissen und der Bildung der Tugend, d. h. der strengen Erfüllung unserer Pflicht in jeder gesellschaftlichen Beziehung; und es gibt dem Genuß des Lebens eine Würde und Bedeutung, welche leichtfertige und niedriggesinnte Menschen niemals begreifen können.«

Dies sind die Worte dieses hervorragenden Vorkämpfers der Gemischten Erziehung. Wenn logische Schlußfolgerung, wie sie unzweifelhaft ist, ein Instrument der Wahrheit sein soll, so kann man mir sicher antworten, indem er die Möglichkeit zugibt, von den Erscheinungen der Natur auf das göttliche Sein und die göttlichen Attribute zu schließen, gesteht er ausdrücklich eine wahrhaftige Grundlage für die Lehren der Religion zu.

7.

Ich möchte diesen Einwänden, meine Herren, das volle Gewicht geben, das ihnen nach dem Ernst der Fragen und der Achtung, die den Persönlichkeiten gebührt, gegen die ich mich wende, zukommt; aber ehe ich sicher sein kann, daß ich sie recht verstehe, muß ich eine kurze Frage stellen. Sagen mir die Parteigänger der Universitäten ohne theologischen Unterricht, daß menschliches Wissen zum Glauben an ein Höchstes Wesen führe, so muß ich, ohne die Tatsache zu leugnen, ja, als Katholik im vollen

Glauben daran doch fragen, was diese Feststellung in ihrem Munde bedeutet, was sie, die Sprecher, unter dem Wort »Gott« verstehen. Halten Sie mich nicht für einen Händelsucher, wenn ich frage, ob es bei den beiden streitenden Parteien dasselbe bedeutet. Bei uns Katholiken, wie bei der ersten Gattung von Protestanten, bei Mohammedanern, überhaupt bei allen Theisten, enthält das Wort, wie ich bereits sagte, allein eine ganze Theologie in sich. Auf die Gefahr hin, etwas vorwegzunehmen, wobei mich noch mein nächster Vortrag verweilen lassen wird, lassen Sie mich sagen, daß nach der Lehre des Monotheismus Gott ein Individuelles, Selbständiges, Allvollkommenes, Unwandelbares Wesen ist; intelligent, lebendig, persönlich und gegenwärtig; allmächtig, alles-sehend, alles-erinnernd; der von Seinen Geschöpfen durch eine unendliche Kluft getrennt ist, der keinen Ursprung hat, sich selbst genug ist; der das Weltall schuf und erhält; der einen jeden von uns früher oder später richten wird nach dem Gesetz von Recht und Unrecht, das Er in unsere Herzen geschrieben hat. Er ist Einer, der Herr ist über, wirkt mittels und zugleich unabhängig von den Einrichtungen, die Er getroffen hat; Einer, in dessen Hand alle Dinge sind, der einen Zweck hat bei jedem Ereignis, ein Richtmaß für jede Tat und so Beziehungen Seiner selbst zu dem Gegenstand jeder einzelnen Wissenschaft unterhält, die das Buch des Wissens entfaltet; der Sich mit einer anbetungswürdigen, nimmer aufhörenden Energie in die ganze Geschichte der Schöpfung, den Bau der Natur, den Lauf der Welt, den Ursprung der Gesellschaft, die Geschehnisse der Völker, das Tun der menschlichen Seele hineinlegte; und der dadurch notwendig Gegenstand einer Wissenschaft wird, die weit umfassender und weit vornehmer ist als irgendeine von denen, die der Umkreis der weltlichen Erziehung einschließt.

Das ist die Lehre, die der Glaube an einen Gott im Geist eines Katholiken in sich schließt: Wenn sie überhaupt etwas bedeutet, so bedeutet sie alles dies und kann gar nicht anders als dies alles bedeuten und noch sehr viel mehr; und gäbe es auch nichts in den religiösen Theorien der letzten drei Jahrhunderte, was die dogmatische Wahrheit herabsetzen könnte, so würde es mir auch dann schwerwerden zu glauben, daß eine so geheimnisvolle, so entscheidende Lehre sich gebildeten Menschen unserer Tage, die sich mit voller Hingabe ihrer Betrachtung widmeten, als eine selbstverständliche Sache empfehlen könnte. Vielmehr muß man es bei einem Zustand der Gesellschaft wie dem unseren, in dem Autorität, Vorschrift, Tradition, Sitte, moralischer Instinkt und die göttlichen Einwirkungen für nichts erachtet werden, in der geduldige Gedankenarbeit und tiefbegründete und konsequente Anschauungen als spitzfindig und scholastisch verachtet werden, in dem freie Diskussion und das trügliche Urteil als angeborenes Recht jedes Individuums gepriesen werden – bei einem solchen Zustand muß man es entschuldigen, wenn ich diesem Zeitalter gegenüber, was seinen Glauben an diese Lehre angeht, etwas von jenem Skeptizismus in Anwendung bringe, mit dem es selbst jede anerkannte, aber ungeprüfte Behauptung aufnimmt. Ich kann es nicht für gesichert halten, man muß es mir mit greifbarer Evidenz nahebringen, daß der Geist des Zeitalters unter dem Höchsten Wesen das versteht, was Katholiken darunter verstehen. Ja, es wäre eine Erleichterung für mein Herz, wenn ich einen Grund der Gewißheit dafür erlangen könnte, daß die Parteien, die von jenem Geist beeinflusst sind, ich

will noch nicht einmal sagen eine wahre Vorstellung von Gott, aber doch wenigstens eine Idee davon haben, was eine wahre Vorstellung ist.

Nichts ist leichter, als das Wort zu gebrauchen und nichts damit zu meinen. Die Heiden pflegten zu sagen »Gott will«, wenn sie »Fatum« meinten; »Gott fügt es«, wenn sie »Zufall« meinten; »Gott handelt«, wenn sie »Instinkt« oder »Sinn« meinten; und »Gott ist überall«, wenn sie »die Seele der Natur« meinten. Der Allmächtige ist etwas absolut anderes als ein Prinzip oder ein Handlungszentrum oder eine Qualität oder eine Verallgemeinerung von Erscheinungen. Wenn man also mit dem Wort nur ein Wesen meint, das die Welt in Ordnung hält, das darin wirkt, aber nur in der Weise einer allgemeinen Vorsehung, das auf uns einwirkt, aber nur vermittelt sogenannter Naturgesetze, das eher gar nicht handelt als unabhängig von jenen Gesetzen, das man kennt und dem man nahekommen kann, aber nur durch Vermittlung jener Gesetze – solch einen Gott kann jedermann ohne Schwierigkeit begreifen, jeder ohne Schwierigkeit ertragen. Wenn man, sage ich, wie die Gesellschaft, so auch den Himmel revolutionieren wollte, wenn man an Stelle der göttlichen Souveränität eine Art konstitutioneller Monarchie setzen wollte, in welcher der Thron genügend Ehren und Zeremoniell bewahrt hat, aber den allgewöhnlichsten Befehl nicht anders als in gesetzlicher Form und aufgrund von Präzedenzfällen ausführen lassen kann, mit der Gegenzeichnung eines Ministers, dann ist der Glaube an einen Gott nur noch die Anerkennung existierender, merkbarer Kräfte und Erscheinungen, die nur ein Idiot leugnen kann. Ist das Höchste Wesen nur gerade so weit mächtig oder geschickt, wie ein Teleskop Macht beweist oder ein Mikroskop Geschicklichkeit, wird Sein moralisches Gesetz nur gewiß durch die physischen Vorgänge im lebenden Körper oder Sein Wille nur entnommen aus dem unmittelbaren Verlauf der menschlichen Angelegenheiten, ist sein Sein gerade so hoch und so tief, so lang und so breit wie das Universum und nichts mehr, dann will ich zugeben, daß es keine besondere Wissenschaft von Gott gibt, daß Theologie nur ein Name ist und ein Eintreten zu ihren Gunsten eine Heuchelei. Dann ist Er nur eins mit den Gesetzen des Universums; dann ist Er nur eine Funktion oder ein Korrelat, ein subjektiver Widerhall oder ein geistiger Eindruck, wie ihn jede Erscheinung der materiellen oder geistigen Welt in uns hervorruft, wenn sie an uns vorbeihuscht. So fromm es auch sein mag, an Ihn zu denken, während das Experiment oder die abstrakte Überlegung ihren Gang nimmt, solche Frömmigkeit ist doch dann nichts weiter als eine poetische Denkweise oder ein Schmuck der Rede und hat auch nicht den geringsten Einfluß auf Philosophie oder Wissenschaft, sondern ist vielmehr deren parasitisches Erzeugnis.

Ich verstehe in diesem Fall, warum die Theologie keinen besondern Unterricht erfordern soll, denn es ist dabei kein Irrtum möglich; warum sie machtlos ist gegenüber wissenschaftlichen Annahmen, denn sie selbst ist nur eine von ihnen; warum es einfach absurd ist, wenn sie etwas für Ketzerei erklärt, denn Ketzerei gehört nicht ins Gebiet der Tatsachen und Experimente. Ich verstehe in diesem Fall, wie es kommt, daß religiöser Sinn nur eine »Empfindung« ist und seine Übung ein »lohnender Genuß«, denn er ist wie der Sinn für das Schöne oder das Erhabene. Ich verstehe, wie die Betrachtung des Universums »aufwärts führt zur göttlichen Wahrheit«, denn göttliche Wahrheit ist gar nichts anderes

als Natur, aber die Natur in einen göttlichen Glanz getaucht. Ich verstehe den Eifer, den man für die Physische Theologie bekundet, denn dieses Studium ist nur eine besondere Art von Naturbetrachtung, eine gewisse private und persönliche Naturanschauung, die einer hat und der andere nicht hat, die begnadete Geister herausarbeiten, die andere als bewundernswert und genial anerkennen und die am besten von allen aufgenommen würde. Es ist nur in dem Sinne Theologie der Natur, wie wir von der Philosophie oder dem Roman der Geschichte sprechen oder von der Poesie der Kindheit oder von dem Malerischen, dem Sentimentalen, dem Humoristischen oder irgendeiner andern abstrakten Qualität, die der Genius oder die Laune des Individuums oder die Mode des Tages oder die Übereinstimmung der Welt an irgendeiner Gruppe von Objekten ihrer Betrachtung anerkennt.

8.

Solche Ideen von Religion haben nach meiner Auffassung mit Monotheismus nichts zu tun; ich schreibe sie nicht diesem oder jenem Individuum zu, das der Schule angehört, von der sie in Umlauf gesetzt werden; aber was ich über die »Annehmlichkeit« lese, in unsern wissenschaftlichen Untersuchungen mit »dem Baumeister der Natur« Frieden zu halten; über die erwähnte Annehmlichkeit, »die dem Genuß des Lebens Würde und Bedeutung gibt« und uns lehrt, daß Wissen und unsere Pflichten gegenüber der Gesellschaft die einzigen Gegenstände auf der Welt sind, die unsere Betrachtung verdienen, all dies, meine Herren, ich gestehe es offen, erschreckt mich; und auch Dr. Malthys Anrufung der Gottheit genügt nicht zu meiner Beruhigung. Ich sehe keinen großen Unterschied zwischen dem offenen Geständnis, daß es keinen Gott gibt, und der stillschweigenden Voraussetzung, daß nichts Bestimmtes über Ihn mit Gewißheit erkannt sein kann; und finde ich religiöse Erziehung als Bildung des Gefühls behandelt und religiösen Glauben als zufällige Färbung oder Haltung der Seele, so werde ich wider Willen, aber unvermeidlich an eine recht unerfreuliche Seite der Metaphysik erinnert, nämlich an die Beziehungen zwischen Gott und Natur, wie sie Philosophen vom Schlage Humes annehmen. Dieser scharfe, aber ganz niedrig gesinnte spekulative Denker führt in seiner Untersuchung über die menschliche Natur bekanntlich Epikur ein, d. h. einen Lehrer des Atheismus, wie er dem athenischen Volk eine Rede hält, nicht sowohl um diese Lehre zu verteidigen, sondern um sie zu beschönigen. Sein Ziel ist zu zeigen, daß die atheistische Anschauung nur die Ablehnung aller Theorie ist und eine genaue Wiedergabe von Tatsachen und Erscheinungen und daß sie nicht gefährlich sein kann, wenn Tatsachen und Erscheinungen nicht gefährlich sind. Er läßt Epikur sagen, der Paralogismus der Philosophie hätte immer darin bestanden, daß man aufgrund der Natur auf etwas schließe, was jenseits der Natur, größer als die Natur sei; da Gott nach seiner Behauptung nur durch die sichtbare Welt bekannt ist, stimmt unser Wissen von ihm durchaus überein mit unserm Wissen von ihr, ist nur eine besondere Art, sie zu betrachten. Daraus folgt, daß, wenn wir nur die Erscheinungen der Natur und der Welt zugeben, wie wir gar nicht umhinkönnen, es nur ein Wortstreit ist, ob wir zur Annahme eines zweiten Seins übergehen, eines unsichtbaren, immateriellen, das der Natur parallel geht und mit ihr zusammenfällt, dem wir den Namen Gott geben. »Zugestanden«, sagt er, »daß die Götter die Urheber der Existenz oder der Ordnung des Weltalls sind,

so folgt, daß sie genau den Grad von Macht, Intelligenz und Wohlwollen besitzen, der in ihrem Werk erscheint; aber nichts weiter kann bewiesen werden, wenn wir nicht Übertreibung und Schmeichelei zu Hilfe rufen, um die mangelnden Vernunftbeweise zu ersetzen. Soweit die Spuren irgendwelcher Attribute gegenwärtig in Erscheinung treten, soweit dürfen wir schließen, daß diese Attribute existieren. Weitere Attribute anzusetzen ist bloße Hypothese; weit mehr noch die Annahme, daß in entfernten Raum- und Zeitabschnitten sich diese Attribute großartiger entfaltet haben oder entfalten werden, und einer planvollen Anordnung, die solchen eingebildeten Kräften angemessener ist.«

Das ist ein Denker, der ohne Zögern bestreiten würde, daß es irgendwelche bestimmte Wissenschaft oder philosophische Lehre bezüglich des Höchsten Wesens geben könne, da jedes einzelne, was wir von ihm wissen, diese oder jene materielle oder geistige Erscheinung ist, die bereits unter diese oder jene natürliche Wissenschaft fällt. Bei ihm wäre es nur konsequent, wenn er die Theologie im Lehrgang der Universitätserziehung beiseiteließe; doch wie verträgt es sich mit jemandem, der vor seiner Gesellschaft zurückschreckt? Es freut mich zu sehen, daß der mehrfach erwähnte Autor sich in einem Satz des Zitats aus seiner Abhandlung über die Wissenschaft, das ich anführte, im Gegensatz zu Hume befindet, wenn er sich dafür entscheidet, wie er es tatsächlich tut, daß die Erscheinungen der materiellen Welt für die volle Darlegung der göttlichen Attribute unzureichend sind, und damit sagt, daß sie ein weiteres Verfahren erfordern, um ihre Evidenz harmonisch zu ergänzen. Aber ist dieses ergänzende Verfahren nicht eine Wissenschaft? Wenn Gott mehr ist als die Natur, hat die Theologie Anspruch auf einen Platz unter den Wissenschaften; andererseits aber, wenn Ihr Eurer Sache nicht soweit sicher seid, wie unterscheidet Ihr Euch von Hume oder Epikur?

9.

Ich schließe also, wie ich begonnen habe: Religiöse Lehre ist Wissenschaft. Das ist die wichtige Wahrheit, auf die man heutzutage wenig eingeht, bezüglich derer ich gern möchte, daß alle, die mich durch ihre Anwesenheit geehrt haben, mir die Bitte gestatten mögen, sie mit sich fortzunehmen. Ich hasche nicht nach scharf zugespitzten Argumenten, sondern stelle ernste Grundsätze auf. Religiöse Lehre ist Wissen in so vollem Sinn, wie Newtons Lehre Wissen ist. Ein Universitätsunterricht ohne Theologie ist einfach unphilosophisch. Die Theologie hat mindestens ebensogut Anspruch auf einen Platz darin wie die Astronomie.

In meinem nächsten Vortrag ist es mein Ziel zu zeigen, daß es nicht nur in sich unhaltbar ist, sie aus der Liste der Wissenschaften zu streichen, sondern nachteilig für alle andern.

III. VORTRAG EINFLUSS DER THEOLOGIE AUF ANDERE ZWEIGE DES WISSENS

1.

Wenn Männer von bedeutendem Verstand, die sich lange und hingebend und ausschließlich dem Studium oder der Erforschung dieses oder jenes besondern Zweiges der weltlichen Wissenschaft gewidmet haben, deren geistiges Leben konzentriert ist und aufgeht in ihrer erwählten Berufsarbeit und die weder Augen noch Ohren haben für irgendetwas, was nicht unmittelbar darauf Bezug hat, wenn solche Leute schließlich davon Notiz nehmen müssen, daß sich um sie herum ein Lärm erhoben hat, den man nicht umhin kann zu hören, über etwas, was sie so wenig unter die Kategorie des Wissens zu rechnen pflegen wie die Religion, und daß sie selbst des Widerwillens dagegen angeklagt werden, so sind sie unwillig über die Unterbrechung, sie nennen das Verlangen tyrannisch und die Fordernden Frömmeler oder Fanatiker. Sie sind versucht zu sagen, ihr einziger Wunsch sei, daß man sie in Ruhe lasse; sie für ihren Teil dächten nicht im Traum daran, jemanden zu verletzen oder ihm Hindernisse in den Weg zu legen; sie gehen ihren eigenen Weg, sie haben nie ein Wort über irgendjemandes Religion gesprochen, wer immer es sein mag, und beabsichtigen nicht, es je zu tun. Es folge nicht, daß sie nicht an die Existenz eines Gottes glauben, weil man sie nicht darüber reden höre, wenn das Thema gar nichts damit zu tun habe. Alles, was sie sagen, ist, daß es noch andere Wesen auf der Welt gibt als das Höchste Wesen; mit denen hätten sie es zu tun. Kurz, die Schöpfung ist nicht der Schöpfer und weltliche Dinge keine religiösen. Theologie und weltliche Wissenschaft sind zwei Dinge, nicht eins, haben ihre besondern Gebiete, die sich berühren, miteinander verwandt sein mögen, aber nicht identisch sind. Wenn wir die Erde betrachten, betrachten wir nicht den Himmel, und wenn wir den Himmel betrachten, betrachten wir nicht die Erde. Getrennte Gegenstände sollten getrennt behandelt werden. Wie Arbeitsteilung, so ist Gedankenteilung das einzige Mittel eines erfolgreichen Verfahrens. »Laßt uns unsern eignen Weg gehen«, sagen sie, »und geht ihr den euern. Wir behaupten nicht, über Theologie zu lesen, und ihr habt keinen Anspruch, über Wissenschaft vorzutragen.«

Mit diesem Gefühl versuchen sie eine Art Kompromiß zwischen ihren Gegnern, die für die Theologie freie Einführung in die Schulen der Wissenschaften beanspruchen, und sich selbst, die sie ganz ausschließen möchten, und zwar diesen: Sie sollte freilich von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen bleiben, aber in privaten gestattet werden, falls sich eine genügende Anzahl von Personen fände, die es wünschten. Solche Personen, scheinen sie zu sagen, mögen in allem ihren eigenen Weg haben, wenn sie unter sich sind, so daß sie nicht versuchen, ein geschlossenes Lehrsystem, das für alle annehmbar und nützlich ist, durch das Eindringen ihrer ganz persönlichen Meinungen zu stören.

Ich möchte nun versuchen, eine philosophische Antwort auf diese Darlegung zu geben, d. h. auf den Vorschlag, weltliche Wissenschaft in den Hörsälen der Universität zu lehren und religiöses Wissen an den Ortspfarrer, den Katechismus und das Sprechzimmer zu verweisen; und Sie müssen Nachsicht mit mir haben, meine Herren, wenn mich mein Gegenstand dabei zu einer Länge und einer Sorgfalt des Gedankengangs nötigen sollte, die für den Hörer ermüdend sein mögen. Ich beginne denn aber:

Wahrheit ist der Gegenstand des Wissens jeglicher Art; und wenn wir danach fragen, was mit Wahrheit gemeint ist, so ist es, glaube ich, richtig zu antworten, Wahrheit bedeute Tatsachen und ihre Relationen, die sich zueinander gerade so verhalten wie Subjekte und Prädikate in der Logik. Alles, was existiert, bildet – vom menschlichen Geist betrachtet – ein großes System oder eine komplexe Tatsache, und diese löst sich natürlich in eine unbegrenzte Anzahl besonderer Tatsachen auf, die als Teile eines Ganzen in zahllosen Beziehungen jeder Art zueinander stehen. Wissen ist die Auffassung dieser Tatsachen entweder in sich selbst oder in ihrem wechselseitigen Verhältnis und ihrem Einfluß aufeinander. Und da alle zusammengenommen ein Gesamtsubjekt für die Betrachtung bilden, so gibt es keine natürliche oder reale Grenze zwischen einem Teil und dem andern; einer verläuft stets in den andern; alle werden, sofern sie vom Geist betrachtet werden, in eins zusammengefaßt, und sind ihrem Charakter nach aufeinander bezogen, von den inneren Geheimnissen des Göttlichen Wesens bis herab zu unseren eignen Sinneseindrücken und unserm Bewußtsein, von den feierlichsten Bestimmungen des Herrn aller Dinge bis herab zu dem, was man den Zufall der Stunde nennen mag, vom glorreichsten Seraph bis herab zum niedrigsten und schuldbeladensten Erdenwurm.

Nun ist es kein Wunder, daß der menschliche Geist bei all seinen Fähigkeiten diese ganze umfassende Tatsache nicht mit einem einzigen Blick in sich aufnehmen oder davon auf einmal Besitz ergreifen kann. Wie ein kurzsichtiger Leser sieht sein Auge genau und dicht hin und durchwandert langsam den schrecklichen Band, der für seinen Einblick aufgeschlagen daliegt. Oder wiederum, wie wir es mit einem großem Gebäude von vielen Teilen und Seiten machen, so geht der Geist darum herum, bemerkt erst ein Ding und dann ein anderes, so gut er kann, und betrachtet es unter verschiedenen Aspekten, um allmählich zu einer Beherrschung des Ganzen zu gelangen; so sammelt er und unterwirft sich schrittweise umkreisend ein Wissen um die Welt, in die er hineingeboren ist.

Diese verschiedenen Teilansichten oder Abstraktionen, mittels derer der Geist auf sein Objekt blickt, heißen Wissenschaften und umfassen verhältnismäßig größere oder kleinere Teile vom Felde des Wissens; bisweilen weit umspannend, aber oberflächlich, bisweilen mit großer Genauigkeit auf besondere Gebiete beschränkt, zuweilen gemeinsam mit ein und demselben Abschnitt beschäftigt, zuweilen einen Teil gemeinsam besitzend, und dann wieder hier oder da ganz und gar auseinanderlaufend. So hat die Optik zu ihrem Gegenstand die ganze sichtbare Welt, soweit sie einfach sichtbar ist; die Geistesphilosophie hat ein engeres Gebiet, aber ein reicheres. Geometrische und physische Astronomie haben beide denselben Gegenstand, betrachten oder behandeln ihn aber verschieden; Geologie und vergleichende Anatomie schließlich haben z. T. dieselben, z. T. verschiedene Gegenstände. Nun haben diese Betrachtungsweisen oder Wissenschaften als Abstraktionen viel mehr mit den Relationen der Dinge als mit ihnen selbst zu tun. Sie sagen uns, was die Dinge sind, nur oder hauptsächlich, indem sie uns ihre Relationen nennen oder Subjekten Prädikate beilegen; und darum sagen sie niemals alles, was über ein Ding gesagt werden kann, selbst wenn sie etwas sagen, noch stellen sie es vor uns hin, wie es die Sinne tun. Sie ordnen und klassifizieren Tatsachen; sie bringen getrennte Erscheinungen unter ein gemeinsames Gesetz; sie verfolgen die Wirkungen einer Ursache. So

dienen sie dazu, unser Wissen aus der Hut des Gedächtnisses in den größere Sicherheit und Geborgenheit gewährenden Schutz der Philosophie zu bringen und sorgen damit zugleich für seine Ausbreitung und sein Fortschreiten – denn sofern die Wissenschaften Formen des Wissens sind, befähigen sie den Verstand, es zu beherrschen und zu vermehren, und sofern sie Werkzeuge sind, es andern leicht mitzuteilen. Doch alles in allem gehen sie nach dem Prinzip der Arbeitsteilung vor, wobei jedoch diese Teilung eine Abstraktion, nicht eine wirkliche Trennung in Teile ist; und wie der Mann, der Zaum oder Epauletten macht, aufgrund dessen noch keine Idee von der Wissenschaft der Taktik oder Strategie hat, so vermag nicht jede Wissenschaft in gleicher Weise und keine in vollem Maße den Geist mit dem Wissen über die Dinge, wie sie sind, zu erleuchten, keine vermag ihm das äußere Objekt einzuverleiben, auf welches er zu blicken wünscht. So sind sie verschieden an Bedeutung, und gemäß ihrer Bedeutung wird ihr Einfluß sein, nicht nur auf die Summe des Wissens, zu der sie alle hinstreben und beisteuern, sondern auch aufeinander.

Da also die Wissenschaften die Ergebnisse geistiger Bearbeitung eines und desselben Gegenstandes sind, der unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird, und zwar wahre Ergebnisse, soweit sie reichen, aber doch zugleich getrennte und Teilergebnisse, so folgt daraus, daß sie aufgrund ihrer Unvollständigkeit einerseits Unterstützung von außerhalb brauchen, eine von der andern, und andererseits, daß sie imstande sind, sie einander zu leisten, erstens aufgrund ihrer inneren Unabhängigkeit und dann vermöge ihrer Verbundenheit durch ihren Gegenstand. Zusammen betrachtet nähern sie sich einer Darstellung oder subjektiven Widerspiegelung der objektiven Wahrheit an, so nahe wie das für den menschlichen Geist möglich ist, der zu einer genauen Auffassung jenes Gegenstandes fortschreitet mit der Zahl der Wissenschaften, die er beherrscht; und der, wenn gewisse Wissenschaften fehlen, nur eine mangelhafte Auffassung hat je nach dem Wert der Wissenschaften, die so in Fortfall kamen, und der Bedeutung des Gebietes, auf das sie angewandt werden.

3.

Nehmen wir z. B. den Menschen selbst als Gegenstand unserer Betrachtung, dann werden wir sogleich finden, daß wir ihn in mannigfaltigen Beziehungen betrachten können; und diesen Beziehungen entsprechend sind die Wissenschaften, deren Gegenstand er ist, und unserer Bekanntschaft mit ihnen entsprechend ist unser Besitz an wahren Wissen über ihn. Wir können ihn im Hinblick auf die materiellen Elemente seines Körpers betrachten oder auf seine geistige Konstitution oder auf seinen Haushalt und seine Familie oder auf das Gemeinwesen, in dem er lebt, oder auf das Wesen, das ihn schuf; und je nachdem behandeln wir ihn als Physiologen, Moralphilosophen, ökonomischen Schriftsteller, Politiker, Theologen. Denken wir an ihn in allen diesen Beziehungen zusammen oder als das Subjekt aller der genannten Wissenschaften zugleich, dann können wir sagen, daß wir an die Idee des Menschen heranreichen und bei ihr verweilen, des Menschen als eines Gegenstandes oder einer äußeren Tatsache, ähnlich derjenigen, die das Auge von seiner äußeren Gestalt gewinnt. Andererseits, je nachdem wir nur Physiologen, nur Politiker, nur Moralphilosophen sind, entbehrt unsere Idee des Menschen mehr oder weniger der Realität; wir erfassen ihn nicht als Ganzes, und der Mangel ist

größer oder geringer, je nach der Wichtigkeit der Beziehung, die außer Betracht bleibt, ob es die Beziehung auf Gott ist oder seinen König oder seine Kinder oder auf die Teile, aus denen sich sein eigener Körper zusammensetzt. Und wenn es eine Beziehung geben sollte, von der wir gar nichts wissen, als daß sie existiert, so ist unser Wissen darum eingestandener- und bewußtermaßen mangelhaft und bruchstückartig, und das, wiederhole ich, um so mehr, je wichtiger die Beziehung ist.

Darum gilt von den Wissenschaften im allgemeinen, was wir geneigt sind, nur mit Bezug auf die reine Mathematik für wahr zu halten, obwohl es für die reine Mathematik in besonderem Sinne wahr ist, daß sie nämlich nicht als schlichte Darstellungen oder Berichterstatte von den Dingen, wie sie sind, betrachtet werden können. Wir pflegen zu sagen und sagen damit die Wahrheit, daß die Schlüsse der Mathematik durch einander zur Anwendung kämen und Berichtigung fänden; aber so werden auch die Schlüsse der Anatomie, Chemie, Dynamik und anderer Wissenschaften durch einander kontrolliert und ergänzt. Jene verschiedenen Schlüsse stellen nicht ganze und selbständige Dinge dar, sondern Ansichten, die wahr sind, so weit sie reichen; und um sich zu vergewissern, wie weit sie reichen, d. h. wie weit sie dem Gegenstand entsprechen, zu dem sie gehören, müssen wir sie mit den Ansichten vergleichen, die andere Wissenschaften diesem Gegenstand abgewinnen. Verführen wir nach der abstrakten Theorie der Kräfte, so würden wir einem Geschosß eine weit größere Bahn zuschreiben, als der Widerstand der Luft es tatsächlich vollenden läßt. Machen wir indes diesen Widerstand zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse, und wir haben eine neue Wissenschaft, die die Theorie des Wurfs unterstützt und in einem gewissen Punkt ergänzt, was den tatsächlichen Fragen zugute kommt. Andererseits wird die Theorie des Wurfs selbst, hinsichtlich der Kräfte, die sie im Auge hat, betrachtet, als solche durch diese ergänzende Forschung nicht vollkommener. Und ähnlich berichtet, wenn wir den ganzen Umkreis der Wissenschaften ins Auge fassen, eine die andere für faktische Zwecke und eine ohne die andere kann nur hypothetisch und aufgrund ihrer eigenen abstrakten Prinzipien Lehren aufstellen. Die Newtonsche Philosophie z. B. erfordert die Zulassung gewisser metaphysischer Postulate, wenn sie mehr sein soll als eine Theorie oder eine Hypothese; so z. B., daß dasselbe, was gestern geschehen ist, auch morgen geschehen wird; daß es so etwas wie ein Ding gibt, daß unsere Sinne glaubwürdig sind; daß es eine Logik der Induktion gibt u. s. w. Nun geben Newton die Metaphysiker alles zu, was er verlangt; doch wenn dem so ist, können sie sich nicht einem andern, der etwas anderes verlangt, ebenso gefällig erweisen, und dann würden alle seine logisch vollkommenen Schlüsse in der physikalischen Wissenschaft hoffnungslos lagern, obwohl sie vollendet sind, und man kann sie niemals in die Sphäre der Tatsachen hinaussegeln lassen.

Wiederum, wüßte ich von der Bewegung der Körper nichts als das, was die Gravitationstheorie mich lehrt, ginge ich einfach auf in jener Theorie, so daß ich sie als Maß für alle Bewegungen auf der Erde und am Himmel nähme, dann käme ich freilich zu vielen richtigen Schlüssen, ich würde auf viele wichtige Tatsachen treffen, vieler bestehender Relationen gewahr werden und viele landläufige Irrtümer berichtigen: Ich würde mit großem Erfolg die alte Vorstellung, daß leichte Körper nach oben steigen und schwere herabfallen, verspotten und belachen; aber ich würde nicht mit gleicher Zuversicht

fortfahren, die Erscheinung der Kapillarattraktion zu leugnen. Hier hätte ich unrecht, aber nur, weil ich meine Wissenschaft ohne Rücksicht auf andere Wissenschaften zur Anwendung brächte. Desgleichen, wenn ich mich allein der äußeren Einwirkung der Körper aufeinander widmete, könnte ich spotten über den bloßen Gedanken chemischer Verwandtschaften und Verbindungen und sie als einfach unbegreiflich ablehnen. Wäre ich bloß Chemiker, so würde ich den Einfluß der Seele auf die körperliche Gesundheit leugnen; und so weiter, wenn man die Jünger einer Wissenschaft oder einer Gruppe von Wissenschaften, die sich um andere nicht kümmern, betrachtet; sie werden notwendig Fanatiker und Großsprecher, die alle Prinzipien und berichteten Tatsachen verachten, welche nicht auf ihrem Wege liegen, und die glauben, alles ohne Hilfe von irgendeinem andern Gebiet ausrichten zu können. So wurde vor unserer Zeit die Chemie an Stelle der Medizin gesetzt; und wiederum wurde Nationalökonomie oder intellektuelle Aufklärung oder das Lesen der Schrift als Universalmittel gegen Laster, Übelwollen und Elend angepriesen.

4.

Zusammenfassend, meine Herren, was ich gesagt habe, stelle ich die These auf, daß alles Wissen ein Ganzes bildet, weil sein Gegenstand einer ist; denn das Universum in seiner Länge und Breite hängt so innerlichst zusammen, daß wir Teil von Teil nicht trennen können und nicht Wirkung von Wirkung, es sei denn in geistiger Abstraktion; und dann wiederum, was seinen Schöpfer betrifft, so ist er freilich in Seinem eigenen Sein unendlich davon geschieden, und die Theologie hat Gebiete, zu denen das menschliche Wissen in gar keiner Beziehung steht, und dennoch hat Er sich so damit verflochten und es so ganz eigentlich in sein Herz genommen durch seine Gegenwart darin, seine Vorsehung dafür, seine Einwirkungen darauf und seine Einwirkungen dadurch, daß wir es nicht wahrhaft oder vollständig betrachten können, ohne in einigen Hauptbeziehungen Ihn zu betrachten. Sodann sind die Wissenschaften die Ergebnisse jener geistigen Abstraktion, von der ich sprach, da sie der logische Niederschlag dieses oder jenes Aspekts des gesamten Gegenstandes des Wissens sind. Da sie alle zu ein und demselben Kreis von Objekten gehören, sind sie alle miteinander verbunden; da sie nur Ansichten der Dinge sind, sind sie in verschiedener Weise unvollständig hinsichtlich der Dinge selbst, obwohl vollständig ihrer eigenen Idee nach und für ihre eigenen jeweiligen Zwecke; aus beiden Gründen brauchen und unterstützen sie einander zugleich. Und ferner, die Auffassung der Einflüsse einer Wissenschaft auf eine andere und der Nutzen jeder für jede und die Stellung und Abgrenzung und Anordnung und richtige Einschätzung aller miteinander – das ist, wie ich es verstehe, Sache einer Wissenschaft, die in ihrer Art von ihnen allen unterschieden ist, in gewissem Sinne eine Wissenschaft von den Wissenschaften, was meine eigene Auffassung von dem ist, was Philosophie im wahren Sinne des Wortes zu bedeuten hat, und von einer philosophischen Geisteshaltung und was ich in diesen Vorträgen so nennen werde. Das ist es, was ich über Wissen und philosophisches Wissen allgemein zu sagen habe; und nun gehe ich daran, es auf die besondere Wissenschaft zu übertragen, die mich veranlaßt hat, es zu entwickeln.

Ich sage also, daß der systematische Ausschluß einer Wissenschaft aus dem Verzeichnis die Genauigkeit und Vollständigkeit unseres gesamten Wissens beeinträchtigt, und das im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit. Nicht einmal die Theologie selbst, obwohl sie vom Himmel kommt, obwohl ihre Wahrheiten ein für allemal bei Anbeginn gegeben wurden, obwohl sie, um des Gebers willen, gewisser sind als die der Mathematik, nicht einmal die Theologie, soweit sie auf uns bezogen ist oder die Wissenschaft von der Religion ist, schließe ich von dem Gesetz aus, dem jede geistige Übung unterworfen ist, nämlich dem der Unvollkommenheit, die immer dem Abstrakten dienen muß, wenn sie das Konkrete bestimmen möchte. Ich spreche auch nicht nur von der natürlichen Religion; denn selbst der Unterricht der katholischen Kirche wird in gewisser Hinsicht, nämlich seine religiöse Unterweisung, von den andern Wissenschaften verschiedentlich beeinflusst. Ganz zu schweigen von der Einführung der aristotelischen Philosophie in ihre Terminologie, so wird ihre Erklärung der Dogmen von kirchlichen Akten oder Begebenheiten beeinflusst; ihre Auslegung der Prophetie wird unmittelbar mitbestimmt von dem Gang der Geschichte; ihre Bemerkungen zur Schrift durch die Schlüsse des Astronomen und des Geologen; und ihre kasuistischen Entscheidungen durch die mannigfache Erfahrung politischer, sozialer und psychologischer Natur, die ihr Zeit und Ort allemal an die Hand geben.

Was die Theologie gibt, das ist sie berechtigt zu nehmen, oder besser, die Interessen der Wahrheit verpflichten sie dazu. Ließen wir uns nicht von Träumen berücken, nähmen wir die Tatsachen wahr, wie sie sind, dann könnten wir nicht – zugestanden, daß die Theologie eine wirkliche Wissenschaft ist – sie ausschließen und uns noch Philosophen nennen. Ich habe bis jetzt noch nichts behauptet, was die hervorragende Würde der religiösen Wahrheit betrifft; ich sage nur, wenn es überhaupt religiöse Wahrheit gibt, können wir nicht ohne Nachteil für die Wahrheit jeglicher Art, physische, metaphysische, historische und moralische, unsere Augen dagegen verschließen; denn sie hat Bedeutung für alle Wahrheit. Und so beantworte ich den Einwurf, mit dem ich diesen Vortrag eröffnete. Ich nahm an, daß ein Philosoph des Tages mir die Frage stellt: »Warum könnt ihr nicht euern Weg gehen und uns den unsern gehen lassen?« Ich antworte im Namen der Wissenschaft von der Religion: »Wenn Newton ohne die Metaphysiker fertigwerden kann, dann könnt ihr ohne uns fertigwerden.« So viel auf den ersten Blick; nun gedenke ich ein wenig mehr für die Theologie in Anspruch zu nehmen, indem ich sie unter die Zweige des Wissens einordne, die mit besserem Recht mit ihr verglichen werden können.

5.

Laßt uns also sehen, wie diese hochmütige Behandlung einer so gewichtigen Wissenschaft, denn gewichtig muß sie sein, wenn es einen Gott gibt, in einem in mancher Hinsicht parallelen Fall ausläuft. Der große Philosoph des Altertums fügt bei der Aufzählung der Ursachen der Dinge, die in dieser Welt zu finden sind, nachdem er diejenigen erwähnt hat, die er für physisch oder materiell ansieht, hinzu: »und die Seele und alles, was durch den Menschen ist.« Gewiß, es wäre ein verkehrtes Verfahren gewesen, wollte er die Wirkungen, die er rings um sich sah, auf ihre jeweiligen Quellen zurückverfolgen, wenn er seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf eine Klasse oder Gruppe

verursachender Prinzipien gerichtet hätte und ihr alles zugeschrieben, was sich irgendwo ereignete. Es wäre wahrlich eines so sorgfältigen, so durchdringenden, so fruchtbaren, so analytischen Geistes wie Aristoteles unwürdig gewesen zu behaupten, daß alles, was es auf der Oberfläche der Erde gibt, durch die materiellen Wissenschaften erklärt werden könne ohne Annahme moralischer Triebkräfte. Es ist nicht zu glauben, daß er bei der Erforschung physischer Ergebnisse ein so einflußreiches Wesen wie den Menschen hätte übersehen können und vergessen, daß nicht nur rohe Kraft und elementare Bewegung, sondern auch Wissen Macht ist. Und dies um so mehr, als moralische und geistige Triebkräfte einer andern, um nicht zu sagen einer höheren Ordnung angehören als die physischen, so daß die angenommene Nichtbeachtung nicht bloß ein Übersehen in Einzelfragen, sondern ein philosophischer Irrtum und ein Fehler der Einteilung gewesen wäre.

Indessen, wir leben in einem Zeitalter, in dem der Gang der Wissenschaft und Literatur wenig von dem beeinflusst wird, was diese ehrwürdige Autorität getan hat oder getan haben würde. So wollen wir annehmen, daß in England oder Irland um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts einige Personen von Namen und Ruf zusammentreffen, trotz Aristoteles, um sich für einen Weg zu entscheiden, der nach ihrer Meinung durch die Zeitumstände geboten ist. Wir wollen annehmen, daß eben zu dieser Zeit eine Schwierigkeit auf der Besprechung und Erörterung aller wissenschaftlichen Angelegenheiten lastet, infolge der außerordentlichen Empfindlichkeit weiter Klassen des Gemeinwesens, Kleriker und Laien, in Fragen der Notwendigkeit, der Verantwortlichkeit, der moralischen Norm und der Natur der Tugend. Die Parteien gebärden sich so heftig, daß man nach dem Urteil der Personen, die ich fingiere, beständige Streitereien zur Verteidigung dieser oder jener Seite der Frage nur dadurch vermeiden kann, daß man die Anthropologie ganz und gar ausschließt. Das wird nach Übereinkunft getan. Fortan hat der Mensch im allgemeinen Gang der Erziehung zu sein, als wäre er nicht; die moralischen und Geisteswissenschaften dürfen keine Lehrstühle haben, und ihre Behandlung soll einfach Sache des Privaturteils bleiben, die jedes Individuum nach seinem Belieben ausführen mag. Ich kann mir wohl denken, daß ein solches Verbot in abstracto möglich ist; eins aber will mir nicht möglich dünken, nämlich daß die fraglichen Parteien nach diesem gewaltsamen Ausschließungsakt sofort auf der Grundlage solcher Ausschließung einen Prospekt zur Veröffentlichung einer Enzyklopädie oder zur Errichtung einer National-Universität hinaussenden werden.

Indessen, meine Herren, um der Erläuterung willen, die ich Ihnen vortrage, muß man sich das Unmögliche vorstellen. Ich sage, stellen wir uns ein Projekt vor, ein System wissenschaftlichen Unterrichts zu organisieren, in dem die Wirksamkeit des Menschen in der materiellen Welt erlaubterweise nicht erkannt und erlaubterweise geleugnet werden kann. Physische und mechanische Ursachen sollen ausschließlich abgehandelt werden; der Wille ist ein verbotenes Objekt. Ein Prospekt wird versandt, mit einem Verzeichnis von Wissenschaften, sagen wir Astronomie, Optik, Hydrostatik, Galvanismus, Pneumatik, Statik, Dynamik, reine Mathematik, Geologie, Botanik, Physiologie, Anatomie u. s. f.; doch nicht ein Wort über den Geist und seine Kräfte; abgesehen von dem, was man zur Erklärung des Wegfalls sagt. Die Erklärung läuft darauf hinaus, daß die an dem Unternehmen

beteiligten Personen lange und sorgfältig über den Gegenstand nachgedacht haben und widerstrebend zu dem Schluß gedrängt worden sind, es sei einfach undurchführbar, in das Verzeichnis der Universitätsvorlesungen die Philosophie des Geistes aufzunehmen. Was jedoch ihr Bedauern mildert, ist der Gedanke, daß pietätvolle Gefühle und kultivierte Sitten am besten im Familienkreis und in guter Gesellschaft gebildet würden, in der Beobachtung der geheiligten Bande, die Vater, Mutter und Kind verknüpfen, in den korrelativen Ansprüchen und Pflichten des Bürgerrechts, in der Übung selbstloser Loyalität und erleuchteter Vaterlandsliebe. Mit dieser Entschuldigung übergehen sie die Betrachtung des menschlichen Geistes, seiner Kräfte und Werke in ihrem Plan der Universitäts-Erziehung »mit feierlichem Schweigen«.

Nehmen wir an, daß ein Privileg dafür erlangt ist, daß Professoren ernannt, Vorlesungen gehalten, Prüfungen abgelegt, Grade erteilt werden: Was für eine Genauigkeit oder Glaubwürdigkeit, was für eine philosophische Weite wird Anschauungen innewohnen, die in einer geistigen Atmosphäre gebildet sind, welche so einiger konstitutiver Elemente des Tageslichts beraubt ist? Welches Urteil werden fremde Länder und künftige Zeiten über die Arbeiten der scharfsinnigsten und vortrefflichsten unter den Philosophen fällen, die an dieser ungeheuerlichen Wirklichkeitsferne teilgehabt haben? Hier sind Professoren, die ernsthaft über Medizin lesen oder über Geschichte oder über Nationalökonomie, die, keineswegs verbunden, die Wirkung des Geistes auf die Materie oder von Geist auf Geist oder die Ansprüche wechselseitiger Gerechtigkeit und Liebe anzuerkennen, die Freiheit haben, darüber zu spotten. Gesunder Menschenverstand und öffentliche Meinung setzen freilich anfangs einer so unerträglichen Freiheit gewisse Grenzen; doch wie die Zeit fortschreitet, drängt sich eine Unterlassung, die ursprünglich sich nur aus praktischen Gründen empfahl, der Vernunft auf; und schließlich findet sich ein Professor, der, kühner als seine Brüder, freilich seiner eigenen Behauptung nach immer mit gebührender Achtung vor pietätvollen Gefühlen und guten Sitten, es auf sich nimmt, die Psychologie in toto zu leugnen, den Einfluß der Seele auf die sichtbare Welt für Aberglauben zu erklären und für jegliche Wirkung in der Welt die Tätigkeit physischer Ursachen verantwortlich zu machen. Bis dahin wurden Intelligenz und Willen als reale Mächte erachtet; die Muskeln treten in Tätigkeit und ihre Tätigkeit kann durch keinen wissenschaftlichen Ausdruck dargestellt werden; ein Stein fliegt aus der Hand und die Schleuderkraft des Muskels beruht auf dem Willen; aber es hat eine Revolution oder wenigstens eine neue Theorie in der Philosophie gegeben, und unser Professor, sage ich, beschränkt, nachdem er mit höchster Bewunderung vom menschlichen Intellekt gesprochen hat, dessen unabhängige Tätigkeit auf das Gebiet der Spekulation und leugnet, daß er in der materiellen Welt ein bewegendes Prinzip sein oder einen besonderen Einfluß ausüben könne. Er schreibt jedes Werk, jeden äußeren Akt des Menschen der eingeborenen Kraft oder Seele des physischen Universums zu. Er bemerkt, daß geistige Triebkräfte so geheimnisvoll und unverständlich sind, so ungewiß in ihren Gesetzen, so unbestimmt in ihrer Wirkung, daß ein weiser Mann nichts über sie zu sagen haben wird. Sie gehören einer andern Klasse von Ursachen an, die er denen überläßt, deren Beruf es ist, sie zu erforschen, und er beschränkt sich auf das Greifbare und Sichere. Menschliche Großtaten, menschliche Erfindungen,

menschliches Wirken und menschliche Erzeugnisse, all das gehört unter die scholastischen Termini »Genius« und »Kunst« und die metaphysischen Ideen »Pflicht«, »Recht« und »Heroismus«, es ist seine Aufgabe, all diese Dinge nur in ihrer Stellung im ewigen System physischer Ursachen und Wirkungen zu betrachten. Zuletzt unternimmt er es zu zeigen, wie der ganze Bau materieller Zivilisation sich aufgrund der aufbauenden Kräfte physischer Elemente und physischer Gesetze erhoben hat. Er verbreitet sich über Paläste, Schlösser, Tempel, Börsen, Brücken, Chausseen und zeigt, daß sie niemals zu den imposanten Dimensionen hätten anwachsen können, die sie uns darbieten, ohne das Gravitationsgesetz und die Anziehung der Teile. Der Pfeiler würde umstürzen, je stolzer, desto eher, wenn sein Schwerpunkt nicht in seine Basis fiel; und der wunderbarste Dom von Palladio oder Sir Christopher würde nachgeben ohne das glückliche Prinzip des Bogens. Er überschaut die komplizierte Maschinerie der Einrichtungen, deren eine Privatfamilie an einem einzigen Tage bedarf: unsere Kleidung, unsere Möbel, unser gastlicher Tisch; was würde aus ihnen, fragt er, ohne die Gesetze der physischen Natur? Diese Gesetze sind die Ursachen unserer Teppiche, unserer Möbel, unserer Reisen und unseres sozialen Verkehrs. Feste Stiche haben je nach der Festigkeit des gewählten Materials eine natürliche Kraft, getrennte Tuchstücke zusammenzuhalten; Sofas und Tische könnten sich nicht auf den Kopf stellen, selbst wenn sie wollten; und es ist eine Eigenschaft der Wärme, tierische Fasern zu lockern, durch Wasser auf eine, durch Öl auf eine andere Weise, und das ist das ganze Geheimnis der erlesensten Küche: aber es wäre ermüdend, wollte ich die Erläuterung noch weiter fortsetzen.

6.

Nun, meine Herren, bitte verstehen Sie recht, wie sie hier Anwendung finden soll. Ich setze nicht voraus, daß die Prinzipien der Theologie und der Psychologie dieselben sind, und schließe auch nicht von Menschenwerken auf Gottes Werke, was Paley getan und Hume bekämpft hat. Ich beschäftige mich nicht damit, die Existenz und die Attribute Gottes mit Hilfe des Arguments von der planmäßigen Anordnung zu beweisen. Ich beweise überhaupt nichts, was das Höchste Wesen betrifft. Im Gegenteil, ich setze Seine Existenz voraus und sage nur dies: daß, wenn der Mensch existiert, kein Universitätsprofessor, der in seinen physikalischen Vorlesungen die Idee des Willens unterdrückt hat, der den Willen nicht als gesichert ansah, einer einseitigen, einer durch und durch falschen Anschauung von den Dingen, die er besprach, entgehen konnte; freilich nicht so, daß seine eignen Definitionen, Prinzipien und Gesetze falsch wären oder seine abstrakten Feststellungen, aber seine Auffassung von seinem eigenen Studium als dem Schlüssel zu allem, was auf der Oberfläche der Erde vorgeht, und sein Hinweggehen über die Anthropologie, das wäre sein Irrtum. Ich sage, nicht seine Wissenschaft wäre unwahr, sondern sein sogenanntes Wissen wäre wirklichkeitsfremd. Er würde Entscheidungen über Tatsachen aufgrund von Theorien treffen. Die bunte, geschäftige Welt, die vor unsern Blicken ausgebreitet liegt, ist physikalisch, aber sie ist nicht nur physikalisch; und indem er ihr Wirklichkeitssystem mit seiner wissenschaftlichen Analyse identifizierte, die sich nach einem besondern Aspekt richtet, verriete ein solcher Professor, wie ich ihn fingierte, einen Mangel an philosophischer Tiefe, eine Unkenntnis dessen, was Universitäts-Unterricht sein sollte. Er wäre nicht mehr ein Lehrer

freien Wissens, sondern ein beschränkter Fanatiker. Solange seine Lehren behaupteten, Schlüsse aufgrund einer Hypothese oder einer partiellen Wahrheit zu sein, ließe sich nichts gegen sie einwenden; nicht so, wenn sie behaupteten, Tatsachenergebnisse zu liefern, die man mit Händen greifen und deren man sich bemächtigen könnte. Geben wir freilich zu, daß eines Menschen Arm durch eine einfache physische Ursache bewegt wird, dann können wir natürlich über die verschiedenen äußeren Einflüsse disputieren, die ihn hin- und herschwenken wie eine Vogelscheuche im Garten; aber zu behaupten, daß die bewegende Ursache eine physische ist, das ist eine reine Annahme in einem Fall, wo unsere Frage sich um eine Tatsache dreht, nicht um die logischen Folgen einer angenommenen Prämisse. Und so mag auch, wenn das Volk betet und der Wind umspringt, der Regen aufhört, die Sonne scheint und die Ernte heil eingebracht wird, unser Professor, wenn er will, das Barometer befragen und über die Atmosphäre reden und, was geschah, auf eine Gleichung bringen, die geistvoll, wenn auch nicht eben wahr wäre; ginge es aber daran, das Phänomen de facto allein auf eine physische Ursache zu stützen unter Ausschluß einer göttlichen, und wollte er sagen, der gegebene Fall gehöre tatsächlich ins Gebiet seiner Wissenschaft, weil andere gleiche Fälle es tun, dann müßte ich ihm sagen: Ne sutor ultra crepidam, er läßt seine spezielle Kunst die Herrschaft über das Universum an sich reißen. Dies ist also die Absicht meines Gleichnisses. Wenn die Kreatur je zu einer endlosen Reihe physischer Ursachen und Wirkungen den Anstoß gibt, weit mehr tut es der Schöpfer; und wie unser Ausschluß des Willens aus der Reihe unserer Ideen eine Leugnung der Seele ist, so ist unser Außerachtlassen der göttlichen Wirksamkeit im Kern eine Leugnung Gottes. Ja mehr noch, wenn der Mensch aus sich selbst wollen und handeln kann, der Physik zum Trotz, so muß der Ausschluß dieser großen Wahrheit, obwohl es nur eine ist, unsere ganze Enzyklopädie des Wissens auflösen; und wenn Gott aus Sich selbst wollen und handeln kann in dieser Welt, die Er gemacht hat, und wir das leugnen oder leicht darüber hinweggehen, dann bringen wir den Kreis der Universalwissenschaft in eine gleiche oder eine weit schlimmere Verwirrung.

Unvergleichlich schlimmer denn die Gottesidee ist, wenn es einen Gott gibt, unendlich höher als die Idee des Menschen. Wenn man mit dem Ausstreichen der menschlichen Wirksamkeit das Buch des Wissens verunstaltet, vorausgesetzt, daß es diese Wirksamkeit gibt, was muß das Ausstreichen der göttlichen Wirksamkeit, wenn es sie gibt, für Folgen haben? Bis jetzt war ich damit beschäftigt zu zeigen, daß alle Wissenschaften sich uns als eine darstellen, daß sie alle sich auf ein und denselben Gesamtgegenstand beziehen, daß jede für sich mehr oder weniger eine Abstraktion ist, vollkommen wahr als Hypothese, aber nicht vollkommen glaubwürdig in concreto, mehr vertraut mit Relationen als mit Tatsachen, mehr mit Prinzipien als mit Kräften, der Unterstützung und Bürgschaft ihrer Schwesterwissenschaften bedürftig, denen sie ihrerseits gibt, wie sie von ihnen empfängt: woraus folgt, daß keine ohne Schaden weggelassen werden kann, wenn man das denkbar genaueste Wissen von den Dingen, wie sie sind, gewinnen will, und daß dies Weglassen mehr oder weniger bedeutsam ist, je nach dem Gebiet, das eine jede umfaßt, und der Tiefe, bis zu der sie vordringt, und der Ordnung, der sie angehört; denn sie verlieren heißt, eines positiven Einflusses beraubt werden, der zur Berechtigung

und Ergänzung der übrigen ausgeübt wird. Das ist eine allgemeine Feststellung; doch was nun die Theologie im besondern anlangt: Welches sind de facto ihre Ansprüche, welches ihre Bedeutung, welches ihr Einfluß auf andere Zweige des Wissens, vorausgesetzt, daß es einen Gott gibt, deren Prüfung ich nicht geziemendermaßen vorzunehmen hätte? Hat sie einen weiten Bereich oder füllt sie nur eine Nußschale? Wird ihr Wegfall unmerklich sein oder wird sie das Gleichgewicht des ganzen Systems des Wissens stören? Das ist die Untersuchung, zu der ich nun übergehe.

7.

Nun also, was ist Theologie? Zuerst will ich Ihnen sagen, was sie nicht ist. Und hier beachten Sie als erstes, daß ich streng genommen (obwohl ich natürlich als Katholik über die Sache spreche) die Wahrheit des Katholizismus nicht voraussetze, indem ich mich zum Kämpfen der Theologie mache. Bis jetzt ist der Katholizismus noch nicht förmlich in meine Beweisführung aufgenommen, und ich werde auch eben jetzt kein Prinzip, das ihm speziell eigen ist, annehmen, aus Gründen, die in der Folge zum Vorschein kommen werden, obwohl ich mich natürlich der katholischen Sprache bedienen werde. Auch will ich zweitens nicht in die Mode des Tages verfallen, natürliche Theologie und physische Theologie zu identifizieren, welche physische Theologie, als Wissenschaft betrachtet, ein höchst nüchternes Studium ist und in Wirklichkeit gar keine Wissenschaft, denn sie ist gewöhnlich nichts weiter als eine Reihe frommer oder polemischer Betrachtungen über die physische Welt, in religiösem Lichte gesehen, während das Wort »natürlich« recht eigentlich den Menschen und die Gesellschaft und alles, was darin beschlossen ist, begreift, wie der große protestantische Schriftsteller Dr. Butler uns zeigt. Ich meine auch drittens mit Theologie nicht Polemik irgendwelcher Art, z. B. was man die »Evidenzbeweise der Religion« oder »die christlichen Evidenzbeweise« nennt; denn obwohl diese eine Hilfswissenschaft der Theologie konstituieren, die an ihrem Platz notwendig ist, so sind sie doch nicht die Theologie selbst, wofern nicht eine Armee gleichbedeutend ist mit dem Staatswesen. Auch meine ich viertens mit Theologie nicht jenes unbestimmte Etwas, das man »Christentum« oder »unser allgemeines Christentum« oder »Christentum, das Gesetz des Landes« nennt, wenn es irgendjemanden unter den Lebenden gibt, der uns sagen kann, was das ist. Ich schiebe es beiseite, weil es sich selbst nicht auf einen verständlichen Ausdruck bringen kann. Schließlich verstehe ich unter Theologie nicht die Bekanntschaft mit der Schrift. Denn obwohl kein Mensch, der religiöses Gefühl besitzt, die Schrift lesen kann, ohne daß dieses Gefühl in ihm lebendig wird und ohne einen reichen Gewinn an historischem Wissen heimzutragen, so sind doch historische Lektüre und religiöses Gefühl keine Wissenschaft. Ich verstehe nichts von alledem unter Theologie, ich meine ganz einfach die Wissenschaft von Gott oder die Wahrheiten über Gott, die wir besitzen, in ein System gebracht; gerade so, wie wir eine Wissenschaft von den Sternen haben und sie Astronomie nennen, oder von der Kruste der Erde und sie Geologie nennen.

Z. B. meine ich, denn das ist der Hauptpunkt, daß, wie im menschlichen Körper ein Lebensprinzip ist, das auf ihn und durch ihn wirkt mittels des Willens, daß so hinter dem Schleier der sichtbaren Welt ein unsichtbares intelligentes Wesen steht, das auf und durch sie wirkt, wie und wann Es will.

Ferner meine ich, daß diese unsichtbare Kraft in keinem Sinn eine Weltseele ist nach Analogie der menschlichen Natur, sondern im Gegenteil von der Welt absolut verschieden, als ihr Schöpfer, Erhalter, Lenker und souveräner Herr. Hiermit sind wir sogleich in den Kreis der Lehren eingeführt, die die Gottesidee in sich schließt. Ich meine also mit dem Höchsten Wesen eines, das schlechthin auf sich selbst gestellt, und das einzige Wesen, das so ist; überdies, daß Er ohne Anfang oder Ewig und der einzig Ewige ist; daß Er infolgedessen eine ganze Ewigkeit lang aus Sich Selbst gelebt hat; und daher, daß Er all-genügend ist, für Seine eigene Seligkeit genügend, all-selig und ewig-selig. Ferner meine ich ein Wesen, das im Besitz dieser Vorzüge das Höchste Gut besitzt oder vielmehr das Höchste Gut ist oder alle Attribute des Guten in unendlicher Intensität besitzt, alle Weisheit, alle Wahrheit, alle Gerechtigkeit, alle Liebe, alle Heiligkeit, alle Schönheit; das allmächtig, allwissend, allgegenwärtig ist, unaussprechlich eins, absolut vollkommen und so beschaffen, daß, was wir von Ihm nicht wissen und nicht einmal vorstellen können, noch weit wunderbarer ist, als was wir wissen und wissen können. Ich meine Einen, der Herr ist über Seinen Willen und Seine Handlungen, obgleich stets in Übereinstimmung mit dem ewigen Gesetz von Recht und Unrecht, das Er Selbst ist. Ich meine überdies, daß Er alle Dinge aus nichts geschaffen hat und sie in jedem Augenblick erhält und sie ebenso leicht zerstören könnte, wie er sie gemacht hat. Er hat sie gemacht, und darum ist Er von ihnen durch einen Abgrund getrennt und ist unmitteilbar in allen Seinen Attributen. Und ferner hat Er allen Kreaturen, in der Stunde ihrer Schöpfung, ihre jeweilige Natur eingeprägt und hat ihnen ihr Werk und ihre Aufgabe und die größere oder geringere Länge ihrer Tage an dem ihnen angewiesenen Platze gegeben. Ich meine auch, daß Er immer gegenwärtig ist unter Seinen Werken, bei jedem einzelnen, und jedem Ding, das Er gemacht hat, mit Seiner besonderen und überaus liebevollen Vorsehung begegnet und Sich einem jeden entsprechend seinen Bedürfnissen offenbart, und daß Er den vernünftigen Wesen das moralische Gesetz eingeprägt und ihnen die Macht gegeben hat, Ihm zu gehorchen, ihnen die Pflicht auferlegt, Ihn zu verehren und Ihm zu dienen, sie mit Seinem allwissenden Auge ganz und gar durchdringend und erforschend und ihnen eine gegenwärtige Prüfung und ein künftiges Urteil vor Augen stellend.

Derart ist, was die Theologie über Gott lehrt, eine Lehre, wie schon die Idee ihres Gegenstandes voraussetzt, so geheimnisvoll, daß sie in ihrer Fülle über jegliches System hinausragt und, speziell betrachtet, einfach außerhalb der Natur liegt und teilweise sogar mit sich selbst unvereinbar scheint, da die Einbildungskraft nicht zu umfassen vermag, was die Vernunft vorschreibt. Sie lehrt von einem unendlichen und doch persönlichen Wesen; einem allseligen und doch stets wirksamen; absolut getrennt von der Natur und doch in jedem Teil der Schöpfung in jedem Augenblick gegenwärtig; über allen Dingen, doch unter jedem Ding. Sie lehrt von einem Wesen, das, obwohl das höchste, doch im Werk der Schöpfung, Erhaltung, Leitung, Vergeltung Sich gleichsam zum Knecht und Diener aller macht; das, obwohl Es in der Ewigkeit thronet, es sich doch gestattet, an den Angelegenheiten in Zeit und Raum Anteil zu nehmen. Sein sind alle Wesen, sichtbare und unsichtbare, die edelsten und die gemeinsten. Sein sind der Stoff und die Wirkung und die Ergebnisse im System der physischen Natur,

in die wir hineingeboren sind. Sein auch sind die Kräfte und Vollkommenheiten der geistigen Wesen, denen Er ein unabhängiges Handeln und die Gabe der Urheberschaft verliehen hat. Die Gesetze des Universums, die Prinzipien der Wahrheit, die Beziehungen der Dinge zueinander, ihre Eigenschaften und Kräfte, die Ordnung und Harmonie des Ganzen, alles, was existiert, ist durch ihn; und wenn das Böse nicht durch ihn ist, was es ja sicherlich nicht ist, so ist es darum, weil das Böse keine eigene Substanz hat, sondern nur der Mangel, die Ausschreitung, die Verkehrung oder Verderbnis dessen, was Substanz hat, ist. Alles, was wir sehen, hören und tasten, der ferne Sternenhimmel so gut wie unser Land und Meer und die Elemente, die sie aufbauen, und die Gesetze, denen sie gehorchen, sind Sein. Die ersten Atome der Dinge, ihre Eigentümlichkeiten, ihre Wechselwirkung, ihre Stellung und Anordnung, Elektrizität, Magnetismus, Gravitation, Licht und was sonst an subtilen Prinzipien oder Wirkungen der Menschenwitz entdeckt oder entdecken wird, sind das Werk Seiner Hände. Von ihm stammte jede Bewegung, die die Oberfläche der Erde erschütterte und neu bildete. Das unbedeutendste oder häßlichste Insekt ist durch ihn und gut in seiner Art; die sich stets fortsetzenden, unerschöpflichen Schwärme von Lebewesen, die Myriaden belebter Atome, die für das bloße Auge unsichtbar sind, die ruhelose, sich stets ausbreitende Vegetation, die wie ein Gewand die ganze Erde überzieht, die hochragende Zeder, die schattige Banane sind Sein. Sein sind die Stämme und Familien der Vögel und wilden Tiere, ihre anmutigen Gestalten, ihre wilden Gebärden, ihre leidenschaftlichen Schreie.

Und ebenso in der intellektuellen, moralischen, sozialen und politischen Welt. Der Mensch mit seinen Triebkräften und Werken, seinen Sprachen, seiner Fortpflanzung, seiner Ausbreitung stammt von Ihm. Ackerbau, Medizin und alle Künste des Lebens sind Seine Gaben. Gesellschaft, Gesetze, Regierung, durch Ihn sind sie verbürgt. Der Prunk des irdischen Königtums ist das Abbild und trägt den Segen des Ewigen Königs. Frieden und Zivilisation, Handel und Wagnis, Kriege, wenn sie gerecht sind, Eroberungen, wenn sie menschlich und notwendig sind, haben Seine Mitwirkung, und Sein Segen ruht darauf. Der Gang der Ereignisse, der Umsturz der Reiche, Aufkommen und Fall von Staaten, Perioden und Zeitalter, Fortschritte und Rückgang in der Weltgeschichte, freilich nicht die zufällige Sünde, reichlich wuchernd wie sie ist, sondern die großen Linien und die Ergebnisse menschlicher Angelegenheiten stammen aus Seiner Anordnung. Die Elemente und Typen und ursprünglichen Prinzipien und aufbauenden Mächte der moralischen Welt, mag sie auch in Trümmern liegen, sind auf Ihn zurückzuführen. Er »erleuchtet jeden Menschen, der in die Welt kommt«. Sein sind die Gebote des moralischen Sinns und die vergeltenden Vorwürfe des Gewissens. Ihm sind die reichen Gaben des Intellekts zuzuschreiben, die Strahlen des Genies, die Einbildungskraft des Dichters, der Scharfsinn des Politikers, die Weisheit (wie die Schrift es nennt), die bald den Tempel errichtet und schmückt, bald sich in Spruch und Parabel offenbart. Die alten Sprichwörter der Völker, die erhabenen Lehren der Philosophie, die lichtvollen Normen des Gesetzes, die Orakel individueller Weisheit, die überlieferten Regeln der Wahrheit, Gerechtigkeit und Religion, wenn auch eingebettet in Verderbnis oder verbündet mit dem Stolz der Welt, bezeugen Seine ursprüngliche Wirksamkeit und Seine langmütige Gegenwart. Selbst wo gewohnheitsmäßige Empörung gegen Ihn besteht oder tiefgehende,

weitverbreitete soziale Entartung, ist doch noch die Unterströmung oder der heroische Ausbruch natürlicher Tugend sowie das Sehnen des Herzens nach dem, was es nicht hat, und sein ahnendes Erfassen der rechten Heilmittel dem Urheber alles Guten zuzuschreiben. Vorahnungen Seines Ruhms oder Erinnerungen daran suchen die Seele des selbstgenügsamen Weisen oder des gläubigen Heiden heim; Seine Schrift steht an der Mauer des indischen Tempels wie der griechischen Säulenhallen. Er tritt ein, Er wirkt fest mit, wenn es Ihm gefällt und zu der Zeit, die Er erwählt, an dem, was Unglauben, Aberglauben und falscher Kult ins Werk setzen, und Er wandelt den Charakter der Taten durch sein beherrschendes Eingreifen. Er steigt herab, obgleich Er ihnen nicht Seine Weihe gibt, zu den betrügerischen Altären und Schreinen, und Er setzt Sein eigenes Fiat an die Stelle ihrer Zauberei. Er spricht mitten in den Beschwörungen Bileams, erhebt Samuels Geist in der Höhle der Hexe, prophezeit vom Messias durch die Zunge der Sibylle, zwingt den Python, Seine Diener anzuerkennen, und tauft durch die Hand der Irrgläubigen. Er ist mit dem heidnischen Dramatiker, wenn er Ungerechtigkeit und Tyrannei anklagt und das Hereinbrechen göttlicher Rache über das Verbrechen vorhersagt. Selbst auf die unziemlichen Legenden der volkstümlichen Mythologie wirft Er Seinen Schatten und wird nebelhaft sichtbar in Ode oder Epos wie in getrübttem Wasser oder in phantastischen Träumen. Alles Gute, alles Wahre, alles Schöne, alles Wohltätige, sei es groß oder klein, vollkommen oder bruchstückhaft, Natürliches wie Übernatürliches, Moralisches wie Materielles, kommt von Ihm.

8.

Wenn dies, dem Inhalt nach und soweit es reicht, eine getreue Skizze der Lehren ist, wie sie der Theologie eigen sind und speziell der Lehre von einer besondern Vorsehung, welche der Teil von ihr ist, der am meisten mit den menschlichen Wissenschaften auf einer Ebene steht, so kann ich durchaus nicht begreifen, wie sie, als Wissen betrachtet, anders könnte als einen mächtigen Einfluß auf Philosophie, Literatur und jede beliebige intellektuelle Schöpfung oder Entdeckung üben. Ich kann nicht begreifen, wie es möglich sein soll, die Frage ihrer Wahrheit oder Falschheit, wie man so sagt, unbesehen zu lassen. Sie trifft uns mit einer Verkündigung und einem Angebot der höchsten Wahrheiten, die der Menscheng Geist fassen kann; sie umfaßt eine Reihe von Gegenständen, die höchst verschiedenartig und voneinander weit abliegend sind. Welche Wissenschaft wird nicht finden, daß ihr Gebiet da oder dort von ihrem Pfad durchschnitten wird? Welche Ergebnisse philosophischer Spekulation sind nicht in Frage zu stellen, wenn sie gewonnen sind ohne Nachfrage, was die Theologie dazu zu sagen hat? Wirft sie kein Licht auf die Geschichte? hat sie keinen Einfluß auf die Prinzipien der Ethik? ist sie ohne jede Bedeutung für Physik, Metaphysik und die Wissenschaft der Politik? Können wir sie aus dem Kreis des Wissens weglassen, ohne einzuräumen, daß entweder dieser Kreis dadurch verstümmelt wird oder daß die Theologie in Wahrheit keine Wissenschaft ist? Und dies Dilemma ist um so unvermeidlicher, als die Theologie von so strenger Konsequenz in ihrem geistigen Aufbau ist. Wenn ich von Theismus oder Monotheismus spreche, werfe ich nicht Lehren zusammen, die nicht übereinstimmen; ich vermenge nicht Glauben, Meinung, Überzeugung jeder Art zu einem formlosen Ganzen mit Hilfe zweideutiger Worte und schmücke dies Gemisch mit dem Namen

Theologie. Ich spreche von einer Idee, die, in ihren richtigen Maßen entfaltet, nach einer verständlichen Methode durchgeführt ist und notwendige und unabänderliche Ergebnisse zeitigt; die freilich zu einer Zeit und an einem Ort besser verstanden wird als an einem andern, hier und dort mit größerer oder geringerer Konsequenz festgehalten, aber doch nach alledem zu jeder Zeit und an jedem Ort, wo sie gefunden wird, die Entwicklung einer Idee, nicht eines halben Dutzends ist.

9.

Und hier werde ich zu einem andern höchst wichtigen Punkt in der Beweisführung zu ihren Gunsten geführt – ich meine ihre weitreichende Anerkennung. Theologie, wie ich sie beschrieben habe, ist kein zufälliges Eigentum individueller Geister, wie z. B. gewisse Systeme prophetischer Interpretation. Sie ist nicht die plötzliche Geburt einer Krisis, wie die Lehre Luthers oder Wesleys. Sie ist nicht die glänzende Entwicklung einer aufkommenden Philosophie, wie die cartesianische oder platonische. Sie ist nicht die Mode einer Saison, wie man manche Heilkuren ansehen mag. Sie hat einen Platz, wenn nicht ein Besitztum in der intellektuellen Welt seit undenklichen Zeiten; sie wurde angenommen von den verschiedenartigsten Geistern und von Religionssystemen, die sich durchaus feindlich gegenüberstehen. Sie hat prima facie so imponierende Ansprüche an uns, daß diese Ansprüche auf keiner andern Grundlage zurückgewiesen werden können, als weil sie nichts weiter als imponierend, d. h. falsch ([[wären]]). Was unsere eigenen Länder betrifft, so hat sie von unserer Sprache Besitz ergriffen, begegnet uns bei jeder Wendung in unserer Literatur, sie bildet – zu axiomatisch, um ausdrücklich formuliert zu werden – die geheime Voraussetzung all unserer Schriftsteller; und wir können nur durch die unnatürlichste Vorsicht es dahin bringen, sie nicht voranzusetzen. Wer immer philosophiert, nimmt sie mit auf den Weg und führt sie, wenn er will, ohne Verteidigung ein. Bacon, Hooker, Taylor, Cudworth, Locke, Newton, Clarke, Berkeley und Butler, und es wäre ebenso leicht, noch mehr, wie schwierig, größere Namen unter den englischen Autoren zu finden, schärfen sie ein oder legen sie aus. Männer der verschiedensten Richtung, dem Bekenntnis oder der Geistesart nach, Addison und Johnson, Shakespeare und Milton, Lord Herbert und Baxter, verkünden sie. Es ist auch nicht nur ein englischer oder ein protestantischer Begriff; man kann ihm quer durch den Kontinent nachspüren, ihn in frühere Zeitalter verfolgen. Wann hat er in der Welt gefehlt? Haben die Systeme des Atheismus oder Pantheismus als Wissenschaften in der Literatur der Nationen geherrscht oder eine Gestaltung erfahren oder eine Vollkommenheit erlangt wie der Monotheismus? Wir finden ihn im alten Griechenland und sogar in Rom so gut wie in Indien und im Osten. Wir finden ihn in der volkstümlichen Literatur, in der Philosophie, in der Poesie, als eine positive, feststehende Lehre, die sich in ganz derselben Gestalt im protestantischen England darstellt wie im schismatischen Rußland, bei einer mohammedanischen Bevölkerung wie in der katholischen Kirche. Wenn es je einen Gegenstand des Nachdenkens gegeben hat, der es verdiente, vorschriftsmäßig in die Universitätsstudien aufgenommen zu werden, und der nur aufgrund offenkundigen Betruges ausgeschlossen werden konnte wie Astrologie oder Alchemie; wenn es irgendwo eine Wissenschaft gibt, die wenigstens den Anspruch erheben kann, nicht übergangen, sondern gepflegt und entweder ausdrücklich angenommen oder

ausdrücklich verworfen zu werden, oder vielmehr, die man in einem Plan für den Universitätsunterricht nicht weglassen kann, ohne damit eine positive Leugnung ihrer Wahrheit auszusprechen, so ist es diese alte, diese weitverbreitete Philosophie.

10.

Und nun, meine Herren, kann ich mit dieser etwas ermüdenden Auseinandersetzung Schluß machen. Ich will nicht mehr viel Worte machen, um zusammenzufassen, worauf es mir ankam. Ich sage also, wenn die verschiedenen Zweige des Wissens, die den Unterrichtsstoff an einer Universität bilden, so zusammenhängen, daß keiner ohne Nachteil für die Vollkommenheit der übrigen vernachlässigt werden kann, und wenn die Theologie ein Zweig des Wissens ist, der weit und breit Aufnahme gefunden hat, philosophisch durchgebildet, von unaussprechlicher Bedeutung und höchstem Einfluß ist, zu welchem Schluß führen uns diese beiden Prämissen, wenn nicht dazu, daß man mit der Entfernung der Theologie aus den öffentlichen Schulen die Vollständigkeit dessen, was wirklich in ihnen gelehrt wird, beeinträchtigt und seiner Glaubwürdigkeit Abbruch tut?

Doch ich bin bloß bei der natürlichen Theologie stehengeblieben, und das, weil ich die, welche nicht Katholiken sind, dahin bringen wollte, mit mir zu gehen, und wiederum, weil ich die Zuversicht habe, daß niemand wirklich darangehen kann, die Lehre von einem vernunftbegabten Schöpfer in ihrer ganzen Fülle zu beherrschen und zu lehren, ohne ein gut Teil weiterzugehen, als er sich gegenwärtig träumen läßt. Ich sage also zweitens: Wenn diese Wissenschaft, auch nur soweit menschliche Vernunft ihrer habhaft werden kann, solche Ansprüche auf die Beachtung eines Lehrers des Universalwissens hat und in so mannigfacher Weise unter seinen Gegenständen auftaucht, wie kann sich irgendein Katholik einbilden, daß er Philosophie und Wissenschaft mit der gebührenden Rücksicht auf ihren Endzweck, welcher die Wahrheit ist, treiben könnte, wenn jenes System offener Tatsachen und Prinzipien, die den katholischen Glauben konstituieren, der so weit über die Natur hinausgeht, und das er als durchaus wahr kennt, von den Unterrichtsgegenständen ausgeschlossen ist?

Mit einem Wort: Religiöse Wahrheit ist nicht nur ein Teil, sondern eine Bedingung des allgemeinen Wissens. Sie auslöschen heißt so ziemlich, wenn ich so sagen darf, das Gewebe des Universitätsunterrichts auftrennen. Es heißt nach dem griechischen Sprichwort, den Frühling aus dem Jahr herausnehmen; es heißt, das unsinnige Verfahren jener Schauspieler nachahmen, die ein Drama aufführten und die Hauptrolle wegließen.

IV. VORTRAG EINFLUSS ANDERER ZWEIGE DES WISSENS AUF DIE THEOLOGIE

1.

Nichts ist gewöhnlicher in der breiten Welt, als den Widerstand, der von Seiten religiöser Menschen, insbesondere von Katholiken, der Trennung von weltlicher Erziehung und Religion entgegengesetzt

wird, als ein deutliches Zeichen dafür anzusehen, daß es einen wirklichen Widerstreit zwischen menschlicher Wissenschaft und Offenbarung gibt. Der Menge derer, die diesen Schluß ziehen, macht es nichts aus, ob die protestierenden Parteien sich zum Glauben an diesen Widerstreit bekennen oder nicht; es ist in die Menge eingedrungen, als wäre es selbstverständlich, daß religiöse Menschen nicht so eifersüchtig und beunruhigt gegenüber der Wissenschaft wären, wenn sie es nicht instinktiv fühlten, mögen sie es auch nicht erkennen, daß das Wissen ihr geborener Feind ist, und daß sein Fortschreiten, wenn es nicht aufgehalten wird, sicherlich alles zerstören wird, was ihnen ehrwürdig und teuer ist. Es sieht in den Augen der Welt aus wie eine böse Ahnung auf unserer Seite, ähnlich derjenigen, die man unserer Ablehnung einer Erziehung mit Hilfe der Bibel allein unterlegt; warum solltet ihr den heiligen Text fürchten, sagen die Leute, wenn er nicht gegen euch wäre? Und in gleicher Weise: Warum solltet ihr die weltliche Erziehung fürchten, es sei denn, daß sie gegen euch ist? Warum die Verbreitung von Büchern hindern, welche den euren entgegengesetzte Ansichten vertreten? Warum euren Kindern und Schülern das Lesen von Gedichten, Erzählungen, Essays oder anderer leichter Lektüre verbieten, die, so fürchtet ihr, sie seelisch aus dem Gleichgewicht bringen würden? Warum sie nötigen, mit diesen Menschen Bekanntschaft zu pflegen und jene zu meiden, wenn ihr glaubt, daß eure Freunde ganz so wie eure Gegner die Vernunft in vollem Maße auf ihrer Seite haben? Wahrheit ist kühn und ohne Argwohn; Mangel an Selbstvertrauen ist das Kennzeichen der Falschheit.

Nun, soweit sich dieser Einwand auf irgendeinen vorausgesetzten Gegensatz zwischen weltlichem und göttlichem Wissen bezieht – welches der Gegenstand ist, mit dem ich es jetzt zu tun habe –, so habe ich darauf schon in meinem letzten Vortrag ausreichend geantwortet. Ich sagte dort, daß wir, um die Wahrheit überhaupt zu besitzen, die ganze Wahrheit besitzen müßten; daß offenbarte Wahrheit in sehr weitem Ausmaß in den Bereich der Wissenschaft, Philosophie und Literatur eingeht, und daß man, wenn man sie aus Höflichkeit gegen weltliche Wissenschaft auf eine Seite für sich stellt, unter diesem Vorwand der Höflichkeit der weltlichen Wissenschaft großen Schaden zufügt. Ich sage nicht, daß jede Wissenschaft von dem Fortfall in gleichem Maße in Mitleidenschaft gezogen wird; die reine Mathematik wird gar nicht leiden; die Chemie wird weniger leiden als die Geschichte, die Ethik oder Metaphysik; jedoch, daß die verschiedenen Zweige des Wissens aufs engste zusammenhängen und ein Ganzes bilden, ein Ganzes, das in einer schwer zu begrenzenden Ausdehnung beeinträchtigt wird durch jeden irgend erheblichen Fortfall von Wissen beliebiger Art; und daß offenbartes Wissen nichts weniger als ein unbeträchtlicher Teil des Wissens ist, das halte ich für unleugbar. Wie das geschriebene und das ungeschriebene Wort Gottes miteinander die Offenbarung als ein Ganzes ausmachen und das geschriebene für sich genommen nur ein Teil des Ganzen ist, so kann die Offenbarung ihrerseits als einer der konstituierenden Teile des menschlichen Wissens, als Ganzes betrachtet, angesehen werden, und ihr Fortfall ist der Fortfall eines jener konstituierenden Teile. Die offenbarte Religion liefert den andern Wissenschaften Tatsachen, deren jene andern Wissenschaften, sich selbst überlassen, nicht habhaft würden; und sie entkräftet augenscheinliche Tatsachen, die sie, sich selbst überlassen, annehmen würden. So ist in der Geschichtswissenschaft die Erhaltung unserer

Rasse in Noahs Arche eine historische Tatsache, zu der die Geschichte ohne Offenbarung niemals gelangen würde; und im Bereich der Physiologie und Moralphilosophie ist der Fortschritt und die Vervollkommnung unserer Rasse ein Traum, weil die Offenbarung dem widerspricht, was auch immer von wissenschaftlichen Forschern Einleuchtendes dafür geltend gemacht werden mag. Es stimmt aber nicht, daß die Katholiken das menschliche Wissen fürchten, sondern sie sind stolz auf das göttliche Wissen und sie halten das Weglassen irgendwelchen Wissens, sei es menschlich oder göttlich, so weit es reicht, nicht für Wissen, sondern für Unwissenheit.

2.

So nahm ich den fraglichen Einwand in der letzten Woche vorweg; nun will ich ihn zur Einleitung einer weiteren Ansicht von der Beziehung zwischen weltlichem und göttlichem Wissen machen. Ich bemerke also, daß man, wenn man eine Wissenschaft aus dem Umkreis des Wissens ausschaltet, ihren Platz nicht für sie freihalten kann; daß die Wissenschaft vergessen wird, daß die andern Wissenschaften den Ring schließen oder, mit andern Worten, ihre eigenen Grenzen überschreiten und da eindringen, wo ihnen kein Recht zusteht. Z. B. vermute ich, wenn die Ethik in die Verbannung geschickt würde, dann würde ihr Gebiet durch einen Teilungsvertrag, wie man sagen kann, zwischen Recht, Nationalökonomie und Physiologie verschwinden; was würde wiederum mit der experimentellen Wissenschaft geschehen, wenn man sie der archäologischen Gesellschaft übertrüge; oder aus der Geschichte, wenn man sie ganz und gar den Metaphysikern auslieferte? Ebenso steht es mit dem Gegenstand der Theologie; er wäre die Beute von einem Dutzend verschiedener Wissenschaften, wenn die Theologie enteignet würde; und nicht nur dies, sondern jene Wissenschaften würden offenkundig ihre Rechte und Fähigkeiten überschreiten, wenn sie sich seiner bemächtigten. Sie würden sicherlich falsch lehren, wo sie überhaupt nicht die Aufgabe hätten zu lehren. Die Feinde des Katholizismus sollten die letzten sein, die dies leugnen, denn sie sind niemals blind gegenüber einer gleichen Usurpation, wie sie es nannten, von Seiten der Theologen gewesen; diejenigen, die uns beschuldigen, wir möchten gern in Übereinstimmung mit den Worten der Schrift die Sonne um die Erde gehen lassen, sollten doch nicht leugnen, daß eine Wissenschaft, die ihre Grenzen überschreitet, in Irrtum verfällt.

Ich kann also weder noch möchte ich leugnen, ich behaupte es vielmehr als Tatsache und will heute eine Begründung dafür geben, daß jede weltliche Wissenschaft, die ausschließlich betrieben wird, der Religion gefährlich werden kann; und ich begründe es mit dem weitreichenden Prinzip, daß jede beliebige Wissenschaft, wie umfassend sie auch sein mag, weitgehend in Irrtum verfallen wird, wenn sie als einziger Exponent aller Dinge im Himmel und auf Erden begründet wird, und das aus dem einfachen Grunde, weil sie sich über ein Gebiet ausbreitet, das ihr nicht gehört, und Probleme in Angriff nimmt, zu deren Lösung ihr die Hilfsmittel fehlen. Und ich beginne so:

3.

Einer der ersten Akte des menschlichen Geistes ist es, das zu ergreifen und in Besitz zu nehmen, was den Sinnen begegnet, und hierin liegt ein Hauptunterschied zwischen der Art, wie der Mensch und wie ein Tier sich ihrer bedient. Tiere nehmen Gesichtseindrücke stumpf auf, werden von Tönen betroffen, und was sie empfangen, sind in der Hauptsache nur Gesichts- und Gehörseindrücke. Der menschliche Intellekt dagegen ist ebenso tätig wie Auge oder Ohr und erfährt in Gesichts- und Gehörseindrücken etwas, was jenseits von ihnen liegt. Er formt und verbindet, was die Sinne ihm darbieten; er faßt und gestaltet, was nur seinen konstituierenden Teilen nach gesehen oder gehört zu sein braucht. Er unterscheidet an Linien und Farben oder an Tönen, was schön ist und was nicht. Er gibt ihnen eine Bedeutung und legt ihnen eine Idee zugrunde. Er liest eine Folge von Noten zum Ausdruck eines Ganzen zusammen und nennt das eine Melodie; er hat eine starke Eindrucksfähigkeit für Ecken und Kurven, Lichter und Schatten, Färbungen und Umrisse. Er unterscheidet zwischen Regel und Ausnahme, zwischen Zufall und Plan. Er schreibt den Erscheinungen ein allgemeines Gesetz zu, Eigenschaften ein Subjekt, Handlungen ein Prinzip und Wirkungen eine Ursache. In einem Wort, er philosophiert; denn ich meine, Wissenschaft und Philosophie sind ihrer ursprünglichen Idee nach nichts anderes als diese Gewohnheit, die Gegenstände, welche die Sinne dem Geiste zuführen, zu betrachten, wie man es nennen mag, sie in ein System zu bringen und ihnen durch eine Form Einheit und Gepräge zu geben.

Dies Verfahren ist uns so natürlich, wie ich sagte, daß es ganz von selbst vor sich geht; und wir werden ungeduldig, wenn wir es nicht in Anwendung bringen können, und dann warten wir nicht immer, bis wir die Mittel haben, es richtig in Anwendung bringen zu können, sondern wir machen uns oft lieber mit ungenügenden oder absurden Ansichten oder Deutungen dessen, was uns begegnet, auf den Weg, als daß wir gar keine haben möchten. Wir beziehen die Sachen, die uns zugeführt werden, materielle oder moralische, auf Ursachen, von denen wir zufällig wissen, oder auch auf ganz eingebildete, ehe wir sie auf nichts beziehen; und vermöge des Tätigkeitsdrangs unseres Intellekts fühlen wir ein Unbehagen und beginnen uns zu ärgern, wenn wir das nicht können. Hier haben wir eine Erklärung für die Menge Stegreifsprüche, leichtfertiger Urteile, flacher Verallgemeinerungen, von denen es in der Welt wimmelt. Nicht nur aus Eigenwillen, nicht aus böser Absicht, sondern durch die Verlockung der Gelegenheiten wird der Geist angetrieben, Urteile zu fällen, ohne ausreichende Anhaltspunkte für ein Urteil zu haben. Wer bildet sich nicht z. B. diese oder jene Ansicht über einen Mann oder ein Ereignis des öffentlichen Lebens, manchmal sogar so weitgehend, daß er im Geist ein Bild von seiner äußeren Erscheinung oder seinem Schauplatz entwirft? Doch wie wenige haben ein Recht, sich eine Ansicht zu bilden? Daher die Mißdeutung von Charakteren, daher die falschen Eindrücke und die falsche Wiedergabe von Worten oder Taten, die weit und breit in der Welt vielmehr die Regel als die Ausnahme bilden; daher die Übertreibungen undisziplinierter Talente und die Enge eingebildeter Unwissenheit; weil, obwohl es keine leichte Sache ist, die Dinge richtig anzusehen, der geschäftige Geist sich doch immer eine Ansicht bilden will. Wir können nicht ohne eine Ansicht

auskommen, und wir geben uns mit einer Täuschung zufrieden, wenn wir nicht die Wahrheit erlangen können.

4.

Nun beachten Sie, wie diese Ungeduld in Angelegenheiten der Forschung und Spekulation wirkt. Was dem Unwissenden und dem Hitzkopf begegnet, wird in jedem Fall eintreten, wo die Erziehung einer Person oder ihre Ausbildung verkürzt wird, mag sie nun mehr praktisch-berufsmäßiger oder wissenschaftlicher oder welcher besonderen Art sonst sein. Männer, deren Leben in der Pflege einer Wissenschaft oder der Übung einer gedanklichen Methode aufgeht, haben nicht mehr Recht, wenn sie auch häufig mehr den Ehrgeiz haben, aufgrund ihrer eigenen Bemühungen, doch über deren Reichweite hinaus, Verallgemeinerungen zu machen, als der Schuljunge oder der Bauer, über einen Premierminister zu urteilen. Aber sie müssen über jeden Gegenstand etwas zu sagen haben; Gewohnheit, Mode, das Publikum verlangen es von ihnen, und wenn das geschieht, können sie nur ihrem Wissen gemäß ein Urteil abgeben. Man könnte meinen, das müßte einen Menschen bescheiden in seinen Äußerungen machen; weit gefehlt – allzu oft ist es so, daß mit der Beschränktheit des Wissens nicht sein Mißtrauen dagegen wächst, sondern der starke Einfluß, den es auf ihn ausübt, sein absoluter Glaube an seine eignen Schlüsse und die Bestimmtheit, mit der er sie vertritt. Er hat die Hartnäckigkeit des Fanatikers, den er verachtet, ohne den Verteidigungsgrund des Fanatikers, daß ihm, wie er glaubt, der Himmel seine Lehre mitgeteilt hat. So wird er, was man gemeinhin einen Menschen mit einer fixen Idee nennt; was im eigentlichen Sinn einen Mann bedeutet, der eine Wissenschaft betreibt und die teils wahre, aber untergeordnete, teils falsche Auffassung hat, wie sie nun einmal nicht anders aus einer so partiellen Sache zu gewinnen ist. Daher kommt es, daß man die Prinzipien der Nützlichkeit, der Kombination, der Philanthropie oder in den materiellen Wissenschaften vergleichende Anatomie, Phrenologie, Elektrizität zu leitenden Ideen und Schlüsseln wenn nicht zu allem Wissen, so doch zu viel mehr Dingen, als in ihr Gebiet gehören, gesteigert hat – Prinzipien, die alle miteinander bis zu einem gewissen Punkt wahr sind, doch alle in Irrtum und Quacksalberei ausarten, weil sie überspannt werden, nämlich über den Punkt hinaus, wo sie Erläuterung und Einschränkung durch andere Gebiete erfordern, und weil man sie für Leistungen in Anspruch nimmt, die einfach über ihre Kraft sind, sofern eben eine unbedeutende Einzelwissenschaft keine tiefgründige Philosophie ist.

Lord Bacon hat den Mißstand, von dem ich spreche, unter den Hindernissen, die dem Fortschritt der Wissenschaft im Wege stehen, einen Platz angewiesen, wo er die Bemerkung macht: »Die Menschen pflegten ihre Überlegungen, Meinungen und Lehren durch den Zusatz gewisser Begriffe zu vergiften, die sie besonders bewunderten, oder gewisser Wissenschaften, die sie besonders gern zur Anwendung brachten; und gaben allen andern Dingen eine jenen entsprechende Färbung, die durchaus unwahr und am falschen Platz war ... So haben die Alchemisten aus ein paar Schmelzofen- Versuchen eine Philosophie gemacht; und unser Landsmann Gilbert machte eine Philosophie aus den Beobachtungen an einem Magneten. So sagt Cicero scherzend, wo er die verschiedenen Meinungen über die Natur der Seele anführt und auf einen Musiker stößt, der die Seele nur für eine Harmonie hält, *hic ab arte sua*

non recessit, »er blieb seiner Kunst treu«. Doch Aristoteles spricht ernsthaft und weise über diese Begriffe, wenn er sagt, »*Qui respiciunt ad pauca, de facili pronuntiant*«, wer wenig Dinge in Betracht zieht, dem macht es keine Schwierigkeit zu entscheiden.«

5.

Und nun habe ich genug gesagt, um die Nachteile klarzumachen, die sich meiner Meinung nach notwendig ergeben, wenn man es ablehnt, die theologische Wahrheit in einem Lehrgang des Universitätswissens anzuerkennen – es geht damit nicht nur die Theologie verloren, es werden alle andern Wissenschaften auf den Kopf gestellt. Und da nicht jedermann die Fähigkeit hat, Wahrheit von Falschheit zu unterscheiden, reden sie der Welt etwas Falsches ein, indem sie auf etwas Wahrem herumreiten. Was sie unrechtmäßig verliert, davon ergreifen andere unrechtmäßig Besitz. Sie haben ihr eigenes Gebiet und, indem sie darüber hinausgehen, versuchen sie etwas, wozu sie tatsächlich nicht imstande sind; und das ist um so unheilvoller, weil sie etwas lehren, was an seiner Stelle wahr ist, mag es auch an einer andern Stelle, verkehrt oder übertrieben, nicht wahr sein. Es sind auch nicht allein offene Feinde, mit denen wir hier aneinander geraten, bisweilen sind es Freunde, bisweilen Menschen, die zwar nicht gerade Freunde sind, aber doch wenigstens durchaus nicht der Religion entgegenzutreten wünschen und sich dessen gar nicht bewußt sind, daß sie es tun; und es wird deutlicher herauskommen, was ich meine, wenn ich es durch einige Beispiele erläutere.

Was die Freunde angeht, so kann ich als Beispiel die Pflege der Schönen Künste, Malerei, Skulptur, Architektur nehmen, ich kann auch noch die Musik hinzunehmen. Diese Hohenpriester des Schönen und Edlen sind offenbar besondere Gefolgsleute und Kammermädchen der Religion; aber ebenso offenbar liegt es ihnen nahe, ihre Stellung zu vergessen, und wenn sie nicht mit fester Hand am Zügel gehalten werden, dann werden sie, statt zu dienen, danach streben, Herren zu werden. Hier liegt, unter kirchlichem Gesichtspunkt, ein Vorteil bei dem noch weniger entwickelten Zustand, ich meine bei dem archaischen Stil in der Architektur, der gotischen Skulptur und Malerei und dem, was man Gregorianische Musik nennt, daß nämlich diese anfangenden Fertigkeiten zu wenig angeborene Kraft und Leben in sich haben, als daß sie in Gefahr geraten könnten, ihre Stellung zu verlassen und der Religion Gesetze vorzuschreiben. Aber sehr viel anders liegt es, wenn der Genius ihre natürlichen Elemente angehaucht hat und sie zu dem entwickelt hat, was ich geistige Mächte nennen möchte. Wenn die Malerei z. B. zu ihrer vollen Leistungsfähigkeit als schlechthin nachahmende Kunst heranwächst, hört sie sofort auf, Vasall der Kirche zu sein. Sie hat einen eigenen Zweck, und das ist ein irdischer: Die Natur ist ihr Muster, und das, wonach sie strebt, ist die Schönheit der Natur; auch wenn es eine ideale Schönheit wird, bleibt es immer eine natürliche Schönheit. Sie kann nicht die Schönheit der Engel und Heiligen nachahmen, die sie nie gesehen hat. Zuerst freilich entwarf sie in Umrissen und symbolischen Darstellungen ein Schattenbild des Unsichtbaren, und ihr Mangel an Kunstfertigkeit wurde das Werkzeug der Ehrfurcht und Bescheidenheit; da aber die Zeit fortschritt und sie die vollen Ausmaße einer Kunst erreichte, unterwarf sie eher die Religion eigenen Zwecken, als daß sie den Zwecken der Religion diene, und in ihren langen Galerien und stattlichen Zimmern hatte sie

anbetungswürdige Gestalten und heilige Geschichten nur noch in Vermischung mit irdischen, um nicht zu sagen unziemlichen Formen, die die Kunst geschaffen hatte, und die dabei Färbung und Charakter von jener schlechten Gesellschaft annahmen. Nicht zufrieden mit neutralem Boden für ihre Entwicklung, wurde sie durch die Erhabenheit göttlicher Gegenstände zu ehrgeizigen und tollkühnen Versuchen hingezogen. Ohne daß ich noch ein Wort sage, wird es Ihnen deutlich sein, meine Herren, daß unter diesen Umständen die Religion genötigt war, alle Anstrengungen zu machen, damit die Welt ihr nicht einen Vorteil abgewänne. Entfernt die strenge Lehre des Katholizismus aus den Schulen der Malerei, wie man sie jetzt bei den philosophischen Studien beiseitelegen möchte, und gar bald wäre die Hierarchie der Kirche, der Anachoret, der jungfräuliche Martyrer, der Bekenner und Lehrer, die himmlischen Heerscharen, die Mutter Gottes, der Kruzifixus, die Ewige Dreieinigkeit durch eine Art heidnischer Mythologie unter dem Deckmantel heiliger Namen ersetzt, freilich durch die Schöpfung eines hohen Genius, einer mächtigen, blendenden, die Seele überwältigenden Schönheit, in der jedoch nichts wäre, was der Sache der Religion zu Hilfe käme; andererseits nichts, was nicht mittelbar oder unmittelbar der verderbten Natur und den Mächten der Finsternis diene.

6.

Indessen, die Malerei ist eine Kunst eigener Art: Musik und Architektur sind idealer, und die zugehörigen Urbilder sind, wenn auch nicht gerade übernatürlich, so doch abstrakt und vom Irdischen abgelöst; und doch meine ich, was ich über die Malerei bemerkt habe, das tritt in analoger Weise an dem wunderbaren Entwicklungsgang der Musik im letzten Jahrhundert hervor. Zweifellos kann auch hier der höchste Genius der Religion dienstbar sein; auch hier hat die Kunstübung, noch offensichtlicher als im Fall der Malerei, ein ihr eigenes und von aller Schuld freies Gebiet, in das sich die Religion nicht einmischt und nicht einzumischen braucht. Andererseits muß sicherlich auch hier im Fall der Musik ebenso wie in dem der Malerei die Religion wach und auf der Hut sein, denn wenn ihre Diener schlafen, wird ein mächtiger Zauber über sie kommen. Die Musik, so vermute ich, obwohl hier nicht die Stelle ist, sich darüber zu verbreiten, hat ihren eigentümlichen Gegenstand; wie die Mathematik ist sie der Ausdruck größerer und tieferer Ideen, als man sie in der ganzen sichtbaren Welt antrifft, Ideen, die ihren Mittelpunkt in Ihm haben, den der Katholizismus offenbar macht, der der Sitz aller Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit überhaupt ist, Ideen, die aber trotz allem doch nicht diejenigen sind, auf welche die Offenbarung unmittelbar und hauptsächlich unsern Blick lenkt. Wenn also ein großer Meister in dieser geheimnisvollen Kunst (wenn ich es mir erlauben darf, über Sachen zu reden, die anscheinend außerhalb meines Gesichtskreises liegen) mit aller Kraft die ihm verliehene Gabe aufgreift, sich ihren Eingebungen überläßt und in die Gedankengänge vertieft, die ihm zwar auf natürlichem Wege kommen, aber doch mit Gegenständen zu tun haben, die über die Natur hinausgehen, so wird er offenbar alles andere darüber vernachlässigen. Sich in seiner ganzen Stärke erhebend wird er die Fesseln der Worte durchbrechen, er wird alle menschlichen Stimmen, auch die süßesten, in alle Winde zerstreuen; er wird fortgerissen werden zu dem vollen Strom der Töne, die seine Kunst ihn den mechanischen Hilfsmitteln abgewinnen läßt; er wird vorwärtsstürmen wie ein

Riese, so weit nur irgend seine Instrumente reichen, wird aus ihren geheimen Tiefen neue und immer neue Elemente der Schönheit und Größe erwecken, je weiter er vorgeht, und wird sie miteinander in noch wunderbarere und bezauberndere Verbindungen ausströmen lassen – und das ist recht und gut, solange er sich in den Grenzen hält, die ihm gezogen sind; doch sollte es ihm begegnen, daß er, was wohl möglich ist, von der ihm wahlverwandten Erhabenheit der katholischen Lehre und des katholischen Ritus angezogen würde, versuchte er sich an heiligen Themen, beschlösse er, mit den Mitteln seiner Kunst der Messe oder dem Divinum Officium Ehre zu erweisen (er kann keine frömmere, keine bessere Absicht haben, und die Religion wird liebevoll annehmen, was er liebevoll darbringt) – aber erwächst nicht aus der Lage der Dinge die Gefahr, daß er sich fortreißen läßt, die Religion zu benützen, statt ihr zu dienen, wenn nicht die Religion ihren Boden fest behauptet und ihn daran erinnert, daß er, um dem höchsten aller Gegenstände Ehre zu erweisen, sein Schüler werden muß, demütig den Gedanken folgen muß, die ihm gegeben werden, und nicht den Ruhm seiner Gabe, sondern des Großen Gebers im Auge haben muß?

7.

Was die Architektur angeht, so bemerken, wenn ich mich recht erinnere, Fénelon und Berkeley, zwei Männer, die einander so fernstehen, daß ihre Übereinstimmung in diesem Punkt der Sache noch größeres Gewicht gibt als die Namen dieser berühmten Leute, daß der gotische Stil nicht so schlicht sei, wie es kirchlichen Bauten ziemte. Ich fasse das als ein ähnliches Urteil auf, wie ich es über die Pflege der Malerei und Musik ausgesprochen habe. Ich für meine Person bin gewiß der Ansicht, daß der Stil, den man, welches auch sein Ursprung sein mag, den gotischen nennt, mit einer tiefen und gebieterischen Schönheit ausgestattet ist, wie sie kein anderer Stil besitzt, den wir kennen, und daß ihn die Kirche wahrscheinlich nicht übertroffen sehen wird, bis sie die Himmlische Stadt erreicht. Keine andere Architektur, die man jetzt für kirchliche Zwecke verwendet, erscheint als Erzeugnis einer Idee, während der gotische Stil ebenso voller Harmonie und Geist wie voller Anmut ist. Doch dieses Gefühl sollte uns nicht blind machen, es sollte uns vielmehr die Augen öffnen für die Gefahr, damit nicht das, was eine wahrhafte Gottesgabe ist, aus Mangel an Vorsicht zum Endzweck gemacht wird statt zum Mittel. Es liegt sicherlich durchaus im Bereich des Möglichen, daß ebenso wie die Renaissance vor drei Jahrhunderten trotz der Kirche in Ausschreitungen auf dem Gebiet der Literatur und Kunst ausmündete, auch jene Erweckung einer fast vergessenen Bauart, die gegenwärtig in unsern Ländern, in Frankreich und Deutschland vor sich geht, uns auf diesem oder jenem Wege in den oder jenen Irrtum hineinreißen mag, wenn wir nicht über ihren Verlauf wachen. Ich spreche nicht von Irland; doch für die englischen Katholiken zum mindesten wäre es ein ernsthaftes Übel, wenn dies als Sinnbild und Anwalt eines früheren Zeremoniells und eines erloschenen Nationalismus aufkäme. Wir leben nicht in einer Zeit des Wohlstands und der Loyalität, der Pracht und Herrlichkeit, altherwürdiger Einrichtungen, von Pilgerfahrten und Bußwerken, Einsiedeleien und Klöstern in der Wildnis, glühend begeisterter Völker, die den Mangel an Bildung durch Liebe ersetzen und aus Formen und Symbolen lernen, was sie nicht in Büchern lesen können. Unsere Vorschriften und

Rubriken sind den Zeitverhältnissen angepaßt worden, und so kann, was früher Zucht war, jetzt Ketzerei sein.

8.

Ich habe deutlich gemacht, wie die schönen Künste die Religion beeinträchtigen können, indem sie Gesetze aufstellen in Fällen, wo sie nur gehorchen sollten. Die Erläuterung bringt mehr eine Analogie und ist meinem eigentlichen Gegenstand nicht streng angemessen, aber ich denke, sie gehört doch zur Sache. Müssen sich also die ganz ergebenen und pflichttreuen Kinder der Kirche selbst verleugnen und verleugnen sich auch, wenn sie die erhabensten und göttlichsten Künste, die der gefallene Mensch zu betreiben vermag, einem himmlischen Zweck widmen wollen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir uns Geistesübungen von ganz anderm Charakter zuwenden, deren Gegenstand greifbar und materiell ist und deren Prinzipien der Vernunft, nicht der Einbildungskraft angehören, daß wir ihre Jünger, wenn sie dem katholischen Glauben abgeneigt sind, in der Rolle seiner Gegner finden, und das, wie es häufig geschehen mag, sogar gegen ihren Willen und ihre Absicht. Gar manche Leute gibt es, die, voller Ergebenheit für einen besondern Gegenstand des Nachdenkens und indem sie seine Prinzipien zum Maßstab aller Dinge machen, zu Feinden der offenbarten Religion werden, ehe sie es wissen, und erst im Lauf der Zeit ihres eigenen Seelenzustandes gewahrwerden. Sind es Schriftsteller oder tragen sie öffentlich vor, so streuen sie in diesem Zustand unbewußten oder halbbewußten Unglaubens ungläubige Prinzipien in der Tracht und den Farben des Christentums aus; und dies nur, weil sie ihre eigenen Wissenschaft, welche es auch sei, Nationalökonomie oder Geologie oder Astronomie, unter Vernachlässigung der Theologie zum Mittelpunkt aller Wahrheit gemacht und jedes Gebiet oder doch die Hauptgebiete des Wissens als von ihr abgeleitet betrachtet haben, als von ihren Prinzipien bezeugt und bestimmt. Andere sind sich wohl ihrer antichristlichen Überzeugungen vor sich selbst bewußt, haben aber zuviel gesundes Gefühl und Takt, um sie der Welt aufzudrängen. Sie mögen weder den Leuten Schrecken einflößen noch für sich selbst ein Bekenntum erlangen, das keinen Gewinn einträgt. Sie kennen die Macht des Vorurteils und die Strafe, die auf Neuerungen steht; sie möchten ruhig durchs Leben gehen; sie verachten alle Polemik; sie schrecken wie vor einer richtigen Demütigung davor zurück, in eine religiöse Kontroverse hineingezogen zu werden; sie schämen sich des bloßen Namens. Indessen, sie hatten einmal Gelegenheit, etwas über ein literarisches oder wissenschaftliches Thema zu veröffentlichen; sie wollten keinen Anstoß geben; doch nach alledem finden sie zu ihrem großen Leidwesen, wenn sie es am wenigsten erwarten oder wenn sie sich die größte Mühe gegeben haben, es zu vermeiden, daß sie durch ihre Veröffentlichung das aufgerührt haben, was sie als fanatische und bittere Feindseligkeit einer Partei zu bezeichnen pflegen. Dies Mißgeschick ist leicht begreiflich und ist schon so manchem zugestoßen. Ehe er weiß, wie ihm ist, ist er in aller Leute Mund; und so wenig kennt er, was wir die Lage des Landes nennen möchten, daß seine Versuche einer Verteidigung die Sache nur schlimmer machen. Mit andern Worten, der ausschließliche Weg der Forschung, den er ging, hat ihn, ob er es will oder nicht, dazu geführt, gegen die Prinzipien der Religion anzurennen; welche Prinzipien er sich nicht als Grenze gesetzt hat und

die, welche Wirkung sie auch auf ihn selbst hätten ausüben mögen, ihn doch wenigstens davor gewarnt hätten, auf den Glauben anderer einzuwirken, hätten sie als Autorität vor ihm gestanden.

9.

Fälle dieser Art sind keineswegs ungewöhnlich. Wer alt genug ist, wird sich noch erinnern, welcher Verdruß über eine Persönlichkeit kam, die selbst in jener weit zurückliegenden Zeit in London als Fachmann rühmlich bekannt war und seither noch berühmter geworden ist, weil er das Thema der vergleichenden Anatomie so behandelt hat, daß die Immaterialität der Seele geleugnet zu werden schien. Ich spreche hier weder als Verteidiger noch als Ankläger von Gefühlen, über die ich mir kein Urteil bilden kann; tatsächlich veranlaßt mich alles, was ich von ihm gehört habe, ihn mit Interesse und Achtung zu nennen; wie dem auch sein mag: Wenn es einen Beruf gibt, der seine Stellung und seine Würde darin begründet fühlt, daß er sich von jeder Kontroverse fernhält und freundliche Gesinnungen gegen Menschen von jederlei Anschauung hegt, so ist es die ärztliche Kunst, und ich kann nicht glauben, daß die fragliche Persönlichkeit vorsätzlich die Empörung des gläubigen Publikums erregt und sein Urteil herausgefordert hat. Wörin anders kann also sein Fehler oder Irrtum bestanden haben, als daß er sich arglos auf seine spezielle Wissenschaft warf, die von materiellem Charakter ist, und sich von ihr auf ein Gebiet hinüberziehen ließ, wo sie kein Recht hatte, Gesetze aufzustellen, nämlich auf das Gebiet geistiger Wesen, das unmittelbar zum Forschungsbereich der Theologie gehört?

Ein anderer Fall ereignete sich zu späterer Zeit. Ein Würdenträger der Staatskirche, der noch am Leben ist, schrieb eine Geschichte der Juden. Darin unterwarf er sie, was ich zum mindesten als ein schlechtes Urteil ansehe, einer äußerlichen Betrachtung und wurde von daher dazu geführt, sie so nahe wie möglich der weltlichen Geschichte anzugleichen. Die Folge war eine große Erregung unter den Mitgliedern seiner eigenen Gemeinschaft, unter der er noch immer zu leiden hat. Mit Rücksicht auf die Abneigung und Verachtung gegen polemische Ausführungen, die dieser vortreffliche Schriftsteller immer gezeigt hat, muß ich schließen, daß er nur zu einem falschen Schritt verleitet wurde durch den verräterischen Zauber dessen, was ich Geschichtsphilosophie nenne, die an ihrer Stelle ihr Gutes hat, aber schwerlich in Fällen Anwendung finden kann, wo der Allmächtige sich über die natürlichen Gesetze der Gesellschaft und Geschichte hinweggesetzt hat. Davor wäre er bewahrt geblieben, wäre er ein Katholik gewesen; aber innerhalb der Staatsreligion kannte er keine Lehre, an die er sich hätte halten müssen und die das als falsch erklären konnte, was ihn als unmittelbar einleuchtend anzog.

10.

Ich will nun ein Beispiel aus einer andern Wissenschaft nehmen und etwas mehr darüber sagen. Nationalökonomie ist, so denke ich, die Wissenschaft von Geld und Gut – eine Wissenschaft, die durchaus nicht gesetzwidrig und ganz nützlich ist, denn es ist keine Sünde, Geld zu verdienen, so wenig es sündhaft ist, nach Ehre zu streben; zugleich doch eine gefährliche Wissenschaft, die Gelegenheiten zur Sünde mit sich bringt wie die Jagd nach Ehre auch; und so wird sie, wenn man sie rein in sich betreibt, abgelöst von der Kontrolle durch die offenbarte Wahrheit sicherlich den Forscher

zu unchristlichen Schlüssen führe. Die Heilige Schrift spricht es deutlich aus, daß »Habsucht« oder buchstäblicher die Liebe zum Mammon »die Wurzel alles Übels ist«; und daß »die, welche reich würden, in Versuchung fielen«; und daß »schwerlich die, welche Reichtümer besitzen, ins Himmelreich kommen werden«; und nachdem sie das Bild eines reichen und blühenden Volkes entworfen hat, fügt sie hinzu: »Man hat das Volk glücklich genannt, das solches besitzt; glücklich aber ist das Volk, dessen Gott der Herr ist« – während sie auf der andern Seite mit der gleichen Deutlichkeit sagt: »Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen«, und: »Wer sich nicht um das Seine kümmert und insbesondere um die, die zu seinem Hause gehören, der hat den Glauben verleumdet und ist schlimmer als ein Heide.« Diese entgegengesetzten Mahnungen sind zusammengefaßt im Gebet des Weisen, der sagt: »Gib mir weder Bettelarmut noch Reichtum, gib mir nur, was zum Leben not ist.« Mit dieser deutlich ausgesprochenen Auffassung der Christenpflicht, nämlich zu arbeiten, aber nur für seinen und der Seinen Unterhalt zu arbeiten und sich vor Reichtum, persönlichem wie nationalem, zu hüten, befinden sich die Kirchenväter, wie sich wohl erwarten läßt, in vollkommener Übereinstimmung. »Judas«, sagt der hl. Chrysostomus, »war bei Ihm, der nicht wußte, wo Er Sein Haupt hinlegen sollte, und doch konnte er sich nicht bezwingen; wie kannst du hoffen, ohne verzweifelte Anstrengung der Ansteckung zu entgehen?« »Es ist lächerlich«, sagt der hl. Hieronymus, »es Götzendienst zu nennen, wenn man der Kreatur den Weihrauch darbringt, der Gott gebührt, und es nicht so zu nennen, wenn man sein ganzes Leben in den Dienst der Kreatur stellt.« »Keine Spur von Gerechtigkeit ist in dem Herzen«, sagt der hl. Leo, »in dem sich die Gewinnsucht eine Wohnstätte bereitet hat.« Dasselbe lehren uns eindringlich die evangelischen Räte und alle heiligen Mönche und Nonnen, die sie je ergriffen haben; doch es ist überflüssig, Zeugnisse zu häufen, wo die Schrift so klar ist.

Nun beachten Sie, meine Herren, worauf ich hinauswill, wenn ich die Schrift und die Väter der Nationalökonomie gegenüberstelle. Wenn es eine Wissenschaft vom Geld und Gut gibt, so muß sie natürlich Regeln geben, wie Reichtum zu gewinnen und was damit anzufangen ist, und kann nichts weiter tun; sie kann nicht selbst erklären, daß sie nur eine untergeordnete Wissenschaft ist und daß ihr Ziel nicht das letzte Ziel aller Dinge ist und daß ihre Schlüsse nur hypothetische sind, auf ihren Prämissen beruhend und der Gefahr ausgesetzt, von einer höheren Lehre durchstrichen zu werden. Ich tadle also den Nationalökonom nicht um irgendwelcher Folgerungen willen, die sich aus der Idee seiner Wissenschaft selbst ergeben, schon aus dem bloßen Umstand, daß sie als eine Wissenschaft anerkannt wird. Er muß natürlich seine Forschungen auf sein Ziel richten; aber dann muß man zugleich daran erinnern, daß er bis daher noch nicht auf die Praxis übergreift, sondern nur ein abstraktes Studium treibt und sich bemüht, aus unbestreitbaren Prämissen logische Folgerungen herzuleiten. Zugegeben, daß man nach Reichtum streben soll, so ist dies und das der Weg, um welchen zu gewinnen. Soweit hat ein Nationalökonom das Recht zu gehen; er hat kein Recht festzustellen, daß man unter allen Umständen nach Reichtum streben soll und daß dies der Weg der Tugend und der Preis des Glücks ist; ich sage, damit überschreitet er die Grenzen seiner Wissenschaft,

unabhängig von der Frage, ob er mit seiner Feststellung recht oder unrecht hat, denn er hat es nur mit einer Hypothese zu tun.

Um noch einen parallelen Fall zu erwähnen: Ein Arzt kann Ihnen sagen, wenn Sie sich Ihre Gesundheit erhalten wollen, so müssen Sie Ihre Beschäftigung aufgeben und sich aufs Land zurückziehen. Er sagt ausdrücklich »wenn«; das allein ist seine Sache, er ist nicht Richter darüber, ob es für Sie etwas Höheres, etwas Dringlicheres gibt als die Erhaltung Ihrer Gesundheit; er geht nicht auf Ihre Lebensverhältnisse ein, auf Ihre Pflichten, Ihre Verbindlichkeiten, die Personen, die von Ihnen abhängen, er weiß nichts darüber, was ratsam ist und was nicht; er sagt nur: »Ich spreche als Arzt; wenn Sie gesund sein wollen, so geben Sie Ihren Beruf, Ihr Geschäft, Ihr Amt, was es immer sein mag, auf.« Was er auch wünschen mag, es wäre Anmaßung von ihm, mehr zu sagen, es sei denn, er spräche nicht als Arzt, sondern als Freund; und es wäre überspannt, wenn er behaupten wollte, die leibliche Gesundheit sei das summum bonum, und es könnte niemand tugendhaft sein, wenn sein Organismus nicht in gutem Stande sei.

11.

Doch nun wenden wir uns der Lehre des wirklichen Nationalökonomen in seiner gegenwärtigen Modegestalt zu. Ich will ein Exemplar wählen, das ihn in recht günstigem Licht erscheinen läßt: Er soll durch einen Mann von adligem Charakter vertreten werden, dessen religiöse Anschauungen uns genügend verbürgt sind durch den Umstand, daß er für sein Wissensgebiet speziell erwählt wurde von einer Universität, die weiter als irgendeine andere protestantische Körperschaft unserer Tage von unsauberen oder unchristlichen Grundsätzen hinsichtlich des Gelderwerbs entfernt ist. Ich sage, wenn es eine Stelle gibt, wo die Nationalökonomie in Zucht gehalten wird und nicht die Landstraße verlassen und quer durch Weiden und Gärten reiten darf, die andern Studien gewidmet sind, so ist es die Universität Oxford. Und wenn es irgendwo einen Menschen gibt, der zu taktvoll wäre, um das religiöse Gefühl des Ortes zu verletzen oder etwas auszusprechen, was nach seinem eigenen Eingeständnis mit der Offenbarung unvereinbar wäre, so ist es ganz gewiß die Persönlichkeit, mit deren maßvoller und wohlüberlegter Darlegung, wie sie allgemein beurteilt zu werden pflegt, ich Sie nun bekannt machen will. Sie hat auch keinerlei Erregung bei dem akademischen oder religiösen Publikum erregt wie die Beispiele, die ich bisher angeführt habe. Ich stelle also die Wissenschaft der Nationalökonomie in ihrer unabhängigen oder ungezügelter Wirksamkeit in sehr vorteilhaftem Licht dar, wenn ich als Probe davon die einleitende Vorlesung wähle, die ihr erster Professor an der fraglichen Universität darüber hielt. Doch bei all diesen günstigen Umständen werden Sie bald sehen, meine Herren, zu welcher Maßlosigkeit, denn so muß ich es nennen, sich ein ernsthafter Rechtsgelehrter beim Lob seiner erwählten Wissenschaft hinreißen läßt, bloß weil er seinen geistigen Blick so starr darauf gerichtet hielt, bis er vergaß, daß es noch höhere und himmlischere Gegenstände für das Denken gibt. Sie werden in ganz unzweideutiger Weise finden, daß es sein Ziel ist, die Wissenschaft vom Reichtum zu empfehlen, indem er eine ethische Bedeutung für sie in Anspruch

nimmt, d. h., daß er sie als den Weg zur Tugend und Glück preist, was immer die Schrift und heilige Männer Gegenteiliges sagen mögen.

Er beginnt mit der Prophezeiung, daß die Nationalökonomie »im Verlauf ganz weniger Jahre an Interesse und Nutzen zu den ersten moralischen Wissenschaften zählen werde«. Dann setzt er in aller Klarheit auseinander, welches ihre Gegenstände und Aufgaben sind als »der Wissenschaft, die lehrt, worin der Reichtum besteht, durch welche Faktoren er erzeugt wird und nach welchen Gesetzen er verteilt wird, und welches die Einrichtungen und Bräuche sind, durch die seine Erzeugung erleichtert und seine Verteilung so geregelt werden kann, daß jedem Individuum der größtmögliche Anteil an Reichtum zuteilwerden kann«. Und er verweilt bei dem Interesse, das der Frage anhaftet, »ob England den Höchststand an Reichtum und Verbesserungen erreicht hat, aber da feststeht, wo es sich befindet, oder ob ein Stillstand unmöglich ist«. Danach weist er auf einen gewissen Einwand hin, den ich Ihnen mit seinen eignen Worten vortragen will, da sie mir die Erläuterung liefern, auf die es mir ankommt. Dieser Einwand, so sagt er, besteht darin, daß, »da das Streben nach Reichtum eine der niedrigsten menschlichen Tätigkeiten ist, weit unter dem Streben nach Tugend oder nach Wissen, und da der Besitz des Reichtums nicht notwendig mit Glück verbunden ist – vielleicht wird man sagen, nicht dazu beiträgt –, eine Wissenschaft, deren einziger Gegenstand der Reichtum ist, nicht den Anspruch erheben darf, als die erste oder nahezu als die erste unter den moralischen Wissenschaften angesehen zu werden«. Gewiß ist es für den begeisterten Anhänger irgendeiner Wissenschaft immer eine große Versuchung, einem Einwand zu begegnen, der gegen ihre Würde und ihren Wert geltend gemacht wird; indessen, aufgrund seiner bloßen Form kann ein solcher Einwand mit den Mitteln der Wissenschaft selbst nicht befriedigend beantwortet werden. Es ist ein Einwand, der außerhalb der Wissenschaft liegt, und erinnert uns an die wahre Bemerkung Lord Bacons: »Auf einer Ebene oder Fläche kann man keine vollkommene Entdeckung machen; noch ist es möglich, die entfernter und tiefer liegenden Gebiete irgendeiner Wissenschaft zu entdecken, wenn man auf dem Niveau dieser Wissenschaft steht und sich nicht zu einer höheren erhebt.« Der Einwand, daß die Nationalökonomie tiefer steht als die Wissenschaft von der Tugend oder nicht zum Glück führt, ist ein ethischer oder theologischer Einwand; die Frage nach ihrem »Rang« gehört zu jener architektonischen Wissenschaft oder Philosophie, welche es auch sein mag, die selbst Schiedsrichter über alle Wahrheit ist und über die Ansprüche aller Wissensgebiete entscheidet, die der Mensch zu beherrschen fähig ist, und ihnen ihre Plätze anweist. Ich sage, wenn ein Gegner einer Spezialwissenschaft behauptet, daß sie nicht zum Glück führe, und noch mehr, wenn ihr Vorkämpfer in der Erwiderung den Satz vertritt, daß sie doch jedenfalls zur Tugend führe, so drängt sich einem, während der Autor seine Beweisführung fortsetzt, die Frage auf die Lippen: Was sagt die Religion, was sagt die Offenbarung zu diesem Punkt? Der Nationalökonomie darf es nicht gestattet werden, zu ihren eigenen Gunsten ein Urteil abzugeben, sie muß vor einem höheren Tribunal erscheinen. Der Einwand ist ein Appell an den Theologen; freilich, der Professor sieht die Sache nicht so an; er betrachtet sie nicht als eine Frage für die Philosophie;

andererseits freilich auch nicht als eine Frage für die Nationalökonomie; überhaupt nicht als eine Frage der Wissenschaft, sondern des Privaturteils – so beantwortet er sie selbst mit folgenden Worten:

12.

»Meine Antwort«, sagt er, »ist erstens, daß das Streben nach Reichtum, d. h. das Bemühen, die Mittel für künftigen Unterhalt und Genuß anzusammeln, für die Masse der Menschen die große Quelle moralischer Besserung ist.« Nun beachten Sie, meine Herren, wie dies genau bestätigt, was ich gesagt habe. Es ist gerade soweit wahr, als nötig ist, um Falsches genießbar zu machen, so fern auch dem Verfasser jede solche Absicht liegen mag. Ich gestehe also zu, daß im allgemeinen der Bettelstand nicht das Mittel zur moralischen Besserung ist und daß die geordnete Lebensweise, welche dem heißen Ringen um Gewinn dient, nicht nur äußeren Anstand bewirken, sondern auch die Seele wenigstens gegen Versuchungen des Lasters schützen mag. Darüber hinaus verbürgt diese Gewöhnung an gute Ordnung Regelmäßigkeit in Familie und Haushalt und ist so nebenher ein Werkzeug des Guten; ferner führt sie zur Erziehung der jüngeren Sprößlinge und rüstet so nebenher die heranwachsende Generation mit einer Tugend oder einer Wahrheit aus, die der gegenwärtigen fehlt. Aber ohne auf diese Betrachtungen weiter einzugehen, als daß wir sie im allgemeinen und unter gewissen Umständen zugeben, überlegen wir lieber, was die Behauptung des Verfassers unmittelbar besagt. Er sagt, »das Bemühen anzuhäufen«, die Worte müssen unterstrichen werden, und wofür? »für den Genuß«; »die Mittel für künftigen Unterhalt und Genuß anzuhäufen ist für die Masse der Menschen die große Quelle«, nicht bloß eine Quelle, sondern die große Quelle, und wovon? Von sozialem und politischem Fortschritt? – eine solche Antwort hätte mehr in den Grenzen seines Gebietes gelegen – nein, sondern von etwas Individuellem und Persönlichem, »von moralischer Besserung«. Die Seele bessert sich bei »der Masse der Menschen« an moralischer Tüchtigkeit durch dies mehr als durch irgendetwas anderes, d. h. durch die Anhäufung von Mitteln, diese Welt künftig zu genießen! Ich möchte keineswegs in Übertreibungen verfallen, meine Herren, aber wirklich, die Überraschung überwältigt einen, man wird aufgeschreckt, wenn man auf etwas stößt, was unserem Herrn, dem hl. Paulus, dem hl. Chrysostomus, dem hl. Leo, kurz allen Heiligen so kategorisch widerspricht.

»Keine Einrichtung«, fährt er fort, »könnte wohlthätiger für die Moral der niederen Stände sein, d. h. für mindestens neun Zehntel vom Gesamtkörper eines Volkes, als eine, die ihre Fähigkeit und ihren Wunsch nach Kapitalanhäufung steigerte; keine nachteiliger als eine, die ihre Beweggründe und Mittel zu sparen verminderte.« Keine Einrichtung wohlthätiger als eine, die den Wunsch nach Kapitalanhäufung steigerte! Dann ist das Christentum keine so wohlthätige Einrichtung, denn es sagt ausdrücklich: »Sammele dir nicht Schätze auf Erden ... denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz«; – keine nachteiligere Einrichtung als eine, die die Beweggründe zu sparen herabsetzt! Dann gehört das Christentum zu diesen Übeln, denn der inspirierte Text fährt fort: »Sammele dir Schätze im Himmel, wo weder Rost noch Motten sie verzehren, noch Diebe durchgraben und stehlen.«

Doch es ist nicht genug, daß Moral und Glück von Gewinn und Gewinnanhäufung abhängig gemacht werden; die Religionsübung wird gleichfalls diesen Ursachen zugeschrieben, und zwar in folgender Weise. Reichtum hängt ab vom Streben nach Reichtum; die Erziehung hängt ab vom Reichtum; das Wissen hängt ab von der Erziehung; und die Religion hängt ab vom Wissen; daher ist die Religion abhängig vom Streben nach Reichtum. Er sagt, nachdem er von einem armen und wilden Volk gesprochen hat: »So eine Bevölkerung muß in grober Unwissenheit befangen sein. Das Verlangen nach Wissen ist eins der letzten Ergebnisse der Verfeinerung; es muß im allgemeinen in der Kindheit in die Seele gelegt worden sein; und es wäre eine absurde Annahme, daß Menschen in dieser Lage die Macht oder den Willen haben sollten, viel auf die Erziehung ihrer Kinder zu verwenden. Eine weitere Folge ist das Fehlen aller wirklichen Religion; denn die Religion so grob unwissender Menschen erhebt sich kaum je über einen erniedrigenden Aberglauben.« Das Streben nach Gewinn ist also die Grundlage für Tugend, Religion, Glück; obgleich es doch, wie jeder Christ weiß, die »Wurzel alles Übels« ist und die »Armen dagegen selig sind, denn ihrer ist das Reich Gottes«.

Was die Beweisführung angeht, die der ausgeführte logische Sorites enthält, so habe ich soeben vorweggenommen, was ich darauf zu erwidern habe. Ich wiederhole, zweifellos ist »Bettelstand«, wie der Weise sagt, nicht begehrenswert; zweifellos sollen die Menschen, wenn sie nicht arbeiten wollen, auch nicht essen; es gibt zweifellos einen Sinn, in dem man sagen kann, daß die bloße soziale und politische Tugend eine Richtung auf moralische und religiöse Vollkommenheit in sich hat; aber der Sinn muß genau umschrieben und die Feststellung in ihren Grenzen gehalten werden. Das ist gerade der Punkt, auf dem ich immerfort herumreite. Ich bestreite es nicht, ich gebe es zu, ich nehme es an, daß Vernunft und Wahrheit in den »leitenden Ideen«, wie man sie nennt, und den »umfassenden Anschauungen« der Wissenschaftler liegt; ich sage nur, daß sie zwar Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit sprechen; daß sie eine enge Wahrheit aussprechen und sie für eine umfassende halten; daß ihre Ausführungen mit andern Wahrheiten verglichen werden müssen, die als Wahrheiten anerkannt sind, um sie zu bestätigen, zu ergänzen und zu berichtigen. Sie sagen, was wahr ist exceptis excipiendis; was wahr ist, aber Verzicht erheischt; was wahr ist, worauf man aber nicht zu hartnäckig herumreiten darf, wenn es nicht werden soll, was man ein Steckenpferd nennt; etwas Wahres, aber nicht das Maß aller Dinge; etwas Wahres, was aber, wenn man es in so ungeordneter, übertriebener, verderblicher Weise durchsetzen will allen andern Wissenschaften zum Trotz, der Theologie zum Trotz, sicherlich nur eine große Seifenblase wird und zerspringt.

13.

Ich komme zum Ende dieses Vortrages, ohne auch nur den zehnten Teil des Beweismaterials angeführt zu haben, mit dem ich sein Thema erläutern könnte. Sonst hätte ich gern bei der nicht selten auftauchenden Verkehrtheit besonders verweilt, die aus archäologischen und historischen Untersuchungen zum Nachteil der Theologie erwächst. Es ist unleugbar, daß die Aufzeichnungen früherer Zeitalter von hervorragender Bedeutung für die Bestimmung der katholischen Lehre sind; es ist auch unleugbar, daß ein Schweigen oder auch ein Widerspruch in diesen Aufzeichnungen abstrakt

denkbar ist gegenüber einem als gültig erklärten Teil jener Lehre, der ausreichend wäre, um seine Ansprüche auf unsere Annahme zu entkräften; aber es ist ganz ebenso unleugbar, daß das existierende dokumentarische Zeugnismaterial für den Katholizismus und das Christentum über Gebühr eingeschätzt würde, wenn man es zum absoluten Maßstab der Offenbarung machte, so als ob kein Teil der katholischen Lehre wahr wäre, wenn er nicht seine ausdrückliche Stelle, wie man sagt, aus der Schrift beibringen kann und Belege aus den Kirchenvätern oder profanen Schriftstellern – ([da es nun einmal]) doch zahllose Tatsachen in vergangenen Zeiten gibt, die wir nicht leugnen können, weil sie unbestreitbar sind, obwohl die Geschichte über sie schweigt. Ich vermute, auf dieser Grundlage müßten wir bestreiten, daß die runden Türme dieses Landes einen Ursprung haben, weil die Geschichte darüber keinen Aufschluß gibt; oder daß irgendein Individuum von Adam abstammt, das seinen Stammbaum nicht vorweisen kann. Doch Gibbon wendet sich gegen die Dunkelheit der Passionsgeschichte mit dem Hinweis, daß sie von heidnischen Schriftstellern nicht erwähnt wird – ebenso gut könnte er gegen die Existenz des Christentums selbst im ersten Jahrhundert Einwand erheben, weil Seneca, Plinius, Plutarch, die jüdische Mischna und andere Autoritäten darüber schweigen. Die Protestanten bestreiten in analoger Weise die Transsubstantiation und die Arianer die göttliche Natur unseres Herrn, d. h. mit der Begründung, daß es Schriften von Kirchenvätern gibt, die jene Lehren nicht in für sie befriedigender Weise bezeugen – ebensogut könnten sie sagen, daß das Christentum nicht von den zwölf Aposteln verbreitet worden sei, weil wir so wenig von ihren Arbeiten wissen. Die historische Evidenz, sage ich, ist unschätzbar an ihrem Platz; doch wenn sie als das einzige Mittel angesehen werden will, um religiöse Wahrheit zu gewinnen, so verläßt sie ihren Platz. Wirbürden ihr ein schwereres Amt auf, als sie übernehmen kann, wenn wir die Usurpation begünstigen; und wir verwandeln einen treuen Führer und einen Segen in eine Quelle unentwirrbarer Schwierigkeiten und unlösbarer Zweifel.

Und so steht es mit den andern Wissenschaften: Wie man die vergleichende Anatomie, die Nationalökonomie, die Geschichtsphilosophie und Archäologie gegen die Religion ins Feld führen kann und führt, indem man sie für sich allein nimmt, wie ich es zeigte, gerade so kann jede andere dem gleichen Irrtum verfallen. Die Grammatik z. B. scheint auf den ersten Blick keine solche Verkehrung zuzulassen; doch Horne Tooke hat sie zum Werkzeug seines besondern Skeptizismus gemacht. Das Recht scheint mit seinen eigenen Klienten und ihren Angelegenheiten genügend zu tun zu haben; und doch machte Herr Bentham aus einer Abhandlung über Gerichtliche Beweise einen verdeckten Angriff gegen die Wunder der Offenbarung. Und in ähnlicher Weise kann die Physiologie moralisches Übel und menschliche Verantwortlichkeit leugnen; die Geologie kann Moses leugnen und die Logik die Heilige Dreieinigkeit; und andere Wissenschaften, die jetzt die Aufmerksamkeit auf sich lenken, sind Opfer eines ähnlichen Mißbrauchs oder werden es sein.

14.

Und nun, um in ein paar Worten zusammenzufassen, was ich gesagt habe: Mein Gegenstand war – das ist klar – nicht zu zeigen, daß weltliche Wissenschaft in ihren verschiedenen Gebieten eine

feindliche Stellung gegenüber der Theologie einnehmen kann – das ist vielmehr die Grundlage für den Einwand, mit dem ich diesen Vortrag eröffnete –, sondern die Ursache einer Feindseligkeit aufzudecken, für welche alle Parteien Zeugnis ablegen werden. Ich habe dann den Nachdruck darauf gelegt, daß die fragliche Feindseligkeit, wo sie auftritt, zusammenfällt damit, daß die Wissenschaft augenscheinlich von ihrem eigenen Weg abbiegt oder ausbricht; und daß dies Ausbrechen mit Sicherheit zu erwarten ist, ja fast mit Notwendigkeit aus der Natur der Sache folgt, wenn die Theologie nicht auf dem Plan ist, um ihre eigenen Grenzen zu verteidigen und den Einfall zu verhindern. Der menschliche Geist kann nicht umhin zu spekulieren und zu systematisieren; und wenn die Theologie ihr eigenes Gebiet nicht besetzt halten darf, so werden benachbarte Wissenschaften, ja sogar Wissenschaften, die der Theologie ganz fremd sind, davon Besitz ergreifen. Und diese Besetzung wird sich durch den Umstand als Usurpation erweisen, daß jene fremden Wissenschaften gewisse Prinzipien als wahr annehmen und auf ihnen aufbauen werden, obwohl sie weder befugt sind, sie selbst aufzustellen, noch eine höhere Wissenschaft auszurufen, damit sie sie für sie festlege. Z. B. ist es eine bloße unverbürgte Annahme, wenn der Altertumsforscher sagt: »Nichts hat je stattgefunden, was nicht in historischen Dokumenten zu finden ist«; oder wenn der philosophierende Historiker sagt: »Im Judentum ist nichts, was sich von andern politischen Institutionen unterscheidet«; oder der Anatom: »Es gibt keine Seele außer dem Gehirn«; oder der Nationalökonom: »Leichte Lebensverhältnisse machen die Menschen tugendhaft.« Das sind Aussagen nicht der Wissenschaft, sondern des Privaturteils; und das Privaturteil ist es, das in jede Wissenschaft, die es berührt, den Keim zu einer Feindseligkeit gegen die Theologie hineinträgt, einer Feindseligkeit, die eigentlich keiner einzigen Wissenschaft ihrem eigenen Wesen nach anhaftet.

Wenn ich nun ein solches Verfahren, meine Herren, als unphilosophisch ablehne, was tue ich anderes als die Männer der Wissenschaft, wenn die Interessen ihres eigenen jeweiligen Strebens auf dem Spiele stehen? Wenn sie ganz gewiß den Geistlichen abweisen würden, der die Bahn des Jupiter nach dem Pentateuch bestimmen wollte, warum soll ich der Feigheit oder Engherzigkeit beschuldigt werden, weil ich meinerseits den Versuch nicht dulden will, mit Hilfe der Astronomie Theologie zu treiben? Und wenn experimentelle Naturwissenschaftler sicherlich ein Geschrei erheben würden, wenn ich es versuchte, die thomistische Philosophie in den Schulen der Astronomie und Medizin unterzubringen, warum soll ich nicht, wenn die Göttliche Wissenschaft verbannt ist und La Place oder Buffon oder Humboldt auf ihrem Stuhl sitzt, warum soll ich nicht billig Protest erheben gegen ihre ausschließliche Herrschaft und die Befreiung der Theologie beantragen?

15.

Und nun, denke ich, habe ich genug zum Beweis des ersten Punktes gesagt, den ich zu stützen unternahm, nämlich des Anspruchs der Theologie, auf den Lehrstühlen der Universität vertreten zu sein. Ich habe gezeigt, so meine ich, daß Ausschließung alles andern nicht denen eigentümlich ist, die diesen Anspruch unterstützen, sondern denen, die ihn bestreiten. Ich habe den Beweis zu ihren Gunsten geführt: erstens mit Hilfe der Überlegung, daß, wenn es der eigenste Beruf der Universität

ist, alle Wissenschaften zu lehren, sie die Theologie nicht ausschließen kann, ohne ihrem Beruf untreu zu werden. Sodann habe ich gesagt, daß, da alle Wissenschaften zusammenhängen und sich wechselseitig beeinflussen, man sie alle nicht vollständig lehren kann, wenn man sie nicht alle in Betracht zieht und die Theologie unter ihnen. Ferner habe ich nachdrücklich hingewiesen auf den wichtigen Einfluß, den die Theologie auf eine große Mannigfaltigkeit von Wissenschaften tatsächlich ausübt und ausüben muß, indem sie sie ergänzt und berichtigt; so daß sie, wenn man nur zugibt, daß sie eine wirkliche Wissenschaft ist und sich um die Wahrheit bemüht, nicht ohne Nachteil für den Unterricht in den übrigen weggelassen werden darf. Und schließlich habe ich noch vorgebracht, daß, wofern die Theologie nicht gelehrt wird, ihr Gebiet nicht bloß vernachlässigt werden wird, sondern daß tatsächlich andere Wissenschaften sich seiner bemächtigen werden, die dann ohne jede Grundlage Schlüsse nach ihrer Art auf einem Problemgebiet lehren werden, das seine eigenen Prinzipien erfordert, um gebührend bearbeitet und ausgebildet zu werden.

Abstrakte Feststellungen sind immer unbefriedigend; diese hier könnten, wie ich schon bemerkt habe, weit ausführlicher erläutert werden, als die Zeit, die mir für den Zweck zur Verfügung steht, es erlaubte. Lassen Sie mich hoffen, daß ich genug über das Thema gesagt habe, um Gedanken anzuregen, welche diejenigen, die ein Interesse daran haben, für sich weiter verfolgen können.

V. VORTRAG WISSEN ALS SELBSTZWECK

Die Universität kann im Hinblick auf ihre Studenten oder auf ihre Studien betrachtet werden; und das Prinzip, daß alles Wissen ein Ganzes ist und die Sonderwissenschaften Teile einer einzigen, das ich bisher zugunsten ihrer Studien verwendet habe, ist von gleicher Bedeutung, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf ihre Studenten richten. Ich wende mich also jetzt den Studenten zu und werde die Erziehung betrachten, die ihnen die Universität, kraft dieses Prinzips, geben wird; und so werde ich zu der zweiten Frage geführt, meine Herren, deren Erörterung ich auf mein Programm gesetzt habe, ob und in welchem Sinne ihrem Unterricht, im Hinblick auf die Unterrichteten betrachtet, das Attribut des Nützlichen innewohnt.

1.

Ich sagte, daß alle Zweige des Wissens miteinander verbunden sind, weil der Gegenstand des Wissens innerlichst zusammenhängt als Tat und Werk des Schöpfers. Daher kommt es, daß die Wissenschaften, in welche sich das Wissen sozusagen verzweigt, vielfältig Einfluß aufeinander haben und eine innere Sympathie und Vergleich und Berichtigung zulassen oder vielmehr verlangen. Sie ergänzen sich, berichtigen sich, gleichen sich aus. Diese Betrachtung muß, wenn sie richtig ist, nicht nur für die Erlangung der Wahrheit herangezogen werden, die ihr gemeinsames Ziel ist, sondern auch für den Einfluß, den sie auf den Menschen ausüben, deren Erziehung in ihrem Studium besteht. Ich habe schon gesagt, wenn man der einen ungebührliche Bedeutung gibt, so tut man einer andern unrecht; vernachlässigt oder übergeht man diese, so lenkt man jene von ihrem eigentlichen Zweck ab. Es heißt die Grenzen zwischen Wissenschaft und Wissenschaft verwischen, ihre Tätigkeit stören, die

Harmonie, die sie umschlingt, vernichten. Solch ein Vorgehen wird eine entsprechende Wirkung haben, wenn man es an einer Erziehungsstätte einführt. Es gibt keine Wissenschaft, die nicht etwas anderes lehrt, wenn man sie als Teil eines Ganzen betrachtet, als das, was sie wahrscheinlich verbreiten wird, wenn man sie für sich nimmt ohne das sichere Geleit anderer, wenn ich so sagen darf.

Lassen Sie mich eine Erläuterung dazu geben. Bei der Zusammenstellung von Farben werden sehr verschiedene Wirkungen erzielt durch einen Unterschied in der Auswahl und Nebeneinanderstellung; rot, grün und weiß ändern ihre Schattierung je nach dem Kontrast, dem sie unterworfen sind. Und in gleicher Weise wechseln Ziel und Bedeutung eines Wissenszweiges je nach der Gesellschaft, in der er dem Studenten vorgeführt wird. Wenn seine Lektüre ganz auf ein Gebiet beschränkt ist, so wird sie sicher, wie sehr auch solche Arbeitsteilung eine Spezialforschung fördern mag – ein Punkt, auf den ich hier nicht eingehe –, die Tendenz haben, seinen Geist beschränkt zu machen. Ist es mit andern zu einem Ganzen verbunden, so hängt es von diesen andern ab, welcher Art der Einfluß ist, den es auf ihn ausübt. So haben die Klassiker, die in England das Mittel zur Verfeinerung des Geschmacks sind, in Frankreich der Verbreitung revolutionärer und deistischer Lehren gedient. In der Metaphysik wiederum schien Butlers Analogie der Religion, die so eng zusammenhängt mit der Rückkehr von Mitgliedern der Universität Oxford zum katholischen Glauben, Pitt und andern, die eine andere Erziehung genossen haben, nur in der Richtung des Unglaubens zu wirken. Und so hatte Watson, der Bischof von Llandaff, wie er uns, ich glaube in seiner Lebensbeschreibung, erzählt, das Gefühl, daß die Mathematik den Geist unempfänglich für den religiösen Glauben macht, während andere ihre Forschungen als die beste Parallele und darum als die beste Verteidigung der Mysterien des Christentums ansehen. Ebenso hätte vermutlich Arcesilas die Logik nicht so behandelt wie Aristoteles, noch Aristoteles die Dichter so kritisiert wie Plato; und doch sind Beweisführung und Poesie wissenschaftlichen Regeln unterworfen.

Es ist also auch um der Studenten willen von größter Bedeutung, wenn man den Umkreis der Studien, die an einer Universität getrieben werden, erweitert; und wenn sie auch nicht jedem Problem nachgehen können, das sich vor ihnen auftut, so wird es ihnen doch Gewinn bringen, mit und unter denen zu leben, die den ganzen Umkreis vertreten. Darin erkenne ich den Vorteil, den ein Sitz des Universitätsunterrichts als Erziehungsstätte gewährt. Ein Kreis von Gelehrten, voll Eifer für ihre eigenen Wissenschaften und im Wettstreit miteinander, werden durch vertrauten Verkehr und um des intellektuellen Friedens willen dahin geführt, die Ansprüche und Beziehungen ihrer jeweiligen Forschungsgebiete in Einklang zu bringen. Sie lernen zu achten, um Rat zu fragen, zu helfen. So wird eine reine und klare gedankliche Atmosphäre geschaffen, die der Student auch einatmet, obwohl er für seine Person nur ein paar aus der ganzen Menge der Wissenschaften betreibt. Er genießt den Vorteil einer intellektuellen Tradition, die von bestimmten Lehrern unabhängig ist, die ihn bei der Auswahl seiner Studienfächer leitet und ihm diejenigen, welche er wählt, in der richtigen Weise interpretiert. Er erfährt die großen Umrisse alles Wissens, die Prinzipien, worauf es ruht, die Rangordnung seiner Teilgebiete, seine Lichter und Schatten, das, was schwer, und das, was weniger ins Gewicht fällt, so

wie er es sonst nicht erfassen könnte. Daher kommt es, daß man seine Erziehung »frei« nennt. Eine Geisteshaltung bildet sich heraus, die einem das ganze Leben hindurch bleibt, deren Attribute Freiheit, Unparteilichkeit, Ruhe, Mäßigung und Weisheit sind oder das, was ich in einem früheren Vortrag eine philosophische Geisteshaltung zu nennen wagte. Dies also wollte ich als die besondere Frucht der Erziehung erweisen, die eine Universität bietet im Unterschied zu andern Stätten oder Methoden des Unterrichts. Das ist der Hauptzweck der Universität bei der Behandlung ihrer Studenten.

Und nun tritt die Frage an mich heran: Welches ist ihr Nutzen?, und meine Antwort darauf wird den Hauptinhalt der folgenden Vorträge bilden.

2.

Vorsichtig und praktisch denkende Menschen, sage ich, werden mich fragen, was nach alledem bei dieser Philosophie herauskommt, von der ich soviel hermake und von der ich soviel verspreche. Angenommen selbst, daß sie uns instandsetzt, den Grad des Vertrauens zu wahren, der jeder Wissenschaft jeweils genau angemessen ist, und den Wert jeder einzelnen Wahrheit, die irgendwo gefunden wird, haarscharf abzuschätzen – worin sind wir gefördert durch jene beherrschende Anschauung aller Dinge, die ich so erhoben habe? Stürzt sie nicht das Prinzip der Arbeitsteilung? Werden praktische Ziele durch ihre Pflege besser oder schlechter erreicht werden? Wohin führt sie also? Wo endet sie? Was tut sie? Wie bringt sie Nutzen? Was verspricht sie? Einzelwissenschaften bilden jeweils die Grundlage für bestimmte Fertigkeiten, welche die Wahrheiten, mit denen es das erlangte Wissen zu tun hat, in greifbare und wohltätige Ergebnisse umsetzen; welche Fertigkeit stützt sich auf die Wissenschaft der Wissenschaften? Was ist die Frucht einer solchen Philosophie? Welche Wirkung verheißen wir, was stellen wir dem katholischen Gemeinwesen Verlockendes in Aussicht, wenn wir das Unternehmen einer Universitätsgründung ins Werk setzen?

Man fragt mich, was das Ziel der Universitätserziehung ist und des freien oder philosophischen Wissens, das sie mitteilt: ich antworte, daß das, was ich bereits gesagt habe, genügt, um zu zeigen, daß sie einen durchaus greifbaren, vollen und ausreichenden Zweck hat, obwohl dieser Zweck nicht von dem Wissen selbst getrennt werden kann. Das Wissen ist fähig, sein eigener Zweck zu sein. So ist der menschliche Geist geschaffen, daß jede Art des Wissens, wofern es nur wirklich welches ist, seinen Lohn in sich selbst trägt. Und wenn dies von allem Wissen gilt, so gilt es auch von jener besonderen Philosophie, welche ich in einer umfassenden Anschauung der Wahrheit in allen ihren Verzweigungen, der Beziehungen einer Wissenschaft zur andern, ihrer wechselseitigen Beeinflussung und ihres relativen Wertes bestehen ließ. Was der Wert einer solchen Errungenschaft im Vergleich mit andern Dingen ist, nach denen wir trachten – Reichtum oder Macht oder Ehre oder den Genüssen und Annehmlichkeiten des Lebens –, darüber gedenke ich hier nicht zu sprechen; aber ich möchte behaupten und denke es zu beweisen, daß es seiner eigenen Natur nach ein wirkliches und unleugbares Gut ist, das es einem lohnt, wenn man mit großer Gedankenarbeit danach strebt und es mit vieler Mühe erlangt.

Wenn ich nun sage, daß das Wissen nicht bloß ein Mittel ist, um etwas darüber Hinausliegendes zu erlangen, noch die Vorstufe für gewisse Fertigkeiten, in die es natürlicherweise ausläuft, sondern ein lohnendes Ziel, um dort zu ruhen und es um seiner selbst willen zu erstreben, so spreche ich gewiß kein Paradox aus, denn ich stelle nur fest, was in sich einsichtig ist und zudem allzeit das allgemeine Urteil der Philosophen und das gewöhnliche Gefühl der Menschheit war. Ich sage, was die öffentliche Meinung des Tages sich zum mindesten schwer entschließen würde zu leugnen, wenn man bedenkt, wieviel wir in den letzten Jahren im Gegensatz zur Religion von unterhaltendem, merkwürdigem und mannigfachem Wissen zu hören bekamen. Ich sage nur etwas, zu dessen Erläuterung ganze Bände geschrieben worden sind, nämlich durch eine »Auswahl aus den Aufzeichnungen der Philosophie, Literatur und Kunst aller Zeiten und Länder, aus einem Beispielmaterial, um zu zeigen, wie die ungünstigsten Umstände nicht imstande gewesen sind, den glühenden Wunsch nach Erlangung des Wissens zu besiegen«. Daß durch seinen Besitz weitere Vorteile uns zuwachsen und zu andern beitragen, über das hinaus, was es in sich selbst ist, das zu leugnen liegt mir sehr fern; aber unabhängig davon befriedigen wir ein unmittelbares Bedürfnis unserer Natur nur dadurch, daß wir es erwerben; und wenn unsere Natur, ungleich der niederen Geschöpfe, nicht auf einmal ihre Vollkommenheit erreicht, sondern zu diesem Zweck einer Reihe von äußeren Hilfsmitteln und Stützen bedarf, ist das Wissen als eins der hauptsächlichen unter ihnen zu schätzen, um dessentwillen, was seine bloße Gegenwart in uns für uns tut nach der Art einer Gewohnheit, auch wenn es zu keinem weiteren Zweck verwendet wird und keinem unmittelbaren Ziel dient.

3.

Daher kommt es, daß Cicero, wo er die verschiedenen Höhepunkte geistiger Vollkommenheit aufzählt, das Streben nach Wissen um seiner selbst willen an die Spitze stellt. »Dies gehört vor allem zur menschlichen Natur«, sagt er, »denn wir alle haben einen Trieb zum Streben nach Wissen; uns darin auszuzeichnen, das halten wir für etwas Großartiges, während ein Fehlgehen, Irrtum, Unwissenheit, Täuschung zugleich ein Übel und eine Schande ist.« Und er betrachtet das Wissen als das erste Ziel, das uns anzieht, nach der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. Nach den Anforderungen und Pflichten unseres animalischen Daseins, wie man sie nennen mag, im Hinblick auf uns selbst, unsere Familie, unsere Nachbarn folgt, so sagt er, »das Suchen nach der Wahrheit. Dementsprechend wünschen wir, sobald wir dem Druck der notwendigen Bedürfnisse entrinnen, sogleich zu sehen, zu hören und zu lernen, und betrachten das Wissen um das Verborgene oder Wunderbare als eine Bedingung unseres Glücks.«

Diese Stelle wähle ich, obwohl sie nur eine unter vielen ähnlichen Stellen bei zahlreichen Autoren ist, nur darum, weil sie uns so wohl bekannt ist; und ich möchte, daß Sie darauf achten, meine Herren, wie scharf sie das Streben nach Wissen von jenen darüber hinausliegenden Zwecken scheidet, zu deren Erlangung es sicherlich verwendet werden kann, und die jene Leute vermutlich allein ins Auge fassen, die mich nach dem Nutzen einer Universität oder einer freien Erziehung zu fragen pflegen. So weit entfernt von dem Traum einer Pflege des Wissens, unmittelbar und hauptsächlich im Dienst unseres

physischen Wohlbehagens und Genusses, um unseres Lebens und unserer Person willen, der Gesundheit, der ehelichen und Familienverbindung, des sozialen Bandes und der bürgerlichen Sicherheit, setzt der große Redner voraus, daß wir, sobald nur für unsere physischen und politischen Bedürfnisse gesorgt ist und wir »frei sind von den notwendigen Pflichten und Bedürfnissen«, von dem »Wunsch ergriffen werden zu sehen, zu hören und zu lernen«. Er betrachtet auch nicht im geringsten den Reflex oder die Einmischung, die sich aus dem einmal erlangten Wissen für jene materiellen Güter ergibt, mit deren Sicherstellung wir beginnen, ehe wir nach ihm trachten; im Gegenteil, er leugnet ausdrücklich seinen Einfluß auf das soziale Leben insgesamt, so seltsam ein solches Verfahren für die sein mag, die nach dem Aufkommen der Bacon'schen Philosophie leben, und er warnt uns davor, es in einer Weise zu pflegen, die unsern Pflichten gegenüber unsern Mitgeschöpfen hindernd in den Weg kommen würde. »Alle diese Methoden«, sagt er, »dienen der Erforschung der Wahrheit; läßt man sich durch das Streben danach von der Tätigkeit im öffentlichen Leben ablenken, so ist das eine Verletzung der Pflicht. Denn der Preis der Tüchtigkeit liegt durchaus im Handeln; doch Unterbrechungen kommen oft vor, und dann greifen wir auf solche Bestrebungen zurück – womit nicht gesagt werden soll, daß die unaufhörliche Tätigkeit des Geistes stark genug ist, uns im Streben nach Wissen auch ohne eigene Anstrengung vorwärtszubringen.« Der Gedanke, der Gesellschaft wohlzutun mit Hilfe »des Strebens nach Wissen und Kenntnis«, spielt unter den Beweggründen, die er für ihre Pflege anführt, überhaupt keine Rolle.

Dies war der Grund für den Widerstand, den der ältere Cato der Einführung der griechischen Philosophie bei seinen Landsleuten entgegenstellte, als Carneades und seine Gefährten bei Gelegenheit ihrer Gesandtschaft die römische Jugend mit ihren beredten Ausführungen darüber bezauberten. Als richtiger Vertreter eines praktischen Volkes schätzte Cato alles nach dem, was es erzeugte; während doch das Streben nach Wissen nichts als das Wissen selbst versprach. Er verachtete jene Verfeinerung oder Bereicherung des Geistes, die er nicht aus Erfahrung kannte.

4.

Dinge, die es vertragen, von jedem andern Ding abgeschnitten zu werden, und doch weiterleben, müssen Leben in sich selbst haben; Bestrebungen, welche keinerlei Folgen haben und doch ihren Grund und Boden durch die Folge der Zeiten behaupten, die als bewundernswert betrachtet werden, obwohl sie sich bisher nicht als nützlich erwiesen haben, müssen einen ausreichenden Zweck in sich haben, als was er sich auch schließlich enthüllen mag. Und wir werden zu demselben Schluß gedrängt, wenn wir die Kraft des Beiworts in Betracht ziehen, mit dem das fragliche Wissen gewöhnlich bezeichnet wird. Es ist allgemein üblich, von »freiem Wissen«, von den »freien Künsten und Forschungen« und von einer »freien Erziehung« als dem besonderen Charakteristikum oder der Eigentümlichkeit einer Universität und eines gentleman zu sprechen; was meint man eigentlich mit dem Wort? Nun, zunächst wird es seinem grammatischen Sinn nach dem »Knechtischen« gegenübergestellt; und unter »knechtischer Arbeit« versteht man, wie unser Katechismus uns lehrt, körperliche Arbeit, mechanische Beschäftigung und dergleichen, wobei der Geist wenig oder gar nicht beteiligt ist. Solchen knechtischen Arbeiten

entsprechen jene Künste, wenn sie diesen Namen verdienen, von denen der Dichter spricht, die ihren Ursprung und ihr Verfahren dem Zufall und nicht der Geschicklichkeit verdanken, wie z. B. die Praxis und die Operationen eines Quacksalters. So weit dieser Gegensatz als Führer zu der Bedeutung des Wortes betrachtet werden kann, sind freie Erziehung und freie Bestrebungen Übungen des Geistes, der Vernunft, der Reflexion.

Doch wir brauchen noch etwas mehr zu seiner Erklärung, denn es gibt körperliche Übungen, die frei sind, und geistige Übungen, die es nicht sind. Z. B.: in alten Zeiten wurde die ärztliche Kunst im allgemeinen von Sklaven ausgeübt; und doch war diese Kunst so geistig ihrer Natur nach, trotz des trügerischen Scheins und der Quacksalberei, durch die sie damals wie heute herabgewürdigt werden mochte, wie himmlisch in ihrem Ziel. Und in gleicher Weise stellen wir die freie Erziehung der Erziehung für Handel oder Gewerbe entgegen; und doch kann niemand leugnen, daß Handel und Gewerbe ein Feld für die höchsten und mannigfachsten geistigen Kräfte abgeben. Es gibt also eine große Mannigfaltigkeit von geistigen Übungen, die man nicht mit dem terminus technicus »frei« bezeichnet; andererseits, sage ich, gibt es körperliche Übungen, die so genannt werden. Dahin gehört z. B. die Palästra im Altertum; dahin die Olympischen Spiele, bei denen Stärke und Geschicklichkeit des Körpers so gut wie des Geistes den Preis gewannen. Bei Xenophon lesen wir, wie der junge persische Adel gelehrt wurde, auf dem Rücken der Pferde zu reiten und die Wahrheit zu sagen, da beides zu den Vollkommenheiten eines gentleman gehörte. Auch der Krieg, ein so rauhes Handwerk er ist, hat immer als frei gegolten, außer in Fällen, wo er heroisch wird, was uns zu einem andern Thema hinführen würde.

Vergleichen wir diese Beispiele untereinander, so werden wir ohne Schwierigkeit das Prinzip dieses offenbaren Wechsels in der Anwendung des Ausdrucks, den ich untersuche, bestimmen können. Männliche Spiele oder Spiele der Geschicklichkeit oder kriegerische Tapferkeit werden, trotzdem sie körperlich sind, offenbar als frei angesehen; andererseits wird das, was rein berufsmäßig ist, mag es auch hochgeistig, mag es im Vergleich zum Handel und zur Handarbeit frei sein, doch nicht schlechthin frei genannt, und kaufmännische Unternehmungen sind keineswegs frei. Warum diese Unterscheidung? Weil das allein freies Wissen ist, das sich auf seine eigenen Ansprüche stützt, das unabhängig von Folgen ist, auf keine Ergänzung wartet, es ablehnt, durch irgendein Ziel gestaltet zu werden (wie man es nennt) oder von irgendeiner Kunst in sich aufgenommen zu werden, um sich unserer Betrachtung gebührend zu empfehlen. Die gewöhnlichsten Bestrebungen haben diesen spezifischen Charakter, wenn sie selbstgenügsam und in sich abgeschlossen sind; die höchsten verlieren ihn, wenn sie zu etwas dienen, was über sie hinausliegt. Es ist absurd, eine Abhandlung über das Einrichten von Brüchen nach Wert und Wichtigkeit gegen ein Cricketspiel oder eine Fuchsjagd abzuwägen; doch von den beiden hat die körperliche Übung jene Eigenschaft, die wir »frei« nennen, und die geistige hat sie nicht. Und das gilt von den gelehrten Berufen insgesamt, wenn man sie nur als Berufe betrachtet; obwohl einer davon unter allen menschlichen Bestrebungen am meisten gemeinen Nutzen stiften, ein anderer die größte politische Bedeutung, die tiefst-innerlich göttliche Natur haben

mag, wird doch durch die Größe ihres Ziels, die Gesundheit des Körpers oder des Gemeinwesens oder der Seele, ihr Anspruch auf die Bezeichnung »frei« weder vermehrt noch vermindert, und dies um so mehr, wenn sie auf die strengen Erfordernisse ihres Ziels zurückgeschnitten werden. Wird z. B. die Theologie, statt als Betrachtung gepflegt zu werden, auf die Zwecke des Katheders beschränkt oder durch den Katechismus dargestellt, so verliert sie – nicht ihren Nutzen, nicht ihren göttlichen Charakter, nicht ihre Verdienstlichkeit (sie gewinnt vielmehr einen Anspruch auf diese Titel durch solche liebevolle Herablassung); aber sie verliert das besondere Attribut, das ich eben erläutere; gerade so wie ein durch Tränen und Fasten abgehärmtes Gesicht seine Schönheit verliert oder eine Arbeiterhand ihre Zartheit; denn die Theologie, die so betrieben wird, ist nicht einfach Wissen, sondern ist vielmehr eine Kunst oder ein Geschäft, das aus der Theologie Nutzen zieht. Und so wird es deutlich, daß auch, was übernatürlich ist, nicht frei zu sein braucht, noch ein Held ein gentleman zu sein braucht, aus dem einfachen Grunde, weil eine Idee nicht eine andere Idee ist. Und in gleicher Weise überführt die Bacon'sche Philosophie ihre physischen Wissenschaften, indem sie sie im Dienst des Menschen ausnützt, eben dadurch aus der Reihe der freien Bestrebungen in die – ich sage nicht niedere, aber – deutlich unterschiedene Klasse des Nützlichen. Und um noch ein anderes Beispiel zu wählen: Wo immer persönlicher Gewinn der Beweggrund ist, da hat er von daher wiederum augenscheinlich einen noch viel deutlicheren Einfluß auf den Charakter einer bestimmten Bestrebung; so verwirkt das Wettrennen, das in Griechenland eine freie Übung war, seinen Rang in Zeiten wie den unseren, sofern daraus eine Gelegenheit zum Glücksspiel gemacht wird.

Alles, was ich jetzt gesagt habe, wird in ein paar charakteristischen Worten des großen Philosophen zusammengefaßt. »Von Besitztümern«, sagt er, »sind diejenigen nützlich, die Frucht tragen, diejenigen frei, die auf Genuß abzielen. Unter fruchtbaren verstehe ich, die Einkünfte gewähren; unter genußbringenden, wo einem nichts über den Gebrauch hinaus in der Folge zuwächst.«

5.

Glauben Sie nicht, daß ich, wenn ich so an die Alten appelliere, die Welt um zweitausend Jahre zurückschraube und die Philosophie mit den Beweisführungen des Heidentums fessle. Solange die Welt steht, wird des Aristoteles Lehre über die Gegenstände dauern, denn er ist das Orakel der Natur und der Wahrheit. Solange wir Menschen sind, können wir nicht umhin, in weitem Umfang Aristoteliker zu sein, denn der große Meister analysiert nur die Gedanken, Gefühle, Anschauungen und Meinungen des Menschengeschlechts. Er hat uns die Bedeutung unserer eigenen Worte und Ideen gelehrt, bevor wir geboren waren. In vielen Fragen heißt richtig denken, so denken wie Aristoteles, und wir sind seine Schüler, ob wir wollen oder nicht, wenn wir es auch nicht wissen mögen. Was nun den besondern Fall betrifft, den wir vor uns haben, das Wort »frei« in der Anwendung auf Wissen und Erziehung, so drückt es eine spezifische Idee aus, die immer bestanden hat und immer bestehen wird, solange die menschliche Natur dieselbe ist, gradeso wie die Idee des Schönen eine spezifische ist oder die des Erhabenen, des Lächerlichen oder des Schmutzigen. Sie ist jetzt in der Welt, sie war damals in der Welt; und wie im Fall der Glaubensdogmen, so wird sie erhellt durch eine nie abreißende

geschichtliche Tradition und war niemals außer der Welt, seit sie in sie hineinkam. Es hat freilich von Zeit zu Zeit Meinungsverschiedenheiten gegeben über die Frage, welche Bestrebungen und welche Künste unter diese Idee gehörten, aber solche Verschiedenheiten sind nur ein augenscheinlicher Beweis mehr für ihre Realität. Diese Idee muß einen eigenen Bestand haben, die ihren Boden unter solchen Kämpfen und Wandlungen behauptet hat, die immer als Norm gedient hat, um die Dinge daran zu messen, die unverändert von einem Geist zum andern übergang, da es soviel gab, um jeden beliebigen Begriff oder Gedanken zu färben, soviel, ihn zu beeinflussen, wenn er nicht in unserer Natur selbst begründet war. Wäre sie eine bloße Verallgemeinerung, so hätte sie sich mit den Gegenständen geändert, an denen sie gewonnen wurde; aber obwohl ihre Gegenstände mit dem Zeitalter sich ändern, ändert sie sich nicht. Die Palästra mag dem Lykurgos frei, dem Seneca unfrei scheinen; Wagenlenken und Preiskämpfen mag in Elis anerkannt, in England verurteilt werden; die Musik mag in den Augen mancher Moderner verächtlich sein, bei Plato und Aristoteles in höchstem Ansehen stehen (und der Fall liegt ebenso bei der besonderen Anwendung der Idee der Schönheit, der Güte, der Tugend, es gibt einen Unterschied des Geschmacks, einen Unterschied des Urteils), doch diese Verschiedenheiten setzen, anstatt sie zu diskreditieren, die archetypische Idee voraus, die nur eine vorausgehende Hypothese oder Bedingung ist, mit deren Hilfe streitende Meinungen zu einem Vergleich kommen und ohne die es gar nichts gäbe, worüber man streiten könnte.

Ich denke also, daß ich mich nicht mit einem Paradox belaste, wenn ich von einem Wissen spreche, das Selbstzweck ist, wenn ich es freies Wissen oder eines gentlemans Wissen nenne und dazu erziehe und es zum Zweck der Universität mache. Und noch weniger ziehe ich mir einen solchen Vorwurf zu, wenn ich diese Erwerbung nicht in Wissen in einem verschwommenen und gewöhnlichen Sinn bestehen lasse, sondern in jenem Wissen, das ich im besondern Philosophie genannt habe oder in einem erweiterten Sinn des Wortes Wissenschaft; denn welche Ansprüche das Wissen auch darauf haben mag, als ein Gut betrachtet zu werden, es hat sie in höherem Grade, wenn es nicht verschwommen, nicht im gewöhnlichen Sinn betrachtet wird, sondern scharf umrissen und vorzüglich als Philosophie. Wissen, sage ich, ist dann vornehmlich frei oder sich selbst genug, getrennt von jedem fremden und darüber hinausliegenden Ziel, wenn und soweit es philosophisch ist, und das will ich nun zeigen.

6.

Nun haben Sie Geduld mit mir, meine Herren, wenn das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, auf den ersten Blick einen phantastischen Eindruck macht. Philosophie oder Wissenschaft steht also zum Wissen folgendermaßen in Beziehung: Das Wissen erhält den Namen Wissenschaft oder Philosophie, wenn es beeinflußt, gestaltet oder, wenn ich ein kräftiges Bild gebrauchen darf, befruchtet ist durch die Vernunft. In der Vernunft hat jene innere Fruchtbarkeit des Wissens ihren Ursprung, welche es für diejenigen, die es besitzen, besonders wertvoll macht und sie von der Notwendigkeit befreit, anderswo Umschau zu halten nach einem außerhalb seiner liegenden Ziel, in dem man ruhen könnte. Gewiß, wenn das Wissen so zur Form der Wissenschaft erhoben ist, dann ist es zugleich Macht; es ist nicht nur ausgezeichnet in sich, sondern, welches auch diese Auszeichnung sein mag, es ist noch etwas mehr;

es hat noch ein darüber hinausliegendes Ergebnis. Zweifellos; aber das ist eine weitere Betrachtung, die mich nichts angeht. Ich sage nur, daß es erst in zweiter Linie Macht, in erster aber ein Gut ist; daß es nicht nur Mittel, sondern Endzweck ist. Ich weiß wohl, es kann sich auflösen in eine Kunst, in einem mechanischen Verfahren und einem greifbaren Ertrag enden; doch es kann sich auch zurückwenden zu eben jener Vernunft, die es gestaltet, und sich in Philosophie auflösen. In einem Fall heißt es nützliches Wissen, im andern freies. Dieselbe Person kann es zugleich auf die eine und die andere Art betreiben; doch dies ist wiederum eine Sache, die meinem Thema fernliegt; hier sage ich nur, daß es zwei Wege gibt, vom Wissen Gebrauch zu machen, und tatsächlich ist es unwahrscheinlich, daß die, die es in der einen Weise verwenden, es zugleich in der andern betreiben, zum mindesten geschieht das in sehr beschränktem Maße. Sie sehen, hier scheiden sich zwei Wege der Erziehung; das Ziel der einen ist der Philosoph, das der andern der Praktiker; die eine erhebt sich zu allgemeinen Ideen, die andere erschöpft sich im Besonderen und Äußerlichen. Glauben Sie nicht, daß ich die Notwendigkeit einer solchen Hinwendung zum Besonderen und Praktischen, wie sie die nützlichen und mechanischen Fertigkeiten verlangen, bestreite oder ihren Segen in Verruf bringe; das Leben könnte ohne sie nicht weitergehen; wir verdanken ihnen unsere tägliche Wohlfahrt; sie zu üben ist die Pflicht der Menge, und wir haben eine Dankesschuld gegenüber der Menge, weil sie jene Pflicht erfüllt. Ich sage nur, in dem Maße als das Wissen dahin neigt, ein besonderes zu werden, hört es auf, Wissen zu sein. Es ist die Frage, ob man von Wissen in irgendeinem eigentlichen Sinn bei der unvernünftigen Kreatur sprechen kann; ohne auf metaphysische Strenge des Ausdrucks Anspruch zu erheben, die bei einer Gelegenheit wie hier nicht am Platze wäre, scheint es mir doch unangemessen, jenes passive Betroffenwerden und Empfangen von Dingen, das die Tiere zu besitzen scheinen, mit dem Namen Wissen zu bezeichnen. Wenn ich von Wissen spreche, meine ich etwas Geistiges, etwas, was das ergreift, was es durch die Sinne empfängt; etwas, was eine Anschauung von den Dingen gewinnt; was mehr sieht, als die Dinge zuführen; was über das nachdenkt, was es sieht und während es sieht; was ihm eine Idee verleiht. Es drückt sich nicht in bloßen Kundgaben, sondern in Vernunftschlüssen aus: Es zeigt von Anfang an die Natur der Wissenschaft, und darin besteht seine Würde. Der Grund für die wahre Würde im Wissen, für seinen Wert, seine Anziehungskraft, unabhängig von seinen Ergebnissen, ist dieser Keim zu einem wissenschaftlichen oder philosophischen Verfahren, der in ihm liegt. Daher kommt es, daß es zum Selbstzweck wird; daher kommt es, daß es die Bezeichnung »frei« zuläßt. Die Anordnung der Dinge in ihrer Wechselbeziehung nicht zu kennen ist der Zustand von Sklaven oder Kindern; einen Überblick über das Universum gewonnen zu haben ist der Ruhm oder mindestens der Ehrgeiz der Philosophie.

Überdies ist das Wissen nicht ein bloß äußerer oder zufälliger Vorteil, der heute unser ist und morgen einem andern gehört, den man sich aus einem Buch aneignen und leicht wieder vergessen kann, den wir ganz nach Belieben herbeibefehlen oder mitteilen können, den wir für eine Gelegenheit leihen können, in der Hand umhertragen und auf den Markt bringen; es ist eine Erleuchtung, die man gewonnen hat, es ist eine Fähigkeit, ein persönliches Eigentum und eine innere Begabung. Und aus

diesem Grunde ist es richtiger und auch üblicher, die Universität als eine Stätte der Erziehung und nicht des Unterrichts zu bezeichnen, obgleich, wenn man das Wissen in Betracht zieht, Unterricht auf den ersten Blick das geeignetere Wort scheint. Wir werden z. B. unterrichtet in Handfertigkeiten, in den schönen und nützlichen Künsten, in Gewerben und Geschäftsmethoden; denn das sind Methoden, die wenig oder gar keinen Einfluß auf die Seele selbst haben, in Regeln enthalten sind, die man dem Gedächtnis, der Überlieferung, dem Brauch anvertraut und die zu einem ihnen selbst fremden Ziel beitragen. Aber Erziehung ist ein höheres Wort; es schließt eine Einwirkung auf unsere geistige Natur und die Bildung des Charakters in sich; es ist etwas Individuelles und Beharrliches, und man spricht davon gemeinhin in Zusammenhang mit Religion und Tugend. Wenn wir also von der Mitteilung des Wissens als Erziehung sprechen, setzen wir damit in Wirklichkeit voraus, daß Wissen ein Zustand oder eine Verfassung der Seele ist; und da die Bildung der Seele sicherlich wert ist, um ihrer selbst willen erstrebt zu werden, werden wir noch einmal zu dem Schluß geführt, den das Wort »frei« und das Wort »philosophisch« uns bereits nahegelegt haben, daß es ein Wissen gibt, das erstrebenswert ist, auch wenn nichts dabei herauskommt, da es aus sich selbst ein Schatz ist und eine ausreichende Belohnung für Jahre der Arbeit.

7.

Diese Antwort habe ich also bereit auf die Frage, mit der ich diesen Vortrag eröffnete. Ehe ich von dem Ziel zu sprechen beginne, das die Kirche verfolgt, wenn sie die Philosophie aufgreift, und über den Gewinn, den sie daraus zieht, will ich feststellen, daß die Philosophie Selbstzweck ist, und ich meine, ich habe den Beweis dafür schon begonnen. Ich will feststellen, daß es ein Wissen gibt, das es wert ist, um seiner selbst willen besessen zu werden und nicht bloß um dessentwillen, was es leistet; und die Minuten, die mir heute noch bleiben, will ich verwenden, um etwas von der Unbestimmtheit und Verworrenheit zu beseitigen, mit der dieses Thema in manchen Geistern behaftet sein mag.

Man mag also einwenden, wenn wir geständen, daß wir das Wissen um dieses oder jenes darüber hinausliegenden Zweckes erstrebten, welcher es auch sein mag, so sprächen wir verständlich; doch, was auch immer die Menschen gesagt hätten, wie hartnäckig sich die Idee durch die Folge der Zeiten erhalten haben möchte, es sei doch schlechthin sinnlos zu sagen, daß wir das Wissen um seiner selbst willen erstrebten und um keiner andern Sache willen, denn es führe immer zu etwas darüber Hinausliegendem, das darum sein Zweck sei und die Ursache, warum es erstrebenswert sei; überdies sei dieser Zweck ein doppelter, von dieser Welt oder der künftigen; alles Wissen werde nur weltlicher oder geistlicher Ziele willen betrieben; wenn es auf weltliche Ziele gerichtet sei, werde es nützliches Wissen, wenn auf ewige, religiöses oder christliches Wissen genannt; wenn daher dieses freie Wissen nach meinem Eingeständnis weder dem Körper noch dem Staate zugutekomme, so müsse es der Seele zugutekommen; wenn es aber tatsächlich so stünde, daß es einerseits kein physisches oder weltliches Gut sei, aber auch andererseits kein moralisches, so könne es überhaupt kein Gut sein und sei die Mühe nicht wert, die seine Erwerbung erfordere.

Und dann mag man mich daran erinnern, daß die Professoren dieses freien oder philosophischen Wissens selbst zu allen Zeiten diese Darlegung der Sache anerkannt und sich den Folgen, auf die sie hinausläuft, unterworfen haben, denn sie haben stets versucht, die Menschen tugendhaft zu machen; oder, wenn das nicht, so haben sie doch wenigstens angenommen, daß die Verfeinerung des Geistes Tugend sei und daß sie selbst der tugendhafte Teil der Menschheit seien. Das haben sie auf der einen Seite bekannt und auf der andern haben sie in ihrem Beruf ausnehmend versagt, so daß sie in der Folge zum Sprichwort unter den Menschen wurden und zur Zielscheibe des Gelächters für den ernsthaften wie für den liederlichen Teil der Menschheit. So haben sie gegen sich selbst den Grund und die Mittel geliefert, sie bloßzustellen, ohne daß sich irgendjemand anders den Kopf zu zerbrechen brauchte. In einem Wort, was hat die Philosophie von der Zeit an, da Athen die Universität der Welt war, die Menschen anderes gelehrt als Versprechungen zu machen, ohne sie in die Tat umzusetzen, zu streben, ohne ans Ziel zu gelangen? Wozu haben die tiefen und erhabenen Gedanken ihrer Schüler geführt als zu beredten Worten? Ja, wonach hat ihre Unterweisung getrachtet, wenn sie am kühnsten war in ihren Heilmitteln für menschliches Leid, als uns in Schlaf zu versenken durch ihre Lehren, damit wir gar nichts mehr spürten? Wie eine melodische Weise oder vielmehr wie jene starken, betäubenden Düfte, die zunächst ihre Süßigkeit über alles ergießen, was sie berühren, doch nach einer Weile uns nur im selben Maße abstoßen, wie sie uns erst gefielen. War für Cicero die Philosophie eine Stütze gegenüber der Ungunst der wankelmütigen Menge, oder verlieh sie Seneca Kraft zum Widerstand gegen einen gebieterischen Tyrannen? Sie verließ Brutus, wie er kummervoll gestand, in seiner größten Not, und sie zwang Cato, wie sein Lobredner seltsamerweise rühmt, zu der falschen Stellung, dem Himmel zu trotzen. Wie wenige unter ihren Lehrern kann man aufzählen, die gleich Polemo durch sie von einem ruchlosen Leben bekehrt wurden, oder wie Anaxagoras gern die Welt für ihren Besitz hingaben? Der Philosoph in Rasselas verkündete eine übermenschliche Lehre und erlag dann ohne Anstrengung einem Ansturm menschlicher Gefühle.

»Er sprach«, so hören wir, »mit großer Kraft über die Beherrschung der Leidenschaften. Sein Aussehen war ehrwürdig, seine Gebärde anmutig, seine Aussprache klar und seine Rede zierlich. Er zeigte mit großer Stärke des Gefühls und mannigfaltiger Erläuterung, daß die menschliche Natur herabgewürdigt und erniedrigt wird, wenn die niederen Vermögen über die höheren den Sieg davontragen. Er teilte die verschiedenen Vorschriften mit, die man von Zeit zu Zeit gegeben hat, um die Leidenschaft zu besiegen, und enthüllte das Glück derer, die den wichtigen Sieg errungen haben, nach welchem der Mensch nicht länger Sklave der Furcht oder Narr der Hoffnung ist ... Er zählte viele Beispiele von Helden auf, die sich weder durch Schmerz noch durch Lust bewegen ließen, die gleichgültig auf jene modi oder Accidentien sahen, welchen das gemeine Volk den Namen Gut oder Übel gibt.«

Rasselas fand nach ein paar Tagen den Philosophen in einem halb verdunkelten Zimmer, mit trüben Augen und bleichem Gesicht. »Herr«, sagte er, »Ihr seid zu einer Zeit gekommen, wo alle menschliche Freundschaft nutzlos ist; was ich leide, dafür gibt es kein Heilmittel, was ich verloren habe, dafür gibt es keinen Ersatz. Meine Tochter, meine einzige Tochter, von deren Zärtlichkeit ich alle Unterstützung

im Alter erwartete, ist letzte Nacht am Fieber gestorben.« »Herr«, sagte der Prinz, »das Sterben ist ein Ereignis, das einen Weisen niemals überraschen kann; wir wissen, daß der Tod stets nahe ist und daß man ihn darum stets erwarten sollte.« »Junger Mann«, antwortete der Philosoph, »ihr sprecht wie einer, der die Qualen der Trennung niemals gefühlt hat.« »So habt Ihr denn die Vorschrift vergessen«, sagte Rasselas, »die Ihr so machtvoll einschärfet? ... bedenkt, daß die äußeren Dinge von Natur aus veränderlich sind, aber Wahrheit und Vernunft bleiben immer dieselben.« »Welchen Trost«, sagte der Trauernde, »können Wahrheit und Vernunft mir gewähren? Was richten sie jetzt anderes aus, als daß sie mir sagen, meine Tochter wird nicht zum Leben erweckt werden?«

8.

Besser, weit besser, gar keine Versicherungen zu machen, werden Sie sagen, als andere mit dem zu betrügen, was wir nicht sind, und Ärgernis bei ihnen zu erzeugen mit dem, was wir sind. Der Sinnenmensch oder der Weltmensch ist jedenfalls nicht das Opfer schöner Worte, sondern strebt nach etwas Wirklichem und erlangt es. Die Nützlichkeitsphilosophie, werden Sie sagen, meine Herren, hat wenigstens ihr Werk vollbracht; und ich gestehe es zu – ihr Ziel war niedrig, aber sie ist ans Ziel gelangt. Wenn jener große Geist, der ihr Prophet war, in der Lebensführung seine eigenen Versicherungen zunichtemachte, so war er durch seine Philosophie nicht verpflichtet, seinem Freunde treu zu sein oder redlich zu bewahren, was ihm anvertraut war. Es war ja nicht sittliche Kraft, worin er die Menschen unterweisen wollte; und wenn er auch, nach den Worten des Dichters, der »geringste« unter den Menschen war, so war er es in dem, was man seine persönliche Beschaffenheit nennen kann, ohne daß seine Theorie der Induktion davon betroffen würde. Er hatte ein Recht, so zu sein, was auch die Idole der Höhle oder des Theaters dagegen sagen mochten. Seine Mission war die Vermehrung des physischen Genusses und des sozialen Wohlstands; und ganz wunderbar, ganz ehrfurchtgebietend hat er seinen Entwurf und seinen Plan zur Erfüllung gebracht. Fast Tag für Tag haben wir frische und immer wieder frische Schößlinge und Knospen und Blüten, die zu Früchten reifen sollen, von jenem Zauberbaum des Wissens, den er pflanzte, und dem vielleicht jeder von uns, abgesehen von den ganz Armen, wenn nicht sein gegenwärtiges Leben, so wenigstens seinen täglichen Bedarf, seine Gesundheit und sein allgemeines Wohlbefinden verdankt. Er war das von der göttlichen Vorhersehung bereitete Werkzeug für unser aller zeitliche Wohlfahrt, so groß, daß ich, was ich auch von ihm als Menschen denken muß, doch aus purer Dankbarkeit nicht das Herz habe, ein strenges Urteil über ihn zu fällen. Und trotz der Tendenzen seiner Philosophie, die dahin führen, wie wir heute sehen, die Theologie herabzusetzen und mit Füßen zu treten, hat er selbst in seinen Schriften seinen Weg verlassen, als wollte er mit einer prophetischen Vorahnung jener Tendenzen auf ihr beharren als auf dem Werkzeug jenes barmherzigen Vaters, der, als Er in sichtbarer Gestalt auf die Erde kam, zuerst und in ganz hervorstechender Weise die Aufgabe übernahm, die körperlichen Gebrechen der menschlichen Natur zu lindern. Und wahrlich, wie der alte Arzt in der Geschichte, »saß er sorgsam bei seiner Arbeit und summte mit liebreicher Miene ein frommes Lied«; und dann wiederum »ging er singend hinaus auf die

Wiesen, so fröhlich, daß, wer ihn von weitem sah, glauben mochte, es sei ein Jüngling, der Blumen für seine Geliebte sammelte, und nicht ein alter Arzt, der im Morgentau heilsame Kräuter sammelte.«

Ach, daß die Menschen im Tun ihres Lebens oder im Herzen ihres Herzens nicht sind, was sie in Augenblicken der Erregung zu sein scheinen oder in der Ekstase oder dem Rausch des Genies – so gut, so edel, so voll heiteren Friedens! Ach, daß Bacon auf seinem eignen Wege nach alledem nur ein Genosse jener heidnischen Philosophen sein sollte, die in der Ungunst ihrer Lebensumstände eine gewisse Entschuldigung für ihre Unbeständigkeit hatten und die uns mehr durch das überraschen, was sie sagen, als durch das, was sie nicht tun! Ach, daß man auch ihm, wie Sokrates und Seneca, das Feiertagskleid ausziehen muß, das so schön aussieht, und daß er zum Gespött werden sollte unter all dem majestätischen Ernst seiner Rede und mit all seinen umfassenden Fähigkeiten in der Kleinheit seines moralischen Wesens nur die geistige Enge seiner Schule darstellen sollte! Indessen, all dies zugestanden, Heroismus war schließlich nicht seine Philosophie – ich kann nicht leugnen, daß er in überreichem Maße erfüllt hat, was er verhieß. Sein ist einfach eine Methode, durch die körperliche Übel und zeitliche Mängel von der großen Menge höchst wirksam ferngehalten werden können; schon ehe sie irgendwelche Zeichen der Erschöpfung gezeigt hat, werden die Gaben der Natur in ihrer kunstvollsten Gestalt und in verschwenderischer Fülle und Mannigfaltigkeit von allen Enden der Erde unleugbar durch ihre Mittel bis vor unsere Türen gebracht, und wir genießen sie.

9.

Das nützliche Wissen hat also, das gestehe ich zu, sein Werk vollbracht; und das freie Wissen hat ebenso gewiß sein Werk nicht vollbracht – d. h. vorausgesetzt, daß es, wie die Gegner annehmen, ebenso wie das religiöse Wissen das unmittelbare Ziel hat, die Menschen besser zu machen; aber das werde ich keinen Augenblick zugeben, und wenn ich es nicht zugebe, dann haben jene Gegner nichts zur Sache gesagt. Ich räume ein, vielmehr ich behaupte das, worauf sie Gewicht legten, denn ich bin der Ansicht, daß das Wissen seinen Zweck in sich hat. Was immer seine Freunde, was immer seine Feinde sagen mögen, ich bestehe darauf, es ist ebenso ein handgreiflicher Irrtum, es mit Tugend oder Religion wie es mit den mechanischen Fertigkeiten zu belasten. Sein unmittelbares Geschäft ist es nicht, die Seele gegen die Versuchung zu stählen oder in Betrübniß zu trösten, nicht mehr als den Webstuhl in Bewegung zu setzen oder den Dampfwagen zu lenken; mag es noch so sehr das Mittel oder die Bedingung des materiellen wie des moralischen Fortschritts sein, nimmt man es an und für sich, so bessert es unsere Herzen so wenig wie es unsere zeitlichen Verhältnisse günstiger gestaltet. Und wenn seine Lobredner solche Macht dafür in Anspruch nehmen, dann begehen sie gerade so einen Übergriff auf ein Gebiet, das ihnen nicht gehört, wie der Nationalökonom, der behauptet, daß seine Wissenschaft ihn für die Kasuistik oder Diplomatie vorbildet. Wissen ist ein Ding, Tugend ein anderes; gesunder Menschenverstand ist nicht Gewissen, Bildung ist nicht Demut, noch ist Weite und Richtigkeit der Anschauung Glauben. Die Philosophie, wie erleuchtet, wie tief sie sein mag, gibt keine Herrschaft über die Leidenschaften, keine wirksamen Motive, keine belebenden Grundsätze. Freie Erziehung macht nicht den Christen, nicht den Katholiken, sondern den gentleman. Es ist gut, ein

gentleman zu sein, es ist gut, einen gebildeten Intellekt, einen feinen Geschmack, einen klaren, unparteiischen, leidenschaftslosen Geist, einen edlen und ritterlichen Stil der Lebensführung zu haben – das sind die Eigenschaften, die natürlicherweise mit einem umfassenden Wissen einhergehen; sie sind das Ziel, auf das die Universität hinarbeitet; ich trete für sie ein, ich werde sie erläutern und darauf bestehen; und doch wiederhole ich, sie sind keine Bürgschaft für Heiligkeit oder auch nur für Gewissenhaftigkeit, sie können dem Weltmenschen eigen sein, dem Verworfenen, dem Herzlosen – reizvoll, ach, und anziehend, wie er sich zeigt, wenn er mit ihnen geschmückt ist. Für sich genommen scheinen sie nur, was sie nicht sind; sie sehen wie Tugend aus aus der Entfernung, aber genauen Beobachtern und auf die Dauer enthüllen sie ihr wahres Gesicht; und daher kommt es, daß sie gemeinhin der Anmaßung und Heuchelei beschuldigt werden, nicht, das wiederhole ich, durch ihre eigne Schuld, sondern weil ihre Lehrer und ihre Bewunderer sie beharrlich für etwas nehmen, was sie nicht sind, und dienstfertig für sie einen Ruhm in Anspruch nehmen, auf den sie kein Recht haben. Brecht Granitfelsen mit Rasiermessern oder verankert Schiffe mit einem Seidenfaden – dann mögt ihr hoffen, mit so scharfen und feinen Instrumenten wie menschlichem Wissen und menschlicher Vernunft gegen jene Riesen, die Leidenschaften und den Stolz des Menschen, zu kämpfen.

Sicherlich lassen wir uns nicht zu Theorien solcher Art verleiten, um den Wert und die Würde des freien Wissens zu verteidigen. Sicherlich sind die wahren Gründe, auf denen seine Ansprüche beruhen, nicht gar so spitzfindig oder absonderlich, nicht gar so seltsam oder unwahrscheinlich. Sicherlich ist es ganz verständlich, wenn man sagt, und das ist es, was ich hier sage: Freie Erziehung, in sich selbst betrachtet, ist einfach die Bildung des Intellekts, und ihr Ziel ist nicht mehr und nicht weniger als die Vortrefflichkeit des Intellekts. Jedes Ding hat seine eigene Vollkommenheit, mag es höher oder tiefer in der Rangordnung der Dinge stehen; und die Vollkommenheit des einen ist nicht die Vollkommenheit des anderen. Lebendes und Totes, Sichtbares und Unsichtbares, alles ist gut in seiner Art, und alle haben ihr Bestes, das ein Ziel des Strebens ist. Warum machen Sie sich solche Mühe mit Ihrem Garten oder Ihrem Park? Sie sorgen für Ihre Alleen, Ihren Rasen, Ihre Gesträuche, Ihre Bäume und Fahrwege; nicht weil Sie gedächten, einen Obstgarten aus dem einen zu machen oder Korn- oder Weideland aus dem andern, sondern weil es eine besondere Schönheit gibt in allem, was trefflich ist in Wald, Wasser, Ebene und Abhang, was alles miteinander durch die Kunst in eine Gestalt gebracht, zu einem Ganzen geordnet wird. Ihre Städte sind schön, Ihre Paläste, Ihre öffentlichen Gebäude, Ihre Landhäuser, Ihre Kirchen; und ihre Schönheit führt zu nichts darüber hinaus. Es gibt eine physische und eine moralische Schönheit; es gibt eine Schönheit der Person, es gibt eine Schönheit unseres moralischen Wesens, die eine natürliche Tugend ist; und in gleicher Weise gibt es eine Schönheit, gibt es eine Vollkommenheit des Intellekts. Es gibt eine ideale Vollkommenheit in diesen mannigfachen Gegenständen, zu welcher man einzelne Exemplare sich erheben sieht, die das Muster für alle Exemplare überhaupt sind. Die griechischen Gottheiten und Halbgötter, wie die Plastik sie gebildet hat, mit ihrem Ebenmaß der Gestalt, ihrer hohen Stirn und ihren regelmäßigen Zügen, stellen die Vollkommenheit physischer Schönheit dar. Die Helden, von denen die Geschichte erzählt, Alexander oder Cäsar oder Scipio oder

Saladin, sind die Vertreter jener Hochherzigkeit oder Selbstbeherrschung, in denen die Größe der menschlichen Natur besteht. Das Christentum hat auch seine Helden, und zwar im überirdischen Reich, und wir nennen sie Heilige. Dem bildenden Künstler steht Schönheit der Gesichtszüge und der Gestalt vor Augen, dem Dichter Schönheit der Seele, dem Prediger die Schönheit der Gnade: Auch der Intellekt also, ich wiederhole es, hat seine Schönheit, und es gibt solche, die danach streben. Den Geist aufschließen, vervollkommen, verfeinern, ihn instandsetzen zu erkennen und sein Wissen zu verarbeiten, zu beherrschen, zu regeln und zu benützen, ihm Macht verleihen über seine eigenen Fähigkeiten, Emsigkeit, Biagsamkeit, Methode, kritische Genauigkeit, Scharfsinn, Hilfsquellen, Gewandtheit, beredten Ausdruck, das ist ein so verständliches Ziel (denn hier fragen wir nicht, was das Ziel der freien Erziehung wert ist, sondern was es in sich selbst ist), ich sage, ein so verständliches Ziel wie die Pflege der Tugend, während es doch zugleich durchaus davon unterschieden ist.

10.

Das ist freilich ein zeitliches Ziel und ein vergänglicher Besitz; doch das sind auch andere Dinge in sich, von denen wir viel hermachen und nach denen wir streben. Der Moralist wird uns sagen, daß der Mensch nach allen seinen Funktionen nur eine Blume ist, die blüht und verwelkt, so weit nicht ein höheres Prinzip seinen Hauch über ihn ausgießt und ihn und was er ist, unsterblich macht. Leib und Seele werden in eine ewige Seinsweise übergeführt durch die Geschenke der göttlichen Freigebigkeit; aber zunächst verfallen sie nur in einer gefallenen Welt, und wenn die Kräfte des Geistes dahinschwanden, sind die Kräfte des Körpers vor ihnen dahingeschwunden, und wie ein Hospital oder ein Armenhaus, obwohl ihr Ziel vergänglich ist, durch den Dienst der Religion geheiligt werden kann, so kann es gewiß auch die Universität, selbst wenn sie nichts mehr wäre, als ich sie bisher beschrieben habe. Wir gelangen zum Himmel, indem wir diese Welt gut gebrauchen, obwohl sie vergehen soll; wir vervollkommen unsere Natur, nicht indem wir sie zugrunderichten, sondern indem wir ihr hinzufügen, was mehr als Natur ist, und sie auf Ziele hinlenken, die höher sind als ihre eignen.

VI. VORTRAG DAS WISSEN IN SEINER BEZIEHUNG ZUR GELEHRSAMKEIT

1.

Es wäre schön, wenn die englische Sprache wie die griechische ein bestimmtes Wort besäße, um die Tüchtigkeit oder Vollkommenheit des Intellekts schlicht und allgemein auszudrücken, so wie »Gesundheit« für den tierischen Körper gebraucht wird und »Tugend« für unsere moralische Natur. Es gelingt mir nicht, einen solchen Ausdruck zu finden; Talent, Fähigkeit, Genie gehören deutlich zu dem Rohmaterial, das als Stoff dient, nicht zu jenem Vorzug, der das Ergebnis der Ausbildung und Übung ist. Freilich, wenn wir uns den besondern Arten intellektueller Vollkommenheit zuwenden, dann stellen sich gleich Worte für unsern Zweck ein, wie z. B. Urteil, Geschmack und Gewandtheit; aber auch diese gehören größtenteils den Vermögen oder Fähigkeiten zu, die für die Praxis oder für die Kunst von Bedeutung sind, und nicht einer vollkommenen Verfassung des Intellekts, in sich selbst betrachtet. Weisheit wiederum ist sicherlich ein Wort, das mehr in sich faßt als irgendein anderes, aber

es hat eine unmittelbare Beziehung zum Verhalten und zum menschlichen Leben. Wissen allerdings und Wissenschaft drücken rein intellektuelle Ideen aus, aber doch nicht einen Zustand oder eine Beschaffenheit des Intellekts; denn Wissen im gewöhnlichen Sinn ist nur einer der für ihn wichtigen Umstände, es bezeichnet einen Besitz oder eine Fähigkeit; und Wissenschaft ist für den Gegenstand des Intellekts mit Beschlagnahme belegt worden, statt daß es im Englischen, wie es sollte, dem Intellekt selbst zugehörte. Die Folge ist, daß bei einer Gelegenheit wie dieser viele Worte nötig sind, um zunächst herauszuarbeiten und zu vermitteln, was gewiß an sich keine schwierige Idee ist – die der Bildung des Intellekts als Zweck; um sodann zu empfehlen, was sicherlich kein unvernünftiges Ziel ist; und um schließlich die besondere Vollkommenheit, in der dieses Ziel besteht, zu beschreiben und von der Seele realisieren zu lassen. Jedermann weiß aus Erfahrung, woraus die Gesundheit oder die Tugend besteht; und jedermann erkennt Gesundheit und Tugend als erstrebenswerte Ziele an; anders steht es mit intellektueller Vortrefflichkeit, und das muß mich entschuldigen, wenn es manchem so scheint, als verwendete ich doch reichlich viel Mühe auf eine vorbereitende Ausführung.

In Ermangelung eines anerkannten Ausdrucks habe ich die Vollkommenheit oder Tugend des Intellekts mit dem Namen Philosophie oder philosophisches Wissen, Erweiterung des Geistes oder Erleuchtung bezeichnet – Ausdrücke, die von den Tagesschriftstellern nicht selten dafür verwendet werden; doch mit welchem Namen man es auch belegen mag, es ist, glaube ich, nach historischer Überlieferung die Aufgabe der Universität, diese Bildung des Intellekts zu ihrem unmittelbaren Ziel zu machen oder sich mit der intellektuellen Erziehung zu beschäftigen – gerade so wie die Arbeit eines Hospitals in der Heilung der Kranken oder Verwundeten besteht, die einer Reit- oder Fechtschule oder eines Gymnasiums in der Übung der Glieder, die eines Armenhauses in der Unterstützung und Tröstung der Armen, eines Waisenhauses im Beschützen der Unschuld, eines Besserungshauses in der Hebung der Gefallenen. Ich sage, die Universität hat ihrer puren Idee nach, und ehe wir sie als Werkzeug der Kirche betrachten, ihr Ziel und ihre Mission; sie hat weder moralische Einwirkung noch technische Erzeugnisse im Auge; sie behauptet, den Geist weder für Kunstfertigkeit noch für Pflichterfüllung zu schulen; ihre Aufgabe ist die intellektuelle Bildung; damit kann sie ihre Schüler entlassen, und sie hat ihre Arbeit getan, wenn sie soviel geleistet hat. Sie erzieht den Intellekt dazu, in allen Sachen vernünftig zu denken, sich nach der Wahrheit auszustrecken und sie zu erreichen.

2.

Dies, sagte ich in meinem vorhergehenden Vortrag, sei das Ziel der Universität, wenn man sie für sich betrachtet, unabhängig von der katholischen Kirche oder vom Staat oder irgendeiner Macht, die sich ihrer bedienen kann; und ich erläuterte das auf die verschiedenste Weise. Ich sagte, der Intellekt müsse seine ihm eigene Vortrefflichkeit haben, denn es gebe nichts, was nicht sein spezifisches Gutes habe; das Wort »erziehen« würde nicht für die Bildung des Intellekts gebraucht werden, wie es tatsächlich gebraucht wird, wenn der Intellekt nicht ein eigenes Ziel hätte; hätte er kein solches Ziel, so hätte es keinen Sinn, gewisse intellektuelle Übungen »frei« zu nennen, im Gegensatz zu »nützlich«, wie man gemeinhin tut; der bloße Begriff der philosophischen Veranlagung schließe es in sich, denn er wiese uns

zurück auf *Forschung und System als Selbstzwecke, die von Wirkungen und Leistungen jeder Art verschieden sind; ein philosophisches Schema des Wissens oder ein System der Wissenschaften könne der Natur der Sache nach nicht auf eine bestimmte Kunstfertigkeit oder Bestrebung als sein Ziel hinauslaufen; und andererseits wären die Entdeckung und Betrachtung der Wahrheit, zu denen die systematische Forschung führe, sicherlich hinreichende Zwecke, auch wenn nichts darüberhinaus hinzukäme, und sie seien immer von der Menschheit als hinreichend angesehen worden.*

Hier nehme ich also das Thema auf; und nachdem ich festgestellt habe, daß die Bildung des Intellekts in sich ein bestimmtes und hinreichendes Ziel ist und daß sie, soweit Worte reichen, eine Erweiterung oder Erleuchtung ist, gehe ich zu der Frage über, worin diese geistige Weite oder Macht, dies Licht oder diese Philosophie besteht. Ein Hospital heilt ein gebrochenes Glied oder kuriert ein Fieber: Was bewirkt eine Einrichtung, welche die Gesundheit nicht des Körpers, nicht der Seele, sondern des Intellekts verheißt? Worin besteht dieses Gut, das in früheren Zeiten wie in unserer eigenen die katholische Kirche der Beachtung, der Verwendung wertgehalten hat?

Ich habe also in den folgenden Vorträgen jene Eigenschaften und Besonderheiten des Intellekts zu untersuchen, auf die seine Bildung hinausläuft oder vielmehr in denen sie besteht; und in der Absicht, mir selbst bei diesem Unternehmen zu Hilfe zu kommen, werde ich auf gewisse Fragen zurückgreifen, die bereits berührt worden sind. Es sind dies drei Fragen: nämlich die Beziehung der intellektuellen Bildung erstens zum bloßen Wissen, zweitens zum beruflichen Wissen und drittens zum religiösen Wissen. Mit andern Worten: Sind Erwerbungen und Errungenschaften das Ziel der Universitäts-Erziehung? Oder Erfahrung in besonderen Künsten und Bestrebungen? Oder moralische und religiöse Vortrefflichkeit? Oder etwas außer diesen dreien? Diese Fragen werde ich im Hinblick auf den erwähnten Zweck nacheinander prüfen; und ich hoffe, man wird es entschuldigen, wenn ich bei diesem heiklen Unternehmen manches wiederholen sollte, was ich in diesen Vorträgen oder anderswo schon einmal zu Papier gebracht habe. Und nun zuerst vom bloßen Wissen oder der Gelehrsamkeit und seinem Zusammenhang mit der intellektuellen Erleuchtung oder der Philosophie.

3.

Ich glaube, der erste Eindruck, den das große Publikum von einer Universität, als Erziehungsstätte betrachtet, gewinnen würde, ist nicht mehr und nicht weniger als ein Ort, wo man eine Menge Wissen über eine Menge von Gegenständen gewinnen könne. Das Gedächtnis ist eine der zuerst entwickelten seelischen Fähigkeiten; die Beschäftigung eines Knaben, wenn er zur Schule geht, besteht darin zu lernen, d. h. Dinge in seinem Gedächtnis aufzuspeichern. Einige Jahre hindurch ist sein Intellekt nicht viel mehr als ein Werkzeug, um Tatsachen in sich aufzunehmen, oder ein Vorratsraum, um sie aufzuspeichern: Er heißt sie willkommen, sobald sie zu ihm kommen; er lebt von dem, was draußen ist; er läßt seine Augen stets umherschweifen; er hat eine lebhaft empfindliche Empfänglichkeit für Eindrücke; er saugt Belehrungen aller Art ein; und wenig macht er sich zu eigen im wahren Sinne des Wortes, sondern lebt vielmehr von seinen Nachbarn rings um ihn her. Er hat Meinungen, religiöse, politische

und literarische, und für einen Knaben steht er sehr fest darin und ist ihrer sicher; aber er übernimmt sie von seinen Schulgefährten, seinen Lehrern, seinen Eltern, wie es gerade kommt. So wie er in seinen andern Beziehungen ist, so ist er auch bei seinen Schulübungen; sein Geist ist wachsam, scharf, bereit, treu bewahrend; er ist so gut wie passiv bei der Erwerbung des Wissens. Ich sage dies keineswegs, um die Idee eines geweckten Knaben herabzusetzen. Geographie, Chronologie, Geschichte, Sprachen, Naturgeschichte, den Gegenstand dieser Studien häuft er als Schätze für künftige Tage auf. Es sind die sieben fetten Jahre für ihn. Er sammelt händeweise ein, wie die Ägypter, ohne zu zählen; und obwohl er mit der Zeit in den Elementen der Mathematik eine Übung des Schlußvermögens bekommt, und in den Dichtern und Rednern eine Übung des Geschmacks, so nimmt er doch, solange er in der Schule ist oder doch wenigstens bis zu den allerletzten Jahren dieser Zeit, nur auf und tut wenig mehr; und wenn er fortgeht zur Universität, ist er hauptsächlich das Geschöpf äußerer Einflüsse und Umstände, gebildet durch Zufälle, gleichartige oder nicht, wie es gerade kommt. Zudem stärken und befördern die moralischen Eigenschaften, die den Ruhm eines Knaben bilden, dieses Ergebnis; nämlich Fleiß, Beharrlichkeit, Regelmäßigkeit, Schnelligkeit, ausdauernde Tätigkeit; denn dies sind die unmittelbaren Bedingungen des Erwerbens und führen natürlicherweise dazu. Was man erworben hat, kann man wiederum mit Nachdruck vorbringen, und das im Augenblick; es ist etwas zum Vorzeigen für den Lehrer wie für den Schüler. Eine Zuhörerschaft kann, auch wenn sie selbst nichts über Gegenstände der Prüfung weiß, doch erfassen, wann Fragen beantwortet werden und wann nicht. Das ist ein Grund mehr, warum geistige Bildung in den Köpfen der Menschen mit der Erwerbung von Wissen gleichgesetzt wird.

Derselbe Begriff hält den Geist der Menge gefangen, wenn sie vom Gedanken der Schule zu dem der Universität übergeht: und mit dem besten Grunde, sofern es nämlich keine wahre Bildung ohne geistiges Aufnehmen gibt und sofern Philosophie Wissen voraussetzt. Es erfordert eine große Belesenheit oder umfangreiche Kenntnisse, wenn wir dahin kommen sollen, uns eine Meinung über irgendeine ernsthafte Frage zu bilden; und ohne solche Gelehrsamkeit kann der originellste Geist wohl blenden, amüsieren, widerlegen, in Verwirrung bringen, aber nicht zu irgendeinem nützlichen Ergebnis oder glaubwürdigen Schluß gelangen. Es gibt freilich Menschen, die sich zu einer andern Ansicht über diese Frage bekennen und sogar danach handeln. Alle paar Schritt werden Sie einem Menschen von starkem oder fruchtbarem Geist begegnen, der sich auf seine eignen Hilfsquellen verläßt und alle früheren Autoren verachtet und der Welt mit der größten Sorglosigkeit seine Ansichten über Religion oder Geschichte oder irgendein anderes populäres Thema zum Besten gibt. Und seine Werke mögen für eine Weile im Handel sein; er mag sich zu seiner Zeit einen Namen machen; doch das wird alles sein. Seine Leser werden auf die Länge sicherlich herausfinden, daß seine Lehren bloße Theorien sind und nicht der Ausdruck von Tatsachen, daß sie Häckerling statt Brot sind, und dann schwindet seine Popularität so plötzlich, wie sie entstanden ist.

Wissen ist also die unerläßliche Bedingung für eine Ausweitung des Geistes und das Werkzeug, um dahin zu gelangen; das läßt sich nicht leugnen, man muß immer darauf bestehen: Ich beginne damit

als mit einem ersten Prinzip; indessen, gerade seine Wahrheit treibt die Menschen zu weit und bestärkt sie in der Vorstellung, daß darin schon die ganze Sache besteht. Unter einem engen Geist versteht man den, der wenig Wissen besitzt; und unter einem reichen den, der eine große Menge umfaßt; und was die Sache scheinbar über jeden Zweifel erhaben macht, ist das Faktum, daß an der Universität, ihrem eigenen Beruf entsprechend, so sehr viele Studien betrieben werden. Vorlesungen werden gehalten über Gegenstände jeglicher Art, Prüfungen werden abgehalten, Preise zuerkannt. Es gibt Professoren der Moral, Metaphysik und Physik; Professoren für Sprachen, für Geschichte, für Mathematik, für Experimentalwissenschaft. Verzeichnisse von Problemen werden veröffentlicht, wunderbar auch ihre Ordnung und Tiefe, Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit; Abhandlungen werden geschrieben, denen ausgebreitete Belesenheit oder vielfache Kenntnisse schon auf dem Gesicht geschrieben stehen; was fehlt also einem Menschen von umfassender Belesenheit und wissenschaftlichen Errungenschaften noch an geistiger Bildung? Was ist geistiges Erfassen anders als Erwerben? Wo anders kann man philosophische Ruhe finden als im Bewußtsein und im Genuß großer intellektueller Besitztümer?

Und doch ist diese Vorstellung meiner Auffassung nach verkehrt, und meine gegenwärtige Aufgabe ist es, das zu zeigen und zugleich, daß das Ziel der Freien Erziehung nicht bloßes Wissen oder Wissen als Stoff betrachtet ist; und ich werde am besten zum Ziel gelangen, wenn ich gegenwärtig einige Fälle vorführe, die man allgemein als Beispiele für den Vorgang der Erleuchtung oder Ausweitung des Geistes anerkennen wird, und andere, die es nicht sind, und so werden Sie durch den Vergleich selbst fähig sein zu beurteilen, meine Herren, ob Wissen, d. h. erworbene Kenntnisse, nach alledem das wahre Prinzip der Ausweitung ist oder ob dies Prinzip nicht vielmehr etwas darüber hinaus ist.

4.

Lassen Sie z. B. einen Menschen, dessen Erfahrung bisher auf die ruhigere und anspruchslosere Szenerie dieser Inseln beschränkt war, entweder hier oder in England zum erstenmal in eine Gegend kommen, wo die Natur ihre wilderen und schrecklicheren Formen anlegt, daheim oder draußen, etwa in gebirgige Bezirke; oder lassen Sie jemanden, der immer in einem ruhigen Dorf gelebt hat, zum erstenmal in eine große Hauptstadt kommen – dann wird er, so vermute ich, einen Eindruck empfangen, wie er ihn vielleicht niemals vorher hatte. Er hat ein Gefühl, das nicht zu früheren Gefühlen hinzukommt oder sie verstärkt, sondern von etwas von Grund auf Verschiedenem: Er wird vielleicht fortgerissen und findet für einige Zeit, daß er die Orientierung verloren hat. Er hat einen bestimmten Fortschritt gemacht und hat das Bewußtsein einer geistigen Ausweitung; er steht nicht, wo er stand, er hat einen neuen Mittelpunkt und eine Ordnung der Gedanken, wie er sie vorher nicht kannte.

Ferner, der Anblick des Himmels, den das Fernrohr uns eröffnet, wenn der Geist sich davon erfüllen und gefangennehmen läßt, kann ihn fast durcheinanderwirbeln und schwindligmachen. Er führt eine Flut von Ideen zu und wird mit Recht eine geistige Ausweitung genannt, was man auch mit dem Ausdruck meint.

Und wiederum, der Anblick der Raubtiere und anderer fremdartiger Lebewesen, die Sonderbarkeit, die Originalität (wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf) ihrer Formen und Bewegungen und Gewohnheiten und ihre Mannigfaltigkeit und Unabhängigkeit voneinander versetzen uns aus uns selbst in eine andere Schöpfung und gleichsam unter einen andern Schöpfer, wenn ich die Versuchung, die über uns kommen mag, in diese Worte fassen darf. Wir scheinen neue Fähigkeiten zu haben oder eine neue Übung unserer Fähigkeiten durch diese Bereicherung unseres Wissens – wie ein Gefangener, der lange gewöhnt war, Handschellen oder Fesseln zu tragen, und plötzlich Arme und Beine frei findet.

Darum erhebt und erregt die Naturwissenschaft allgemein in allen ihren Verzweigungen, da sie uns überschwengliche Reichtümer und Hilfsquellen und dabei den gesetzmäßigen Gang des Weltalls vor Augen führt, den Studenten und nimmt ihm zuerst, so möchte ich sagen, fast den Atem, während sie zugleich einen beruhigenden Einfluß auf ihn ausübt.

Wiederum heißt es, das Studium der Geschichte erweitere und erleuchte den Geist, und warum? Weil sie ihm meiner Auffassung nach die Fähigkeit verleiht, über die Ereignisse, die ihm begegnen, und über alle Ereignisse zu urteilen, und eine bewußte Überlegenheit darüber, die er vorher nicht besaß.

Und in gleicher Weise, was man die Welt sehen nennt, ins tätige Leben eintreten, in Gesellschaft gehen, reisen, mit den verschiedenen Klassen des Gemeinwesens bekannt werden, mit den Grundsätzen und der Denkart verschiedener Parteien, Interessen und Rassen in Berührung kommen, mit ihren Anschauungen, Zielen, Gewohnheiten und Sitten, ihrem religiösen Glauben und ihren Kultusformen – die Erfahrung machen, wie verschieden und wie gleich doch die Menschen sind, wie niedrig gesinnt, wie schlecht, wie entgegengesetzt und doch wie voller Vertrauen auf ihre Ansichten: All das übt einen merklichen Einfluß auf den Geist aus, den man unmöglich verkennen kann, mag er gut oder schlecht sein, und den man gemeinhin Erweiterung nennt.

Und wiederum, wenn der Geist das erstmal den Argumenten und Spekulationen der Ungläubigen begegnet und fühlt, welches neue Licht sie auf das werfen, was er bisher für geheiligt hielt; und noch mehr, wenn er auf sie eingeht und sie annimmt und alles als Vorurteil abwirft, was er bisher gehalten hat und, wie aus einem Traum erwachend, es mit der Einbildungskraft zu vollziehen beginnt, daß es jetzt nichts dergleichen gibt wie Gesetz und Übertretung des Gesetzes, daß Sünde ein Phantom ist und Strafe ein Kinderschreck, daß er frei ist von Sünde, frei, die Welt und das Fleisch zu genießen; und noch weiter, wenn er sie tatsächlich genießt und bedenkt, daß er denken und halten kann, was er nur will, daß »die Welt ganz vor ihm liegt und er nur daraus zu wählen braucht« und welches System er als seine Privatüberzeugung aufbauen soll; wenn dieser Strom hartnäckiger Gedanken über ihn hereinbricht und ihn überströmt, wer wird leugnen, daß die Frucht vom Baum des Wissens, oder was der Geist für Wissen hält, ihn zu einem Gott gemacht hat, mit einem Sinn für Ausweitung und Erhöhung – ein Rausch in Wahrheit, doch dem subjektiven Zustand des Geistes nach eine Erleuchtung? Daher der Fanatismus der Individuen und Nationen, die plötzlich ihren Schöpfer

abwerfen. Ihre Augen sind geöffnet, und wie der geistig geschlagene König in der Tragödie sehen sie zwei Sonnen und eine Zauberwelt, aus der sie auf ihren früheren Zustand des Glaubens und der Unschuld mit einer Art Verachtung und Entrüstung zurücksehen, als ob sie damals Narren und Opfer des Betrugs gewesen wären.

Andererseits hat die Religion eine ihr eigene Bereicherung, und eine Bereicherung nicht des Aufruhrs, sondern des Friedens. Es wird oft von ungebildeten Menschen bemerkt, die bisher wenig über die unsichtbare Welt nachgedacht haben, wenn sie sich zu Gott hinwenden, in sich blicken, ihre Herzen ordnen, ihren Wandel bessern und über Tod und Gericht, Himmel und Hölle nachdenken, sei es ihnen, als würden sie dem Verstand nach andere Wesen als vorher. Vorher nahmen sie die Dinge, wie sie gerade kamen, und dachten nicht mehr an eins als ans andere. Doch nun hat jedes Ereignis eine Bedeutung; sie haben eine eigene Schätzung für alles, was ihnen begegnet; sie denken an Zeiten und Jahreszeiten und vergleichen die Gegenwart mit der Vergangenheit; und die Welt ist nicht mehr düster, eintönig und unfruchtbar und hoffnungslos, sondern ein abwechslungsreiches, vielverschlungenes Drama mit Rollen und einem Ziel und einer geheimnisvollen Moral.

5.

Aus diesen Beispielen, zu denen noch viele andere hinzugefügt werden könnten, geht klar hervor, erstens daß die Mitteilung des Wissens eine Bedingung oder das Mittel einer Art von Bereicherung oder Erleuchtung ist, von der heute in gewissen Kreisen soviel die Rede ist, das läßt sich nicht leugnen; aber daneben ist es ebenso klar, daß in solcher Mitteilung nicht der ganze Vorgang besteht. Die Bereicherung bedeutet nicht nur, daß der Geist eine Anzahl bisher unbekannter Ideen in sich aufnimmt, sondern daß er kraftvoll und unmittelbar auf jene Ideen wirkt, die auf ihn einstürmen, und in ihnen tätig ist. Es ist die Tätigkeit einer Gestaltungskraft, die in den Stoff, den wir aufnehmen, Ordnung und Sinn bringt; sie macht die Gegenstände unseres Wissens uns subjektiv zu eigen oder, um einen familiären Ausdruck zu brauchen, sie besteht in der Verdauung dessen, was wir aufnehmen, wodurch sie dem Stoff unseres früheren Gedankenzustandes einverleibt wird; und ohne das kommt keine Bereicherung zustande. Es gibt keine Bereicherung, wenn die Ideen nicht, wie sie vor den Geist kommen, miteinander verglichen und in ein System gebracht werden. Wir merken, wie unser Geist wächst und sich ausdehnt dann, wenn wir nicht nur lernen, sondern das, was wir lernen, mit dem, was wir bereits wissen, in Verbindung bringen. Nicht in dem bloßen Vermehren unseres Wissens besteht die Erleuchtung, sondern im Fortschreiten, in der Vorwärtsbewegung jenes geistigen Zentrums, nach dem das, was wir wissen, wie das, was wir lernen, die wachsende Masse unserer erworbenen Erkenntnisse gravitiert. Und darum ist ein wahrhaft großer Intellekt, den auch die allgemeine Ansicht der Menschheit als solchen anerkennt, der Intellekt eines Aristoteles, eines hl. Thomas, Newton oder Goethe (ich nehme absichtlich Beispiele innerhalb und außerhalb der katholischen Welt, wenn ich vom Intellekt als solchen spreche), so geartet, daß er eine zusammenhängende Anschauung aus Altem und Neuem, Vergangenem und Gegenwärtigem, Fernem und Nahem besitzt und Einblick hat in den Einfluß, den sie alle aufeinander üben; ohne das gibt es kein Ganzes und keinen Mittelpunkt. Er

besitzt nicht nur ein Wissen von Dingen, sondern auch von ihren gegenseitigen wahren Beziehungen – ein Wissen, das nicht bloß als erworbene Kenntnis, sondern als Philosophie anzusehen ist.

Demgemäß erfährt der Geist, wo dieses analytische, harmonisch ordnende Verfahren fehlt, keine Bereicherung und wird nicht für erleuchtet oder umfassend gehalten, wie sehr er sein Wissen auch vermehren mag. Ein gutes Gedächtnis z. B. macht, wie ich schon sagte, nicht den Philosophen aus, so wenig man ein Wörterbuch eine Grammatik nennen kann. Es gibt Leute, die eine große Menge von Ideen mit ihrem Geist umfassen, aber für ihre realen Beziehungen zueinander wenig Sinn haben. Sie mögen Archäologen, Annalenschreiber, Naturforscher sein; sie mögen gesetzeskundig sein, mögen in Statistik bewandert sein; sie sind höchst nützlich an ihrem Platz; ich würde mich scheuen, respektlos von ihnen zu sprechen; doch solche erworbenen Kenntnisse enthalten noch keine Versicherung gegen geistige Beschränktheit. Wenn sie nichts weiter sind als wohlbelesene, gutunterrichtete Leute, so besitzen sie noch nicht das, was speziell den Namen geistige Bildung verdient oder den Typus der Freien Erziehung verwirklicht.

Ebenso begegnen wir bisweilen Menschen, die viel von der Welt gesehen haben und von den Leuten, die zu ihrer Zeit eine angesehene Rolle darin spielten, aber sie können nicht verallgemeinern und haben keine Beobachtungsgabe im wahren Sinne des Wortes. Sie sind reich an merkwürdigen und unterhaltenden Einzelkenntnissen über Menschen und Dinge; und da sie nicht unter dem Einfluß von ganz klaren und festen politischen oder religiösen Prinzipien gelebt hatten, sprechen sie von jedermann und jedem Ding als von lauter Erscheinungen, die in sich abgeschlossen sind und zu nichts führen, sie erörtern sie nicht, lehren keinerlei Wahrheit, unterrichten den Hörer nicht, sondern plaudern bloß. Niemand würde sagen, daß diese Menschen, so gut sie unterrichtet sein mögen, zu großer Bildung des Intellekts oder zur Philosophie gelangt wären.

Der Fall liegt ebenso, nur noch schlagender, wenn die fraglichen Menschen zweifellos Leute von geringen Fähigkeiten und mangelnder Erziehung sind. Vielleicht sind sie viel in fremden Ländern gewesen und sie nehmen in einer ganz passiven, müßigen, unfruchtbaren Weise die mannigfachen Tatsachen auf, die dort auf sie eindringen. Seeleute z. B. durchstreifen die Welt von einem Ende zum andern; aber die Menge äußerer Dinge, denen sie begegneten, bildet kein symmetrisches und beharrliches Bild in ihrer Einbildungskraft; sie sehen den Teppich des menschlichen Lebens wie von der linken Seite, und er erzählt ihnen keine Geschichte. Sie schlafen und sie stehen auf und finden sich bald in Europa, bald in Asien; sie sehen Visionen von großen Städten und wilden Gegenden; sie sind auf den Handelsmärkten oder zwischen den Inseln des Südens; sie starren die Säule des Pompeius an oder die Anden, und nichts, was ihnen begegnet, bringt sie vorwärts oder zurück auf eine Idee, die über sie hinausliegt. Nichts hat eine innere Richtung oder eine Beziehung, nichts eine Geschichte oder eine Verheißung. Jedes Ding steht für sich und kommt und geht, wenn es an die Reihe kommt, wie die wechselnden Szenen eines Schauspiels, die den Zuschauer so lassen, wie er vorher war. Vielleicht sind Sie bei einer besondern Gelegenheit in der Nähe eines solchen Menschen und erwarten, daß ihn etwas, was geschieht, in Schrecken oder Verwirrung setzen wird; doch eins gilt ihm soviel wie das andere, oder

wenn er in Verwirrung gerät, so ist es, weil er nicht weiß, was er sagen soll, ob es angebracht wäre zu bewundern oder sich lustigzumachen oder zu mißbilligen, während er sich doch bewußt ist, daß man irgendeine Meinungsäußerung von ihm erwartet; denn tatsächlich hat er überhaupt keine Richtschnur für sein Urteil und keine Marksteine, die ihn zu einem Schluß führen könnten. So sieht bloßes Aufnehmen aus, und ich wiederhole, niemandem wird es im Traum einfallen, es Philosophie zu nennen.

6.

Fälle wie diese bestätigen durch den Gegensatz den Schluß, den ich bereits aus den vorangehenden gezogen habe. Das allein ist wahre Bereicherung des Geistes, die in der Fähigkeit besteht, viele Dinge zugleich als ein Ganzes anzuschauen, sie gesondert mit Rücksicht auf ihre richtige Stelle im allumfassenden System zu betrachten, ihren jeweiligen Wert zu begreifen und ihre wechselseitige Abhängigkeit zu bestimmen. So ist die Form des allumfassenden Wissens, von dem ich bei einer früheren Gelegenheit gesprochen habe, das dem individuellen Intellekt eingepflanzt wird und seine Vollkommenheit begründet. Im Besitz dieser wahrhaften Erleuchtung betrachtet

der Geist keinen Teil von dem ausgebreiteten Stoff des Wissens, ohne zu bedenken, daß es nur ein Teil ist, oder ohne die Assoziationen, die aus diesem Gedanken entspringen. Für ihn führt jedes Ding in gewisser Weise zu jedem andern Ding; er teilt das Bild des Ganzen jedem einzelnen Teil mit, bis jenes Ganze in seiner Einbildungskraft wie ein Geist wird, der überallhin dringt und seine aufbauenden Teile durchtränkt und ihnen eine bestimmte Bedeutung verleiht. Gerade wie die Erwähnung unserer körperlichen Organe ihre Funktion im Körper ins Gedächtnis ruft, wie das Wort »Schöpfung« den Gedanken an den Schöpfer nahelegt und »Untertanen« den an einen Herrscher, so werden im Geist eines Philosophen, wie wir ihn uns allgemein denken, die Elemente der physischen und moralischen Welt, Wissenschaften, Künste, Bestrebungen, Würden, Ämter, Ereignisse, Persönlichkeiten, alle als Eines betrachtet, als mit wechselseitigen Funktionen ausgestattet und als allmählich in einander folgenden Kombinationen, jedes und alle, dem wahren Mittelpunkt zustrebend. Auch nur einen Teil dieser erleuchtenden Vernunft und wahren Philosophie zu besitzen ist der höchste Stand, zu dem die Natur, auf dem Wege des Intellekts, emporstreben kann; es macht die Seele über die Einflüsse des Zufalls und der Notwendigkeit, über Ängstlichkeit, Hangen und Bangen, Ruhelosigkeit und Aberglauben erhaben, die das Los der Menge sind. Leute, deren Geist von einem einzigen Objekt gefangengehalten wird, bilden sich eine übertriebene Auffassung von seiner Wichtigkeit, verfolgen es mit fieberhaftem Eifer, machen es zum Maßstab von Dingen, die durchaus nichts damit zu tun haben, und geraten in Bestürzung und Verzweiflung, wenn es sie dann im Stich läßt. Sie sind immer in Unruhe oder in Begeisterung. Diejenigen andererseits, die gar kein Objekt oder Prinzip haben, woran sie sich halten können, verlieren bei jedem Schritt, den sie gehen, den Weg. Sie kommen aus dem Geleise und wissen bei jeder neuen Lage der Dinge nicht, was sie sagen oder denken sollen; sie haben keine Anschauung über Personen, Vorfälle, Tatsachen, die ihnen plötzlich begegnen, und klammern sich an die Meinung anderer aus Mangel an inneren Hilfsquellen. Aber der Intellekt, der bis zur

Vollendung seiner Kräfte geschult worden ist, der Kenntnisse gewinnt und denkt, während er Kenntnisse gewinnt, der gelernt hat, die dichte Masse von Tatsachen und Ereignissen durch die elastische Kraft der Vernunft aufzulockern, solch ein Intellekt kann nicht parteiisch, kann nicht einseitig, kann nicht ungestüm, kann nicht in Verlegenheit sein, er kann nicht anders als geduldig, gesammelt und voll erhabener Ruhe sein, weil er in jedem Beginnen das Ende voraussieht, in jedem Ende den Ursprung, das Gesetz in jeder Durchbrechung, die Grenze in jeder Verzögerung; weil er immer weiß, wo er steht und wie sein Pfad von einem Punkt zum andern festliegt. Er ist der τετραγωνος des Peripatetikers und besitzt das »nil admirari« des Stoikers:

*Felix qui potuit rerum cognoscere causas,
Atque metus omnes, et inexorabile fatum
Subiecit pedibus, strepitumque Acherontis avari.*

Es gibt Menschen, die, sobald sie in Schwierigkeiten geraten, im Augenblick weitschauende Ideen und blendende Projekte hervorsprudeln; die unter dem Einfluß der Erregung, fast wie vermöge einer Inspiration, ein Licht auf einen Gegenstand oder den Verlauf einer Handlung werfen können, die ihnen begegnen; die eine plötzliche Geistesgegenwart haben, die jedem Vorfall gewachsen ist und mit der Gelegenheit wächst, und eine unerschrockene, großherzige Haltung und eine Tatkraft und Kühnheit, die durch Widerstand nur gesteigert wird. Das ist Genie, das ist Heroismus; es ist der Beweis einer Naturgabe, die keine Bildung lehren kann, auf welche keine Einrichtung abzielen kann; hier dagegen haben wir es nicht mit der bloßen Natur, sondern mit Schulung und Unterricht zu tun. Jene Vollkommenheit des Intellekts, die das Ergebnis der Erziehung ist und ihr beau idéal, die den Individuen nach dem Maß, das ihnen zukommt, mitgeteilt werden soll, ist die klare, ruhige, genaue Anschauung und Zusammenfassung aller Dinge, soweit der endliche Geist sie zu umfassen vermag, jedes an seinem Platz und mit seinen ihm eigenen Merkmalen. Sie ist fast prophetisch aufgrund ihrer Kenntnis der Geschichte, fast herzerforschend aufgrund ihrer Kenntnis der menschlichen Natur; sie hat fast überirdische Nächstenliebe aufgrund ihrer Freiheit von Kleinlichkeit und Vorurteil; sie hat fast die Ruhe des Glaubens, weil nichts sie in Bestürzung versetzen kann; sie hat fast die Schönheit und Harmonie des himmlischen Schauens, so vertraut ist sie mit der ewigen Ordnung der Dinge und der Sphärenmusik.

7.

Und wenn ich es nun für zugestanden annehmen darf, daß das wahre und angemessene Ziel der intellektuellen Erziehung und der Universität nicht Gelehrsamkeit oder erworbene Kenntnis ist, sondern Gedanken und Vernunft, die auf das Wissen Einfluß üben, oder was man Philosophie nennen mag, so werde ich in der Lage sein, die verschiedenen Irrtümer zu erklären, die sich gegenwärtig an die Frage der Universitätserziehung heften.

Ich sage also, wenn wir den Intellekt verbessern wollen, müssen wir zuallererst höhersteigen; wir können wirkliches Wissen nicht auf einer Ebene gewinnen; wir müssen verallgemeinern, wir müssen

auf eine Methode bringen, wir müssen uns an Grundsätze halten und unsere gewonnenen Kenntnisse mit ihrer Hilfe ordnen und gestalten. Es macht nichts aus, ob unser Wirkungsfeld weit oder begrenzt ist; in jedem Fall heißt es beherrschen: sich darüber erheben. Wer hat noch nicht die seelische Erregung und Ungeduld erlebt, die durch eine tiefe und reiche Landschaft erweckt werden, wenn man sie das erstemal besucht, eine Landschaft mit sich schlängelnden Wegen und hohen Hecken und grünen Abhängen und verworrenen Wäldern, wo alles einen freilich anlächelt, aber wie in einem Irrgarten? Dasselbe Gefühl überkommt uns in einer fremden Stadt, wenn wir keinen Straßenplan haben. Darum hört man von erfahrenen Reisenden, daß sie bei der ersten Ankunft in einem Ort einen hohen Hügel oder einen Kirchturm besteigen, um seine Umgebung in Augenschein zu nehmen. Ebenso muß man über seinem Wissen stehen, nicht darunter; sonst wird man davon erdrückt; und je mehr man davon hat, desto größer wird die Last sein. Die Gelehrsamkeit eines Salmasius oder Burman wird einem zum Tyrann werden, wenn man ihrer nicht Herr ist. »Imperat aut servit«; wenn man sie mit starkem Arm lenken kann, ist sie eine mächtige Waffe; sonst

Vis consilii expers

Mole ruit sua.

Man wird wie Tarpeia überwältigt durch das Gewicht des Reichtums, den man von tributpflichtigen Geschlechtern eingetrieben hat.

Beispiele stehen in Fülle zur Verfügung; es gibt Autoren, die ebenso geistlos sind wie unerschöpflich an literarischen Hilfsquellen. Sie messen das Wissen in Bausch und Bogen, wie es als rohe Masse, ohne geordneten Aufbau daliegt. Wieviele Kommentatoren der Klassiker gibt es, wieviele der Heiligen Schrift, von denen wir fortgehen mit Staunen über die Gelehrsamkeit, die an uns vorbeizog, und mit der stauenden Frage, warum sie vorüberzog! Wie viele Kirchengeschichtsschreiber gibt es, wie Mosheim oder Du Pin, die ihren Gegenstand in Einzelheiten zerbröckeln, sein Leben zerstören und uns durch ihr ängstliches Bedachtsein auf die Teile um das Ganze betrügen. Sodann die Predigten englischer Geistlicher im 17. Jahrhundert – wie oft sind sie bloße Sammelwerke von vermischem und aufdringlichem Wissenskram! Natürlich können auch Katholiken lesen, ohne zu denken, und für sie bleibt es ebenso wie für die Protestanten bestehen, daß solches Wissen den Namen nicht verdient, ein Wissen, das sie nicht durchgedacht und zu Ende gedacht haben. Solche Leser sind nur besessen von ihrem Wissen, nicht in seinem Besitz; ja, tatsächlich werden sie sogar oft von ihm fortgerissen, ohne selbst zu wollen. Bedenken Sie, das Gedächtnis kann tyrannisieren so gut wie die Phantasie. Unter geistiger Störung hat man, glaube ich, den Verlust der Kontrolle über die Abfolge der Gedanken verstanden. Der Geist, einmal in Bewegung gesetzt, ist fortan der Fähigkeit beraubt, selbst einzugreifen, und wird das Opfer eines Spiels der Assoziationen, wo ein Gedanke den andern hervorruft nach dem Typus von Ursache und Wirkung, wie durch einen mechanischen Prozeß oder eine physische Notwendigkeit.

Wer Männer mit wissenschaftlicher Geisteshaltung kennt, muß erkennen, daß bei denen, die ihr Gedächtnis überreizt haben, ein ähnliches Phänomen vorliegt. Bei solchen Menschen betätigt sich die Vernunft fast so schwach und kraftlos wie bei dem Verrückten; sind sie einmal richtig auf ein Thema losgelassen, so besitzen sie keinerlei Selbstkontrolle mehr; sie erleiden passiv die Folge von Antrieben, die sich aus der ursprünglichen erregenden Ursache entwickeln; sie werden von einer Idee zur andern fortgetrieben und gehen standhaft vorwärts und arbeiten sich an einer Gedankenreihe entlang trotz der weitesten Zugeständnisse des Hörers oder sie entfernen sich in endlosen Abschweifungen davon trotz seiner Einwendungen. Wenn nun sicherlich kein Mensch den Verrückten um seine glänzenden und originellen Einfälle beneiden wird, warum sollen wir die Bildung eines Intellekts preisen, der allerdings nicht die Beute unfruchtbarer Einbildungen, aber die unfruchtbarer Tatsachen ist, von dem, was zufällig von außen eindringt, wenn nicht von krankhaften Hirngespinnsten? Und wenn ich so spreche, leugne ich doch nicht, daß ein gutes und stets bereites Gedächtnis an sich ein wirklicher Schatz ist; ich setze einen mit Kenntnissen wohl ausgerüsteten Geist nicht herab, mag er auch sonst nichts sein, wenn er nur vernünftig ist, so wenig ich eine Buchhandlung verachten würde: Sie ist von großem Wert für andere, auch wenn sie es nicht für den Eigentümer ist. Ich verbanne auch nicht – beileibe nicht – die Besitzer tiefer und vielfältiger Gelehrsamkeit aus meiner idealen Universität; sie zieren sie in den Augen der Menschen; ich sage nur, sie stellen nicht den Typus von Ergebnissen dar, auf die sie abzielt; es sei kein großer Gewinn für den Intellekt, wenn das Gedächtnis auf Kosten von Fähigkeiten bereichert wird, die unbestreitbar höher sind.

8.

Freilich setze ich auch nicht voraus, daß – zum mindesten in unsern Tagen – eine große Gefahr der Über-Erziehung besteht; die Gefahr liegt in entgegengesetzter Richtung. Ich will Ihnen sagen, meine Herren, worin der praktische Irrtum der letzten zwanzig Jahre bestand – nicht darin, daß das Gedächtnis des Studenten mit einer Masse unverdauten Wissens überladen wurde, sondern daß ihm so viel aufgezwungen wurde, bis er alles abschüttelte. Es war der Mißgriff, daß man den Geist zerstreute und schwächte, indem man ihn sinnlos mit Stoffen überhäufte; daß man meinte, es sei nicht Oberflächlichkeit, über ein Dutzend Wissenszweige zu schwatzen, was es doch tatsächlich ist, sondern Reichtum, was es nicht ist; daß man der Ansicht war, die Bekanntschaft mit den gelehrten Namen von Dingen und Personen und der Besitz kluger Duodezbücher und das aufmerksame Hören auf wortgewandte Redner und die Mitgliedschaft bei wissenschaftlichen Institutionen und die Besichtigung von Experimenten bei einer Vorführung und der Exemplare eines Museums, das alles sei nicht Zerstreung des Geistes, sondern Fortschritt.

Alle Dinge sollen jetzt zugleich gelernt werden, nicht erst eins, dann das andere, nicht eins gut, sondern viele schlecht. Das Lernen soll ohne Anstrengung geschehen, ohne Aufmerksamkeit, ohne Plage, ohne Grundlage, ohne Fortschritt, ohne Abschluß. Es soll nichts Individuelles darin sein; und das ist, fürwahr, das Wunder des Zeitalters. Was die Dampfmaschine mit der Materie tut, soll die Druckerpresse mit dem Geist tun; er soll mechanisch wirken, und das Volk soll passiv, fast unbewußt

aufgeklärt werden durch die bloße Vermehrung und Verbreitung von Büchern. Sei es der Schuljunge oder das Schulmädchen oder der Student im Kolleg oder der Handwerker in der Stadt oder der Politiker im Senat, alle sind auf diese oder jene Weise das Opfer dieser verhängnisvollsten und verderblichsten aller Täuschungen gewesen. Weise Menschen haben vergeblich ihre Stimme erhoben; und zuletzt mußten sie, damit nicht ihre eigenen Einrichtungen durch die Tollheit der Stunde ausgestochen würden und ganz verschwänden, soweit sie es mit gutem Gewissen vermochten, einem Geist nachgeben, dem sie nicht widerstehen konnten, und zeitentsprechende Zugeständnisse machen, über die sie innerlich nur lächeln konnten.

Man darf nicht meinen, weil ich so spreche, ich hätte eine Art Furcht vor der Erziehung des Volkes: im Gegenteil, je mehr Erziehung sie haben, desto besser, wenn es nur wirkliche Erziehung ist. Ich bin auch kein Feind wohlfeiler Ausgaben von wissenschaftlichen und literarischen Werken, wie sie jetzt im Schwange sind: im Gegenteil, ich betrachte sie als einen großen Vorteil, Nutzen und Gewinn, d. h. für die, denen ihre Erziehung die Fähigkeit verliehen hat, sie zu benützen. Ferner glaube ich, daß solche unschuldigen Freuden, wie Wissenschaft und Literatur sie bieten können, eine sehr geeignete Beschäftigung für die Gedanken und die Mußzeit junger Leute abgeben und daß sie zum Mittel gemacht werden können, um sie von schlechtem Treiben und schlechter Gesellschaft fernzuhalten. Was außerdem die oberflächliche Bekanntschaft mit Chemie und Geologie und Astronomie und Nationalökonomie und moderner Geschichte und Biographie und anderen Zweigen des Wissens angeht, welche durch die periodische Literatur und gelegentliche Vorträge und wissenschaftliche Unternehmungen in der Öffentlichkeit verbreitet werden, so halte ich sie für eine angenehme Ergänzung und eine passende, ja, in unsern Tagen eine notwendige Ergänzung, wo es sich um gebildete Menschen handelt. Schließlich will ich auch die gründliche Aneignung irgendeines dieser Studien weder herabsetzen noch davon abraten oder bestreiten, daß solche gründliche Aneignung, soweit sie reicht, eine wirkliche Erziehung des Geistes darstellt.

Alles, was ich sage, ist: Nennt die Dinge mit ihrem richtigen Namen und vermischt nicht Ideen miteinander, die wesentlich verschieden sind. Ein gründliches Wissen in irgendeiner Wissenschaft und eine oberflächliche Bekanntschaft mit vielen sind nicht dasselbe; ein Geschwätz über hundert Dinge und ein Gedächtnis für Einzelheiten ist nicht eine philosophische oder umfassende Anschauung. Zerstreungen sind nicht Erziehung; Ergänzungen sind nicht Erziehung. Sagen Sie nicht, das Volk muß erzogen werden, wenn Sie letztlich nur meinen, es soll unterhalten, erfrischt, besänftigt, in gute Stimmung und gute Laune versetzt und von lasterhaften Ausschreitungen ferngehalten werden. Ich bestreite nicht, daß solche Unterhaltungen, solche geistigen Beschäftigungen ein großer Gewinn sind; aber sie sind keine Erziehung. Sie könnten ebenso gut Zeichnen und Fechten Erziehung nennen wie ein allgemeines Wissen aus dem Gebiet der Botanik oder der Lehre von den Schalthieren. Vögel ausstopfen oder Saiteninstrumente spielen ist ein eleganter Zeitvertreib und eine Zuflucht für Müßiggänger, aber es ist nicht Erziehung; es formt oder bildet nicht den Intellekt. Erziehung ist die Vorbereitung zum Wissen und ist die Mitteilung von Wissen im Verhältnis zu dieser Vorbereitung. Wir brauchen geistige

Augen, um mit ihnen Wissen zu erlangen, wie körperliche Augen zum Sehen. Wir brauchen geistige Gegenstände und geistige Organe; wir können sie nicht gewinnen, ohne uns darum zu bemühen; wir können sie nicht im Schlaf oder durch glücklichen Zufall gewinnen. Die besten Fernrohre machen unsere Augen nicht überflüssig; die Druckerpresse oder die Lesehalle sind uns eine bedeutsame Hilfe, aber wir müssen uns selbst treubleiben, wir müssen an der Arbeit teilnehmen. Eine Universität ist, der üblichen Bezeichnung nach, eine Alma Mater, die jedes einzelne ihrer Kinder kennt, keine Gießerei, keine Werkstatt, keine Tretmühle.

9.

Meine Herren, ich bekenne Ihnen, wenn ich zu wählen hätte zwischen einer sogenannten Universität, die auskommt, ohne daß die Studenten dort wohnen und von Tutoren überwacht werden, und die ihre Grade an jeden beliebigen Menschen vergäbe, der eine Prüfung in einer großen Zahl von Gegenständen ablegte, und einer Universität, die gar keine Professoren und Prüfungen hätte, sondern nur eine Anzahl von jungen Leuten für drei oder vier Jahre zusammenbrächte und sie dann wegschickte wie die Universität Oxford vor einigen sechzig Jahren getan haben soll, wenn man mich fragte, welche dieser beiden Methoden die bessere Schulung für den Intellekt böte – beachten Sie, ich sage nicht, welche moralisch die bessere sei, denn es ist klar, daß zwangsmäßiges Studium ein Gut und Müßiggang ein unerträgliches Übel ist –, aber wenn ich bestimmen sollte, welcher der beiden Lehrgänge mit größerem Erfolg den Geist übt, bildet, bereichert, welcher die für ihre weltlichen Pflichten besser ausgerüsteten Menschen aussende, welcher trefflichere Männer des öffentlichen Lebens, Männer der Welt hervorbrächte, Männer, deren Namen auf die Nachwelt kämen, so würde ich ohne Zögern der Universität, die gar nichts täte, den Vorzug geben vor der, die ihren Zöglingen eine Bekanntschaft mit jeder Wissenschaft unter der Sonne aufnötigte. Und so paradox es scheinen mag, wenn die Ergebnisse für die Systeme Zeugnis ablegen, so wird der Einfluß der englischen öffentlichen Schulen und Colleges doch mindestens die eine Seite des Gegensatzes rechtfertigen, wie ich ihn aufgestellt habe. Was andererseits bei den idealen Erziehungssystemen herauskommen würde, die die Einbildungskraft dieses Zeitalters bezaubert haben, wenn sie je sich verwirklichen könnten, und ob sie nicht ein leichtfertiges, geistig beschränktes und, intellektuell betrachtet, hilfloses Geschlecht hervorbringen würden, das ist ein hübsches Thema für Debatten; aber so viel ist gewiß, daß die Universitäten und Schuleinrichtungen, die ich im Auge habe, und die nicht viel mehr getan haben, als daß sie erst Knaben und dann Jünglinge in großer Zahl zusammenbrachten, diese Einrichtungen mit erbärmlichen Auswüchsen in moralischer Hinsicht, mit einem hohlen Bekenntnis des Christentums und einer heidnischen Ethik – ich sage, sie können sich wenigstens einer Reihe von Helden und Staatsmännern rühmen, von Literaten und Philosophen, von Männern, die sich durch große natürliche Tugenden auszeichneten, durch ihre geschäftlichen Gepflogenheiten, durch Lebenserfahrung, durch praktisches Urteil, durch gebildeten Geschmack, durch Vorzüge, die England zu dem gemacht haben, was es ist – fähig, die Welt zu unterwerfen, fähig, den Herrn über Katholiken zu spielen.

Wie läßt sich das erklären? Ich denke, wie folgt: Wenn eine Menge junger Leute, kräftig, offenerzig, mitfühlend und aufmerksam beobachtend, wie junge Leute sind, zusammenkommen und frei miteinander verkehren, werden sie sicherlich voneinander lernen, auch wenn niemand da ist, sie zu lehren; der Umgang aller miteinander ist ein Vorlesungszyklus für jeden einzelnen, und sie gewinnen für sich Tag für Tag neue Ideen und Anschauungen, neuen Stoff zum Nachdenken und bestimmte Prinzipien des Urteilens und Handelns. Ein Kind hat die Bedeutung der Belehrung zu lernen, die die Sinne ihm zuführen, und das scheint seine Beschäftigung zu sein. Es stellt sich vor, daß alles, was das Auge ihm darbietet, ihm nahe ist, bis es die gegenteilige Erfahrung macht, und so gewinnt es durch die Praxis sichere Kenntnis von Beziehungen und Vorteilen jener ersten Elemente des Wissens, die für sein animalisches Dasein nötig sind. Eine entsprechende Unterweisung ist für unser soziales Dasein notwendig und sie wird uns durch eine große Schule oder ein College gesichert; und diese Wirkung kann in ihrem Bereich mit gutem Recht eine Ausweitung des Geistes genannt werden. Es heißt, auf einem kleinen Feld mit wenig Mühe die Welt zu sehen bekommen; denn die Schüler oder Studenten kommen von sehr verschiedenen Orten und mit weit voneinander verschiedenen Begriffen, und da gibt es viele allgemeine Erfahrungen zu machen, viel zu besichtigen, viel auszuschalten, vermittelnde Beziehungen sind festzustellen und konventionelle Regeln einzuführen in den Prozeß, durch den die ganze Versammlung zu einer Einheit verschmolzen wird und eine Färbung und einen Charakter gewinnt.

Verstehen Sie nur recht, ich wiederhole es, daß ich moralische oder religiöse Erwägungen nicht mit in Betracht ziehe; ich sage nur, jenes jugendliche Gemeinwesen wird ein Ganzes bilden, wird eine spezifische Idee verkörpern, wird ein Lehrsystem repräsentieren, es wird einen Codex des Verhaltens zur Anwendung bringen und es wird Prinzipien des Denkens und Handelns liefern. Es wird eine lebendige Unterweisung hervorbringen, die im Lauf der Zeit die Gestalt einer sich selbst forterhaltenden Tradition annehmen wird oder eines genius loci, wie man es bisweilen nennt, welcher umgeht in dem Heim, in dem er geboren wurde, und der mehr oder weniger, eins nach dem andern, alle Individuen durchdringt und formt, die unter seinen Schatten gebracht werden. So kommt es, daß es, unabhängig von einer unmittelbaren Unterweisung durch Vorgesetzte, eine Art Selbsterziehung in den akademischen Einrichtungen des protestantischen Englands gibt; eine charakteristische Färbung des Denkens, einen anerkannten Maßstab des Urteilens findet man in ihnen, die, in dem Individuum, das unter ihren Einfluß gerät, zur Entfaltung gebracht, eine zweifache Quelle der Kraft für es werden durch die scharfe Prägung, die sie seinem Geist verleihen, und durch das Band der Vereinigung, die sie zwischen ihm und den andern stiften – Ergebnisse, an denen die Autoritäten des Ortes Anteil haben, denn sie sind selbst dort erzogen worden und allezeit den Einflüssen seiner ethischen Atmosphäre ausgesetzt. Hier gibt es also eine wirkliche Unterweisung, welches auch ihre Maßstäbe und Prinzipien sein mögen, wahre oder falsche; und zum mindesten strebt sie nach Bildung des Intellekts; sie erkennt zum mindesten, daß Wissen etwas mehr ist als eine Art passiver Aufnahme von Bruchstücken und Einzelheiten; es ist etwas und leistet etwas, was auch die kräftigsten Anstrengungen eines Lehrerkreises

niemals erreichen werden, durch keine wechselseitige Sympathie und keinen Verkehr untereinander, nicht die Bemühungen eines Prüfungsausschusses, welche Meinungen er auch verkünden, welche gemeinsamen Prinzipien er befolgen mag, wenn sie eine Gruppe von jungen Leuten unterrichten oder prüfen, die sie nicht kennen und einander nicht kennen, in einer großen Anzahl von Gegenständen verschiedener Art, die durch keine umfassende Philosophie verbunden sind, dreimal in der Woche oder dreimal im Jahr oder einmal in drei Jahren, in kalten Hörsälen oder an einem glanzvollen Jahrestag.

10.

Ja, Selbsterziehung in irgendeiner Gestalt, im eingeschränktesten Sinn, ist einem Unterrichtssystem vorzuziehen, das so viel verspricht und tatsächlich so wenig für den Geist leistet. Verschließt die Tore eurer Colleges für den Verehrer des Wissens, verweist ihn an die Forschungen und Bemühungen seines eignen Geistes, er wird dadurch gewinnen, daß ihm der Eintritt in euer Babel erspart bleibt. Freilich gibt es wenige, die ohne die Anstachelung und Hilfe des Lehrers auskommen können oder überhaupt etwas tun werden, wenn man sie sich selbst überläßt. Und noch weniger (obgleich sich auch solch große Geister finden), die nicht aus solchen Versuchen ohne fremde Hilfe ein Selbstvertrauen und eine Selbstachtung schöpfen, die nicht nur moralische Übel, sondern ernsthafte Hindernisse für die Gewinnung der Wahrheit sind. Und nahezu keinen vielleicht oder gar keinen, der nicht von Zeit zu Zeit an die ungünstigen Bedingungen erinnert würde, unter denen sie leben, durch die ungenügende Grundlage, die Lücken, die Gebrechen und Unregelmäßigkeiten ihres Wissens, durch die übertriebenen Ansichten und verworrenen Prinzipien, die sie zur Schau tragen. Es wird ihnen gar oft etwas unbekannt sei, was jedermann weiß und für anerkannt hält, jene Unzahl kleiner Wahrheiten, die auf den Geist herabfallen wie Staub, ungreifbar und doch ständig anwachsend; sie mögen unfähig sein, sich zu unterhalten, sie mögen verkehrt argumentieren, sie mögen selbst stolz sein auf ihre ärgsten Paradoxien oder auf ihre größten Gemeinplätze, sie mögen erfüllt sein von ihrer eignen Art, die Dinge anzusehen, nicht gewillt, sich von ihrem Wege abbringen zu lassen, schwerfällig, wo es gilt, auf die Geistesart anderer einzugehen; doch bei alledem und beliebig viel anderem, dem sie ausgesetzt sein mögen, werden sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Gedanken, mehr Geist, mehr Philosophie, mehr wahre Bereicherung haben als jene ernsthaften, aber übel behandelten Persönlichkeiten, die gezwungen werden, ihren Geist mit einer Fülle von Stoffen für eine Prüfung zu belasten, die zu viel auf sich haben, um sich Nachdenken oder Forschung erlauben zu können, die Prämisse und Folgerung mit unterschiedslosem Heißhunger verschlingen, die ganze Wissenschaften auf Treu und Glauben hinnehmen und Beweisführungen dem Gedächtnis anvertrauen und die nur allzu oft, wie zu erwarten war, wenn ihre Erziehungszeit vorüber ist, alles, was sie gelernt haben, mit Widerwillen von sich werfen und von all ihren ängstlichen Mühen nichts wirklich gewonnen haben außer etwa einen gewohnheitsmäßigen Fleiß.

Doch dies ist noch die bessere Probe der Früchte jenes anspruchsvollen Systems, das in den letzten Jahren bei uns um sich gegriffen hat, denn sein Einfluß auf gewöhnliche Geister und auf die große Masse der Studenten ist noch weniger befriedigend. Sie verlassen ihre Erziehungsstätte einfach

zerstreut und erschläfft durch die Vielfältigkeit der Stoffe, die sie nie wirklich bewältigt haben, und so oberflächlich, daß sie nicht einmal um ihre Oberflächlichkeit wissen. Wieviel besser, sage ich, ist es für den tätigen und gedankenvollen Intellekt, wo ein solcher vorhanden ist, das College und die Universität ganz zu vermeiden, als sich einer so unwürdigen Plackerei, einem so schmähhlichen Blendwerk zu unterwerfen! Wieviel nützlicher für einen unabhängigen Geist, nachdem er sich bloß die Elemente der Erziehung angeeignet hat, auf gut Glück eine Bibliothek zu durchstöbern, Bücher herabzunehmen, wie sie ihm gerade begegnen, und die Gedankengänge zu verfolgen, die ihm sein Mutterwitz eingibt! Wieviel gesünder, in die Felder hinauszuzwandern und dort mit dem verbannten Prinzen »Zungen in den Bäumen, Bücher in den rinnenden Bächen« zu finden! Wieviel wahrer ist die Erziehung des armen Knaben in der Dichtung – einer der rührendsten Dichtungen in unserer Sprache, nach Idee und Ausführung, der, nicht in der weiten Welt, sondern Tag für Tag um das Heim seiner verwitweten Mutter herumstreifend, »ein geschickter Ährenleser auf einem schmalen Feld«, und mit so geringer Ausrüstung,

»wie die Dorfschule und ein paar Bücher gewährten«,

vom Strand und Quai und Fischerboot und vom Wirtshauserd und dem Trödlerladen, von des Schäfers Gang und des Schmugglers Hütte, dem moosigen Moor und den kreischenden Möwen und den rastlosen Wogen dahingelangte, sich eine eigne Philosophie und eine eigne Poesie zu bilden!

Doch ich überschreite die Grenzen, die bei einem so weiten Stoffgebiet notwendig sind. Meine Herren, ich muß plötzlich abbrechen und eine Zusammenfassung meiner Beweisführung, wenn sie notwendig sein sollte, auf einen andern Tag verschieben.

VII. Vortrag *DAS WISSEN IN SEINER BEZIEHUNG ZUR BERUFLICHEN TÜCHTIGKEIT*

1.

Ich habe in meinen beiden letzten Vorträgen zunächst die Bildung des Geistes als ein Ziel, das vernünftigerweise um seiner selbst willen erstrebt werden kann, nachdrücklich hervorgehoben; sodann die Natur dieser Bildung oder worin diese Bildung besteht. Wahrheit irgendwelcher Art ist der eigentliche Gegenstand des Intellekts; seine Bildung beruht also darauf, daß er ausgerüstet wird, die Wahrheit zu erfassen und zu betrachten. Nun kann der Intellekt in seinem gegenwärtigen Stande, mit Ausnahmen, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen, die Wahrheit nicht intuitiv oder als ein Ganzes erkennen. Wir erlangen unser Wissen nicht durch unmittelbares, schlichtes Schauen, nicht auf einen Blick, sondern stückweise, durch allmähliche Anhäufung, durch einen geistigen Prozeß, durch Herumgehen um einen Gegenstand, durch Vergleich, Verbindung, wechselseitige Berichtigung,

beständige Anpassung, aus vielen Teilbegriffen, durch Anwendung, Konzentration und vereinte Tätigkeit vieler Fähigkeiten und Übungen des Geistes. Solche Vereinigung und Zusammenspiel der geistigen Kräfte, solche Erweiterung und Entwicklung, solche Spannweite ist notwendig Sache der Übung. Und solche Übung wiederum ist Sache der Regel; nicht bloße Anwendung, so vorbildlich sie sein mag, führt den Geist in die Wahrheit ein, noch das Lesen vieler Bücher, noch das Aufsammeln vieler Stoffe, noch das Zeugnis vieler Experimente, noch das aufmerksame Anhören vieler Vorlesungen. All das reicht noch nicht hin; man kann all das hinter sich haben und doch noch in den Vorhöfen des Wissens verweilen: Es kann sein, daß einer nicht wirklich vollzieht, was sein Mund spricht; daß sein geistiges Auge nicht sieht, was vor ihm hintritt; daß er die Dinge nicht faßt, wie sie sind, oder wenigstens nicht die Fähigkeit hat, von sich selbst aus auch nur einen Schritt vorwärts zu tun, keine Fähigkeit, Wahrheit und Falschheit zu unterscheiden, die Körner der Wahrheit aus der großen Masse auszusieben, die Dinge ihrem wahren Wert nach zu ordnen und, wenn ich so sagen darf, Ideen aufzubauen. Solche Fähigkeit ist das Ergebnis einer wissenschaftlichen Formung des Geistes; es ist eine erworbene Fähigkeit des Urteils, des klaren Blicks, der Weisheit, philosophischer Weite des Geistes, intellektueller Selbstbeherrschung und Ruhe – Eigenschaften, die man sich nicht einfach erwerben kann. Das körperliche Auge, das Organ zum Auffassen materieller Dinge, ist von der Natur vorgesehen; das Auge des Geistes, dessen Objekt die Wahrheit ist, ist das Werk der Zucht und Gewohnheit.

Dieser Prozeß der Übung, durch den der Intellekt, statt für irgendeinen besondern oder zufälligen Zweck geformt oder geopfert zu werden, für irgendeinen einzelnen Gewerbszweig oder Beruf, ein Studium oder eine Wissenschaft, um seiner selbst willen geschult wird, für die Erfassung seines ihm eignen Gegenstandes und um den Höhepunkt seiner eigentümlichen Bildung zu erreichen, wird Freie Erziehung genannt; und wenn es auch keinen Menschen gibt, bei dem sie so weit geführt wird, wie man es sich ausdenken kann, oder dessen Intellekt ein Musterbild von dem würde, was man aus einem Intellekt machen kann, so wird es doch kaum jemanden geben, der keine Idee davon gewinnen könnte, was wahre Übung ist, und wenigstens darauf hinsehen und ihr wahres Ziel und Ergebnis zum Maßstab der Vortrefflichkeit machen und nichts anderes; und zahlreiche gibt es, die sich ihr unterwerfen und sie sich in reichem Maße sichern. Und den rechten Maßstab in Umlauf zu bringen, nach ihm zu erziehen und allen Studenten entsprechend ihren verschiedenen Fähigkeiten auf dem Wege zu ihm vorwärts zu helfen, das ist nach meiner Auffassung die Aufgabe einer Universität.

2.

Dies nun werden einige bedeutende Männer sehr ungerne einräumen wollen; sie bleiben dabei, daß die Erziehung auf ein besonderes und begrenztes Ziel eingeschränkt werden und zu einer bestimmten Leistung führen müsse, die man wägen und messen kann. Sie argumentieren, als ob jedes Ding wie jede Person ihren bestimmten Preis hätten; und daß man, wo man eine große Auslage gemacht habe, mit Recht eine Rückzahlung in gleicher Münze erwarten könne.

Das nennen sie, die Erziehung und Belehrung »nützlich« gestalten, und »Nutzen« wird ihr Losungswort. Von solchem Grundprinzip aus fahren sie natürlicherweise fort zu fragen, was man für die Kosten einer Universität vorzeigen könne; was der reelle Marktwert des Artikels »Freie Erziehung« sei, vorausgesetzt, daß sie uns nicht bestimmt lehrt, wie wir unsere Waren mit neuen Vorzügen ausstatten, unseren Boden verbessern, unsere Volkswirtschaft günstiger gestalten können; oder wiederum, ob sie nicht zugleich aus diesem Mann einen Juristen, aus jenem einen Ingenieur und aus dem einen Chirurg mache; oder ob sie nicht wenigstens zu Entdeckungen auf dem Gebiet der Chemie, Astronomie, Biologie, des Magnetismus und jeder Art Wissenschaft führe.

Wie man wohl erwarten konnte, wurde diese Frage in unserer Zeit heftig umstritten und bildete einen Hauptpunkt der Kontroverse, auf die ich in der Einleitung zu diesen Vorlesungen hinwies, als welche in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts von einer berühmten Nördlichen Rundschau einerseits und von den Verteidigern der Universität Oxford andererseits durchgefochten wurde. Kaum hatten die Autoritäten jenes alten Sitzes der Gelehrsamkeit, aus ihrer langen Nachlässigkeit erwachend, einen Plan für die Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend aufgestellt, als die Vertreter der Wissenschaft und Literatur in der Stadt, die man bisweilen das Athen des Nordens genannt hat, mit den gewichtigsten Gründen und der glänzendsten Satire gegen die Richtung und die Gestalt, die die Reform annahm, Einspruch erhob. Nichts würde sie zufriedenstellen, es sei denn, daß die Universität auf der Grundlage der Philosophie des Nutzens eingerichtet würde – einer Philosophie, die man, wie sie offenbar glaubten, nur zu verkünden brauchte, damit sie angenommen würde. In Wahrheit bemerkten sie wenig von der Tiefe und Kraft der Prinzipien, aufgrund deren die akademischen Autoritäten vorgingen, und da es so war, konnte man nicht erwarten, daß es ihnen gestattet würde, mit Muße über das Feld der Kontroverse zu gehen, das sie ausgewählt hatten. Demgemäß traten ihnen zu Gunsten der Universität zwei Männer in den Weg, die zu ihrer Zeit einen großen Namen und Einfluß hatten, geistig sehr verschieden geartet, aber verbunden einmal durch das Band der Zugehörigkeit zu ihrem College, und ferner durch die klarblickende und weitschauende Ansicht, die sie sich über den ganzen Gegenstand der Freien Erziehung gebildet hatten; und die so ausgerüstete Verteidigung der Oxforder Studien hat bis heute ihren Boden behauptet.

3.

Erlauben Sie mir, der Erinnerung an einige ausgezeichnete Männer, unter deren Schatten ich einst lebte und aus deren Lehre ich jetzt Nutzen ziehe, einige Worte zu widmen. Im Herzen von Oxford gibt es ein kleines Fleckchen Erde, eingegrenzt durch öffentliche Straßen, das seit fünfhundert Jahren Eigentum und Heimstätte ein und derselben Gesellschaft war. In der alten Zeit Bonifazius VIII. und Johann XXII., im Zeitalter des Scotus und Occam und Dante, bevor Wiclif oder Hus jenes verheerende Feuer angesteckt hatten, das noch jetzt wütet, um die höchsten Interessen der Menschen zu zerstören, soll ein unglücklicher König von England, Eduard II., auf der Flucht von dem Felde von Bannockburne, der Gebenedeiten Jungfrau gelobt haben, ein Ordenshaus ihr zu Ehren zu gründen, wenn er sicher zurückkäme. Gelenkt und gestützt von seinem Almosenier beschloß er, dies Haus in die

Stadt Alfreds zu verlegen; und das Bild Unserer Frau, das gegenüber dem Eingangstor steht, ist das Zeichen des Gelübdes und seiner Erfüllung. König und Almosenier ruhen lange im Staub, und Fremde haben ihr Erbe angetreten und ihr Credo ist vergessen worden und ihre heiligen Bräuche verleugnet; aber Tag für Tag wird beim Heiligen Opfer wenigstens von einem katholischen Priester, einst Mitglied jenes College, ein Memento für die Seelen jener katholischen Wohltäter gemacht, die ihn da so viele Jahre genährt haben. Der Besucher, dessen Neugier durch seinen gegenwärtigen Ruhm erregt ist, sieht vielleicht mit einer Art Enttäuschung auf eine Gruppe von Gebäuden, an denen so wenig von Würde oder Reichtum zu bemerken ist. Geräumige Vierecke, hohe Hallen und Zimmer, geschmückte Klöster, stattliche Gänge oder schattige Gärten, eine Menge von Studenten, reiche Einkünfte oder eine glanzvolle Geschichte, nichts von alledem war der Anteil jener alten katholischen Gründung; nichts mit einem Wort, was dem gewöhnlichen Auge sechzig Jahre vorher verraten hätte, was daraus werden sollte. Doch zu jener Zeit war ein Geist darin an der Arbeit, der seine Einwohner befähigte, etwas zu leisten, womit sich keine andere Körperschaft an der Stelle messen konnte; keine sehr merkwürdige Gabe, kein außergewöhnlicher Ruhm, aber doch ein seltener: das ehrliche Bestreben, das ihnen anvertraute Gut so zu verwalten, wie ihr Gewissen es ihnen als am besten zeigte. So beschlossen die Mitglieder dieser Gründung, während die Colleges von Oxford sich selbst wählende Körperschaften sind, wo in jedem die Mitglieder selbst die Lücken ausfüllen, die in ihrer Zahl entstehen, zu einer Zeit, wo durch schlechte Gewohnheit oder alte Bestimmung so etwas nirgends sonst bekannt war, ihre Mitgliedschaft der Bewerbung aller Ankömmlinge zu öffnen, und fortan bei der Wahl von Gefährten jedes persönliche Motiv und Gefühl, Familienverbindung, Freundschaft, Begünstigung, politisches Interesse, lokale Ansprüche, Vorurteil, Parteiifersucht in den Wind zu schlagen und allein nach allgemeinen und patriotischen Gesichtspunkten zu wählen. Ja, mit einer bemerkenswerten Unabhängigkeit des Geistes beschlossen sie, daß selbst die Ehrentafel, die in dem neuen Prüfungssystem für ihre Grade von der Universität für literarisches Verdienst zuerkannt wurde, ihr Urteil als Wähler nicht fesseln sollte, sondern daß sie unter allen Umständen, welche Kritik es auch hervorrufen mochte und welchen Haß sie sich zuziehen mochten, die Leute, wer sie auch sein mochten, zu Kindern ihres Gründers wählen wollten, von denen sie es bei gewissenhafter Prüfung nach ihren intellektuellen und moralischen Eigenschaften für höchst wahrscheinlich hielten, daß sie ihm gefallen würden, wenn er (wie sie es ausdrückten) noch auf Erden wäre, für höchst wahrscheinlich, daß sie seinem College Ehre machen würden, für höchst wahrscheinlich, daß sie die Ziele fördern würden, die ihm nach ihrer Überzeugung am Herzen lagen. Solche Menschen versprachen nicht Schüler eines niederen Utilitarismus zu werden; und infolgedessen war es nur natürlich, da ihre College-Reform mit jener Reform der akademischen Körperschaft zeitlich zusammenfiel, an welcher sie einen Hauptanteil hatten, daß, als der Sturm von Norden gegen ihre Universität losbrach, ihre Alma Mater, die sie liebten, ihre ersten Verteidiger in den Mauern jenes kleinen College fand, das sich zuerst selbst in die Lage versetzt hatte, ihr Vorkämpfer zu sein.

Solche Vorkämpfer, sagte ich, gab es zwei, von denen der nachmalige Dr. Copleston größere Auszeichnung erlangte, der damals ein Mitglied des College war, später sein Curator und protestantischer Bischof von Llandaff. In jener Gesellschaft, die ihm so viel verdankt, lebt sein Name noch fort und wird stets fortleben, um des Ruhmes willen, den seine Talente ihr verschafften, der akademischen Bedeutung, zu der er sie erhob, der Großzügigkeit des Geistes, der Freiheit der Gesinnung, der Güte des Herzens, mit denen er sie ausstattete und die auch Menschen, die wenig Sympathie für gewisse Seiten seines Geistes und Charakters hatten, nicht umhinkonnten zu bewundern und zu lieben. Die Menschen erreichen zu verschiedener Lebenszeit den Höhepunkt ihrer Bahn; die letzten Jahre jener hervorragenden Persönlichkeit, von der ich spreche, waren Pflichten gewidmet, die, so höre ich sagen, ihm zum Mittel wurden, sich vielen teuer zu machen, die aber kein Ziel für jene besondere Kraft und Schärfe des Geistes boten, die ihn instandsetzten, als junger Mann ganz für sich allein, leicht und elegant gegen die Übermacht von drei Riesen des Nordens, die gegen ihn verbunden waren, in die Schranken zu treten und sie zu überwinden. Ich denke, ich irre nicht, wenn ich sage, im weiteren Verlauf der Kontroverse hätten die wissenschaftlich bedeutendsten, kritisch am meisten begabten, witzigsten aus jener literarischen Gesellschaft, die nun alle wie er selbst von diesem sichtbaren Schauplatz verschwunden sind, Professor Playfair, Lord Jeffrey und Rev. Sydney Smith ihre verschiedenartigen Kräfte zu einem Artikel ihrer Rundschau zusammengetan, um den kühnen Streiter, der zur Verteidigung seiner eigenen Einrichtungen gegen sie aufgetreten war, zu zerschmettern und zu Staub zu zermalmen. Daß er einmal mit solchen Männern gekämpft hat, das wäre allein schon eine hinreichende Bürgschaft für seine Gewandtheit, ehe wir noch seine Streitschriften öffnen und eine wirkliche Anschauung gewinnen von dem gesunden Sinn, dem Geist, dem geschulten Geschmack und der Reinheit des Stils, wodurch sie sich auszeichnen.

Er wurde unterstützt in der Kontroverse aufgrund derselben allgemeinen Prinzipien, aber mit mehr Methode und Bestimmtheit und, ich möchte noch hinzufügen, mit größerer Kraft und Schönheit und Vollkommenheit der Gedanken wie der Sprache durch den andern ausgezeichneten Schriftsteller, auf den ich bereits hinwies, Mr. Davison; zu seiner Zeit weniger in der Welt bekannt, hat er doch mehr hinterlassen als der Kurator von Oriel, um seinem Namen ein Andenken bei der Nachwelt zu sichern. Dieser gedankenreiche Mann, der bewunderte, intime Freund einer sehr bemerkenswerten Persönlichkeit, die, sie mag es wollen oder nicht, von vielen als erster Urheber der nachmaligen Bewegung in der protestantischen Kirche gegen den Katholizismus hin geliebt und verehrt wird, dieser ernste, philosophische Schriftsteller, in dessen Bücher ich niemals hineinsehen kann ohne einen Seufzer, daß solch ein Mann der katholischen Kirche verlorenging, wie Dr. Butler vor ihm, durch irgendein frühes Vorurteil oder einen Mangel an Selbsterziehung – er geht in einer Besprechung eines Werkes von Edgeworth über Berufs-Erziehung, welches zu seiner Zeit viel Aufsehen erregte, mit aller Mühe über den Boden, den Dr. Copleston schon rasch durchkreuzt hatte, und wenn er auch ausdrücklich mit Edgeworth beschäftigt ist, so antwortet er doch tatsächlich auf die nördliche Kritik, die die

Aufmerksamkeit auf das Werk jenes Schriftstellers gelenkt hatte, und auf einen weit größeren Autor als diese beiden, der in der Vergangenheit dieselbe Sache verfochten hatte.

4.

Der Autor, auf den ich anspiele, ist niemand anders als Locke. Dieser berühmte Philosoph war der Vorläufer der Edinburger Rundschauer in der Verurteilung der gewöhnlichen Gegenstände, in denen die Knaben in der Schule unterrichtet werden, mit der Begründung, daß man sie im späteren Leben nicht braucht; und ehe ich anführe, was seine Schüler in unserm Jahrhundert gesagt haben, will ich einige Stellen des Meisters anführen. »Es ist staunenerregend«, sagt er in seinem Werk über Erziehung, »daß Menschen von Fähigkeit und Anlagen sich so weit durch Brauch und unbedenklichen Glauben umnebeln lassen. Wollte man die Vernunft befragen, so würde sie raten, daß ihre Kinder die Zeit damit verbringen sollten, sich etwas anzueignen, was ihnen nützlich sein könnte, wenn sie Männer würden, statt ihre Köpfe mit einem Haufen Plunder vollzustopfen, wovon ihnen ein großer Teil gewöhnlich nie wieder in den Sinn kommt (sicherlich braucht das nie zu geschehen), so lange sie leben; und je mehr ihnen davon hängen bleibt, desto schlimmer sind sie nur dran.«

Und so sagt er auch, wo er vom Versemachen spricht: »Ich weiß nicht, welchen Grund ein Vater haben kann zu wünschen, daß sein Sohn ein Dichter werde, wenn er nicht gerade danach verlangt, daß er sich gegen alle andern Berufe und Beschäftigungen auflehnt; was noch nicht das Schlimmste an der Sache ist; denn wenn er sich als erfolgreicher Reimschmied erweist und einmal den Ruf eines witzigen Kopfes erlangt, dann möchte ich, daß man in Betracht zieht, in welcher Gesellschaft und an welchen Orten er seine Zeit vertut und sein Vermögen obendrein; denn es ist höchst selten zu bemerken, daß jemand Gold- oder Silberminen auf dem Parnaß entdeckt. Da ist eine angenehme Luft, aber ein unfruchtbarer Boden.«

An einer andern Stelle beschränkt er den Nutzen der Erziehung auf ihre Bedeutung für den Beruf oder das Gewerbe des Zöglings, d. h. er verachtet die Idee einer Erziehung des Intellekts an und für sich. »Kann etwas lächerlicher sein«, fragt er, »als daß ein Vater sein Geld verschwenden sollte und die Zeit seines Sohnes, indem er ihn die lateinische Sprache lernen läßt, wenn er ihn zugleich für ein Geschäft bestimmt, bei dem er kein Latein braucht und darum das bißchen vergißt, das er von der Schule mitbrachte und das er, zehn gegen eins zu wetten, wegen der schlechten Behandlung, die es ihm eintrug, unfehlbar verabscheut? Sollte man es glauben, wenn wir nicht unter uns Beispiele dafür hätten, daß man ein Kind zwingt, die Elemente einer Sprache zu lernen, die es niemals im Laufe des Lebens, für das es bestimmt ist, brauchen wird, und indessen die Pflege einer guten Handschrift und die Übung im Rechnen zu vernachlässigen, die von großem Vorteil in allen Lebenslagen sind und für die meisten Erwerbszweige unbedingt notwendig?« Freilich kann es nichts Absurderes geben, als bei der Erziehung eines Knaben die Dinge zu vernachlässigen, die für seinen künftigen Beruf notwendig sind; aber der Ton von Lockes Bemerkungen schließt augenscheinlich mehr als dies in sich und verurteilt jeden Unterricht, der auf die allgemeine Bildung des Geistes abzielt.

Nun wenden wir uns seinen modernen Schülern zu. Das Studium der Klassiker wurde zur Grundlage der Oxforder Erziehung gemacht durch die Reform, von der ich sprach, und gegen die die Edinburger Rundschauber nach Lockes Manier einwandten, es könne nichts Gutes bei einem System herauskommen, das nicht auf dem Prinzip des Nutzens aufgebaut sei.

»Die klassische Literatur«, sagen sie, »ist das große Ziel in Oxford. Viele Geister haben bei dieser Beschäftigung viele Werke hervorgebracht und großen Ruhm auf diesem Gebiet erlangt; aber hätte man alle freien Künste und Wissenschaften, die für das menschliche Leben nützlich sind, dort gelehrt, hätten sich einige der Chemie, einige der Mathematik, einige der Experimentalwissenschaft gewidmet und wären alle gewonnenen Kenntnisse im rechten Verhältnis ihrer Schwierigkeit und ihrer Nützlichkeit eingeschätzt worden, so wäre das System einer solchen Universität weit wertvoller, der Glanz ihres Namens freilich etwas geringer gewesen.«

Nützlichkeit kann in zwei Hinsichten zum Ziel der Erziehung gemacht werden: entweder mit Rücksicht auf das zu erziehende Individuum oder auf das ganze Gemeinwesen. In welchem Licht betrachten sie diese Schriftsteller? In dem letzten. So weit unterscheiden sie sich von Locke, denn sie betrachten den Fortschritt der Wissenschaft als das höchste reale Ziel einer Universität. Das wird durch die folgenden Aussprüche sichtbar gemacht.

»Wenn eine Universität lange Zeit nutzlose Dinge getrieben hat, scheint es ihnen zunächst herabwürdigend, nützlich zu sein. Von einem Vorlesungszyklus über Nationalökonomie würde man in Oxford abraten, ihn wahrscheinlich geringschätzen, wahrscheinlich nicht zulassen. Die Aneignung von Gemeindeland erörtern, bei Import und Export verweilen, dem gemeinen Leben so nahekommen, das würde man für unwürdig und verächtlich halten. Ebenso würden ein Parr oder Bentley unserer Zeit an einer Universität Ärgeris erregen und mit dem Entdecker eines neutralen Salzes auf eine Ebene gestellt werden; und doch, welchen andern Maßstab gibt es für die Würde einer geistigen Arbeit als den Nutzen? Und was sollte der Ausdruck Universität anderes bedeuten als eine Stätte, wo jede Wissenschaft gelehrt wird, die frei ist und zugleich nützlich für die Menschheit? Nichts würde so sehr dahin wirken, die klassische Literatur in geziemende Grenzen zu verweisen, als die beharrliche und unwandelbare Berufung auf den Nutzen bei unserer Schätzung alles menschlichen Wissens. ... Sähen wir stets auf den realen Nutzen als unsern Führer, so würden wir mit gleichem Vergnügen sehen, wie ein eifriger Forschergeist die Erzeugnisse der Natur ordnete, die Eigenschaften der Körper untersuchte oder der Schwierigkeiten der gelehrten Sprachen Herr würde. Wir würden uns nicht darum kümmern, ob er Chemiker, Naturforscher oder Gelehrter wäre, weil wir wissen, daß es ebenso notwendig ist, jenen Stoff zu studieren und dem Nutzen des Menschen zu unterwerfen, wie jenen Geschmack zu befriedigen und die Einbildungskraft zu entflammen.«

Soweit Worte reichen, ist dies also die Verkündigung der Nützlichkeitstheorie in der Erziehung; und sowohl um ihrer selbst willen als in Anbetracht der fähigen Menschen, die sie vertreten haben, hat sie einen Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Menschen, deren Grundsätze ich hier vertrete. Gewiß

scheint es einleuchtend, wenn behauptet wird, es sei nichts erstrebenswert, was nicht nützlich sei; und das Leben sei nicht lang genug, um es auf interessante oder merkwürdige oder glänzende Nichtigkeiten zu verschwenden. Ja, in einem bestimmten Sinn will ich zugestehen, daß es wahr ist; aber wenn es so ist, wie will ich dann unmittelbar dem Einwand entgegen? Nun, meine Herren, ich habe ihm tatsächlich schon entgegnet, nämlich indem ich feststellte, daß die intellektuelle Bildung Selbstzweck ist; denn was seinen Zweck in sich selbst hat, hat auch seinen Nutzen in sich selbst. Ich sage, wenn die Freie Erziehung in der Bildung des Intellekts besteht und wenn diese Bildung an sich ein Gut ist, so liegt darin ohne weiteres eine Antwort auf Lockes Frage; denn wenn ein gesunder Leib an sich ein Gut ist, warum soll ein gesunder Intellekt es nicht sein? Und wenn eine Medizinerschule eine nützliche Einrichtung ist, weil sie sich mit der leiblichen Gesundheit beschäftigt, warum soll es ein Akademisches Gemeinwesen nicht sein, wenn es sich auch einzig und allein damit befaßt, dem intellektuellen Teil unserer Natur Kraft, Schönheit und Spannweite zu geben? Und es scheint, als ob die Rundschauer, die ich anführe, dies selbst in ihren besseren Augenblicken zugeben, in einer Stelle, die, wenn wir die Frage nach ihrer tatsächlichen Richtigkeit beiseitestellen, den Grundsätzen nach, auf die sie sich beruft, gesund und wahr ist:

»Die klassische Erziehung in ihrem gegenwärtigen Stadium«, sagen sie, »pflegt die Einbildungskraft viel zu viel und andere geistige Fähigkeiten viel zu wenig, und sie erzieht viele junge Leute in einem Stil eleganter Albernheit, gänzlich unwürdig der Talente, mit denen sie die Natur ausgestattet hat ... Tatsache ist, daß ein Mensch, der die Schule der Klassiker durchgemacht hat, mit 22 oder 23 Jahren hauptsächlich mit Werken der Einbildungskraft umgeht. Seine Gefühle sind beweglich, seine Phantasie lebhaft, sein Geschmack gut. Talent für theoretische Betrachtungen und eigene Forschung besitzt er gar nicht, und er hat nicht die unschätzbare geistige Fähigkeit ausgebildet, die Dinge auf ihre ersten Prinzipien zurückzuführen, oder trockene und wenig unterhaltende Tatsachen als Stoff zur gedanklichen Bearbeitung zu sammeln. Alle soliden, männlichen Seiten seines Verstandes sind gänzlich ungepflegt geblieben; er haßt die Mühe des Denkens und ist mißtrauisch gegen jeden Menschen, dessen Kühnheit und Originalität ihn auffordern, seine Meinungen zu verteidigen und seine Behauptungen zu beweisen.«

5.

Nun, ich habe es im Augenblick nicht mit der speziellen Frage der klassischen Erziehung zu tun; sonst könnte ich billig die Frage stellen, ob es gerecht ist, eine Schulung des Intellekts, die das Studium des Aristoteles, Thukydides und Tacitus umfaßt, die Gelehrsamkeit und Altertumskunde einschließt, auf die Einbildungskraft berechnet zu nennen; doch so viel gestehe ich bereitwillig zu, daß die Pflege des »Verstandes«, eines »Talents für theoretische Betrachtung und eigene Forschung« und »der Fähigkeit, die Dinge auf ihre ersten Prinzipien zurückzuführen«, einen wesentlichen Bestandteil einer guten oder freien Erziehung ausmacht. Wenn also die Rundschauer solche Bildung als das Charakteristikum einer nützlichen Erziehung ansehen, wie es in dem vorangestellten Abschnitt scheint, so folgt, daß sie mit »nützlich« gerade das meinen, was ich mit »gut« oder »frei« meine, und Lockes Frage wird zu

einem Streit um Worte. Ob junge Leute in Latein und im Versemachen unterrichtet werden sollen, das hängt von der Tatsache ab, ob diese Studien zur Geistesbildung beitragen; doch wie das auch entschieden werden mag, soviel ist klar, daß in solcher Geistesbildung das besteht, was ich eine freie oder nicht-berufliche und was die Rundschauer eine nützliche Erziehung nennen.

Diese Antwort kann man denen entgegenhalten, die bei unsern Erziehungsplänen auf den Ansprüchen der Nützlichkeit bestehen; aber ich gedenke das Thema hier nicht zu verlassen: Ich habe im Sinn, es in weiterem Umkreis zu untersuchen. Nehmen wir »nützlich«, wie Locke es nimmt, in seinem eigentlichen und gewöhnlichen Sinn, und es eröffnet sich für uns ein weites Gedankenfeld, dem ich nicht in einem Vortrag gerechtwerden kann, obgleich ich ihm nur heute Raum gewähren kann. Ich sage, lassen wir »nützlich« nicht die Bedeutung dessen annehmen, was einfach gut ist, sondern was auf das Gute abzielt oder das Werkzeug des Guten ist; und in diesem Sinne, meine Herren, will ich Ihnen auch zeigen, wie eine freie Erziehung in wahren und vollem Sinne eine nützliche, wenn sie auch keine Berufs-Erziehung ist. »Gut« bedeutet freilich ein Ding und »nützlich« ein anderes; aber ich stelle es als einen Grundsatz auf, der uns viel Sorge ersparen wird, daß zwar das Nützliche nicht immer gut, aber das Gute immer nützlich ist.

Das Gute ist nicht allein gut, sondern bringt wiederum Gutes hervor; dies ist eins seiner Attribute; nichts ist ausgezeichnet, schön, vollkommen, begehrenswert nur für sich selbst, sondern es fließt über und verbreitet seinesgleichen rund um sich her. Das Gute ist fruchtbar; es ist nicht nur gut für das Auge, sondern auch für den Geschmack; es zieht uns nicht nur an, sondern teilt sich uns mit; es erregt erst unsere Bewunderung und Liebe, dann unser Verlangen und unsere Dankbarkeit, und das je nach seiner Stärke und Fülle in den besonderen Fällen. Ein großes Gut wird große Güter ausspenden. Wenn also der Intellekt ein so ausgezeichnetes Teil von uns ist, wenn seine Bildung etwas so Ausgezeichnetes ist, so ist er nicht nur an sich schön, vollkommen, bewundernswert und edel, sondern in einem wahren und hohen Sinne muß er für den Besitzer und alles um ihn herum nützlich sein.

6.

Sie werden sehen, was ich meine, wenn ich die leibliche Gesundheit zum Vergleich heranziehe. Die Gesundheit ist an sich ein Gut, auch wenn nichts dabei herauskäme, und verdient es besonders, erstrebt und behütet zu werden; aber schließlich sind die Segnungen, die ihre Gegenwart mit sich bringt, so groß – während sie doch zugleich so eng ihrem Wesen verbunden sind und in dasselbe zurückströmen und es eingrenzen, daß wir die Gesundheit immer ebenso als nützlich wie als gut ansehen müssen und sie loben und preisen für das, was sie leistet, so gut wie für das, was sie ist, obwohl man doch nicht zugleich auf ein bestimmtes Werk oder Erzeugnis hinweisen kann, das als ihre Leistung zu bezeichnen wäre. Und so will ich denn auch im Hinblick auf die Bildung des Intellekts den Nutzen in diesem weiten Sinn als Erziehungsziel keineswegs ablehnen, wenn ich feststelle, daß die Bildung des Intellekts ein Gut an sich und ihr eigener Zweck ist; ich schließe nicht aus der Idee der intellektuellen Kultur aus, was sie nach der Natur der Dinge selbst notwendig sein muß; ich bestreite

nur, daß wir, ehe wir ein Recht haben, sie nützlich zu nennen, imstande sein müssen, auf eine bestimmte Kunstfertigkeit, ein Geschäft, einen Beruf, ein Gewerbe oder ein Werk als auf ihr Ergebnis und ihren wahren und vollständigen Zweck hinzuweisen. Es ist eine genaue Parallele: Wie der Leib einer Handarbeit oder sonstigen Beschäftigung, sei sie mäßig oder drückend, geöpft werden kann, so kann der Intellekt einem bestimmten Beruf gewidmet werden; und das nenne ich nicht die Bildung des Intellekts. Wie ferner ein Glied oder Organ des Körpers in außerordentlicher Weise benützt und entwickelt werden kann, so das Gedächtnis, die Einbildungskraft oder das Denkvermögen; und das ist wiederum nicht intellektuelle Bildung. Wie andererseits der Leib gepflegt, behütet und geübt werden kann, bloß im Hinblick auf seine allgemeine Gesundheit, so kann auch der Intellekt allgemein geübt werden, um seinen Zustand der Vollkommenheit zu erreichen; und das ist seine Bildung.

Ferner, wie Gesundheit der körperlichen Arbeit vorausgehen sollte und ein Mensch im Besitz der Gesundheit leisten kann, was ein Kranker nicht kann, und wie das Zubehör dieser Gesundheit Kraft, Energie, Gewandtheit, anmutige Haltung und Bewegungen, Handgeschicklichkeit und Ausdauer in Strapazen sind, so ist in gleicher Weise die allgemeine Bildung des Geistes das beste Hilfsmittel beim beruflichen und wissenschaftlichen Studium, und Männer von Erziehung können leisten, was ungebildete nicht können; und wer denken und begründen und vergleichen und unterscheiden und analysieren gelernt hat, wer seinen Geschmack verfeinert, sein Urteil gebildet, sein geistiges Auge geschärft hat, der wird allerdings damit nicht sogleich ein Jurist oder Verteidiger oder Redner oder Staatsmann oder ein guter Landwirt oder Arzt, ein Geschäftsmann, Soldat, Ingenieur, Chemiker, Geologe oder Archäologe sein, aber er wird eine intellektuelle Verfassung erlangt haben, in der er einen der angeführten Wissenszweige oder Berufe oder irgendeinen andern, für den er Neigung oder besondere Befähigung hat, mit einer Leichtigkeit, einer Anmut, Gewandtheit und einem Erfolge ergreifen kann, von denen ein anderer nichts weiß. In diesem Sinne also – und bisher habe ich nur wenige Worte über dieses umfassende Thema gesagt – ist geistige Bildung mit Nachdruck nützlich zu nennen.

Wenn ich also gegen berufliche oder wissenschaftliche Kenntnisse als auszeichnendes Ziel für eine Universitäts-Erziehung spreche und sprechen werde, glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich keine Achtung vor Spezial-Studien oder -Kunstfertigkeiten oder -Berufen und denen, die sich ihnen widmen, habe. Wenn ich sage, daß Recht oder Medizin nicht das Ziel für den Lehrgang einer Universität ist, so will ich damit nicht einbegreifen haben, daß die Universität nicht Recht oder Medizin lehrt. Was kann sie denn überhaupt lehren, wenn sie nichts Besonderes lehrt? Sie lehrt alles Wissen, indem sie alle Zweige des Wissens lehrt, und auf keine andere Weise. Ich sage nur, daß es diesen Unterschied hinsichtlich eines Professors für Recht oder Medizin oder Geologie oder Nationalökonomie innerhalb und außerhalb der Universität gibt, daß er außerhalb der Universität in Gefahr ist, durch sein Studium ganz verschlungen und eingeengt zu werden und Vorlesungen zu halten, die Vorlesungen eines bloßen Juristen, Mediziners, Geologen oder Nationalökonomens sind; während er innerhalb der Universität genau wissen wird, wo er und seine Wissenschaft ihren Platz haben, er ist sozusagen von einer Höhe zu ihr herabgekommen, er hat einen Überblick über alles Wissen gewonnen, er bleibt

bewahrt vor Übertreibungen durch den bloßen Wetteifer mit andern Studien, er hat von ihnen eine besondere Erleuchtung und Weite gewonnen, eine Freiheit und Selbstbeherrschung, und er behandelt seine eignen infolgedessen mit einer Philosophie und mit Hilfsquellen, die nicht seinem Studium selbst, sondern seiner freien Erziehung angehört.

Auf diese Weise also löse ich den Trugschluß, denn so muß ich es nennen, durch den Locke und seine Schüler uns davon abschrecken möchten, den Intellekt zu bilden, von der Vorstellung geleitet, daß keine Erziehung nützlich ist, die uns nicht irgendeinen weltlichen Beruf oder eine mechanische Fertigkeit oder ein Naturgeheimnis lehrt. Ich sage, daß ein gebildeter Intellekt, weil er an sich ein Gut ist, zu jedem Werk und jeder Beschäftigung, die er unternimmt, eine gewisse Kraft und Anmut mitbringt und uns befähigt, größeren Nutzen zu stiften und für eine größere Anzahl. Es gibt eine Pflicht, welche wir der menschlichen Gesellschaft als solcher schulden, dem Staat, dem wir angehören, der Sphäre, in der wir uns bewegen, den Individuen, zu denen wir in mannigfachen Beziehungen stehen und denen wir nacheinander im Leben begegnen; und wenn jene philosophische oder freie Erziehung, wie ich sie nannte, in der die eigentümliche Funktion der Universität besteht, den Berufsinteressen den ersten Platz streitig macht, so stellt sie sie nur zurück hinter der Bildung der Bürger, und während sie den weiteren Interessen der Menschenliebe dient, bereitet sie sich auch für die erfolgreiche Verfolgung jener rein persönlichen Ziele vor, die sie auf den ersten Blick zu vernachlässigen scheint.

7.

Und nun möchte ich um die Erlaubnis bitten, meine Herren, dem, was ich gesagt habe, im einzelnen größeren Nachdruck zu verleihen durch einige Auszüge aus den Schriften, auf die ich bereits anspielte und denen ich so viel Dank schuldig bin.

»Es ist ein unbestrittener Grundsatz in der Nationalökonomie«, sagt Dr. Copleston, »daß die Trennung der Berufe und die Arbeitsteilung zur Vollendung jeder Kunstfertigkeit, zum Reichtum der Nationen, zum allgemeinen Wohlstand und Gedeihen des Gemeinwesens beitragen. Dies Prinzip der Arbeitsteilung wird in einigen Fällen so weit getrieben, daß es bei Leuten, deren Aufmerksamkeit zum erstenmal darauf gelenkt wird, Staunen erregt. Es ist gar nicht zu sagen, welche Ausdehnung es annehmen kann; und je mehr die Fähigkeiten jedes Individuums auf eine einzige Beschäftigung konzentriert werden, desto größere Geschicklichkeit und Schnelligkeit wird er natürlich dabei entfalten. Doch während er so tatsächlich mehr zur Anhäufung von Nationalreichtum beiträgt, wird er selbst als vernünftiges Wesen immer mehr herabgewürdigt. In dem Maße, wie der Bereich seines Handelns eingeengt wird, schrumpfen seine geistigen Kräfte und Fähigkeiten zusammen; und er gleicht einem untergeordneten Teil einer gewaltigen Maschine, nützlich an seinem Platz, aber davon losgelöst ohne Bedeutung und Wert. Wenn es notwendig ist, und es ist ohne Frage notwendig, daß die Gesellschaft sich in Teile und Teilchen zersplittert, damit ihre verschiedenen Pflichten gut erfüllt werden, so müssen wir uns doch davor hüten, uns ganz und ausschließlich der Führung dieses Systems zu überlassen; wir müssen beachten, worin seine Übelstände bestehen, und müssen es mäßigen und beschränken, indem

wir andere Prinzipien wirksam werden lassen, die als Hemmschuh und Gegengift für die Hauptkraft dienen können.

Es ist unzweifelhaft, daß jede Kunst gefördert wird, wenn ihr Professor auf dieses Studium allein beschränkt wird. Aber wenn auch die Kunst selbst Fortschritte macht durch diese Konzentration des Geistes auf ihren Dienst – das Individuum, das auf sie beschränkt wird, geht zurück. Der Vorteil des Gemeinwesens steht nahezu in umgekehrtem Verhältnis zu seinem eignen.

Die Gesellschaft selbst fordert noch einen andern Beitrag von jedem Individuum außer den besonderen Pflichten seines Berufs. Und wenn kein solch freier Verkehr eingerichtet wird, ist es die allgemeine Schwäche der menschlichen Natur, ganz unterzugehen in kleinlichen Anschauungen und Interessen und die Wichtigkeit alles dessen zu unterschätzen, womit wir nicht zu tun haben, und unsere besondern Begriffe auf Fälle zu übertragen, wo sie nicht anwendbar sind, kurz sich so zu verhalten wie ebenso viele unverbundene Einheiten, die sich gegenseitig verdrängen und wegstoßen.

In der Pflege der Literatur finden wir jenes gemeinsame Glied, das in den höheren und mittleren Bereichen des Lebens die streitenden Abschnitte und Unterabteilungen zu einem Interesse verbindet, das gemeinsame Themen liefert und gemeinsame Gefühle entzündet, frei von jenen engen Vorurteilen, mit denen alle Berufszweige mehr oder weniger behaftet sind. Das so erworbene Wissen dehnt und erweitert auch den Geist, erweckt seine Fähigkeiten und ruft jene Glieder und Muskeln zu freierer Übung, die durch zu beharrlichen Gebrauch in einer Richtung nicht nur ein unfreies Aussehen gewinnen, sondern auch etwas von ihrem angeborenen Spielraum und ihrer Spannkraft verlieren können. Und so bereichert und veredelt es alles, ohne einen Menschen für irgendwelche Geschäfte des Lebens tauglich zu machen. Ohne ihn die besonderen Kunstgriffe irgendeines Amtes oder Berufs zu lehren, befähigt sie ihn, seine Rolle in jedem einzelnen mit größerer Anmut und edlerem Anstand zu spielen; und glücklich geordnet und geleitet ist es ein Hauptfaktor in jener vollständigen und hochgemuten Erziehung, die einen Menschen geeignet macht, richtig, geschickt und großzügig alle seine privaten und öffentlichen Pflichten in Krieg und Frieden zu erfüllen.«

8.

Die Ansicht über Freie Erziehung, die in diesen Auszügen vertreten wird, hat Mr. Davison in dem Essay, auf den ich bereits hinwies, ausführlich behandelt. Er legt größeren Nachdruck auf die »Nützlichkeit« der Freien Erziehung in dem weiteren Sinn des Wortes als sein Vorläufer in der Kontroverse. Anstatt geltend zu machen, daß der Nutzen des Wissens für das Individuum umgekehrt proportional zu dem Nutzen für die Allgemeinheit variiert, beschäftigt er sich hauptsächlich mit dem, was durch Dr. Coplestons letzte Aussprüche nahegelegt wird. Er zeigt erstens, daß eine Freie Erziehung etwas weit Höheres ist, auch nach der Skala des Nutzens, als das, was man gemeinhin eine Nützliche Erziehung nennt, und ferner, daß sie selbst für die Zwecke jener Berufs-Erziehung notwendig oder nützlich ist, die sich im allgemeinen des Titels »nützlich« rühmt. Die erste dieser

beiden Thesen empfiehlt er uns durch eine Beweisführung, der die folgenden Abschnitte entnommen sind:

»Es heißt, sich eine sehr beschränkte Ansicht vom Leben bilden«, sagt er, »wenn man ängstlich nachdenkt, wie man die Menschen zu größerer Geschicklichkeit auf ihrem Gebiet erziehen soll, und im Verhältnis dazu die freiere und erweiterte Bildung vernachlässigt oder ausschaltet. In seinem (Mr. Edgeworths) System soll der Wert aller erworbenen Kenntnisse nach ihrer Brauchbarkeit für einen Beruf bemessen werden. Die besonderen Pflichten jedes Berufes werden erhoben auf Kosten jener freien und unabhängigen Gefühle und Kräfte, welche sich einstellen, um die allgemeinen gesellschaftlichen Beziehungen zu erhalten und das Individuum in ihnen höherzuführen. Kurzum, der Mensch soll ganz von seinem Beruf verschlungen werden. Er soll von Kopf bis Fuß in seine Farbe gekleidet werden. Seine Kräfte, sein Wissen, seine Ideen sollen alle in eine Amtstracht oder Uniform gesteckt werden, und der ganze Mann soll geformt, gepreßt und starrgemacht werden, ganz nach der Schablone seines technischen Charakters. Irgendwelche Vorzüge, die sich einschleichen, oder eine Fähigkeit, für die es keine öffentliche Verwendung gibt, müssen sich, wenn sie überhaupt an ihm geduldet werden, unter dem Mantel seiner brauchbareren, privilegierten Verdienste verkriechen. Das ist der Zustand der Vollkommenheit, zu der uns der Geist und das allgemeine Streben dieses Systems führen würde.

Aber der berufliche Charakter ist nicht der einzige, den eine Person, die einen Beruf ausübt, aufweisen muß. Es gibt Dienste, zu denen sie verpflichtet ist, die weder zur Seelsorge, noch zum Gerichtswesen, noch zum Heeresdienst gehören, noch sich durch irgend solch ein Beiwort aus der bürgerlichen Ordnung beschreiben lassen und doch um nichts geringer sind als jene, die so ehrfurchtgebietende Titel tragen; geringer weder an innerem Wert noch an moralischer Bedeutung noch an Einfluß auf die Gesellschaft. Als Freund, als Gefährte, als Bürger im allgemeinen; in den Verbindungen des häuslichen Lebens; in der Verbesserung und Verschönerung seiner Mußestunden hat er einen Wirkungskreis, der in die Sphäre seines Berufs eine Umwälzung bringt, wenn Sie so wollen, aber nicht damit in Widerspruch steht; kann er darin nichts von den Vorzügen eines gebildeten Verstandes aufweisen, so ist er bei all seiner Geschicklichkeit und Nützlichkeit in dem andern nichts weiter als ein schlecht erzogener Mensch.

Es gibt eine gewisse Fähigkeit, von der alle Nationen von irgendwelcher Kultur viel Gebrauch machen. Man lernt sie nicht in der Schule oder im College als eine bestimmte Wissenschaft, obgleich sie verdient, daß alles, was dort gelehrt wird, in eine Beziehung zu ihr gebracht würde. Sie wird auch keinem durch den Staat gestiftet; denn jeder muß sie für sich selbst in Person betätigen, was er macht, so gut er nur kann. Aber in nichts gibt es größere Unterschiede als in der Art, wie man das tut. Die Verteidiger der Berufsbildung werden lächeln, wenn wir sagen, daß eben diese Fähigkeit, die wir gefördert haben möchten, ganz einfach darin besteht, in englischer Sprache vernünftig zu sprechen, ohne Lohn oder Bezahlung, in gewöhnlicher Unterhaltung. Sie werden lachen, wenn wir einigen Nachdruck darauf legen; doch in Wirklichkeit ist es keine solche Kleinigkeit, wie sie sich einbilden. Schaut in die Hütten der Wilden und seht, denn zu hören gibt es nichts, die öde Leere ihrer

stumpfsinnigen Stunden des Schweigens; ihre beruflichen Geschäfte, Krieg und Jagd, sind vorüber; und da sie nichts zu tun haben, haben sie nichts zu sagen. Wendet euch einem kultivierteren Leben zu und ihr findet die Unterhaltung in allen ihren Formen als den Mittelpunkt von etwas, was mehr ist als ein müßiges Vergnügen; in der Tat eine höchst wirksame Triebfeder, um Meinungen, Geschmack und Gefühl eines ganzen Volkes in Bewegung zu bringen und zu bilden. Sie macht von sich selbst beträchtlich viel her. Ihre Themen sind höchst mannigfaltig – alle, die nicht zu einem besondern Gebiet gehören. Was ihre Macht und ihren Einfluß angeht, so können wir sehr wohl sagen, daß es gerade so folgenschwer für die unmittelbare gesellschaftliche Umgebung eines Menschen ist, wie er spricht, als wie er handelt. Nun wird von allen, die einen Beitrag zu der vernünftigen Unterhaltung liefern, allgemein derjenige als der schlimmste angesehen, der nur in seiner eigenen Kunst wohl erfahren ist. Die Unfruchtbarkeit und der Mangel an jeglicher Belehrung in den geselligen Stunden solch eines Menschen sind geradezu sprichwörtlich. Oder entgeht er dem Stumpfsinn, so geschieht es nur dadurch, daß er in unzeitgemäße, gelehrte Schwatzhaftigkeit verfällt. Wir begehren von ihm keine Vorlesungen oder Ansprachen; und er hat nichts anderes zu geben. Vor seinen Bänken mag er ein mächtiger Mann sein; aber wenn er auf einem Stuhl sitzt, ist er ein ganz anderer Mensch. Andererseits können wir versichern, daß zu den besten Gesellschaften ein Mann gehört, der mit gewissenhafter Erlernung eines Berufs eine frei umherstreifende Bekanntschaft mit mannigfachen Kenntnissen verbunden und von daher den Geist einer allgemeinen Beobachtungsgabe gewonnen hat.«

9.

Nachdem er so gezeigt hat, daß eine freie Erziehung eine wahre Wohltat für die ist, die sie genießen als Mitglieder der Gesellschaft in den mannigfachen Pflichten und Umständen und Zufällen des Lebens, geht er an zweiter Stelle dazu über zu zeigen, daß sie über jene unmittelbaren Dienste hinaus, die man mit gutem Recht von ihr erwarten konnte, tatsächlich die Last jener besonderen Leistungen erleichtern hilft und das Streben nach jenen besonderen Vorteilen unterstützt, die mit der Ausübung eines Berufes verbunden sind und auf die die Berufs-Erziehung eingestellt ist.

»Wir gestehen zu«, bemerkt er, »daß ein Mensch, wenn er aus einem Bestreben sein Geschäft macht, auf dem rechten Wege ist, sich darin auszuzeichnen; und daß eine Teilung der Aufmerksamkeit selten Auszeichnung auf vielen Gebieten gewähren wird. Doch weiter wird unsere Zustimmung nicht gehen. Denn denkt man, es sei der Weg, einen Menschen für hervorragende Leistungen auf irgendeinem Gebiete vorzubereiten (und darum allein handelt es sich), wenn man seinen frühen Studien Fesseln anlege und seine erste geistige Entwicklung einschränke, indem man auf die Anforderungen jener einen Bestrebung allein Rücksicht nehme, so ist das eine ganz andersartige Vorstellungsweise, eine, die es unserer Auffassung nach mehr verdient, verworfen als angenommen zu werden. Möglicherweise könnte man einigen der abstrakten, isolierten Arten der Gelehrsamkeit auf diese Art näherkommen. Der Ausnahmen, die man machen muß, sind wenige, und man braucht sie hier nicht anzuführen. Was aber die Erwerbung beruflicher und praktischer Geschicklichkeit anlangt, so sind solche Grundsätze ihr Tod. Die Hauptbestandteile dieser Geschicklichkeit sind das erforderliche Wissen und

durchgebildete Fähigkeiten; doch von diesen beiden ist das zweite das weitaus Wichtigste. Ein Mensch mit wohl entwickelten Fähigkeiten gebietet über das Wissen anderer. Ein Mensch ohne sie gebietet nicht über das eigene.

Von den intellektuellen Vermögen ist das Urteil das, welches die führende Stellung im Leben einnimmt. Wie man es zu den Fähigkeiten heranbilden kann, die es besitzen soll, Schärfe und Kraft, das ist das Problem. Es wäre unwissende Anmaßung, wollte man auf eine erprobte Methode hinweisen, durch welche diese Eigenschaften jedem oder irgendeinem Verstande unfehlbar mitgeteilt werden könnten. Jedoch soviel können wir mit Sicherheit behaupten, daß ein ›Sammeler von einfachen Kräutern‹ sie nicht erlangen kann, sondern daß sie die vereinte Essenz und der Extrakt aus vielen verschiedenartigen Dingen sind, die man aus mannigfacher Lektüre und Übung zunächst und hernach durch Beobachtung gewonnen hat. Denn wenn es einen einzigen erkennbaren Punkt über dieses Thema gibt, so ist es der, daß ein Mensch, der nur darin geübt worden ist, über einen Gegenstand und um eines Gegenstandes willen nachzudenken, niemals auch nur diesen einen recht beurteilen wird, während die Erweiterung seines Kreises sein Wissen und seine Fähigkeiten in raschem Wachstum sich vermehren läßt. So sehr wirken Ideen nicht als abgesonderte Einheiten, sondern durch ihre Gruppierung und Verbindung; und deutlich sind all die Dinge, die in das eigene Gebiet derselben geistigen Fähigkeit fallen, ineinander verschlungen und unterstützen sich gegenseitig. Das Urteil lebt gleichsam von Vergleich und Unterscheidung. Kann man also im Zweifel sein, ob die Ordnung und Ausdehnung des Bereichs von Dingen, auf die es in seinen ersten Versuchen Anwendung findet, für seine Fähigkeit von Nutzen sind?

Um uns den Weg zu diesem Thema noch etwas weiter zu eröffnen, wollen wir definieren, was wir mit Urteilskraft meinen, und dann versuchen, uns darüber Gewißheit zu verschaffen, bei welcher Art von Studien wir überhaupt ihre Verbesserung erwarten können.

Urteil steht hier nicht für eine gewisse einfache, nützliche Eigenschaft des Intellekts, die den Menschen davor bewahrt, Fehler zu begehen zum Nachteil seines Vermögens oder öffentlichen Ansehens; sondern für das beherrschende Prinzip in Geschäft, Literatur und Begabung, das ihm Kraft verleiht gegenüber jedem Gegenstand, mit dem er sich herumschlagen mag, und ihn befähigt, den springenden Punkt darin zu erfassen. Ob diese Definition metaphysisch richtig ist oder nicht – sie rührt unmittelbar an den Stoff unserer Untersuchung. Sie beschreibt die Kraft, die jedermann zu besitzen wünscht, wenn er in einem Beruf oder sonstwo zum Handeln kommt, und stimmt überein mit unserer besten Idee von einem gebildeten Geist.

Sodann läßt sich nicht leugnen, daß man, um das Urteil zu fördern, den Geist mit Gegenständen beschäftigen muß, die in den Erkenntnisbereich jener Fähigkeit fallen und ihren Begriffen eine wirkliche Übung gewähren. Hier haben wir eine Regel für die Auswahl, nach der die verschiedenen Gebiete des Wissens für unsern Zweck geordnet werden können. Diejenigen, welche zum Bereich des Urteils gehören, sind Religion (in ihrer Daseinsbegründung und ihrer Interpretation), Ethik,

Geschichte, Beredsamkeit, Poesie, die Theorien der allgemeinen Spekulation, die schönen Künste und die Werke des Witzes. So groß die Mannigfaltigkeit dieser weiten Abteilungen des Wissens scheinen mag – sie werden alle durch zwei Hauptprinzipien der Verknüpfung zusammengehalten. Erstens sind sie alle herausgebrochen aus ein und demselben großen Stoff: der moralischen, sozialen und fühlenden Natur des Menschen. Und zweitens stehen sie alle unter der (mehr oder weniger strengen) Kontrolle der moralischen Vernunft.

Wenn diese Studien«, so fährt er fort, »derart sind, daß sie die Urteilsfähigkeit unmittelbar spielen lassen und üben, so sind sie die wahre Grundlage für die Erziehung der tätigen und erfinderischen Kräfte, ob sie nun für einen Beruf oder irgendeinen andern Gebrauch bestimmt sind. So gemischt die Gesellschaft scheinen mag, aus Geschichte, Beredsamkeit, Poesie, Ethik u. s. w., verschmolzen werden sie alle miteinander zu einem einheitlichen Ergebnis zusammenwirken. Sie sind notwendig, um einander wechselseitig zu erklären und zu deuten. Das Wissen, das aus ihnen allen abgeleitet ist, wird verschmelzen, und die Fähigkeiten eines Geistes, der sich in ihnen abwechselnd bewegt und geübt hat, werden sich verbinden, um einen reicheren Gedankenstrom hervorzubringen und allgemeinere und praktischere Anwendung, als aus einem allein erlangt werden könnte, wie das Verschmelzen der Metalle zu korinthischer Bronze dem Künstler sein geschmeidigstes und vollkommenstes Material gab. Könnten wir es wagen, einen Autor nachzuahmen (den man freilich weit sicherer als Autorität nimmt, denn zu kopieren sucht), nämlich Lord Bacon in seinen prägnanten Erläuterungen des vergleichweisen Nutzens der verschiedenen Studien, so möchten wir sagen, daß Geschichte dem Verstand Fülle, Moralphilosophie Kraft und Poesie Schwung verleiht. Das ist in Wirklichkeit die natürliche Stärke und Neigung dieser Studien; aber es gibt wenige Seelen, die empfänglich genug sind, um aus ihnen irgendwelche Kraft herzuleiten, die diesen hohen Ausdrücken angemessen wäre. Wir müssen uns also bescheiden und unsern Lobspruch dahin herabstimmen, daß ein Mensch, wenn er den Lehrgang dieser mannigfachen Lektüre durchmacht, notwendig wenigstens einen gewissen Hauch und eine Färbung von diesen verschiedenen Eigenschaften annehmen muß. Eines ist fraglos, daß die Elemente der allgemeinen Vernunft in einer Art des Studiums nicht ihren vollen und wahren Ausdruck finden können; und daß man, wenn man ihre Sprache kennenzulernen wünscht, sie in vielen Büchern lesen muß.

Wenn verschiedene Studien nützlich sind, indem sie sich gegenseitig helfen, so sind sie noch nützlicher, indem sie einander berichtigen; denn wie sie ihre besonderen Verdienste für sich haben, so haben sie auch ihre Fehler, und die ausgedehnteste Bekanntschaft mit einem kann nur einen Intellekt hervorbringen, der entweder zu flatterhaft oder zu nüchtern ist oder mit irgendeinem andern Fehler behaftet, der von beschränkter Lektüre kommt. Die Geschichte z. B. zeigt die Dinge, wie sie sind, d. h. die Moral und die Interessen der Menschen entstellt und verkehrt durch alle Unvollkommenheiten ihrer Leidenschaften, ihrer Torheit, ihres Ehrgeizes; die Philosophie streift zuviel von dem Bilde ab; die Poesie schmückt es zu sehr aus; die vereinten Lichter der drei berichtigen die falsche besondere Färbung, die ihm jede einzelne gibt, und zeigen uns die Wahrheit. Die richtige Art, darüber zu denken, kann man gewinnen, wenn man sie alle zusammennimmt, wie jedermann wissen muß, der gesehen hat, wie

ihre Beiträge an Gedanken und Gefühlen vereint zum Ausdruck kamen in dem männlichen Empfinden unseres unsterblichen Staatsmanns Mr. Burke, dessen Beredsamkeit nur von seiner bewundernswerten Weisheit übertroffen wird. Wenn irgendein Geist, der gleich seinem gebildet ist, unser Lehrer sein soll, müssen wir zu der ersten Quelle der Dinge hingehen, so wie er, und nicht seine Werke, sondern seine Methode studieren; durch das eine können wir schwache Nachahmer werden, durch das andere zu einer eigenen Fähigkeit gelangen. Doch wie jede Biographie uns versichert, ist er und jeder andere fähige Denker nicht durch sparsame Anmessung der Studien an ein bestimmtes künftiges Ziel gebildet worden (was Mr. Edgeworths Grundsatz ist), sondern indem er einen weiten und freien Umkreis wählte und viel über eine Menge Gegenstände nachdachte, mit keinem besseren Ziel vor Augen, als weil die Übung danach angetan war, sie zu vernünftigeren und intelligenteren Geschöpfen zu machen.«

10.

Doch ich muß mit diesen Auszügen Schluß machen. Heute habe ich mich darauf beschränkt zu sagen, daß die Übung des Intellekts, die für das Individuum selbst am besten ist, es am besten instandsetzt, seine Pflichten gegenüber der Gesellschaft zu erfüllen. Freilich sind der Philosoph und der Mann von Welt schon dem bloßen Begriff nach verschieden, aber die Methoden, durch die sie jeweils gebildet werden, sind ziemlich dieselben. Der Philosoph ist ebenso Herr über die gedanklichen Gegenstände wie der wahre Bürger und Edelmann in Sachen des Geschäfts und Verhaltens. Wenn man also ein praktisches Ziel für den Lehrgang der Universität angeben soll, so sage ich, es besteht in der Erziehung guter Mitglieder der Gesellschaft. Ihre Kunst ist die Kunst des sozialen Lebens, und ihr Ziel ist die Tüchtigkeit für die Welt. Sie beschränkt weder ihre Anschauungen auf besondere Berufe, noch schafft sie andererseits Helden oder inspiriert Genies. Werke des Genies freilich fallen unter keine Kunstfertigkeit; heroische Seelen unterstehen keiner Regel; eine Universität ist keine Geburtsstätte von Dichtern oder unsterblichen Schriftstellern, von Schulhäuptern, von Koloniegründern, von Eroberern, die Nationen unterwerfen. Sie verspricht keine Generation von Aristoteles' oder Newtons, Napoleons oder Washingtons, von Raffaels oder Shakespeares, wenn sie auch in früherer Zeit solche Wunder der Natur in ihren Mauern geborgen hat. Andererseits ist sie auch nicht damit zufrieden, Kritiker oder Erfahrungswissenschaftler, Ökonomen oder Ingenieure zu bilden, obwohl sie auch das in ihrem Umkreis einschließt. Sondern die Universitätsausbildung ist das große ordnungsgemäße Mittel zu einem großen, aber ordnungsgemäßen Ziel; sie strebt danach, den intellektuellen Ton der Gesellschaft zu heben, den Geist des öffentlichen Lebens zu bilden, den nationalen Geschmack zu reinigen, der volkstümlichen Begeisterung wahre Prinzipien und den volkstümlichen Bestrebungen feste Ziele zu liefern, den Ideen der Zeit Weite und Besonnenheit zu geben, die Ausübung der politischen Gewalt zu erleichtern, den Verkehr im Privatleben zu verfeinern. Sie ist die Erziehung, die dem Menschen einen klar bewußten Überblick über seine eignen Meinungen und Urteile gibt, Wahrheit, sie zu entwickeln, Beredsamkeit, sie auszudrücken, Kraft, sie zu vertreten. Sie lehrt ihn, die Dinge zu sehen, wie sie sind, geradewegs auf den entscheidenden Punkt loszugehen, ein Gedankenknäuel zu entwirren, aufzudecken, was sophistisch ist, und zu entfernen, was bedeutungslos ist. Sie bereitet ihn vor, jeden

Posten vertrauenswürdig auszufüllen und jeden Gegenstand mit Leichtigkeit zu bewältigen. Sie zeigt ihm, wie er sich andern anpassen kann, wie er sich in ihren Geisteszustand versetzen, wie er ihnen seinen eignen nahebringen, auf sie Einfluß gewinnen, zur Verständigung mit ihnen gelangen, Geduld mit ihnen haben kann. Er ist in jeder Gesellschaft daheim, er hat gemeinsamen Boden mit jeder Klasse; er weiß, wann man reden und wann man schweigen muß; er kann die Unterhaltung führen und kann zuhören; er kann beharrlich eine Frage stellen und zur rechten Zeit eine Lehre annehmen, wenn er selbst nichts mitzuteilen hat; er ist stets bereit, doch niemals im Wege; er ist ein angenehmer Gefährte und ein Kamerad, auf den man sich verlassen kann; er weiß, wann man ernsthaft sein muß und wann man scherzen darf, und er hat einen sichern Takt, der ihn befähigt, mit Anmut zu scherzen und wirkungsvoll ernst zu sein. Er hat die Ruhe eines Geistes, der in sich selbst lebt, während er in der Welt lebt, und der Quellen des Glücks daheim hat, wenn er nicht in die Fremde gehen kann. Er besitzt eine Gabe, die ihm im öffentlichen Leben dient und ihm in der Zurückgezogenheit hilft, ohne die das Glück nur gemein ist und mit der Mißgeschick und Enttäuschung einen Reiz haben. Die Kunst, die dahin zielt, den Menschen zu all dem zu machen, ist ihrem Zweck nach ebenso nützlich wie die Kunst, die dem Reichtum oder der Gesundheit dient, wenn sie auch weniger auf eine Methode zu bringen, weniger greifbar, weniger gewiß, weniger vollständig in ihrem Ergebnis ist.

VIII. Vortrag DAS WISSEN IN SEINER BEZIEHUNG ZUR RELIGION

1.

Wir werden heute, meine Herren, zu Ende kommen mit der Untersuchung, die ich drei Vorträge vorher begann und die, wie ich wohl bemerkte, durch ihre Länge – wenn aus keinem andern Grunde – Ansprüche an die Geduld auch nachsichtiger Hörer stellte.

Zuerst beschäftigte ich mich mit der Aufstellung des Prinzips, daß Wissen sich selbst Lohn ist; und ich zeigte, daß es, wenn es in diesem Lichte betrachtet wird, Freies Wissen heißt und das Ziel der akademischen Einrichtungen ist.

Sodann prüfte ich, was mit Wissen gemeint ist, wenn man sagt, daß es um seiner selbst willen erstrebt wird; und ich zeigte, daß die Philosophie seine Form sein muß, wenn es dieser Idee genügen soll; oder mit andern Worten, daß sein Stoff nicht passiv in die Seele aufgenommen werden darf wie so viele erworbene Kenntnisse, sondern beherrscht und angeeignet werden muß als ein System, das aus Teilen besteht, die einer auf den andern bezogen sind und einander in der Einheit eines Ganzen die rechte Deutung geben.

Ferner zeigte ich, daß solche philosophische Betrachtung des Wissensfeldes, wenn sie, wie sie es tatsächlich tat, zu einem Verständnis seiner getrennten Gebiete führte und zu einer Schätzung ihrer in ihrem Wechselverhältnis, in der Folge mit Recht eine Erleuchtung genannt werden konnte; es war auch

berechtigt, sie eine Erweiterung des Geistes zu nennen, weil sie eine bestimmte Anordnung der Dinge zueinander, wie im Raume, war; während sie überdies ihre eigene Bildung und ihr eigenes bestes Milieu war, sowohl weil sie dem Geist den Anblick der Dinge sicherte, wie sie sind, oder der Wahrheit im Gegensatz zu Phantasie, Meinung und Theorie; als ferner, weil sie die Vollendung seiner mannigfachen Kräfte voraussetzte und einschloß.

So, sagte ich, war das Wissen, das es verdient, um seiner selbst willen erstrebt zu werden, auch wenn es keinen weiteren Vorteil verspräche. Aber als ich so weit gelangt war, ging ich weiter und bemerkte, daß etwas, was an und für sich so gut sei, nicht umhinkönnte, auch nach außen vielfachen Nutzen zu bringen, wenn es ihn auch nicht verspräche, einfach weil es gut sei; und daß es notwendig eine Quelle des Segens für die Gesellschaft sein müsse, groß und mannigfach gemäß seiner eigenen inneren Vortrefflichkeit. Gerade so wie in der Moral die Ehrenhaftigkeit die beste Politik ist, da sie sich in weltlicher Hinsicht nützlich erweist, obwohl solcher Nutzen nicht der Maßstab ihres Werts ist, so ist auch im Hinblick auf das, was man die Tugenden des Intellekts nennen kann, ihr bloßer Besitz ein substantielles Gut und hinreichend; und doch hat diese Substanz einen Schatten, der untrennbar von ihr ist, nämlich ihre soziale und politische Nützlichkeit. Und das war das Thema, dem ich den vorangehenden Vortrag widmete.

Ein Teil des Themas steht noch aus: diese intellektuelle Bildung, die an sich schon so hoch steht, hat nicht nur Bedeutung für die Pflichten des sozialen und tätigen Lebens, sondern auch für die Religion. Den Geist, der Erziehung genossen hat, kann man in gewissem Sinne religiös nennen; d. h., er hat etwas, was man als seine eigene Religion ansehen kann, unabhängig vom Katholizismus, teils damit zusammenwirkend, teils ihn durchkreuzend; zugleich ein Verteidigungsmittel und doch eine Beunruhigung für die Kirche in katholischen Ländern, und in Ländern jenseits ihres Bereichs einmal in offenem Kampfe mit ihr, zu anderer Zeit im Defensivbündnis. Die Geschichte der Schulen und Akademien, der Literatur und Wissenschaft wird mich im allgemeinen, denke ich, rechtfertigen, wenn ich so spreche. Da es nun mein Ziel in diesen Vorträgen ist, die Leistung und Tätigkeit der Universität klar herauszustellen, in sich betrachtet und in ihren Beziehungen zu den verschiedenen Mitteln des Unterrichts und der Ausbildung, die es rings um sie her gibt, wäre mein Überblick unvollständig, wenn ich nicht versuchte, wie ich es nun vorhabe, ihre allgemeine Bedeutung für die Religion klarzumachen.

2.

Die richtige Vernunft, d. h. die Vernunft richtig angewendet, führt den Geist zum katholischen Glauben und läßt ihn darin Wurzel fassen und lehrt ihn, bei allen seinen religiösen Betrachtungen unter dessen Führung vorzugehen. Aber die Vernunft, als realer Faktor in der Welt betrachtet und als ein wirkendes Prinzip in der Natur des Menschen, mit einem historischen Werdegang und mit bestimmten Ergebnissen, ist weit davon entfernt, eine so gerade und befriedigende Richtung einzuschlagen. Sie betrachtet sich selbst von Anfang bis zu Ende als unabhängig und obersten

Herrscher; sie braucht keine äußere Autorität; sie macht sich selbst eine Religion. Auch wenn sie den Katholizismus annimmt, geht sie nicht schlafen; sie hat eine eigene Betätigung und Entwicklung wie die Leidenschaften oder die moralischen Gefühle oder das Prinzip des Eigennutzes. Die göttliche Gnade, um die Sprache der Theologie zu gebrauchen, schiebt durch ihre Anwesenheit die Natur nicht bei Seite; auch wird die Natur nicht sogleich einfach in Übereinstimmung und Verbindung mit der Gnade gebracht. Die Natur verfolgt ihre Bahn, die bald mit der der Gnade zusammenfällt, bald ihr parallel läuft, bald sie kreuzt, nun davon abbiegt, nun darauf stößt, je nach ihrer eigenen Unvollkommenheit und der Anziehung und dem Einfluß, den die Gnade auf sie ausübt. Und was hinsichtlich anderer Prinzipien unserer Natur und ihrer Entwicklung stattfindet, das findet sich auch, wenn man die Vernunft betrachtet. Es gibt, wie wir wissen, eine Religion der Schwärmerei, der abergläubischen Unwissenheit, der Politik; und jede hat ein Etwas in sich, das dem Katholizismus ähnelt, und eines wiederum, das dem Katholizismus widerspricht. Es gibt die Religion eines kriegerischen Volkes und eines Hirtenvolkes; es gibt eine Religion barbarischer Zeiten und ebenso eine Religion zivilisierter Zeiten, des gebildeten Intellekts, des Philosophen, Gelehrten und gentleman. Das ist jene Religion der Vernunft, von der ich spreche. An sich betrachtet ist sie natürlich, so nahe sie auch dem Katholizismus kommen mag, schlechthin von ihm verschieden; denn der Katholizismus ist ein geschlossenes Ganzes und läßt keinen Kompromiß und keine Abwandlung zu. Doch das heißt die Sache abstrakt betrachten; tatsächlich und mit Rücksicht auf die Individuen kann es uns keine Schwierigkeit bereiten, wenn wir diese Religion der Vernunft in einem katholischen Lande vorfinden, als einen Geist, der die Menschen bis zu einem gewissen Grade beeinflusst, zum Guten, zum Schlimmen oder zu beidem – einen Geist der Zeit, den man wiederum wie unter Katholiken, so mit noch größerem Schwung und Erfolg in einem nicht-katholischen Lande finden kann, und der doch in einem solchen Lande im wesentlichen derselbe ist, wie er in einem katholischen Gemeinwesen existiert. Das Problem, das wir heute vorhaben, ist also, einen Teil der Umrisse der Religion der Zivilisation festzulegen, wenn wir sie bestimmt fassen können, und zu bestimmen, wie sie sich zu jenen Prinzipien, Lehren und Regeln verhalten, die der Himmel uns in der katholischen Kirche gegeben hat.

Und wenn ich hier von der offenbarten Wahrheit spreche, so ist es wohl kaum nötig, wiederum zu sagen, daß ich mich nicht auf die Hauptartikel und ausgezeichneten Punkte des Glaubens beziehe, wie sie im Credo enthalten sind. Hätte ich es unternommen, eine Philosophie zu skizzieren, die geradezu im Widerspruch mit dem Credo steht, so hätte ich davon nicht als mit dem Bekenntnis des Katholizismus vereinbar sprechen können. Die Philosophie, von der ich spreche, ob man sie innerhalb oder außerhalb der Kirche betrachtet, nimmt nicht notwendig vom Credo Kenntnis. Wo das Land katholisch ist, nimmt der Geist des Gebildeten vermöge einer Art impliziten Glaubens seine Artikel als zugestanden an; wo das nicht der Fall ist, läßt er sie und das ganze Gebiet, worauf sie Bezug haben, als bedeutungslos für soziale und politische Interessen einfach unbeachtet. Die Wahrheiten über die Natur Gottes, über Sein Verhalten gegen das Menschengeschlecht, über das Erlösungswerk – im einen Fall nimmt er sie demütig hin, im andern geht er darüber hinweg als über Gegenstände der bloßen

Meinung, die niemals entschieden werden können und die keine Macht über uns haben können, uns moralisch besser oder schlechter zu machen. Ich spreche also nicht vom Glauben an die großen Gegenstände der Religion, wenn ich vom Katholizismus spreche, sondern ich betrachte den Katholizismus hauptsächlich als ein System der pastoralen Unterweisung und moralischen Pflicht; und ich habe es mit seinen Lehren vornehmlich zu tun, soweit sie der Leitung des Gewissens und Verhaltens dienen. Ich spreche von ihm z. B., sofern er den gefallenen Zustand des Menschen lehrt; seine äußerste Unfähigkeit, den Himmel durch etwas, was er selbst tun kann, zu gewinnen; die moralische Gewißheit, daß er seine Seele verliert, wenn er sich selbst überlassen bleibt; das schlechthinnige Fehlen aller Rechte und Ansprüche des Geschöpfes vor dem Angesicht des Schöpfers; die unbegrenzten Ansprüche des Schöpfers auf den Dienst des Geschöpfes; die gebieterische und verpflichtende Kraft der Stimme des Gewissens und das unfassbare Übel der Sinnlichkeit. Ich spreche davon, sofern er lehrt, daß niemand den Himmel gewinnt, es sei denn durch die freie Gnade Gottes, niemand ohne eine Wiedergeburt der Natur; daß niemand Ihm gefallen kann ohne Glauben; daß das Herz der Sitz der Sünde ist wie des Gehorsams; daß Nächstenliebe die Erfüllung des Gesetzes ist; und daß die Eingliederung in die katholische Kirche das verordnete Werkzeug der Erlösung ist. Das sind die Lehren, die den Katholizismus als Volksreligion auszeichnen; und dies sind die Themen, denen sich der gebildete Intellekt praktisch zuwenden wird: Ich habe nicht die doktrinäre, sondern die moralische und soziale Lehre der Philosophie auf der einen Seite, des Katholizismus auf der andern zu vergleichen und gegenüberzustellen.

3.

Nun sehen wir bei der Inangriffnahme unseres Themas gleich ein bedeutsames Liebeswerk, das der Philosoph wahrscheinlich den Hirten der Kirche übertragen wird. Offenbar ist der erste Schritt, den sie bei der Bekehrung des Menschen und der Erneuerung seiner Natur zu tun haben, seine Errettung aus jener furchtbaren Knechtschaft der Sinne, die sein gewöhnlicher Zustand ist. Die Netze dieser Knechtschaft zu zerreißen und die zehntausend Schlingen, in denen sie das Herz festhält, zu entwirren und loszumachen, das heißt, so möchte ich fast sagen, ihn schon halbwegs in den Himmel bringen. Hier wird sogar die göttliche Gnade, wenn wir von den Dingen nach ihrem äußeren Anschein sprechen, zunichte und zieht sich ohne Ausweg und Hilfsquelle zurück vor dieser ungeheuren Bezauberung. Die Religion scheint zu hoch und unirdisch, um einen beständigen Einfluß auf uns ausüben zu können: Ihre Anstrengung, die Seele emporzuheben, und die Anstrengung der Seele, dabei mitzuwirken, sind zu heftig, um anzudauern. Es ist, wie wenn man den Arm in ganzer Länge ausstreckt oder eine schwere Last stützt, was man eine Zeitlang fertigbringt, aber bald ist man erschöpft und erliegt. Nichts kann über seine eigene Natur hinaus wirken; wenn wir also zu etwas berufen sind, was überirdisch ist, so ist es, obwohl uns jene außergewöhnlichen Hilfsmittel vom Himmel geschenkt sind, mit denen der Gehorsam möglich wird, doch selbst mit ihnen eine überwältigende Schwierigkeit. Wir werden jeden Augenblick zur Erde gezogen mit der Leichtigkeit und Sicherheit einer natürlichen Schwerkraft, und nur durch plötzliche Antriebe und gewaltsames

Aufstampfen gleichsam versuchen wir aufwärtszusteigen. Die Religion erleuchtet freilich, erschreckt, unterwirft; sie gibt den Glauben, erweckt Gewissensbisse, flüstert Entschließungen ein, lockt Tränen hervor, entflammt fromme Hingabe, aber nur für die jeweilige Gelegenheit. Ich wiederhole, sie verleiht eine innere Kraft, die mehr bewirken sollte als das; ich vergesse weder, daß ihre Stützen wirklich hinreichend sind, noch daß die die Verantwortung tragen, in denen sie nichts ausrichten. Ich erörtere überhaupt nicht theologische Fragen, ich sehe auf die Erscheinungen, wie sie vor mir liegen, und ich sage, der sündhafte Geist bereut und beteuert, daß er nie wieder sündigen wird, und für eine Weile wird er durch Überdruß und Abscheu vor der Bosheit des Feindes geschützt. Aber dieser Feind weiß nur zu gut, daß solche Zeiten der Reue ein Ende zu haben pflegen: Er wartet geduldig, bis die Natur schwach wird von der Anstrengung des Widerstandes und unter dem nächsten Ansturm der Versuchung passiv und hoffnungslos erliegt. Was wir dann brauchen, ist ein Mittel oder Werkzeug, die Annäherung unseres geistigen Feindes wenigstens aufzuhalten und abzuwehren, ein Mittel, das hinreichend in Übereinstimmung und auf einer Ebene mit unserer Natur ist, um ebenso große Gewalt über uns zu haben wie die Verlockungen sinnlicher Annehmlichkeit. Es wird unsere Weisheit sein, die Natur gegen sich selbst zu gebrauchen. So sind Sorge, Krankheit und Not von der Vorsehung bestimmte Vorkämpfer gegen unsere innere Unordnung; sie kommen über uns, wenn die Jahre dahingehen, und üben im allgemeinen ihre natürlichen Wirkungen auf uns aus in dem Maße, wie wir ihrem Einfluß unterworfen sind. Dies jedoch sind Gottes Werkzeuge, nicht die unsern; wir brauchen ein ähnliches Hilfsmittel, das wir uns zu eigen machen können, das Objekt einer ordnungsgemäßen Fähigkeit oder das Ziel einer natürlichen Neigung, das fähig ist, bei der Seele zu bleiben und sich bei ihr häuslich niederzulassen und sie für sich in Anspruch zu nehmen, und das so ein Gegenspieler wird gegen die anstürmende Macht der Sinnlichkeit und eine Art homöopathischer Medizin gegen dieses Übel. Hier also, glaube ich, liegt das wichtige Hilfsmittel, das intellektuelle Bildung uns bei der Rettung der Opfer der Leidenschaft und des Eigenwillens liefert. Es ersetzt nicht die religiösen Triebkräfte; es ist nicht die Ursache oder der eigentümliche Vorläufer jeder übernatürlichen Wirkung; es verdient nicht himmlische Unterstützung oder Belohnung; es verrichtet ein Werk, das zum mindesten materialiter gut ist (wie die Theologen sagen), welches auch sein realer und formaler Charakter sein mag. Es vertreibt die Erregungen der Sinne, indem es die des Intellekts einführt.

Dies also ist der zunächst ins Auge springende Vorteil des Strebens nach Wissen; er besteht darin, daß die Seele abgezogen wird von Dingen, die sie schädigen im Hinblick auf die Gegenstände, die eines vernünftigen Wesens würdig sind; und wenn es sie auch nicht über die Natur erhebt noch dahin führt, uns unserm Schöpfer wohlgefällig zu machen – ist es denn gar nichts, wenn etwas Harmloses an die Stelle dessen gesetzt wird, was, gelinde gesagt, unaussprechlich gefährlich ist? ist es etwas Geringes, wenn ein Kreis von Gedanken, die sicherlich sündhaft sind, gegen andere vertauscht wird, die es sicherlich nicht sind? Sie werden vielleicht mit den Worten des Apostels sagen: »Wissen bläht auf«, und zweifellos mag die geistige Bildung, auch wenn sie erfolgreich ist im Hinblick auf den Zweck, für den ich sie in Anspruch nehme, anfangs nicht mehr sein als die Ersetzung der Sinnlichkeit durch Stolz.

Ich gestehe es zu, ich denke, daß ich sogleich etwas über diesen Punkt zu sagen haben werde; aber das ist kein notwendiges Ergebnis, es ist nur ein zufälliges Übel, eine Gefahr, die sich verwirklichen oder vermieden werden kann, während wir in den meisten Fällen von Schuld, und von ganz abscheulicher Schuld, sprechen müssen, wo die Seele wild dahinrennen und ihren Gedanken ohne Zucht oder Gesetz irgendwelcher Art nachhängen darf; und sicherlich ist es ein Gut, die Seele von der Todsünde abzulenken, und so weit ein Gewinn, was auch dabei herauskommen mag. Und darum, wenn ein Freund in der Not zweifach ein Freund ist, sehe ich ein, daß intellektuelle Betätigung, wenn sie auch nichts weiter tut, als den Geist mit Gegenständen beschäftigen, die von Natur aus edel oder unschuldig sind, einen besondern Anspruch auf unsere Achtung und Dankbarkeit hat.

4.

Und das ist noch nicht alles: Das Wissen, die Schulung, durch die es gewonnen wird, und die Geschmacksrichtung, die es ausbildet, führen von Natur aus dahin, die Seele zu verfeinern und ihr eine ganz natürliche, doch höchst wirkliche Unzugänglichkeit, ja mehr als dies: einen Ekel und Abscheu gegen die Ausschreitungen und Vergehen des Bösen zu verleihen, bei denen diejenigen oft oder gewöhnlich am Ende landen, die nicht von Anfang an dafür Sorge getragen haben, sich gegen das, was lasterhaft und verbrecherisch ist, zur Wehr zu setzen. Sie erzeugt eine Gewähltheit, ähnlich der Empfindlichkeit und Verwöhnung, die gute Ernährung oder eine krankhafte Anlage hinsichtlich der Speisen bewirkt; und obwohl diese Gewähltheit kein hohes Prinzip verfißt, kein Schutz ist im Fall einer heftigen Versuchung noch sicher in ihrer Wirkung, wird sie doch oft oder im allgemeinen lebhaft genug sein, um einen vollständigen Widerwillen gegen gewisse Verstöße zu erzeugen, einen Abscheu und eine Verachtung gegen sie als nicht gentlemanlike, gegen Verstöße, zu denen rohere Naturen, ja solche, die weit mehr wirkliche Religion in sich haben, sich versucht fühlen oder sogar verführen lassen. Kaum können wir den Wert einer Schutzwache wie dieser an ihrer Stelle übertreiben, wenn wir die Massen von Menschen in Betracht ziehen, die in das offene Feld der Welt hinausgestoßen sind oder fern von ihren Augen und von dem Zwang der öffentlichen Meinung zurückgezogen leben. In vielen Fällen, wo sie vorhanden ist, werden Sünden, die Menschen in andern Verhältnissen ganz vertraut sind, der Seele nicht einmal entgegentreten; in andern wird das Schamgefühl und die schnell sich regende Scheu vor Entdeckung ihnen als ausreichendes Hindernis im Wege stehen, wenn sie sich ihr darbieten. Sodann wird auch jene Gewähltheit, von der ich spreche, geradezu einen Haß gegen jenen erbärmlichen Unterhaltungston begründen, der, wenn er, wie es gegenwärtig geschieht, die Welt beherrscht, als ein beständiger Zündstoff des Übels rings um die Seele aufgehäuft ist; überdies wird sie eine Unentschlossenheit und Unentschiedenheit erzeugen, wo es gilt, Böses zu tun, die als ein Hemmschuh wirken werden, bis die Gefahr vorbei ist. Und obwohl sie nicht dahinführt, wiederhole ich, das Herz besser zu machen oder es gegen die Herrschaft eben jener Übel in anderer Gestalt zu sichern, die es in den besonderen Formen der Annäherung, in denen sie über andere Herr werden, zurückweist, so können doch Fälle vorkommen, wo sie, nachdem eine Sünde begangen wurde, so starke Gewissensbisse hervorruft und so heftigen Selbsthaß, daß sie sogar hinreichend sind, die besondere

moralische Verwirrung zu heilen und ihre Wiederkehr ein für allemal zu verhüten; wie der Verschwender in der Geschichte, der, nachdem er vom Gipfel einer Erhebung auf seine verlorenen Äcker herabgeschaut hatte, als ein Geizhals herunterkam und bis zum Ende seiner Tage ein Geizhals blieb.

Und all das trifft in besonderer Weise zu in einer Zeit wie der unsern, wo freilich körperlicher und seelischer Schmerz ebenso reichlich vorhanden sind wie früher, aber andere Gegenkräfte gegen das Böse, Mittel der Zucht, die es zu andern Zeiten gibt, wegfallen. In rohen und halbbarbarischen Epochen, wenigstens in einem Klima wie dem unsern, ist es das tägliche, ja das hauptsächlichste Geschäft der Sinne, der Seele Gefühle des Mißbehagens zuzuführen, soweit sie überhaupt Gefühle zuführen. Den Elementen ausgesetzt sein, soziale Unordnung und Gesetzeslosigkeit, die Tyrannei der Mächtigen und feindliche Einfälle sind eine strenge Schulung, gewähren kurze Zwischenpausen oder ergeben eine harte Buße für Trägheit und Sinnlichkeit. Die grobe Nahrung, die dürftige Kleidung, die heftige Übung, das umherschweifende Leben, der militärische Zwang, die unvollkommene Heilkunde, die jetzt nur die Prüfungen besonderer Klassen des Gemeinwesens sind, waren einst mehr oder weniger das Los aller. In den tiefen Wäldern oder den einsamen Wildnissen des Mittelalters waren religiöse oder abergläubische Gefühle naturgemäß lebendig unter der Bevölkerung, die in verschiedener Weise dem Missionar oder Pastor eine edle Einfachheit der Sitten erhalten halfen. Doch wenn sich mit dem Fortschreiten der Gesellschaft die Menschen in Städten ansammeln und auf beschränktem Raum vermehren, wenn das Gesetz ihnen Sicherheit gibt und die Kunstfertigkeit Bequemlichkeiten, wenn eine gute Regierung ihnen Mut und Männlichkeit raubt und die Eintönigkeit des Lebens sie auf sich selbst zurückweist, wer sieht nicht, daß sie dann keine Ablenkung und keinen Schutz gegen das Böse haben, daß das Laster die bloße Reaktion auf ungesunde Beschäftigung ist, und sinnliche Ausschreitung der Festtag der hilflosen Unwissenheit? Dies wird von den Wohlfahrtsbestrebungen unserer Tage so gut begriffen, daß sie sich besonders mit Plänen beschäftigt haben, um die Massen unserer Stadtbevölkerung mit anständiger intellektueller Unterhaltung zu versorgen. Billige Literatur, Bibliotheken des nützlichen und unterhaltenden Wissens, wissenschaftliche Vortragsveranstaltungen, Museen, zoologische Sammlungen, Gebäude und Gärten, die dem Auge gefallen und den Gefühlen Ruhe geben, äußere Objekte jeglicher Art, die die Seele selbst fesseln und sie in freien Betrachtungen weiten und in die Höhe tragen können, das sind die weise ausgedachten und, so weit sie reichen, trefflichen menschlichen Mittel, um den Anstürmen des moralischen Übels wenigstens auszuweichen und die Feinde nicht bloß der individuellen Seele, sondern auch der ganzen Gesellschaft in Schach zu halten.

Solcher Art sind die Hilfsmittel, mit denen ein Zeitalter von fortgeschrittener Zivilisation gegen jene moralischen Verirrungen kämpft, welche Vernunft und Offenbarung verurteilen; und ich habe ohne Zurückhaltung zum Ausdruck gebracht, daß ich ihre Nützlichkeit für die Religion wohl bemerke. Überdies sind sie nur die ersten in einer Reihe von Einflüssen, welche die intellektuelle Bildung auf unsere moralische Natur ausübt und auf unsern ganzen Typus des Christentums, und die sich offenbaren in Wahrhaftigkeit, Rechtschaffenheit, Billigkeit, Redlichkeit, Freundlichkeit, Wohlwollen und Liebenswürdigkeit, so sehr, daß man sich kaum einen vornehmeren Charakter denken kann, keinen

schöneren, keinen gewinnenderen in den mannigfaltigen Beziehungen des Lebens wie in persönlichen Pflichten, als sich ergeben kann oder könnte, wenn jene Pflege einem Boden zuteilwird, der von Natur aus für die Tugend geeignet ist. Wollten Sie sich ein Bild zum Betrachten verschaffen, in dem das Ideal erfüllt zu sein scheint, das der Apostel unter dem Namen Nächstenliebe entworfen hat, in ihrer Süßigkeit und Harmonie, ihrem Edelmut, ihrer Ritterlichkeit gegen andere und ihrer Selbsteinschätzung, so könnten Sie zu keinem besser ausgerüsteten Atelier Ihre Zuflucht nehmen als zu dem der Philosophie mit ihren Typen, die mit größerer oder geringerer Genauigkeit in einem zivilisierten Zeitalter durch die Gesellschaft zerstreut sind. Es genügt, meine Herren, Sie an die mannigfaltigen Biographien und Hinterlassenschaften von Zeitgenossen und anderen zu verweisen, die von Zeit zu Zeit aus der Druckerpresse hervorgehen, um zu sehen, wie auffallend die Einwirkung unserer intellektuellen auf unsere moralische Natur ist, wo der moralische Stoff reichlich vorhanden und die intellektuelle Form vollkommen ist. Uns allen werden Individuen begegnen, die mit Recht unsere Liebe und Bewunderung auf sich ziehen und die die Welt fast als Werk ihrer eigenen Hände verehrt. Das religiöse Prinzip freilich – d. h. der Glaube – ist allem Anschein nach einfach nicht vorhanden; das Werk ist ebenso gewiß nicht übernatürlich, wie es edel und schön ist. Darauf muß man bestehen, damit dem Intellekt sein Recht werde; aber man muß auch darauf bestehen um der Schlüsse willen, zu denen ich unsere Untersuchung führen möchte. In der Tat, der radikale Unterschied zwischen geistiger Verfeinerung und der wahren Religion, trotz ihrer scheinbaren Verwandtschaft, ist recht eigentlich der springende Punkt, auf den meine gegenwärtige Erörterung hinsteuert; doch andererseits mag diese Verfeinerung von flüchtigen oder entfernten Beobachtern oder von denen, die sie in einem besondern Licht sehen, bereitwillig einem christlichen Ursprung zugeschrieben werden. Und da dies der Fall ist, halte ich es für ratsam, bevor ich in der Zeichnung ihrer charakteristischen Züge fortfahre, Ihnen die elementaren Prinzipien, auf denen ihre Moralität aufgebaut ist, deutlich aufzuzeigen.

5.

Also, meine Herren, Sie werden es noch in Erinnerung haben, daß ich soeben von der Verachtung und dem Haß sprach, die ein gebildeter Geist gegen gewisse Arten des Lasters hegt, und von dem äußersten Abscheu und der tiefen Demütigung, die über ihn kommen kann, wenn es ihm begegnen sollte, daß er sich auch nur im geringsten dazu hinreißen ließe. Nun kann dies Gefühl seine Wurzel in Glauben und Liebe haben, aber es muß nicht; an sich betrachtet liegt nichts Religiöses darin. Das Gewissen ist freilich von Natur in die Brust gepflanzt, aber es erweckt ebensogut Furcht wie Scham in uns; wenn die Seele nur einfach zornig über sich selbst ist und nichts weiter, so sind sicherlich der wahre Sinn der Stimme der Natur und die Tiefe ihrer Eingebungen vergessen worden, und eine falsche Philosophie hat die Aufwallungen mißdeutet, die zu Gott führen sollten. Furcht setzt die Übertretung eines Gesetzes voraus, und ein Gesetz setzt einen Gesetzgeber und Richter voraus; aber die intellektuelle Bildung zielt dahin, die Furcht in Selbstvorwürfen untergehen zu lassen, und Selbstvorwürfe richten sich nur und sind beschränkt auf unsern Sinn für das, was schicklich und geziemend ist. Die Furcht treibt uns aus

uns selbst hinaus, während die Scham nur im Umkreis unserer eignen Gedanken wirken mag. Solcher Art, sage ich, ist die Gefahr, die einem zivilisierten Zeitalter droht; solcher Art ist seine Gewohnheitssünde (keine unvermeidbare, Gott behüte! oder wir müßten auf den Gebrauch von Gottes eignen Gaben verzichten), aber doch die gewöhnliche Sünde des Intellekts; das Gewissen neigt dazu, das zu werden, was man moralischen Sinn nennt; das Gebot der Pflicht ist eine Art Geschmack; die Sünde ist nicht ein Vergehen gegen Gott, sondern gegen die menschliche Natur.

Die weniger liebenswürdigen Beispiele dieser Talmi-Religion sind die, welche sich nicht selten in meinem eignen Lande finden. Ich kann von ganzem Herzen die Worte des Dichters sprechen:

»England, mit all deinen Fehlern liebe ich dich doch«;

aber gegen diese Fehler kann kein Katholik blind sein. Wir finden dort Männer im Besitz vieler Tugenden, aber stolz, empfindlich, wählerisch und zurückhaltend. Warum ist das so? Darum, weil sie denken und handeln, als ob es nichts wirklich Objektives in ihrer Religion gäbe; darum, weil das Gewissen für sie nicht das Wort eines Gesetzgebers ist, wie es sein sollte, sondern das Diktat ihrer eignen Seelen und nichts mehr; darum, weil sie nicht aus sich heraussehen, nicht durch und über ihre eignen Seelen hinaus auf ihren Schöpfer, sondern schwelgen in Vorstellungen von dem, was ihnen selbst gebührt, ihrer eignen Würde und ihrer eignen Geschlossenheit. Ihr Gewissen ist zur bloßen Selbstachtung geworden. Anstatt eine Sache zu tun und dann eine andere, wie es gerade erforderlich ist, in Glauben und Gehorsam, unbekümmert um das, was man die Übereinstimmung einer Tat mit der andern nennen mag, und es Ihm überlassend, der den Befehl gibt, die Teile ihres Verhaltens zu einem Ganzen zu verschmelzen, ist es ihr einziges Ziel, mag es auch ihnen selbst unbewußt sein, eine glatte und vollkommene Oberfläche zu malen und sich selbst sagen zu können, daß sie ihre Pflicht getan haben. Wenn sie unrecht tun, fühlen sie nicht Zerknirschung, deren Ziel Gott ist, sondern Gewissensbisse und eine Art Erniedrigung. Sie nennen sich Toren, nicht Sünder; sie sind zornig und ungeduldig, nicht demütig. Sie verschließen sich in sich selbst; es scheint ihnen erbärmlich, an ihre eignen Gefühle zu denken oder davon zu sprechen; erbärmlich anzunehmen, daß andere sie sehen, und ihre Scheu und Empfindsamkeit wird oft krankhaft. Das Schuldbekentnis, das dem Katholiken so natürlich ist, ihnen ist es unmöglich; es sei denn, daß in Fällen, wo sie schuldig geworden sind, ihrem eignen Charakter eine Entschuldigung gebührt, von ihnen erwartet wird und Befriedigung verspricht, wenn man darauf zurückblickt. Sie sind die Opfer einer angespannten Selbstbetrachtung.

Es gibt jedoch weit gefälligere und interessantere Formen dieser moralischen Krankheit als die, die ich geschildert habe: Ich sprach von dem Einfluß der intellektuellen Bildung auf stolze Naturen; doch er wird sich weit vorteilhafter und doch mit ebenso wenig Annäherung an den religiösen Glauben in liebenswürdigen und unbefangenen Seelen zeigen. Beachten Sie, meine Herren: Die Ketzerei, wie man es nennen mag, von der ich spreche, ist der Ersatz des Gewissens im wahren Sinn des Wortes durch einen moralischen Sinn oder Geschmack; nun mag dieser Irrtum die Grundlage für einen Charakter von weit größerer Elastizität und Anmut sein, als sie je die Menschen schmückte, die ich beschrieben

habe. Er paßt besonders gut zu Menschen von phantasiereicher und poetischer Veranlagung, die bereitwillig die Vorstellung annehmen werden, daß Tugend nichts anderes ist als Anmut im Betragen. Solche Menschen werden, weit davon entfernt, die Furcht als ein Prinzip anzuerkennen, bei ihrer Einschätzung der religiösen und moralischen Wahrheit nicht zögern, sie einfach Trübsinn und Aberglauben zu nennen. Eines Philosophen, eines gentlemans Religion ist vielmehr von freiem und großzügigem Charakter; sie ist auf die Ehre begründet; das Laster ist böse, weil es unwürdig, verächtlich, abscheulich ist. Das war der Streit der antiken Heiden gegen das Christentum, daß es, anstatt den Blick einfach auf das Schöne und Angenehme zu heften, damit andere Ideen von trübem und schmerzlichem Charakter vermischte; daß es Tränen über die Freude setzt, ein Kreuz über eine Krone; daß es die Begründung des Heroismus in die Buße verlegte; daß es die Seele erzittern machte durch die neuen Ideen der Hölle und des Fegefeuers; daß es auf Anschauungen und einer Verehrung der Gottheit bestand, die für ihre Seelen nichts anderes als gemein, niedrig und feige war. Die Vorstellung eines Allvollkommenen, Ewiggegenwärtigen Gottes, vor dessen Angesicht wir weniger als Atome sind, und der, wenn Er geruht, uns heimzusuchen, uns ebensogut strafen wie segnen kann, war abschreckend für sie; sie machten ihre eignen Seelen zu ihrem Heiligtum, ihre eignen Ideen zu ihrem Orakel, und das Gewissen in der Moral entsprach nur dem Genie in der Kunst und der Weisheit in der Philosophie.

6.

Hätte ich Raum für alles, was sich über dieses Thema sagen ließe, so könnte ich diese intellektuelle Religion durch die Geschichte des Kaisers Julian erläutern, der abtrünnig wurde vom christlichen Glauben, des Feindes der christlichen Erziehung. Er, in dem jeder Katholik den Schatten des künftigen Antichrist sieht, war fast das Musterbild philosophischer Tugend. Schwache Seiten hatte er allerdings in seinem Charakter, auch an einem rein poetischen Maßstab gemessen; aber alles in allem genommen kann ich nicht umhin, in ihm eine eigentümliche Schönheit und Vornehmheit des moralischen Verhaltens zu erkennen, die in sich die rohe Größe des Fabricius oder Regulus mit den Talenten des Plinius oder Antoninus verbindet. Seine einfachen Sitten, seine Mäßigkeit, seine strenge Lebensführung, seine einzigartige Verachtung des sinnlichen Genusses, sein kriegerischer Heldenmut, seine emsige Geschäftsführung, sein wissenschaftlicher Eifer, seine Bescheidenheit, seine Milde, seine Bildung machen ihn, wie ich sie ansehe, zu einem der hervorragendsten Beispiele heidnischer Tugend, die die Welt je gesehen hat. Aber wie schal, wie kümmerlich, ja wie unliebenswürdig ist jene Tugend doch schließlich, wenn sie ins kritische Verhör gebracht wird durch seine plötzliche Vorladung vor das Antlitz seines Richters! Seine letzten Stunden bilden einen einzigartigen Abschnitt in der Geschichte, einmal als Beispiel für die Hilflosigkeit der Philosophie unter den strengen Realitäten unseres Daseins, sodann weil sie uns aufgrund der Wahrnehmung eines Augenzeugen berichtet sind. »Freunde und Waffengefährten«, sagte er, um die Worte eines Schriftstellers zu gebrauchen, der durch seinen literarischen Geschmack wie durch seinen Haß gegen das Christentum zu seinem Lobredner wohl tauglich ist, »die angemessene Zeit für mein Scheiden ist nun gekommen, und ich erfülle mit der Heiterkeit eines bereitwilligen Schuldners die Forderungen der Natur ... Ich sterbe ohne

Gewissensbisse, da ich ohne Schuld gelebt habe. Es macht mir Freude, auf die Unschuld meines Privatlebens zurückzusehen, und ich kann mit Zuversicht behaupten, daß die höchste Gewalt, jene Ausstrahlung der göttlichen Macht, in meinen Händen rein und unbefleckt bewahrt worden ist ... Ich bringe nun dem Ewigen Wesen meinen Tribut der Dankbarkeit dar, das nicht geduldet hat, daß ich durch die Grausamkeit eines Tyrannen zugrundeging, durch den geheimen Dolch der Verschwörung oder durch die langsamen Qualen einer schleichenden Krankheit. Es hat mir, mitten in einer ehrenvollen Laufbahn, ein glanzvolles und ruhmreiches Scheiden aus dieser Welt zuteil werden lassen und ich halte es für gleich abgeschmackt, gleich niedrig, den Streich des Schicksals herbeizuflehen wie abzulehnen ...

Er tadelte den maßlosen Kummer der Zuschauer und beschwor sie, nicht durch unmännliche Tränen das Geschick eines Fürsten zu entehren, der in wenigen Augenblicken mit dem Himmel und den Sternen vereint sein würde. Die Zuschauer verharrten in Schweigen; und Julian begann ein metaphysisches Gespräch mit den Philosophen Priscus und Maximus über die Natur der Seele. Die Anstrengungen, die er machte, geistige wie körperliche, beschleunigten höchstwahrscheinlich seinen Tod. Seine Wunde begann mit großer Heftigkeit zu bluten; seine Atmung wurde durch das Anschwellen der Venen behindert; er rief nach einem Trunk kalten Wassers, und sobald er getrunken hatte, hauchte er ohne Schmerz um die Stunde der Mitternacht sein Leben aus«. So, meine Herren, ist die Schlußvorstellung der Religion der Vernunft; in der Unempfindlichkeit des Gewissens, in der Unkenntnis der bloßen Idee der Sünde, in der Betrachtung der eignen moralischen Standhaftigkeit, in der völligen Abwesenheit aller Furcht, in dem wolkenlosen Selbstvertrauen, in der heitern Selbstbeherrschung, in der kalten Selbstzufriedenheit erkennen wir den bloßen Philosophen.

7.

Gibbon malt mit Vergnügen, was, übereinstimmend mit den Gefühlen eines gottlosen Intellektualismus, eine historische Erfüllung seiner eignen Idee der moralischen Vollkommenheit war; Lord Shaftesbury hatte bereits in theoretischer Form diese Idee entworfen in seiner berühmten Sammlung von Abhandlungen, die er Charakteristiken von Männern, Sitten, Meinungen und Anschauungen genannt hat; und es wird eine weitere Erläuterung des Themas, das wir vorhaben, sein, wenn Sie mir gestatten, meine Herren, einige Auszüge aus diesem Werk zu machen.

Einer seiner ersten Angriffe richtet sich gegen die Lehre von Lohn und Strafe, als führte sie einen Begriff in die Religion ein, der unvereinbar wäre mit der wahren Schätzung der Schönheit der Tugend und mit der Freiheit und dem Adel des Geistes, in dem sie erstrebt werden sollte. »Die Menschen waren nicht zufrieden«, sagt er, »die natürlichen Vorteile der Ehrenhaftigkeit und Tugend zu zeigen. Sie haben diese vielmehr abgeschwächt, um, wie sie dachten, eine andere Begründung besser zu fördern. Sie haben die Tugend zu einem so käuflichen Ding gemacht und so viel von ihrer Belohnung gesprochen, daß man kaum sagen kann, was schließlich daran ist, das der Belohnung wert sein kann. Denn nur durch Bestechung oder Schrecken zu einem ehrenhaften Verhalten gebracht zu werden, das verrät wenig

Ehrenhaftigkeit oder Wert.« »Wenn«, sagt er anderswo, indem er merken läßt, was er nicht auszusprechen wagt, »wenn nur durch Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe die Kreatur geneigt gemacht wird, das Gute zu tun, das sie haßt, oder zurückgehalten wird, das Böse zu tun, dem sie sonst nicht im mindesten abgeneigt ist, so gibt es in diesem Fall überhaupt keine Tugend oder Güte. Es ist nicht mehr Rechtlichkeit, Frömmigkeit oder Heiligkeit in einem so gebesserten Geschöpf als Sanftmut oder Freundlichkeit in einem stark gefesselten Tiger oder Unschuld und Besonnenheit in einem Esel unter der Zucht der Peitsche ... Solange der Wille nicht gewonnen wird noch die Neigung beeinflußt, sondern scheue Furcht allein herrscht und Gehorsam erzwingt, ist der Gehorsam knechtisch und, was durch ihn getan wird, nur knechtisch.« D. h., er sagt, das Christentum ist der Feind moralischer Tugend, da es die Seele durch Furcht vor Gott, nicht durch Liebe zum Guten lenkt.

Während also Furcht und Hoffnung als Beweggründe zum mindesten weit in den Hintergrund gedrängt werden und nichts gut ist, was nicht allein oder hauptsächlich einer Liebe zur Tugend um ihrer selbst willen entspringt, ist jene liebeeinflößende Eigenschaft an der Tugend ihre Schönheit, ein schlechtes Gewissen dagegen ist nicht mehr als jenes eigentümliche Gefühl, das uns vor einem schlecht gestimmten Instrument zurückschauern läßt. »Einige verfügen schon von Natur aus«, sagt er, »andere durch Kunstfertigkeit und Übung über ein feines musikalisches Gehör, ein Malerauge, eine Phantasiebegabung in den gewöhnlichen Dingen des Schmucks und der Anmut, ein Urteil in Verhältnissen aller Art, und einen allgemeinen guten Geschmack in allen jenen Gegenständen, die die Freude und das Entzücken der Leute von Geist in der Welt erregen. Solche gentlemen mögen so extravagant sein, wie sie mögen, oder so unregelmäßig in ihrer Moral, sie müssen doch zugleich ihre Unbeständigkeit bemerken, in Zwiespalt mit sich selbst leben, und in Widerspruch mit jenem Prinzip, auf welches sie ihr höchstes Vergnügen und ihre Unterhaltung begründen. Von allen andern Schönheiten, die Kunstliebhaber erstreben, Dichter feiern, Musiker besingen und Architekten oder Künstler welcher Art immer beschreiben oder bilden, ist die entzückendste, reizendste und eindrucksvollste die, welche aus dem wirklichen Leben und aus den Leidenschaften gewonnen ist. Nichts ergreift das Herz so wie das, was rein aus ihm selbst und aus seiner eignen Natur stammt: wie die Schönheit der Gefühle, die Anmut der Handlungen, die Bildung der Charaktere und die Verhältnisse und Züge einer Menschenseele. Diese philosophische Lehre kann uns auch ein Roman, ein Gedicht, ein Spiel beibringen ... Dichter oder Männer der Harmonie mögen, wenn sie können, diese Naturkraft leugnen oder diesem moralischen Zauber widerstehen ... Jeder ist ein Virtuose höheren oder minderen Ranges; jeder strebt nach einer Grazie ... dieser oder jener Art. Das venustum, das honestum, das decorum der Dinge wird sich seinen Weg bahnen ... Die natürlichste Schönheit in der Welt ist Ehrenhaftigkeit und moralische Wahrheit; denn alle Schönheit ist Wahrheit.«

Demgemäß ist, da die Tugend nur eine Art der Schönheit ist, das Prinzip, welches bestimmt, was tugendhaft ist, nicht das Gewissen, sondern der Geschmack. »Könnten wir uns einmal überzeugen«, sagt er, »von dem, was in sich selbst so einleuchtend ist, nämlich daß in der Natur der Dinge selbst die Begründung eines richtigen oder verkehrten Geschmacks liegen muß, sowohl hinsichtlich der inneren

Charakterzüge wie des äußeren Menschen, seines Betragens und seiner Handlungen, dann würden wir uns weit mehr der Unwissenheit und des falschen Urteils bezüglich der ersten als der letztgenannten Dinge schämen ... Wer nach dem Charakter eines Mannes von Erziehung und Bildung strebt, bemüht sich eifrig, sein Urteil über Künste und Wissenschaften nach rechten Mustern der Vollkommenheit zu bilden ... Er achtet besonders sorgfältig darauf, sein Auge von allem abzuwenden, was überlustig, übersüß und von schlechtem Geschmack ist. Und nicht weniger sorgsam achtet er darauf, sein Ohr von jeder Art von Musik fernzuhalten, die nicht von der besten Art und echtsten Harmonie ist. Es wäre wünschenswert, daß wir ebenso auf einen richtigen Geschmack in Leben und Sitten acht hätten ... Wenn Höflichkeit und Menschlichkeit ein Geschmack sind, wenn Rohheit, Frechheit, Ausgelassenheit gleichfalls ein Geschmack sind, ... wer würde sich nicht bemühen, die Natur in dieser Hinsicht so gut zu bezwingen wie im Hinblick auf einen Geschmack oder ein Urteil in andern Künsten und Wissenschaften?»

Bisweilen stellt er diesen Geschmack dem Prinzip und Gewissen deutlich gegenüber und gibt ihm den Vorzug vor ihnen. »Schließlich«, sagt er, »ist's nicht bloß, was wir Prinzip nennen, sondern ein Geschmack, was die Menschen leitet. Sie mögen für gewiß halten, »dies ist recht« oder »das unrecht«; sie mögen glauben, »dies ist Tugend« oder »das ist Sünde«, »das ist strafbar vor Menschen« oder »das vor Gott«; aber wenn der Reiz der Dinge der Ehrenhaftigkeit im Wege steht, wenn eine blühende Phantasie und ein heftiges Verlangen den geringeren Schönheiten und den niederen Ordnungen irdischer Maße und Verhältnisse anhängt, dann wird das Verhalten sich unfehlbar diesem zweiten Weg zuwenden.« So läßt er, als eine Art Jansenist, den höheren Genuß unfehlbar siegen und setzt voraus, daß wir das Prinzip vernachlässigen dürfen und nur den Geschmack für eine Schönheit zu bilden haben, die höher ist als die sinnliche. Er fügt hinzu: »Selbst das Gewissen, fürchte ich, wie es zur religiösen Zucht gehört, wird nur eine geringe Rolle spielen, wenn dieser Geschmack verkehrt gebildet ist.«

Und daher die wohlbekanntete Lehre dieses Schriftstellers, daß das Lächerliche das Zeugnis der Wahrheit ist; denn da Wahrheit und Tugend Schönheit sind, Falschheit und Laster Mißbildung, und da das Gefühl, das Mißbildung einflößt, Spott ist, das, was von der Schönheit erregt wird, Bewunderung, so folgt, daß das Laster nichts zum Weinen, sondern etwas zum Lachen ist. »Nichts ist lächerlich«, sagt er, »als was mißgestaltet ist; und nichts ist gesichert gegen Verspottung, was nicht hübsch und richtig ist. Und darum ist es das stärkste Stück von der Welt, der Ehrenhaftigkeit den Gebrauch dieser Waffe zu versagen, die niemals eine Spitze gegen sie selbst haben kann, und sie gegen alles hat, was ihr entgegensteht.«

Und daher wiederum, da das Gewissen, das einen Gesetzgeber anzeigt, entthront wird durch einen moralischen Geschmack oder ein moralisches Gefühl, das keine Sanktion über den Bau unserer Natur hinaus hat, daher folgt, daß es unsere große Regel ist, uns selbst zu betrachten, wenn wir einen Maßstab für Leben und Moral gewinnen wollen. So hat er eine seiner Abhandlungen ein Selbstgespräch genannt, mit dem Motto »Ne te quaesiveris extra«; und er bemerkt: »Das Hauptinteresse des Ehrgeizes, der Habgier, der Bestechlichkeit und jedes schlaunen, heimlichen Lasters

ist es, jene Zwiesprache und vertraute Unterredung zu verhüten, die aus strenger Zurückgezogenheit und innerer Abgeschlossenheit folgt. Es ist der große Kunstgriff der Gemeinheit und Schlechtigkeit ebenso wie des Aberglaubens und der Frömmerei, uns in ein Verhältnis größerer Ferne und Förmlichkeit zu uns selbst zu bringen und unser erprobendes Verfahren des Selbstgesprächs zu vermeiden ... Ein leidenschaftlicher Liebhaber, welche Einsamkeit er auch aufsuchen mag, kann niemals wahrhaft für sich sein ... Und derselbe Grund nimmt dem eingebildeten Heiligen oder Mystiker die Fähigkeit zu solcher Unterhaltung. Anstatt sorgsam in seine eigne Natur und Seele zu blicken, damit er nicht länger ein Geheimnis für sich selbst bleibt, wird er festgehalten von der Betrachtung anderer geheimnisvoller Naturen, die er niemals erklären oder begreifen kann.«

8.

Nehmen wir diese Stellen als Proben von dem, was ich die Religion der Philosophie nenne, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß keine Lehre darin enthalten ist, die nicht in gewissem Sinne wahr ist; doch andererseits, daß fast jede Behauptung verkehrt und falsch gemacht ist, weil sie nicht die ganze Wahrheit ist. Es sind Darstellungen der Wahrheit unter einem Gesichtspunkt und darum unzureichend; das Gewissen ist ganz sicher ein moralischer Sinn, aber es ist mehr; das Laster wiederum ist eine Mißbildung, aber es ist Schlimmeres. Lord Shaftesbury mag darauf bestehen, wenn er will, daß einfache und bloße Furcht keine moralische Umkehr bewirken kann, und wir brauchen ihm darauf nicht zu antworten; aber es wird ihm schwer werden zu beweisen, daß irgendwelche wirkliche Umkehr durch eine Lehre herbeigeführt wird, die die Tugend zu einer bloßen Sache des guten Geschmacks macht und das Laster zu etwas, was bloß gemein und nicht gentlemanlike ist.

Eine solche Lehre ist ihrem Wesen nach oberflächlich und so werden auch ihre Wirkungen sein. Sie hat keinen besseren Maßstab für Recht und Unrecht als sichtbare Schönheit und greifbare Tauglichkeit. Das Gewissen freilich verursacht eine scharfe Pein, aber diese Pein ist wahrlich irrational, und davor Scheu zu haben ist ein unfreier Aberglaube. Aber wenn wir das leichtnehmen wollen, was am tiefsten in uns ist, bleibt uns nichts zu verehren, als was an der Oberfläche ist. Scheinen wird Sein; was hübsch aussieht, wird gut sein, was Anstoß erregt, wird schlecht sein; Tugend wird sein, was gefällt, Laster, was wehtut. Ebensogut können wir die Tugend nach dem Nutzen bemessen wie nach solch einer Regel. Das ist auch keine eingebildete Schätzung; wir alle müssen uns noch des berühmten Gefühlsausbruchs erinnern, zu dem ein großer und weiser Mann sich in seiner glühenden Abschiedsrede an den Geist des Rittertums hinreißen ließ. »Sie ist vorbei«, ruft Burke, »jene Empfindlichkeit des Prinzips, jene Keuschheit der Ehre, die einen Fleck wie eine Wunde empfand; die Mut einflößte, während sie die Wildheit milderte; die adelte, was sie berührte und unter der das Laster die Hälfte von seiner Bosheit verlor, indem es seine ganze Rohheit verlor.« Im Abschluß dieses schönen Ausspruchs haben wir eine überaus passende Veranschaulichung des ethischen Temperaments eines zivilisierten Zeitalters. In der Entdeckung, nicht in der Sünde liegt das Verbrechen; das Privatleben ist geheiligt und seine Durchforschung nicht zu dulden, und Anstand ist Tugend. Skandale, Gemeinheiten, was immer Schrecken und Abscheu erregt, sind Verstöße erster

Ordnung, Trinken und Schwören, schmutzige Armut, Unbekümmertheit, Faulheit, Schlamperei machen die Idee der Verworfenheit aus. Dichter dürfen alles noch so Schamlose straflos sagen; Werke des Genies darf man ohne Gefahr oder Schande lesen, was auch ihre Prinzipien sein mögen; Mode, Berühmtheit, das Schöne, das Heroische werden genügen, dem Gemeinwesen irgendwelches Böse aufzuzwingen. Der Glanz eines Hofes und die Reize der guten Gesellschaft, Witz, Einbildungskraft und vornehme Erziehung, das Prestige des Ranges und die Hilfsquellen des Reichtums sind ein Schutz, ein Werkzeug und eine Verteidigung für Laster und Unglauben. Und so finden wir schließlich, so überraschend die Verwandlung sein mag, daß eben die Verfeinerung des Intellektualismus, die mit der Vertreibung der Sinnlichkeit begann, mit ihrer Entschuldigung endet. Im Schatten der Kirche freilich und bei ihrer gebührenden Entwicklung dient die Philosophie der Sache der Moral; aber wenn sie stark genug ist, ihren eignen Willen zu haben, und gehoben wird durch die Idee ihrer eignen Wichtigkeit und versucht, eine Theorie zu bilden und ein Prinzip aufzustellen und ein System der Ethik zu entwickeln, und die moralische Erziehung des Menschen in die Hand nimmt, dann leistet sie nur den Übeln Vorschub, denen sie zunächst instinktiv entgegengesetzt schien. Die wahre Religion ist langsam im Wachstum und, wenn sie einmal eingepflanzt ist, schwer zu beseitigen; aber ihr intellektuelles Gegenbild hat keine Wurzel in sich: Es schießt plötzlich empor, es welkt plötzlich. Es ruft das an, was in der Natur liegt, und es fällt unter die Herrschaft des alten Adam. Dann bewahrt es, wie entthronte Fürsten, ein Ansehen und Majestät, wenn es die wirkliche Macht verloren hat. Mißbildung ist sein Abscheu; demgemäß, weil es die Menschen nicht vom Laster zurückhalten kann, verschönert es dasselbe, um dem Anblick seiner Mißgestalt zu entgehen. Es »überdeckt und bekleidet die wunde Stelle«, die es nicht sondieren oder heilen kann, »dieweil Verderbnis geil, im Innern wühlend, vergiftet ungesehn«.

Und durch diese Seichtigkeit der philosophischen Religion kann es dahinkommen, daß ihre Jünger gewisse Vorschriften des Christentums bereitwilliger und genauer zu erfüllen scheinen als die Christen selbst. St. Paulus gibt uns, wie ich sagte, ein Muster evangelischer Vollkommenheit; er zeichnet den christlichen Charakter in seiner anmutigsten Gestalt und seinen schönsten Farben. Er spricht von jener Liebe, die geduldig und sanftmütig ist, demütig und aufrichtig, uneigennützig, zufrieden und beharrlich. Er lehrt jeden von uns, den andern uns selbst vorzuziehen, uns roher Worte und schlechter Reden zu enthalten, Eigendünkel zu vermeiden, ruhig und ernst zu sein, heiter und glücklich zu sein, Frieden mit allen Menschen zu wahren, Treue und Gerechtigkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit, alles, was bescheiden, liebenswürdig, tugendhaft, von gutem Ruf ist. So ist St. Paulus' Musterbild des Christen in seinen äußeren Beziehungen; und, ich wiederhole es, die Schule der Welt scheint lebende Abbilder dieser typischen Vortrefflichkeit mit größerem Erfolge auszusenden als die Kirche. Heutzutage ist der »gentleman« die Schöpfung nicht des Christentums, sondern der Kultur. Aber der Grund liegt auf der Hand. Die Welt ist damit zufrieden, die Oberfläche der Dinge in Ordnung zu bringen; die Kirche zielt darauf ab, recht eigentlich die Tiefen des Herzens zu erneuern. Sie fängt immer mit dem Anfang an; und was die große Masse ihrer Kinder angeht, so gelingt es ihr niemals, über den Anfang

hinauszukommen, sondern sie ist beständig damit beschäftigt, den Grund zu legen. Sie befaßt sich mit dem, was wesentlich ist als Voraussetzung und Vorstufe für Schmuck und Verzierung. Sie heilt die Menschen und hält sie rein von der Todsünde; sie »handelt von Gerechtigkeit und Keuschheit und dem künftigen Gericht«; sie besteht auf Glauben und Hoffnung und Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit und den Elementen der Nächstenliebe und hat so viel mit dem Gebotenen zu tun, daß sie es fast ganz den Eingebungen vom Himmel überläßt, das anzuregen, was Sache des Rats und der Vollkommenheit ist. Sie strebt mehr nach dem, was notwendig, als nach dem, was vollkommen ist. Sie ist für die vielen so gut wie für die wenigen. Sie führt die Seelen auf den Weg der Erlösung, damit sie in der Lage sind, wenn sie dazu berufen werden, nach dem Heroischen zu streben und die vollen Maße wie die Elemente des Schönen zu erlangen.

9.

So ist die Methode oder die Politik (um es so zu nennen) der Kirche; aber die Philosophie betrachtet die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkt: Was haben Philosophen mit den Schrecken des Gerichts oder der Rettung der Seele zu tun? Lord Shaftesbury nennt das eine Art »panischer Furcht«. Von dem andern klagt er spöttisch, »die Rettung der Seelen sei nur die heroische Leidenschaft exaltierter Geister«. Natürlich steht es in seinem Belieben, nach seinen Prinzipien aus dem Christentum aufzugreifen und auszuwählen, was er will; er entfernt das Theologische, Geheimnisvolle, Geistliche; er wählt das moralisch oder ästhetisch Schöne heraus. Ihm macht es gar nichts aus, daß er seine Unterweisung dort beginnt, wo er sie beenden sollte; es macht nichts aus, daß er, statt den Baum zu pflanzen, nur seine Blüten für sein Gastmahl abpflückt; ihm kommt es nur auf das gegenwärtige Leben an, seine Philosophie stirbt mit ihm; wenn seine Blüten nur bis zum Ende seines Gelages aushalten, hat er nichts weiter zu suchen. Wenn die Nacht kommt, mögen die welken Blätter mit seiner eignen Asche vermischt werden; er und sie werden ihr Werk getan haben, er und sie werden nicht mehr sein. Gewiß, es kostet wenig, Menschen auf Bedingungen wie diese hin tugendhaft zu machen; es ist so, als lehrte man sie eine Sprache oder eine Fertigkeit, lateinisch schreiben oder ein Instrument spielen – den Beruf eines Künstlers, nicht die Sendung eines Apostels.

Diese Verschönerung des Äußeren ist so ziemlich Anfang und Ende der philosophischen Moral. Darum strebt sie vielmehr danach, bescheiden als demütig zu sein; darum kann sie zugleich stolz sein, wenn sie anspruchslos ist. Nach Demut freilich strebt sie nicht einmal; die Demut ist eine der schwierigsten Tugenden, sowohl sie zu erlangen als ihrer sicher zu sein. Sie liegt ganz nahe am Herzen, und ihre Zeugnisse sind überaus fein und zart. Ihrer Nachahmungen gibt es viele, indessen hier gehen sie uns wenig an, denn ich wiederhole, sie wird kaum mit Namen genannt in dem Codex der Ethik, den wir betrachten. Wie oft bemerkt worden ist, hatte die antike Kultur nicht die Idee und hatte kein Wort, sie auszudrücken, oder vielmehr, sie hatte die Idee und betrachtete sie als ein seelisches Gebrechen, nicht als eine Tugend, so daß das Wort, das sie bezeichnete, einen Vorwurf in sich schloß. Was die moderne Welt angeht, so können Sie ihre Unkenntnis aus ihrer Verkehrung des in gewisser Hinsicht parallelen Ausdrucks »Herablassung« entnehmen. Demut oder Herablassung, als eine

Tugend im Verhalten betrachtet, besteht, so kann man sagen, wie in manchem andern so darin, daß wir uns in Gedanken mit Tieferstehenden auf eine Stufe stellen; es ist nicht nur ein freiwilliges Aufgeben der Vorrechte unseres eigenen Standes, sondern ein tatsächlicher Anteil oder eine Annahme der Lage derer, zu denen wir uns herabneigen. Das ist wahre Demut, so zu fühlen und sich zu verhalten, als ob wir niedrigstünden; nicht eine Vorstellung von unserer Wichtigkeit zu hegen, während wir eine niedere Stellung annehmen. So war des hl. Paulus Demut, als er sich »den geringsten unter den Heiligen nannte«; so die Demut jener zahlreichen heiligen Männer, die sich für die größten aller Sünder hielten. Es ist ein Verzicht, so weit ihre eigenen Gedanken in Frage kommen, auf jene Vorrechte und Privilegien, zu denen andere sie berechtigt glauben. Nun ist es nicht wenig lehrreich, meine Herren, dieser Idee – dieser theologischen Bedeutung des Wortes »Herablassung« – seinen eigentlichen englischen Sinn gegenüberzustellen; stellen Sie sie nebeneinander und Sie werden sogleich den Unterschied zwischen der Demut der Welt und der Demut des Evangeliums sehen. Wie die Welt das Wort »Herablassung« versteht, ist es freilich ein Herabneigen der Person, doch ein Sich-Vorbeugen ohne die geringste Anstrengung, auch nur um einen Zoll den Sitz zu verlassen, auf dem sie sich so fest niedergelassen hat. Es ist der Akt eines Höheren, der sich versichert, während er ihn vollzieht, daß er doch der Höhere ist, der nichts anderes tut, als denen einen Akt der Gnade zu erweisen, auf deren Stufe er sich in der Theorie stellt. Und das ist unter den Ideen, die der Philosoph sich bilden kann, die nächste Annäherung an die Tugend der Selbsterniedrigung; mehr als dies zu tun ist für seine Auffassung eine Niedrigkeit oder eine Heuchelei und erregt sogleich seinen Argwohn und Abscheu. Was die Welt ist, das ist sie immer gewesen; wir kennen die Verachtung, welche die gebildeten Heiden für die Märtyrer und Bekenner der Kirche hatten; und sie wird geteilt von den anti-katholischen Körperschaften unserer Tage.

So ist die Ethik der Philosophie, getreu dargestellt; aber ein Zeitalter wie das unsere, das nicht heidnisch, sondern dem Bekenntnis nach christlich ist, kann es nicht wagen, in bestimmten Worten die Demut zu tadeln oder den Stolz zu rühmen. Demgemäß sieht es sich nach einem Hilfsmittel um, womit es sich gegen den wirklichen Sachverhalt blindmachen kann. Die Demut mit ihren ernsten und selbstverleugnenden Attributen vermag es nicht zu lieben; doch was ist schöner, was gewinnender als Bescheidenheit? Welche Tugend täuscht auf den ersten Blick die Demut so gut vor? Was freilich ist in Wahrheit gründlicher davon verschieden? Wahrhaftig, so groß ihr Zauber ist, die Bescheidenheit ist nicht die tiefste oder die religiöseste unter den Tugenden. Sie ist vielmehr der Vorposten oder die Schildwache der streitenden Seele, und sie wacht beständig über ihren sich anspinnenden Verkehr mit der Welt um sie her. Sie macht die Runde bei den Sinnen; sie steigt hinauf zum Gesichtsausdruck; sie beschützt Auge und Ohr; sie beherrscht Stimme und Geste. Ihr Bereich ist das äußere Betragen, wie andere Tugenden Bezug haben zu theologischen Bezirken, andere auf die Gesellschaft und wieder andere auf die Seele selbst. Und da sie oberflächlicher ist als die andern Tugenden, läßt sie sich leichter von ihrer Gesellschaft trennen; sie läßt eine Verbindung mit Prinzipien oder Eigenschaften zu, die ihr von Natur aus fremd sind, und wird oft zum Deckmantel von Gefühlen oder Zielen gemacht,

für die sie uns niemals gegeben wurde. So wenig ist sie notwendig Kennzeichen der Demut, daß sie sogar mit Stolz vereinbar ist. Um so besser für den Zweck der Philosophie; demütig kann sie nicht sein, so wird denn die Bescheidenheit ihre Demut.

Der Stolz, statt unter solcher Zucht bei der Erziehung der Seele unterzugehen, wird eingerechnet; er bekommt einen neuen Namen; er wird Selbstachtung genannt und hört auf, die unangenehme, ungesellige Eigenschaft zu sein, die er an und für sich ist. Obwohl er das leitende Prinzip der Seele ist, kommt er doch selten zum Vorschein; und wenn er sich zeigt, dann sind Zartheit und Sanftmut sein Schmuck und redlicher Sinn und Ehrgefühl seine Beweggründe. Er ist nicht mehr eine rastlose Triebkraft ohne bestimmtes Ziel; er hat ein weites Feld der Anwendung, das ihm zugeteilt ist, und er dient jenen sozialen Interessen, mit denen er von Natur aus aneinandergeraten würde. Er wird in den Kanal des Fleißes, der Mäßigkeit, der Ehrbarkeit, des Gehorsams gelenkt; und er wird der eigentliche Hauptinhalt der Religion und Moral, der in einer Zeit wie der unsern in Ehren gehalten wird. Er wird die Leibwache der Keuschheit, der Bürge der Wahrhaftigkeit bei Hoch und Nieder; er ist der wahre Hausgott der Gesellschaft, wie sie gegenwärtig aufgebaut ist, der die Dienerin zu Reinlichkeit und Anstand anhält, ihre Herrin zu schicklichem Betragen und gebildeten Manieren, das Haupt der Familie zu aufrechtem Wesen, Männlichkeit und Edelmut. Er ergießt ein Licht über Stadt und Land; er bedeckt den Boden mit schönen Gebäuden und lachenden Gärten; er bestellt das Feld und füllt und schmückt den Laden. Er ist das erregende Prinzip für Vorsorge auf der einen Seite, freies Ausgehen auf der andern, für achtbaren Ehrgeiz und vornehmen Genuß. Er haucht das Antlitz des Gemeinwesens an, und das hohle Grab wird sogleich schön anzusehen.

Verfeinert durch die Zivilisation, die sie in Tätigkeit versetzt hat, flößt diese Selbstachtung der Seele einen starken Abscheu gegen jede Bloßstellung ein und eine heftige Empfindlichkeit gegen öffentliches Bekanntwerden und Lächerlichkeit. Sie wird die Feindin von Übertreibungen jeder Art; sie schreckt zurück vor dem, was man Szenen nennt; sie hat kein Erbarmen mit Scheinheldentum, Anmaßung oder Selbstsucht, mit Weitschweifigkeit im Reden und Langweiligkeit in der Unterhaltung. Sie verabscheut grobe Schmeichelei; nicht etwa, daß sie danach trachtete, das Verlangen, dem der Schmeichler dient, bei der Wurzel auszureißen, aber sie sieht, wie abgeschmackt es ist, ihm nachzugeben, sie begreift, wie andere dadurch belästigt werden, und wenn dem Reichen oder Mächtigen ein Tribut gezahlt werden muß, so verlangt sie größere Feinheit und Kunst bei der Vorbereitung. So wird die Eitelkeit in ein gefährliches Selbstbewußtsein verwandelt, da sie in ihrem natürlichen Ausbruch gehemmt wird. Es lehrt die Menschen ihre Gefühle unterdrücken, ihre Stimmungen überwachen, die Strenge wie den Ton ihrer Urteile mildern. Lord Shaftesburys Wunsch entsprechend zieht es heiteren Witz und Satire bei der Bekämpfung des Tadelswerten als eine kultiviertere und gutherzigere wie als eine wirksamere Methode dem Ausweg vor, der ungebildeten Seelen natürlich ist. Aus dieser Ungeduld gegenüber dem Tragischen und Bombastischen heraus widersetzt es sich ruhig, aber energisch dem unchristlichen Brauch des Duells, den es als einfach geschmacklos und als Überrest eines barbarischen Zeitalters

brandmarkt; und wahrlich, allem Anschein nach wird es bewirken, was die Religion vergeblich auszurotten gestrebt hat.

10.

Daher kommt es, daß man fast die Definition eines gentleman gibt, wenn man sagt, er ist ein Mensch, der niemals wehtut.

Diese Beschreibung ist zugleich feinsinnig und, soweit sie reicht, genau. Er ist hauptsächlich damit beschäftigt, nur die Hindernisse zu beseitigen, die dem freien und ungehemmten Sichauswirken der Menschen um ihn herum im Wege stehen; und er kommt lieber ihren Bewegungen zu Hilfe, als daß er selbst die Initiative ergreift. Seine Gefälligkeiten können dem an die Seite gestellt werden, was man Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten bei der Ordnung der persönlichen Verhältnisse nennt: wie ein bequemer Stuhl oder ein gutes Feuer, die ihren Anteil haben an der Vertreibung von Kälte und Ermüdung, obwohl die Natur ohne sie Mittel für die Ruhe und tierische Wärme vorgesehen hat. Der wahre gentleman vermeidet in gleicher Weise sorgfältig alles, was nur einen Anstoß oder Mißton in den Seelen derer hervorrufen kann, mit denen er zusammengeführt wird – allen Zwiespalt der Meinungen, allen Zusammenstoß der Gefühle, allen Zwang oder Argwohn oder Düsterteit oder Groll, da es sein großes Ziel ist, es jedermann angenehm und wie zu Hause zu machen. Er hat ein Auge für alle, mit denen er verkehrt; er ist zartfühlend gegen den Verschämten, freundlich gegen den Zurückhaltenden und barmherzig gegen den Sonderling; er kann daran denken, mit wem er spricht; er hütet sich vor unzeitgemäßen Anspielungen oder Ausdrücken, die Ärger erregen können; er tut sich selten hervor in der Unterhaltung und ist niemals ermüdend. Er macht nichts her von Liebediensten, während er sie tut, und scheint sie zu empfangen, wenn er sie erweist. Er spricht nur gezwungen von sich selbst, verteidigt sich niemals durch bloße Erwiderung, er hat kein Ohr für Verleumdung oder Klatsch, hat Bedenken, denen Motive unterzulegen, die seinen Weg kreuzen, und legt alles zum besten aus. Er ist niemals niedrig oder kleinlich in seinen Gesprächen, nützt niemals unfair einen Vorteil aus, mißbraucht niemals persönliche Anspielungen und scharfe Worte als Argumente oder läßt Schlimmes durchblicken, das er nicht auszusprechen wagt. Aus weitblickender Klugheit beobachtet er den Grundsatz des alten Weisen, daß wir uns gegen unsern Feind immer so betragen sollten, als werde er eines Tages unser Freund sein. Er hat zu viel gesunden Verstand, um Beleidigungen übelzunehmen, er ist zu gut beschäftigt, um an Schmähungen zurückzudenken, und zu gleichgültig, um Groll zu hegen. Er ist geduldig, ausharrend und ergeben aufgrund philosophischer Prinzipien; er unterwirft sich dem Schmerz, weil er unvermeidlich ist, der Beraubung, weil sie nicht rückgängig zu machen ist, und dem Tod, weil er seine Bestimmung ist. Wenn er sich auf irgendeine Kontroverse einläßt, bewahrt ihn sein disziplinierter Intellekt vor der dreinfahrenden Unhöflichkeit vielleicht besserer, aber weniger gebildeter Menschen, die wie stumpfe Waffen zerreißen und zerhacken, statt sauber zu durchschneiden, die den springenden Punkt in der Beweisführung verfehlen, ihre Kraft auf Kleinigkeiten verschwenden, ihren Gegner mißverstehen und die Frage in größerer Verwirrung zurücklassen, als sie sie vorgefunden haben. Er mag recht oder unrecht haben mit seiner Meinung, aber er hat einen zu klaren Kopf, um

ungerecht zu sein; er ist so schlicht, wie er stark ist, und so kurz, wie er entschieden ist. Nirgends werden wir größere Lauterkeit, Besonnenheit, Nachsicht finden: Er versetzt sich in die Seelen seiner Gegner, er legt Rechenschaft ab für ihre Fehler. Er kennt die Schwäche der menschlichen Vernunft so gut wie ihre Stärke, ihren Bereich und ihre Grenzen. Ist er ein Ungläubiger, so wird er zu tief und zu weitherzig sein, um die Religion zu verspotten oder gegen sie aufzutreten; er ist zu weise, um dramatisch oder fanatisch in seinem Unglauben zu sein. Er achtet Frömmigkeit und Hingabe; er stützt sogar Einrichtungen als ehrwürdig, schön oder nützlich, denen er nicht zustimmt; er ehrt die Diener der Religion und es genügt ihm, ihre Mysterien abzulehnen, ohne sie anzugreifen oder zu verdächtigen. Er ist ein Freund religiöser Duldsamkeit, und das nicht nur, weil die Philosophie ihn gelehrt hat, alle Formen des Glaubens mit unparteiischem Blick zu betrachten, sondern auch vermöge der weiblichen Zartheit des Gefühls, welche die Begleiterin der Zivilisation ist.

Nicht daß er nicht auch in seiner Weise eine Religion halten könnte, selbst wenn er kein Christ ist. In diesem Fall ist es eine Religion der Phantasie und des Gefühls; es ist die Verkörperung jener Ideen des Erhabenen, Majestätischen und Schönen, ohne die es keine großzügige Philosophie geben kann. Bisweilen erkennt er das Dasein Gottes an, bisweilen bekleidet er ein unbekanntes Prinzip oder eine Qualität mit den Attributen der Vollkommenheit. Und diese Deduktion seiner Vernunft oder Schöpfung seiner Phantasie gibt ihm Gelegenheit zu so ausgezeichneten Gedanken und wird von ihm zum Ausgangspunkt so mannigfacher und systematischer Belehrung gemacht, daß er einem Jünger des Christentums selbst gleichzusein scheint. Vermöge der bloßen Schärfe und Kraft seiner logischen Fähigkeiten ist er imstande zu sehen, welche Gefühle bei denen Bestand haben, die überhaupt an einer religiösen Lehre festhalten, und es erscheint andern, als fühlte und hielte er einen ganzen Kreis theologischer Wahrheiten, die in seinem Geist nicht anders denn als eine Anzahl von Deduktionen bestehen.

Derart sind einige der Grundzüge des ethischen Charakters, den der gebildete Intellekt ohne jedes religiöse Prinzip gestalten wird. Man findet sie im Bereich der Kirche und außerhalb, bei Heiligen und Verworfenen; sie bilden das Ideal der Welt; sie unterstützen teils, teils hemmen sie die Entwicklung der Katholiken. Sie können der Erziehung eines heiligen Franz von Sales oder eines Kardinals Pole Dienste leisten, sie können bei einem Shaftesbury oder Gibbon die Grenzen der Betrachtung sein. Basilius und Julian waren Studiengefährten in den Schulen von Athen; und einer wurde der Heilige und Lehrer der Kirche, der andere ihr höhnender und unnachgiebiger Feind.

IX. Vortrag PFLICHTEN DER KIRCHE GEGENÜBER DEM WISSEN

1.

Ich habe mich selbst zu beglückwünschen, meine Herren, daß ich schließlich, gleichviel mit welchem Erfolge, das schwierige und sorgenvolle Unternehmen zu Ende geführt habe, dem ich mich unmittelbar

widmete. Schwierig und sorgenvoll war es wahrhaftig, obwohl das hauptsächlichliche Thema, das des Universitätsunterrichts, schon so oft und so gewandt erörtert worden ist; denn ich habe versucht, einen Gedankengang, der eben jetzt Protestanten vertrauter ist als Katholiken, auf katholischem Boden zu verfolgen. Ich erklärte es als meine Absicht, als ich das Thema eröffnete, es mehr als eine philosophische und praktische denn als eine theologische Frage zu behandeln, mit Berufung auf den gesunden Menschenverstand, nicht auf kirchliche Regeln; und eben aus diesem Grunde war meine Beweisführung, indem sie weniger anspruchsvoll war, zugleich der Lichter und Stützen beraubt, die eine andre Behandlungsweise ihr gesichert hätte.

Keine Ängstlichkeit, keine geistige Anstrengung ist größer als die eines Menschen, dem es in einer schwierigen Frage ernstlich am Herzen liegt, frei von Irrtum zu forschen und frei von aller Unklarheit zu unterrichten; was mich angeht, so kann ich versichern, wenn die vorangegangene Erörterung für irgendjemanden von den gütigen Herrschaften, die ihr ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, eine zu harte Geduldsprobe gewesen ist, so kann sie doch niemanden mehr angestrengt und ermüdet haben als mich. Glückliche Menschen, die es mit so wohlbekanntem und gründlich erforschten gedanklichen Gebieten zu tun haben, daß sie überall die Fußstapfen, die Pfade, die Marksteine und Überbleibsel früherer Reisenden sehen und niemals fehlgehen können; aber ich, meine Herren, fühlte mich wie ein Seefahrer auf fremdem Meer, der kein Land in Sicht hat, von der Nacht überrascht wird und hauptsächlich auf die Regeln und Werkzeuge seiner Kunst vertrauen muß, um den Hafen zu erreichen. Die ewigen Berge, die hohen majestätischen Klippen der gegenüberliegenden Küste, strahlend im Sonnenlicht, die gewöhnlich unsere Führer sind, lassen uns bei einer Fahrt wie dieser im Stich; die Lehren des Altertums, die Bestimmungen von Autoritäten sind hier mehr Nadel, Karte und Lot als große Ziele mit deutlichen, ununterbrochenen Umrissen und vollständigen Einzelheiten, die sich vor uns erheben und uns entgegentreten und unsern Blick fesseln und uns von der Spannung und Ungewißheit der eigenen Beobachtung befreien. Und so kommt es trotz aller Sorgfalt, mit der wir andere um Rat fragen und Fehler zu vermeiden suchen, erst wenn der Morgen anbricht und das Land uns grüßt und wir unser Schiff gerade auf den Hafen zusteuern sehen, dahin, daß wir von unserer sorgfältigen Wacht ablassen und die Ängstlichkeit für unvernünftig halten. So war bis zu einem gewissen Grade mein Gefühl bei der vorangehenden Untersuchung; es hat mir dabei freilich nicht an autoritativen Prinzipien gefehlt noch an deutlichen Beispielen, wohl aber an Abhandlungen in extenso über das Thema, das ich behandelte, an abgeschlossenem Werk von Schriftstellern, die mich durch ihr anerkanntes Urteil und ihre Bildung für meine persönliche Leitung mit einer fortlaufenden Unterweisung über alle Punkte, die nacheinander zum Vorschein kamen, hätten ausrüsten können.

Ich sprach von der Schwierigkeit meines »unmittelbaren« Unternehmens, weil das, was ich versuchte, von vorbereitender Natur war, nicht die Pflichten der Kirche gegen die Universität betrachtete noch die Charakteristika einer katholischen Universität, sondern fragte, was eine Universität ist, welches ihr Ziel ist, welches ihre Natur, welches ihre Auswirkungen. Ich habe demgemäß zuerst festgestellt, daß alle Zweige des Wissens, wenigstens implicite, der Gegenstand ihres Unterrichts sind; daß diese

Zweige nicht getrennt und unabhängig voneinander sind, sondern ein Ganzes oder ein System bilden; daß sie ineinander übergehen und sich gegenseitig ergänzen, und daß die Genauigkeit und Glaubwürdigkeit des Wissens im Verhältnis steht zu unserer Anschauung seiner als eines Ganzen; daß in dem Verfahren, in dem auf diese philosophische Weise dem Geist Wissen mitgeteilt wird, seine wahre Bildung besteht; daß solche Bildung an sich ein Gut ist; daß das Wissen, welches zugleich ihr Werkzeug und ihr Ergebnis ist, Freies Wissen genannt wird; daß solche Bildung und das Wissen, welches sie bewirkt, mit Recht um seiner selbst willen erstrebt werden kann; daß sie jedoch überdies von großem weltlichen Nutzen ist, da sie die beste und höchste Formung des Intellekts für das soziale und politische Leben bedeutet; und schließlich, daß sie, in religiöser Hinsicht betrachtet, in gewisser Weise mit dem Christentum zusammenwirkt und dann von ihm abbiegt und sich darum in der Folge bisweilen als sein dienstbereiter Bundesgenosse, bisweilen gerade wegen ihrer Ähnlichkeit mit ihm als hinterlistiger und gefährlicher Feind erweist.

Obwohl jedoch diese Vorträge nur vorbereitend sein wollten, da sie der Erforschung des Ziels und der Natur der Erziehung gewidmet waren, die eine Universität zu vermitteln behauptet, möchte ich doch nicht schließen, ohne einige Bemerkungen über die Pflichten der Kirche ihr gegenüber oder vielmehr über den Grund dieser Pflichten zu machen. Wenn der katholische Glaube wahr ist, kann eine Universität nicht außerhalb des katholischen Bereichs bestehen, denn sie kann nicht universales Wissen lehren, wenn sie nicht katholische Theologie lehrt. Das ist gewiß; aber ferner, wenn sie noch so viele katholische Lehrstühle hätte, so würde das nicht genügen, um sie zu einer katholischen Universität zu machen; denn die Theologie wäre in ihrer Belehrung nur als ein Zweig des Wissens eingeschlossen, nur als einer von vielen Teilen, so wichtig er auch sein mag, die das aufbauen, was ich Philosophie genannt habe. Darum ist eine unmittelbare und tätige Rechts-gewalt der Kirche über sie und in ihr notwendig, wenn sie nicht mit der Kirche um das große Gemeinwesen wetteifern soll in jenen theologischen Fragen, die der Kirche ausschließlich anvertraut sind – als die Vertreterin des Intellekts auftretend, wie die Kirche die Vertreterin des religiösen Prinzips ist. Die Erläuterung dieses Themas soll der Gegenstand meines abschließenden Vortrags sein.

2.

Ich sage also, selbst wenn der Fall so läge, daß das ganze System des Katholizismus anerkannt und bekannt würde, würde das doch ohne die unmittelbare Gegenwart der Kirche eine solche Universität noch nicht zu einer katholischen Institution machen noch ausreichen, um den religiösen Betrachtungen bei den philosophischen Studien das gebührende Gewicht zu sichern. Denn es kann leicht geschehen, daß eine besondere Richtung oder Neigung einer Institution das Gepräge gibt, an die keine Regeln heranreichen, gegen die auch keine Beamten Abhilfe schaffen und der keine Beteuerungen oder Versprechungen entgegenwirken können. Wir haben ein Beispiel für einen solchen Fall in der Spanischen Inquisition; da war eine rein katholische Einrichtung, der Erhaltung oder vielmehr dem Aufstieg des Christentums gewidmet, voll glühenden Eifers für die theologische Wahrheit, die erbitterte Feindin jeder antikatholischen Idee und von katholischen Theologen verwaltet; dennoch gehörte sie in

keinem eigentlichen Sinn zur Kirche. Sie war ganz und schlechthin eine staatliche Einrichtung, sie war ein Ausdruck eben jenes »Kirche-und-König«-Geistes, der auf diesen Inseln vorherrschte; ja, sie war ein Werkzeug des Staates, wie der schärfste protestantische Schriftsteller in seiner Fehde gegen den Heiligen Stuhl bekennt. »Material« betrachtet war sie rein katholisch; aber ihr Geist und ihre Form waren irdisch und weltlich, allem Glauben und Eifer, aller Heiligkeit und Nächstenliebe zum Trotz, die sich bei den Individuen finden mochten, welche von Zeit zu Zeit an ihrer Verwaltung Anteil hatten. Und ebenso ist es keine genügende Sicherheit für die Katholizität einer Universität, wenn auch der ganze Gehalt der katholischen Theologie in ihr bekannt wird, falls ihr nicht die Kirche ihren eigenen reinen und unirdischen Geist einhaucht und ihre Organisation formt und gestaltet und über ihrem Unterricht wacht, ihre Schüler miteinander verknüpft und ihr Tun beaufsichtigt. Die spanische Inquisition geriet mit der höchsten katholischen Autorität aneinander, und das aufgrund der Tatsache, daß ihr unmittelbares Ziel von weltlichem Charakter war. Und aus demselben Grunde kann es nicht anders sein, wofern akademische Einrichtungen (wie ich sie lange zu zeigen bestrebt war) ihrer bloßen Natur nach auf soziale, nationale, zeitliche Ziele in erster Linie gerichtet sind, und da sie lebende und wirkende Körperschaften sind, wenn sie den Namen Universität überhaupt verdienen und mit Notwendigkeit irgendeinen formalen und bestimmten ethischen Charakter haben, einen guten oder schlechten, und mit Sicherheit den Individuen, die sie leiten und besuchen, diesen Charakter aufprägen – es kann nicht anders sein, als daß sie, sich selbst überlassen, dem Bekenntnis der katholischen Wahrheit zum Trotz Ergebnisse zeitigen wird, die ihren Interessen mehr oder weniger nachteilig sind.

Auch ist das noch nicht alles: solche Einrichtungen können feindselig gegen die offenbarte Wahrheit werden infolge der besondern Umstände ihres Unterrichts sowohl wie ihres Ziels. Sie sind beschäftigt mit dem Streben nach Freiem Wissen, und das Freie Wissen hat eine besondere Tendenz, nicht notwendig oder rechtmäßig, aber tatsächlich eine Tendenz, wenn es von Wesen, wie wir sind, gepflegt wird, uns eine bloße philosophische Theorie des Lebens und Verhaltens an Stelle der Offenbarung einzupflanzen. Ich habe schon viel über dieses Thema gesagt. Die Wahrheit hat zwei Attribute – Schönheit und Macht; und während Nützlich Wissen der Besitz der Wahrheit ist, sofern sie mächtig ist, ist Freies Wissen seine Aneignung, sofern es schön ist. Verfolgen Sie es, sei es als Schönheit oder als Macht, bis zu seiner weitesten Ausdehnung und seinen wahren Grenzen, und Sie werden auf beiden Wegen zum Ewigen und Unendlichen geführt, zu den Eingebungen des Gewissens und den Verkündigungen der Kirche. Begnügen Sie sich mit dem, was nur sichtbar oder erkennbar vortrefflich ist, wie Sie es leicht tun, und Sie werden den gegenwärtigen Nutzen und die natürliche Schönheit als praktischen Beweis der Wahrheit und hinreichenden Gegenstand des Intellekts nehmen. Nicht, daß Sie den Katholizismus sogleich ablehnen werden; aber Sie werden ihn mit einem irdischen Maßstab messen und abschätzen. Sie werden seine höchsten und wichtigsten Enthüllungen in den Hintergrund schieben, Sie werden seine Prinzipien leugnen, seine Lehren wegerklären, seine Vorschriften neu anordnen, seine Bräuche geringachten, auch wenn Sie sich dazu bekennen. Das Wissen als Wissen betrachtet beeinflusst uns mit feiner Kunst dahin, daß es uns auf uns selbst

zurückwirft, uns zu unserm eignen Mittelpunkt macht und zum Maßstab aller Dinge. Dies ist also die Wirkung jener Freien Erziehung, deren Schule die Universität ist, nämlich die offenbarte Wahrheit aus einem eignen Gesichtswinkel zu betrachten, sie einzuschmelzen und umzuformen, sie gleichsam nach einem andern Schlüssel zu stimmen und ihre Harmonien neu zu setzen, sie mit einem Kreis zu umschreiben, der hier in unverantwortlicher Weise etwas abschneidet, dort ungebührlich verhüllt; und all das unter der bewußten oder unbewußten Vorstellung, daß der menschliche Intellekt, durch sich selbst erzogen und auf sich selbst gestellt, wahrer und vollkommener in seinen Ideen und Urteilen ist als der von Propheten und Aposteln, denen himmlische Gesichte und Klänge unmittelbar zuteilwurden. Ein Sinn für Eigentum, Ordnung, Dauerhaftigkeit und Vollständigkeit ruft eine aufrührerische Bewegung gegen Wunder und Mysterium, gegen das Strenge und das Schreckliche hervor. Dieser Intellektualismus gerät zuerst und hauptsächlich mit den Geboten aneinander, dann mit der Lehre, dann mit dem Prinzip des Dogmatismus selbst; eine Erfassung des Schönen wird der Ersatz für den Glauben. In einem Lande, das nicht den Glauben bekennt, geht er sofort, wenn er darf, in Skeptizismus und Unglauben über; doch selbst im Bereich der Kirche und bei einem ganz unbedingten Bekenntnis ihres Credo, wirkt er, sich selbst überlassen, als ein Element der Verderbnis und des Verfalls. Der Katholizismus, wie er von Anbeginn auf uns gekommen ist, erscheint niedrig und unfrei; er ist eine bloße Volksreligion; er ist die Religion ungebildeter Zeitalter oder knechtischer Bevölkerungen oder barbarischer Krieger; er muß mit Unterscheidungsvermögen und Zartgefühl behandelt, berichtigt, gemildert, verbessert werden, wenn er ein erleuchtetes Geschlecht befriedigen soll. Er muß stereotypisiert werden als der Beschützer der Künste, der Schüler der Spekulation oder Schützling der Wissenschaft; er muß den gebildeten Akademiker spielen oder den auf Erfahrung fußenden Philanthropen oder den politischen Parteigänger; er muß sich mit dem Zeitalter gut stellen; diesen oder jenen Ausweg muß er ersinnen, um Lehren wegzu erklären oder zu verbergen, unter denen der Intellekt leidet und deren er sich schämt, z. B. seine Lehre von der Gnade, sein Mysterium der Gottheit, seine Predigt vom Kreuz, seine Verehrung für die Königin der Heiligen oder seine Ergebenheit für den Apostolischen Stuhl. Man lasse diesen Geist sich frei aus jener philosophischen Seelenverfassung entwickeln, die ich früher so hoch und so rechtmäßig gepriesen habe, und unfehlbar werden erst Gleichgültigkeit, dann Nachlassen im Glauben, dann sogar Häresie die daraus entspringenden Folgen sein.

Es folgen hier zwei Mißhandlungen, welche die Offenbarung unter den Händen der Meister der menschlichen Vernunft allzuleicht ertragen muß, wenn die Kirche nicht, wie die Pflicht es gebietet, den geheiligten Schatz behütet, der in Gefahr ist. Die eine ist ein bloßes Außerachtlassen der gesamten theologischen Wahrheit unter dem Vorwande, daß man keine Unterschiede der religiösen Meinung anerkenne – was nur in Ländern oder unter Regierungen vorkommen wird, die dem Katholizismus abgeschworen haben. Die andere, die von feinerem Charakter ist, erkennt allerdings den Katholizismus an, verfälscht aber (wie in vermeintlichem Mitleid mit ihm) seinen Geist. Ich will nun daran gehen, die Gefahren, von denen ich spreche, deutlicher zu beschreiben, indem ich den allgemeinen Stoff der Unterweisung heranziehe, die eine Universität auf sich nimmt.

Es gibt drei große Gegenstände, mit denen sich die menschliche Vernunft beschäftigt: Gott, die Natur und der Mensch, und läßt man die Theologie in der vorliegenden Beweisführung beiseite, so bleiben die physische und die soziale Welt. Wenn diese jeweils der menschlichen Vernunft unterworfen werden, so ergeben sie zwei Bücher: das Buch von der Natur heißt Naturwissenschaft, das Buch vom Menschen Geisteswissenschaft. Geistes- und Naturwissenschaft, so betrachtet, machen nahezu das Stoffgebiet der Freien Erziehung aus, und während die Naturwissenschaft dazu angetan ist, der ersten der beiden Mißhandlungen zu dienen, welche die offenbarte Wahrheit erleidet – ihrer Ausschaltung, dient die Geisteswissenschaft der zweiten – ihrer Entstellung. Lassen Sie uns den Einfluß beider auf die Religion gesondert betrachten.

3.

I. Was die Wissenschaft von der physischen Natur angeht, so kann es natürlich keinen wirklichen Zusammenstoß zwischen ihr und dem Katholizismus geben. Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung entstammen demselben Göttlichen Urheber, dessen Werke einander nicht widersprechen können. Nichtsdestoweniger läßt sich nicht leugnen, daß tatsächlich immer eine Art Eifersucht zwischen der Religion und den Naturphilosophen bestanden hat. Der Name Galilei erinnert uns sofort daran. Nicht zufrieden damit, sein eigenes Gebiet zu durchforschen und zu ergründen, so sagt man, verließ er seinen Weg, um unmittelbar die anerkannte Darstellung der Schrift anzugreifen; die Theologen schlugen einen Angriff ab, der leichtfertig und anmaßend war; und die Naturwissenschaft, in ihrem Jünger beleidigt, hat seither volle Rache an der Theologie genommen. Eine große Menge ihrer Lehrer, so fürchte ich, muß man sagen, sind entweder Ungläubige oder Skeptiker gewesen oder haben wenigstens dem Christentum jede bestimmte oder ins einzelne gehende Lehre über die Natur-Religion streitiggemacht. Es hat freilich höchst ruhmvolle Ausnahmen gegeben; einige Männer, die durch ihre Seelengröße, einige, die durch ihr religiöses Bekenntnis, einige, die durch Furcht vor der öffentlichen Meinung geschützt wurden; aber ich vermute, die große Masse der Naturforscher, die außerhalb der Kirche stehen, haben den positiven oder negativen Unglauben von Laplace, Buffon, Franklin, Priestley, Cuvier und Humboldt geerbt. Ich will natürlich nicht sagen, daß der Religion notwendig in jedem Fall von Seiten der Wissenschaftler ein haßerfüllter und leidenschaftlicher Widerstand entgegengesetzt werden müßte; aber ihr nachdrückliches Schweigen oder ihre phlegmatische Nichtbeachtung, was ihre Ansprüche angeht, brachten beredter als Worte zum Ausdruck, daß sie ihrer Meinung nach auf dem Gebiet, das sie sich angeeignet hatten, keine Stimme hatte. Derselbe Gegensatz zeigt sich im Mittelalter. Frater Bacon wurde gemeinhin mit Argwohn betrachtet, weil er ungesetzliche Künste betrieb. Papst Sylvester II. wurde wegen seines Wissens um Naturgeheimnisse der Magie angeklagt; und die geographischen Ideen St. Virgils, des Bischofs von Salzburg, wurden von dem großen heiligen Bonifatius, dem Ruhm Englands, dem Märtyrer-Apostel von Deutschland, mit Sorge betrachtet. Ich vermute, tatsächlich gingen der Aberglaube der Magie und physikalisches Wissen in jenen Zeiten im allgemeinen Hand in Hand; indessen die Feindseligkeit zwischen empirischer Naturwissenschaft und Theologie ist weit älter als das Christentum. Lord Bacon verfolgt sie bis in eine Zeit vor Sokrates

zurück; er sagt uns, daß bei den Griechen die atheistische Philosophie den physikalischen Entdeckungen am günstigsten war, und er gibt ohne Zögern damit zu verstehen, daß das Emporkommen der religiösen Schulen den Verfall der Naturwissenschaften bedeutete.

Wenn wir nun den Grund dieses Gegensatzes zwischen Theologie und Naturwissenschaft erforschen wollen, so müssen wir, glaube ich, zuerst die Erklärung in Betracht ziehen, die Lord Bacon selbst dafür gibt. Es ist bei Gerichtsverhandlungen üblich, die Personen, von denen das Urteil abhängt, zu ermahnen, sie sollten alles aus ihrer Seele verbannen, was sie außerhalb des Gerichtshofes über die Sache gehört haben, auf die ihre Aufmerksamkeit gelenkt werden soll. Sie sollen nach dem Augenschein urteilen; und das ist eine Regel, die sich bei unsern Untersuchungen insoweit bewährt, als nichts von außen Hinzukommendes in das Verfahren hereingezogen werden sollte. Ebenso müssen von religiösen Untersuchungen als solchen die Naturwissenschaften ausgeschlossen werden und von naturwissenschaftlichen als solchen die Religion; und wenn wir sie vermischen, werden wir beide verderben. Der Theologe, der von der Göttlichen Allmacht spricht, läßt hierbei vorläufig Naturgesetze bei Seite, die ihre Ausübung einschränken; und der Naturwissenschaftler andererseits stellt bei seinen Untersuchungen über die Naturerscheinungen einfach jene Gesetze fest und läßt dabei die Frage jener Allmacht beiseite.

Wenn der Theologe, der den Wegen der Vorsehung nachgeht, dabei durch Einwände aufgehalten würde, die sich auf die Unmöglichkeit physischer Wunder beziehen, würde er mit Recht gegen diese Unterbrechung Einspruch erheben; und wollte man den Forscher, der die Bewegung der Himmelskörper bestimmt, über ihre Zweckursache oder ihre erste Ursache befragen, so würde auch er eine unlogische Unterbrechung erfahren. Der letzte fragt nach der Ursache von Vulkanen und wird ungeduldig, wenn man ihm sagt, es sei »die göttliche Rache«; der erste fragt nach der Ursache der Vernichtung der schuldigen Städte, und es ist widersinnig, wenn man ihn auf vulkanische Wirkungen verweist, die noch in ihrer Nachbarschaft zu sehen sind. Die Frage nach den Zweckursachen geht für den Augenblick über das Bestehen fester Gesetze hinweg; die Frage nach den physischen geht für den Augenblick über die Existenz Gottes hinweg. Mit andern Worten, die Naturwissenschaft ist in gewissem Sinn atheistisch, aus dem bloßen Grunde, weil sie nicht Theologie ist.

Das ist Lord Bacons Rechtfertigung, und eine verständliche in Anbetracht dessen, daß der Niedergang der atheistischen Philosophie im Altertum ein Schlag für die Hoffnungen der Naturwissenschaft war. »Aristoteles«, sagt er, »Galen und andere führen häufig Ursachen wie diese ein: Die Haare an den Augenlidern sind da, um die Sehkraft zu schützen; die Knochen, um als Pfeiler zu dienen, worauf die Körper der Lebewesen gebaut werden können; die Blätter der Bäume, um von der Frucht Sonne und Wind fernzuhalten; die Wolken sind bestimmt, die Erde zu bewässern. Was alles in der Metaphysik am Platz ist; in der Naturwissenschaft aber ist es unstatthaft, denn es wirkt wie Schiffshalter, die die Wissenschaften hindern, ihre Bahn der Vervollkommnung einzuhalten, und es führt zur Vernachlässigung der Forschung nach physischen Ursachen.« Da liegt also ein Grund für das Vorurteil der Naturphilosophen gegen die Theologie: Einerseits macht sie ihre tiefe Befriedigung über

die Naturgesetze unzugänglich für den Gedanken an einen Weltlenker nach Moralgesetzen und macht sie skeptisch gegen Sein Eingreifen; andererseits hat das gelegentliche Dazwischentreten religiöser Kritik auf einem nicht religiösen Gebiet sie empfindlich, argwöhnisch und gereizt gemacht.

4.

Ein anderer Grund von verwandter Natur findet sich in dem Unterschied der Methoden, durch welche in der Theologie und in der Naturwissenschaft Wahrheiten gewonnen werden. Induktion ist das Instrument der Naturwissenschaft, und Deduktion ist allein das Instrument der Theologie. Da ist die einfache Frage: »Was ist offenbart?« Alles doktrinäre Wissen fließt aus einer Quelle. Wenn wir imstande sind, unsern Gesichtskreis zu erweitern und die Zahl unserer Feststellungen zu vergrößern, kann es nur durch Vergleich und Anordnung der ursprünglichen Wahrheiten geschehen; würden wir neue Fragen lösen, so könnte es nur geschehen, indem wir alte Antworten befragen. Der Begriff eines absolut neuen doktrinären Wissens und einer einfachen Hinzufügung von außen ist für katholische Ohren unerträglich und ist auch niemals von jemandem aufrechterhalten worden, der auch nur annähernd für unser Credo Verständnis hatte. Offenbarung ist das »alles in allem« in der Lehre; die Apostel ihre einzigen Verwahrer, die Methode der Folgerung ihr einziges Hilfsmittel, die kirchliche Autorität ihre einzige Bürgschaft. Die Göttliche Stimme hat ein für allemal gesprochen, und die einzige Frage ist die, was sie meinte. Nun war dieses Verfahren, soweit es Begründung ist, gerade die Art der Begründung, die für das naturwissenschaftliche Wissen von der Schule Bacons durch die induktive Methode ersetzt worden ist – kein Wunder also, daß jene Schule gereizt und empört ist, wenn sie findet, daß es noch ein Stoffgebiet gibt, auf dem ihr Lieblingsinstrument keine Verwendung finden kann; kein Wunder, daß sie sich gegen dieses Denkmal eines veralteten Systems erheben als gegen etwas, was den Augen wehtut und sie beleidigt; und kein Wunder, daß eben die Kraft und der blendende Erfolg ihrer eignen Methode auf ihrem eignen Gebiet die religiösen Gefühle der Menschen, die unter ihren Einfluß geraten, ungebührlich beherrschen oder lenken. Sie behaupten, keine neue Wahrheit könne durch Deduktion gewonnen werden; die Katholiken stimmen bei, fügen aber hinzu, was die religiöse Wahrheit angehe, so brauchten sie gar nicht zu suchen, denn sie hätten sie bereits. Die christliche Wahrheit stammt rein aus der Offenbarung; diese Offenbarung können wir nur erklären, wir können sie nicht vermehren, außer in Beziehung auf unsere eigne Auffassung; ohne sie hätten wir nichts von ihrem Inhalt gewußt, mit ihr wissen wir gerade so viel wie ihren Inhalt und nichts mehr. Und wie sie durch einen göttlichen Akt unabhängig von Menschen gegeben wurde, so wird sie dem Menschen zum Trotz bestehen bleiben. Niebuhr mag die Geschichte revolutionieren, Lavoisier die Chemie, Newton die Astronomie; aber Gott selbst ist der Urheber wie der Gegenstand der Theologie. Wenn die Wahrheit sich ändern kann, dann kann sich ihre Offenbarung ändern; wenn die menschliche Vernunft den Allwissenden mit Gründen schlagen kann, dann mag sie Sein Werk entthronen.

Bekenntnisse wie diese klingen seltsam in den Ohren von Menschen, deren erstes Prinzip das Forschen nach Wahrheit ist und für die materielle und sinnlich wahrnehmbare Dinge den Ausgangspunkt der

Forschung bilden. Sie verachten jede Untersuchungsmethode, die nicht auf Erfahrung begründet ist; die Mathematik allerdings dulden sie, weil diese Wissenschaft es mit Ideen, nicht mit Tatsachen zu tun hat und mehr zu hypothetischen als zu realen Ergebnissen führt; »Metaphysik« ist in ihrem Munde geradezu ein Schmähwort, und die Ethik lassen sie nur unter der Bedingung zu, daß sie das Gewissen als ihre wissenschaftliche Grundlage aufgibt und sich auf dem greifbaren Nutzen aufbaut; was aber die Theologie angeht, so können sie mit ihr nicht umgehen, sie können ihrer nicht Herr werden, und so ächten sie sie einfach und lassen sie unbeachtet. Der Katholik fürwahr »fesselt den Intellekt«, weil er daran festhält, daß Gottes Intellekt größer ist als der ihre und daß Menschen nicht verbessern können, was Er getan hat. Und was sie in gewisser Weise in dieser Verstiegenheit rechtfertigen, ist der Umstand, daß es dicht vor ihren Türen eine Religion gibt, die diesen strengen Ton beseitigte und tatsächlich ihr eignes Forschungsprinzip annahm. Der Protestantismus behandelt die Schrift so, wie sie mit der Natur umgehen; er nimmt den heiligen Text als eine große Sammlung von Phänomenen, aufgrund deren jeder individuelle Christ durch ein induktives Verfahren gerade zu den Ergebnissen gelangen kann, die sich seinem eignen Urteil empfehlen. Er betrachtet den Glauben als eine bloße Abart der Vernunft, als ein Ausruhen bei gewissen wahrscheinlichen Ergebnissen, bis bessere gefunden werden. Sympathie also, wenn kein anderer Grund, führt die Erfahrungswissenschaftler zu einem Bündnis mit den Feinden des Katholizismus.

5.

Ich habe noch eine andere Betrachtung hinzuzufügen, die nicht weniger wichtig ist als irgendeine, die ich bisher angeführt habe. Die Naturwissenschaften, Astronomie, Chemie und die übrigen, haben es zweifellos mit göttlichen Werken zu tun und können nicht zu unwahren religiösen Ergebnissen führen. Aber gleichzeitig muß man daran denken, daß die Offenbarung sich auf Umstände bezieht, die sich erst ergaben, nachdem Himmel und Erde geschaffen waren. Sie wurden vor der Einführung des moralischen Übels in der Welt gewirkt, während die katholische Kirche das Werkzeug einer Heilsauspendung ist, die jener Einführung entgegenwirken soll. Kein Wunder also, daß ihre Unterweisung zwar nicht im Widerspruch, aber schlechthin verschieden ist von der Theologie, welche die Naturwissenschaft ihren Jüngern nahelegt. Sie hält uns eine Reihe von Attributen und Akten auf Seiten des göttlichen Wesens vor, für welche die materielle und animalische Schöpfung keinen Raum gewährt; Macht, Weisheit und Güte sind der Kehrreim der physischen Welt, aber sie spricht nicht und kann nicht sprechen von Barmherzigkeit, Langmut und der Ökonomie der menschlichen Erlösung und nur teilweise von dem moralischen Gesetz und moralischer Güte. »Die heilige Theologie«, sagt Lord Bacon, »muß aus den Worten und den Orakeln Gottes gezogen werden, nicht aus dem Licht der Natur oder den Diktaten der Vernunft. Es steht geschrieben, daß »die Himmel den Ruhm Gottes verkünden«; aber nirgends finden wir, daß die Himmel den Willen Gottes verkünden, welcher als ein Gesetz und Zeugnis ausgesprochen ist, auf daß die Menschen ihm gemäß handeln. Auch gilt das nicht bloß von den großen Mysterien der Gottheit, der Schöpfung, der Erlösung ... Wir können nicht bezweifeln, daß ein großer Teil des moralischen Gesetzes zu erhaben ist, als daß es vom natürlichen Licht erreicht

werden könnte; obwohl doch ganz gewiß die Menschen selbst durch das Licht und das Gesetz der Natur einige Vorstellungen von Tugend, Laster, Gerechtigkeit, Unrecht, Gut und Böse haben.« Daß die neuen und ferneren Bekundungen des Allmächtigen, die durch Offenbarung geschehen sind, in vollkommenem Einklang mit der Lehre der natürlichen Welt sind, das bildet in der Tat einen der Gegenstände des tiefgründigen Werks des anglikanischen Bischofs Butler; aber sie können in keinem Sinn von der Natur abgelesen werden, und das Schweigen der Natur über sie mag leicht die Einbildungskraft verführen, obwohl es keine Kraft hat, die Vernunft zu überreden, sich abzuwenden von Lehren, die nicht durch Tatsachen beglaubigt sind, sondern durch Autorität aufgenötigt werden. In einem wissenschaftlichen Zeitalter wird man also naturgemäß mit der sogenannten Natur-Theologie Staat machen, sich in großer Zahl zum Unitarischen Credo bekennen, aufgebracht gegen das Mysterium und skeptisch gegen Wunder sein.

Und zu alledem muß man noch hinzufügen, in welchem großem Umfang die Naturwissenschaft Gelegenheit gibt, jenen Gefühlen für Schönheit, Ordnung und Übereinstimmung nachzuhängen, von denen ich soviel gesprochen habe als von den Abzeichen und Farben (wie man sie nennen kann) eines gebildeten Zeitalters in seinem Kampf gegen den Katholizismus.

Haben wir also erwogen, daß der Katholizismus sich von der Naturwissenschaft seiner Richtung, seinem Beweisverfahren und seinem Stoff nach unterscheidet, wie kann er es vermeiden, einer unbilligen Behandlung von Seiten der Philosophen in einer Institution zu begegnen, in der niemand ist, der für ihn Partei ergreifen könnte? Daß die Naturwissenschaft selbst bei dieser schlechten Behandlung der Theologie der Verlierende sein wird, dabei habe ich in einigen früheren Vorträgen ausführlich verweilt; denn irgendeine Wissenschaft unrechtmäßig zu unterdrücken, sich Übergriffe gegen sie zu erlauben und noch weit mehr, wenn es eine wichtige ist, das heißt allen unrecht tun. Indessen, das ist nicht Sache der Kirche; die Kirche hat nicht den Beruf, die Wissenschaft zu überwachen und zu schützen; aber der Theologie gegenüber hat sie eine bestimmte Pflicht: Sie ist eins der besonderen Güter, die ihrer Obhut anvertraut sind. Wo die Theologie ist, da muß sie sein; und wenn eine Universität ihren Namen und Beruf nicht erfüllen kann ohne Anerkennung der offenbarten Wahrheit, so muß sie dabei sein, um darauf zu sehen, daß es eine Anerkennung bona fide ist, die aufrichtig geschieht und nach der beharrlich gehandelt wird.

6.

II. Und wenn das Eingreifen der Kirche in den Schulen der Naturwissenschaft notwendig ist, so wird es noch gebieterischer gefordert in dem andern Hauptteil, der das Stoffgebiet der Freien Erziehung mit ausmacht – in den Geisteswissenschaften. Die Geisteswissenschaften stehen in Beziehungen zum Menschen wie die exakte Wissenschaft zur Natur; sie sind seine Geschichte. Der Mensch ist zusammengesetzt aus Leib und Seele; er denkt und handelt; er hat Begierden, Leidenschaften, Gemütsbewegungen, Motive, Pläne; er hat in sich den lebenslangen Kampf zwischen Pflicht und Neigung; er hat einen fruchtbaren und aufnahmefähigen Intellekt; er ist für die Gesellschaft gebildet,

und die Gesellschaft vervielfältigt und differenziert in unendlichen Kombinationen seine persönlichen, moralischen und intellektuellen Charakterzüge. All das macht sein Leben aus; all das bringen die Geisteswissenschaften zum Ausdruck, so daß die Geisteswissenschaften für die Menschheit in gewisser Weise dasselbe leisten wie die Autobiographie für das Individuum; sie enthalten ihr Leben und ihre Hinterlassenschaft. Überdies ist er dieses fühlende, intelligente, schaffende und wirkende Wesen, ganz unabhängig von irgendwelcher außergewöhnlichen Hilfe vom Himmel oder irgendwelchem religiösen Glauben; und als solchen, wie er an und für sich ist, stellen ihn die Geisteswissenschaften dar; sie enthalten Leben und Hinterlassenschaft des natürlichen Menschen, mag er unschuldig oder schuldig sein. Ich will nicht sagen, es sei ihrem bloßen Begriff nach unmöglich, daß die Geisteswissenschaften von einem religiösen Hauch gefärbt würden; die hebräische Wissenschaft, soweit sie überhaupt Wissenschaft genannt werden kann, ist sicherlich einfach theologisch, und es ist ihr ein Charakter eingeprägt, der über die Natur hinausgeht; aber ich spreche von etwas, was sich ohne außergewöhnliche Anordnung erwarten ließ; und ich sage, tatsächlich ist die Naturwissenschaft der Widerschein der Natur, die Geisteswissenschaft ebenso, die eine der physischen, die andere der moralischen und sozialen Welt. Umstände wie Ort, Zeit, Sprache scheinen wenig oder gar keinen Unterschied im Charakter der Geisteswissenschaft als solcher zu bewirken; alles in allem genommen, sind alle Geisteswissenschaften eine; sie sind die Stimmen des natürlichen Menschen.

Ich wünschte, dies wäre alles, was zum Nachteil der Geisteswissenschaften zu sagen wäre; aber während die physische Natur fest an ihre Gesetze gebunden bleibt, hat die moralische und soziale Natur einen eignen Willen, lenkt sich selbst und verharret niemals lange in dem Zustand, von dem aus sie ihre Tätigkeit begonnen hat. Der Mensch wird niemals in einem bloßen Zustand der Unschuld bleiben. Er wird sicherlich sündigen und seine Literatur wird der Ausdruck seiner Sünde sein, und dies gleichgültig, ob er Heide oder Christ ist.

Das Christentum hat Lichtstrahlen auf ihn und seine Literatur geworfen; doch da es ihn nicht bekehrt hatte, sondern nur gewisse auserwählte Exemplare, so hat es auch die charakteristischen Züge seines Geistes oder seiner Geschichte nicht verändert; seine Literatur ist, was sie immer war, oder schlimmer, als sie war, in dem Maße, als man einem Mißbrauch des Wissens oder einer Ablehnung der Wahrheit zugestimmt hat. Im ganzen also, denke ich, wird man finden und immer als etwas ganz Natürliches finden, daß die Geisteswissenschaft als solche, gleichgültig welcher Nation, die Geschichte oder Wissenschaft zum Teil und in ihrem besten Sinn vom natürlichen Menschen, zum Teil vom Menschen in seiner Empörung ist.

7.

Hier also, sage ich, ist man in eine Schwierigkeit verwickelt, die noch größer ist als die, mit der die Pflege der Naturwissenschaft behaftet ist; denn wenn die Wissenschaft von der physischen Natur gefährlich ist, wie ich sagte, so ist sie gefährlich, weil sie notwendig die Idee des moralischen Übels außer Acht läßt; aber die Geisteswissenschaft ist dem noch schwereren Vorwurf ausgesetzt, daß sie sie

zu gut erkennt und versteht. Mancher wird mir vielleicht sagen: »Unsere Jugend soll nicht verdorben werden. Wir wollen ohne alle allgemeine oder nationale Literatur fertigwerden, wenn sie so anstößig ist; wir wollen unsere eigne christliche Literatur haben, die so rein, so wahr sein soll wie die jüdische.« Sie können sie nicht haben – ich sage nicht, daß Sie nicht eine Auswahl aus der Literatur für die Jugend, ja auch für die mittleren oder niederen Klassen herstellen können, ich spreche von der Universitäts- Erziehung, die eine ausgedehnte Lektüre umfaßt, die es mit den Meisterwerken des Genies oder dem, was man die Klassiker einer Sprache nennt, zu tun hat, und ich sage, wenn die Literatur zum Studium der menschlichen Natur gemacht werden soll, so kann es der Natur der Sache nach keine christliche Literatur geben. Es ist ein Widerspruch schon dem Ausdruck nach, wenn man eine sündlose Wissenschaft vom sündhaften Menschen anstrebt. Man kann etwas sehr Großes und Hohes zusammenlesen, etwas Höheres als irgendwelche Geisteswissenschaft je war; und wenn man damit fertig ist, wird man finden, daß es gar keine Geisteswissenschaft ist. Man wird die Zeichnung des Menschen als solchen einfach aufgeben und sie, soweit man überhaupt etwas an die Stelle zu setzen hatte, durch das Bild des Menschen ersetzt haben, wie er unter gewissen besonders günstigen Umständen ist oder sein könnte. Man gebe das Studium des Menschen als solchen auf, wenn es sein muß; aber dann sage man, daß man es tue. Man sage nicht, daß man ihn, seine Geschichte, seine Seele und sein Herz studiere, wenn man etwas anderes studiert. Der Mensch ist ein Wesen von Genie, Leidenschaft, Intellekt, Bewußtsein, Macht. Er verwendet diese mannigfachen Gaben auf mannigfache Weise, zu großen Taten, zu großen Gedanken, zu heroischen Akten, zu abscheulichen Verbrechen. Er gründet Staaten, er schlägt Schlachten, er baut Städte, er macht den Wald urbar, er unterwirft die Elemente, er beherrscht sein Geschlecht. Er bringt weitreichende Ideen hervor und beeinflusst viele Generationen. Er nimmt tausend Gestalten an und erleidet tausend Schicksale. Die Geisteswissenschaft zeichnet sie alle für das Leben auf,

*Quicquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, discursus.*

Er ergießt seine glühende Seele in die Poesie; er schweift hin und her, er fliegt hoch und taucht tief hinab in seinen ruhelosen Spekulationen; seine Lippen strömen über von beredten Worten, er berührt die Leinwand und sie glüht vor Schönheit; er versetzt die Saiten in Schwingung und sie klingen wieder von einem überschwenglichen Sinn. Er schaut in sich selbst hinein und liest in seinen eigenen Gedanken und schreibt sie nieder; er sieht hinaus ins Weltall und überzählt und feiert die Elemente und Prinzipien, deren Ergebnis er ist.

So ist der Mensch: Schiebt ihn beiseite, behaltet ihn vor euch, aber was ihr auch tut, nehmt ihn nicht für etwas, was er nicht ist, nicht für etwas Göttlicheres und Heiligeres, nicht für den wiedergeborenen Menschen. Ja, man hüte sich davor, Gottes Gnade und ihr Werk in so ungünstigem Lichte zu zeigen, daß man die wenigen, die sie von Grund aus beeinflusst hat, im Geist mit der großen Menge sich messen läßt, die sie nicht haben oder schlecht gebrauchen. Der Erwählten sind wenige, um daraus auszulesen, und die Welt ist unerschöpflich. Von Anfang an gehören Jabel und Tubalcain, Nimrod

»der starke Jäger«, die Gelehrsamkeit der Pharaonen und die Weisheit des Ostens zur Welt. Hier und da einmal tritt ein Salomo oder Beseleel mit ihnen in Wettstreit, aber der Standort natürlicher Gaben ist der natürliche Mensch. Die Kirche kann sie benützen, sie kann sie nicht nach ihrem Belieben erzeugen. Erst wenn das ganze Menschengeschlecht erneuert ist, wird seine Literatur rein und wahr sein. Der Idee nach möglich ist es freilich für die Natur, von der himmlischen Gnade gelenkt, sich in weitem Rahmen in einer Ursprünglichkeit der Gedanken oder des Wirkens zu zeigen, die weit über das hinausgeht, was die weltliche Literatur je verzeichnet oder in Beispielen vorgeführt hat; aber wenn man eine Literatur von Heiligen haben möchte, muß man zu allererst eine Nation von ihnen haben.

Wo ist ein klarerer Beweis für die Wahrheit all dessen als die Natur des Göttlichen Wortes selbst? Es ist unleugbar nicht der Widerschein oder das Bild der vielen, sondern der wenigen; es ist kein Bild des Lebens, sondern eine Vorwegnahme des Todes und Gerichts.

Die menschliche Literatur handelt von allen Dingen, ernsten oder heiteren, schmerzlichen oder angenehmen; aber das Göttliche Wort betrachtet sie nur unter einem Gesichtspunkt und sofern sie auf ein Ziel hinstreben. Es gibt uns wenig Einblick in die fruchtbaren Entwicklungen des Geistes; es hat keine Ausdrücke in seinem Wortschatz, um genau den Intellekt und seine verschiedenen Vermögen zu bezeichnen; es weiß nichts von Genie, Phantasie, Witz, Erfindungsgabe, Geistesgegenwart, Hilfsmitteln. Es spricht nicht über Herrschaft, Handel, Unternehmung, Gelehrsamkeit, Philosophie oder die schönen Künste. Nur leicht berührt es auch die schlichteren und unschuldigeren Lebensläufe und ihren Lohn. Wenig sagt es von jenen zeitlichen Segnungen, die auf unsern weltlichen Beschäftigungen ruhen und sie leichtmachen; von dem Segen, den wir aus dem sonnigen Tag und der heiteren Nacht, aus dem Wechsel der Jahreszeiten und dem Ertrag der Erde gewinnen. Wenig über die Freuden unserer Erholung und unsere täglichen häuslichen Annehmlichkeiten; wenig von den gewöhnlichen Gelegenheiten zu frohen Festen, die das menschliche Leben versüßen; und gar nichts von den mannigfachen Bestrebungen und Vergnügungen, deren Aufzählung zu weit führen würde. Wir lesen freilich von dem Fest, als Isaac entwöhnt wurde, von Jakobs Werbung und von den religiösen Festlichkeiten des frommen Hiob; doch Ausnahmen wie diese erinnern uns nur daran, was in der Schrift stehen könnte und nicht steht. Meint man also mit Literatur die Offenbarung der menschlichen Natur in der menschlichen Sprache, so wird man sie vergeblich anderswo als in der Welt suchen. Nehmt vorlieb damit, wie sie ist, aber behauptet nicht, sie zu pflegen; nehmt die Dinge, wie sie sind, nicht wie ihr sie wünschen könntet.

8.

Ja, ich muß noch weiter gehen; selbst wenn wir es könnten, würden wir doch von unserer klaren Pflicht abweichen, meine Herren, wenn wir die Literatur aus der Erziehung wegließen. Denn wozu erziehen wir, wenn nicht, um auf die Welt vorzubereiten? Wozu bilden wir den Intellekt so vieler über die ersten Elemente des Wissens hinaus, wenn nicht für diese Welt? Wird es in der künftigen Welt viel zu bedeuten haben, ob unsere leibliche Gesundheit oder die Kraft unseres Intellekts größer oder geringer

war, abgesehen davon natürlich, wie weit diese Welt in allen ihren Umständen eine Prüfung für die kommende ist? Wenn also die Universität eine unmittelbare Vorbereitung für die Welt ist, so lasse man sie auch sein, wofür sie sich ausgibt. Sie ist kein Kloster, sie ist kein Seminar; sie ist eine Stätte, um Menschen aus der Welt für die Welt tauglich zu machen. Wir können sie möglicherweise nicht davor bewahren, in der Welt mit all ihren Wegen und Prinzipien und Grundsätzen unterzutauchen, wenn ihre Zeit kommt; aber wir können sie auf das vorbereiten, was unvermeidlich ist; und es ist nicht der Weg, in bewegten Wassern schwimmen zu lernen, wenn man niemals hineingeht. Verbannt (ich sage, nicht bloß besondere Schriftsteller, besondere Werke, besondere Stellen, sondern) die weltliche Literatur als solche; schneidet aus den Schulbüchern alle breiten Bekundungen des natürlichen Menschen heraus, und jene Bekundungen warten eurem Schüler zum Gewinn unmittelbar vor den Türen eures Schulraums in lebender und atmender Wirklichkeit. Sie werden ihm da entgegentreten mit allem Reiz der Neuheit und all dem Zauber des Genies oder der Liebenswürdigkeit. Heute ein Schüler, morgen ein Glied der großen Welt, heute beschränkt auf die Heiligenleben, morgen in das große Babel hineingeschleudert – nach Babel geschleudert, ohne daß ihm je vorher in allen Ehren die Pflege von Witz und Humor und Einbildungskraft gestattet war, ohne daß irgendwelche Empfindlichkeit des Geschmacks in ihm entwickelt, irgendwelche Regel ihm an die Hand gegeben ist, »das Köstliche vom Gemeinen« zu unterscheiden, Schönheit von Sünde, die Wahrheit von der Spitzfindigkeit der Natur, was harmlos ist, von dem, was Gift ist. Ihr habt ihm die Meister des menschlichen Gedankens vorenthalten, die ihn in gewissem Sinn aufgrund ihrer gelegentlichen Verderbtheit erzogen hätten. Ihr habt ihn abgeschlossen von jenen Menschen, deren Gedanken in unsern Herzen Wurzel schlagen, deren Worte Sprichwörter sind, deren Namen in aller Welt heimisch sind, die das Muster ihrer Muttersprache sind und der Stolz und Ruhm ihrer Landsleute, Homer, Ariost, Cervantes, Shakespeare, weil sie stark nach dem alten Adam schmeckten; und wofür habt ihr ihn bewahrt? Ihr habt ihm »eine Freiheit gegen« die mannigfache Blasphemie seiner Zeit verliehen; ihr habt ihn frei gemacht von ihren Zeitungen, ihren Rundschauern, ihren Streitschriften, ihren Parlamentsdebatten, ihrem Rechtsverfahren, ihren Tribünenreden, ihren Liedern, ihrem Drama, ihrem Theater, ihrer einhüllenden, erstickenden Todesatmosphäre. Ihr hattet Erfolg außer in dem einen – die Welt zu seiner Universität zu machen.

So schwierig also die Frage sein mag, so sehr sie das Urteil auf die Probe stellen und sogar in die Meinungen eifriger und frommer Katholiken Zwiespalt bringen kann, ich für meine Person kann keinen Zweifel hegen, meine Herren, daß die wahre Kirchenpolitik nicht darin besteht, die Literatur aus den weltlichen Schulen auszuschließen, sondern sie darin zuzulassen. Laßt sie für die Geisteswissenschaft auf der einen Seite tun, was sie für die Naturwissenschaft auf der andern tut; jede hat ihre Vollkommenheit, und sie hat ihr Heilmittel für jede. Sie fürchtet kein Wissen, sondern sie reinigt alles; sie unterdrückt kein Element unserer Natur, sondern bildet die ganze. Die Naturwissenschaft ist ernst, methodisch, logisch, mit der Naturwissenschaft läßt sie sich also auf Beweisführungen ein und setzt Grund gegen Grund; die Literatur führt keine Beweise, sondern trägt

vor und gibt zu verstehen; sie ist vielgestaltig und beweglich; sie überredet, statt zu überzeugen, sie verführt, sie nimmt gefangen; sie ruft das Ehrgefühl oder die Einbildungskraft an oder den Stachel der Neugier; sie bahnt sich ihren Weg mit Hilfe des Frohsinns, der Satire, des Romans, des Schönen, des Gefälligen. Ist es wunderbar, daß die Kirche den Anspruch erheben sollte, einer Triebkraft wie dieser mit einer Stärke zu begegnen, die ihrer Rastlosigkeit entspricht, in ihr Vorgehen mit höherer Hand einzugreifen und in der Auswahl ihrer Studien und ihrer Bücher eine Autorität zu handhaben, die tyrannisch wäre, wenn Vernunftgründe und Tatsachen die einzigen Hilfsmittel ihrer Schlüsse wären? Doch wie auch immer, ihr Prinzip ist durchaus ein und dasselbe: keinerlei Wahrheit zu unterdrücken, sondern darauf zu sehen, daß keine Lehren unter dem Namen der Wahrheit einhergehen, außer denen, die ihn mit Recht beanspruchen.

9.

So wenigstens ist die Lehre, die ich aus all den Gedanken entnehme, die ich dem Thema zu widmen vermochte; so ist die Lehre, die ich aus der Geschichte meines Vaters und Patrons, des heiligen Philipp Neri, gewann. Er lebte in einem Zeitalter, das so treulos gegen den Katholizismus war wie nur irgendein früheres oder späteres. Er lebte zu einer Zeit, wo der Stolz sich hoch erhob und die Sinne die Herrschaft führten; eine Zeit, wo Könige und Edle niemals mehr von Pracht und Ansehen hielten und niemals weniger von persönlicher Verantwortung und Gefahr; wo der Winter des Mittelalters wich und die sommerliche Sonne der Zivilisation tausend Formen überschwenglichen Genusses zu Laub und Blüten brachte; wo eine neue Gedanken- und Schönheitswelt sich vor dem menschlichen Geist aufgetan hatte durch die Entdeckung der Schätze der klassischen Literatur und Kunst. Er sah die Großen und die Begabten, geblendet von der Zauberin und von dem Zaubertrank ihres Gesanges trinkend; er sah die Hohen und die Weisen, Studenten und Künstler, Malerei, Poesie und Skulptur, Musik und Architektur in ihren Reigen gezogen und um den Abgrund kreisend; er sah heidnische Formen von dort aufsteigen und in der dicken Luft Gestalt annehmen – all das sah er, und er erkannte, daß man dem Unheil begegnen müßte, nicht mit Beweisgründen, nicht mit Wissenschaft, nicht mit Protesten und Warnungen, nicht mit Einsiedlern oder Predigern, nicht mit Hilfe des großen Gegen-Zaubers der Reinheit und Wahrheit. Er stand auf, um ein fast einzigartiges Werk in der Kirche zu tun – nicht ein Hieronymus Savonarola zu sein, obwohl Philipp eine aufrichtige Verehrung für ihn hatte und ein liebevolles Andenken an sein Florentiner Haus; nicht ein heiliger Karl zu sein, obwohl Philipp auf seinem strahlenden Angesicht den Glanz des Heiligen erkannt hatte; nicht ein heiliger Ignatius zu sein, der mit dem Feinde rang, obwohl Philipp die Rufglocke der Gesellschaft genannt wurde, so viele Menschen schickte er ihr zu; nicht ein heiliger Franz Xaver zu sein, obwohl Philipp danach verlangte, mit ihm für Christus in Indien sein Blut zu vergießen; nicht ein heiliger Caietan zu sein oder ein Jäger auf Seelen, denn Philipp zog vor, wie er es ausdrückte, ruhig sein Netz auszuwerfen, um sie zu gewinnen; er zog es vor, mit dem Strom zu schwimmen und die Strömung zu lenken, die er nicht aufhalten konnte, den Strom der Wissenschaft, Literatur, Kunst und Mode, und süß und heilig zu machen, was Gott sehr gut geschaffen und der Mensch verdorben hatte.

Und so betrachtete er als die Idee seiner Sendung nicht die Ausbreitung des Glaubens noch die Darstellung der Lehre noch die katechetischen Schulen; was immer genau und systematisch war, gefiel ihm nicht; er legte die Mönchsregel ab, wie David die Rüstung seines Königs zurückwies. Nein, er wollte nur ein gewöhnlicher, einzelner Priester sein wie andere, und seine Waffen sollten nur unverstellte Demut und anspruchslose Liebe sein. Alles, was er tat, sollte durch das Licht und die Glut und die überzeugende Beredsamkeit seines persönlichen Charakters und seines leichten Umgangs getan werden. Er kam zur Ewigen Stadt und ließ sich dort nieder, und sein Heim und seine Familie wuchsen allmählich um ihn herum, indem ganz von selbst das Material von außen hinzukam. Er suchte nicht so sehr die Seinen, als daß er sie an sich zog. Er saß in seinem kleinen Zimmer, und sie in ihren frohen weltlichen Kleidern, die Reichen und die Wohlgeborenen so gut wie die Einfachen und Ungebildeten, strömten herein. Mitten in der Sommerhitze, in den Winterfrösten, immer war er in jener kleinen, niedrigen Zelle zu San Girolamo, in den Herzen derer lesend, die zu ihm kamen, und ihre Seelenleiden durch die bloße Berührung seiner Hand heilend. Es war wie eine Vision der Magier, die das Heilandskind verehrten, so rein und unschuldig, so süß und schön war er und der gnadenreichen Jungfräulichen Mutter so ergeben und lieb. Und sie, die kamen, verweilten schauend und lauschend, bis sie zuletzt, erst einer und dann noch einer, ihre Pracht abwarfen und dafür seinen armseligen Rock und Gürtel annahmen, oder wenn sie sie behielten, so geschah es, um ein härenes Kleid darunter anzulegen und eine Lebensregel auf sich zu nehmen, während die Welt sie wie zuvor ansah.

Nach den Worten seines Biographen »war er allen Menschen alles. Er paßte sich Vornehmen und Geringen an, Jungen und Alten, Untergebenen und Prälaten, Gelehrten und Unwissenden; und er empfing Menschen, die ihm fremd waren, mit unvergleichlicher Güte und umfaßte sie mit so viel Liebe und Zärtlichkeit, als hätte er sie schon lange erwartet. Wenn er aufgefordert wurde, fröhlich zu sein, so war er es; verlangte man sein Mitgefühl, so war er ebenso bereit dazu. Er hatte für alle dasselbe Willkommen: Er liebte den Armen ebenso wie den Reichen und mühte sich ab, allen bis an die äußersten Grenzen seiner Kraft beizustehen. Da er so zugänglich war und so bereitwillig, alle Ankömmlinge zu empfangen, gingen viele jeden Tag zu ihm und einige besuchten ihn dreißig, ja vierzig Jahre hindurch beständig, sehr oft morgens und abends, so daß sein Zimmer unter dem lebenswürdigen Spitznamen »Heim der christlichen Fröhlichkeit« bekannt war. Ja es kamen nicht nur Leute aus allen Teilen Italiens zu ihm, sondern aus Frankreich, Spanien, Deutschland und der ganzen christlichen Welt; und selbst die Ungläubigen und Juden, die je Verkehr mit ihm gehabt hatten, verehrten ihn als einen heiligen Mann.« Die ersten Familien Roms, die Massimi, die Aldobrandini, die Colonna, die Altieri, die Vitelleschi waren seine Freunde und seine Beichtkinder. Adlige aus Polen, spanische Granden, Malteserritter konnten Rom nicht verlassen, ohne zu ihm zu kommen. Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe waren seine vertrauten Freunde; Federigo Borromeo suchte sein Zimmer heim und erhielt den Namen »Vater Philipps Seele«. Die Kardinal-Erzbischöfe von Verona und Bologna schrieben Bücher ihm zu Ehren. Papst Pius IV. starb in seinen Armen. Juristen, Maler, Musiker,

Ärzte, es war dieselbe Sache mit ihnen. Baronius, Zazzara und Ricci verließen die Rechtswissenschaft auf sein Verlangen und schlossen sich seiner Kongregation an, um für sie zu arbeiten, die Annalen der Kirche zu schreiben und im Ruf der Heiligkeit zu sterben. Palestrina genoss Vaters Philipps Beistand in seinen letzten Augenblicken. Animuccia hing während seines Lebens an ihm, sandte ihm eine Botschaft nach dem Tode und wurde von ihm durch das Fegefeuer zum Himmel geführt. Und wer war er anders, sage ich, all die Zeit, als ein demütiger Priester, ein Fremdling in Rom, ohne Auszeichnung durch seine Familie oder in den Wissenschaften, ohne Ansprüche aufgrund von Amt und Stellung, groß allein durch die Anziehungskraft, mit der eine göttliche Macht ihn ausgestattet hatte? Und doch, so demütig, so ohne Adel, so mit leeren Händen hat er den ruhmreichen Titel eines Apostels von Rom erlangt.

10.

Gut wäre es für seine Schützlinge und Kinder, meine Herren, wenn sie sich auch nur den Schatten seiner besonderen Macht versprechen oder hoffen könnten, nur einen bescheidenen Bruchteil von der Art Arbeit zu tun, in der er hervorragend geschickt war. Aber so viel wenigstens können sie versuchen – seine Haltung anzunehmen, seine Methode zu benützen und die Künste zu pflegen, von denen er ein so leuchtendes Musterbild war. Was mich anlangt, wenn es Gottes heiliger Wille wäre, daß ich in den kommenden Jahren an dem großen Unternehmen Anteil haben sollte, das der Anlaß und das Thema dieser Vorträge gewesen ist, so kann ich soviel mit Gewißheit sagen, ob ich irgendetwas nach St. Philipps Art leisten kann oder nicht, jedenfalls kann ich nichts auf andere Art tun. Weder meinen Lebensgewohnheiten noch den Kräften meines Alters nach bin ich tauglich für eine Aufgabe, die Autorität, Regel, Initiative verlangt. Ich strebe nur danach, wenn mir die Kraft dazu geschenkt wird, ihr Diener bei einem Werk zu sein, das jüngere Geister und stärkere Lebenskräfte erfordert als die meinen. Ich bin nur tauglich, mein Zeugnis abzulegen, meine Anregungen darzubieten, meine Gefühle auszudrücken, wie ich es tatsächlich in diesen Ausführungen unternommen habe; solches Licht auf allgemeine Fragen zu werfen, auf die Wahl von Zielen, auf die Zuführung von Prinzipien, auf die Tendenz von Maßregeln, wie frühere Überlegungen und Erfahrungen mich beizutragen instandsetzen. Ich werde Ihre Rücksicht, Ihre Freundlichkeit, Ihr Vertrauen anrufen müssen, von denen mir so viele Proben zuteilgeworden sind, denen ich so völlige Beruhigung verdanke; und nach alledem dürfen weder Sie noch darf ich überrascht sein, wenn Seine Hand, bei dem Leben und Tod steht, schwer auf mir liegt und mich den Erwartungen nicht mehr gewachsen sein läßt, in denen Sie zu gütig waren, und den Hoffnungen, in denen ich vielleicht zu sanguinisch gewesen bin.

II. Universitäts-Fragen, erörtert in gelegentlichen Vorträgen und Aufsätzen

DEM HOCHVEREHRTEN WILHELM MONSELL, M. d. P. etc., etc.

Mein lieber Monsell,

es scheint mir, daß ich ein gewisses Anrecht darauf habe, Sie um Erlaubnis zu bitten, daß ich Ihren Namen an den Anfang des folgenden kleinen Bandes stellen darf, da er das Gedächtnis an ein Werk festhält, welches in einem Lande durchgeführt wurde, das Sie so sehr lieben, und einem Unternehmen zuliebe, an dem Sie so tiefen Anteil nehmen.

Ich wage den Schritt auch nicht ganz ohne Hoffnung, daß das Werk Ihrer Annahme würdig ist, wenigstens im Hinblick auf jene Teile, die schon die Billigung jener gelehrten Männer erfahren haben, an die sie gerichtet waren, und die auf ihren Wunsch gedruckt worden sind.

Doch wenn es auch nichts zu seiner Empfehlung hätte, als daß es von mir kommt, so weiß ich wohl, daß Sie es freundlich willkommen heißen würden als ein Zeichen der Wahrhaftigkeit und Beständigkeit, mit der ich verbleibe,

Mein lieber Monsell,

Ihr Ihnen sehr ergebener

John H. Newman

[November 1858]

VORBEMERKUNG

Es war das Geschick des Verfassers sein Leben lang, daß die Bände, die er veröffentlichte, zum größten Teil aus den Pflichten hervorwuchsen, die auf ihm lasteten, oder aus den Umständen des Augenblicks. Selten ist er Herr seiner Studien gewesen.

Die vorliegende Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, die er schrieb, während er Rektor der Katholischen Universität von Irland war, ist gewiß von dieser Bemerkung nicht auszunehmen.

Vielmehr verlangt sie, daß man die obige Betrachtung im Auge behält als Entschuldigung für den offenbaren Mangel an Übereinstimmung zwischen ihren getrennten Teilen, von denen einige für die öffentliche Bekanntmachung geschrieben wurden, andere mit der privilegierten Freiheit anonymer Abhandlungen.

Doch welchen Übelstand auch solche Verschiedenheiten in Ton und Charakter einschließen mögen, der Verfasser kann keine Zerknirschung heucheln, ([daß]) er die Erläuterung eines und desselben wichtigen Themas, mit der er betraut war, bald mit schwereren, bald mit leichteren Methoden versuchte, so daß sie jeweils erlaubt waren, wenn sie ihm zur Hand kamen.

November 1858

I. CHRISTENTUM UND SCHÖNE WISSENSCHAFTEN. EINE VORLESUNG, GEHALTEN IN DER SCHULE FÜR PHILOSOPHIE UND SCHÖNE WISSENSCHAFTEN

1.

Es scheint nur natürlich, meine Herren, daß wir nun, wo wir die Schule der Philosophie und Literatur oder, wie man sie früher nannte, der Künste in dieser neuen Universität eröffnen, unsere Aufmerksamkeit auf die Frage richten, was im allgemeinen die Gegenstände sind, die unter diesem Namen beschlossen werden, und welchen Platz sie in der Universität und in der Erziehung, die die Universität vorsieht, einnehmen, und wie sie dazu kommen, diesen Platz einzunehmen. Das wäre natürlich bei einer solchen Gelegenheit, auch wenn die Fakultät der Künste nur an zweiter Stelle im akademischen System stünde; doch es erscheint geradezu geboten für uns, wenn wir erwägen, daß die Studien, welche diese Fakultät umfaßt, fast das eigentliche Gebiet und der Hauptgegenstand der geistigen Übung sind, die für die Universität eigentümlich ist.

Es ist freilich nicht wenig auffallend, daß trotz der besonderen historischen Verbindung der Universitäts-Einrichtungen mit den Wissenschaften der Theologie, des Rechts und der Medizin sich eine Universität schließlich auf die Fakultät der Künste formal aufbauen (wie es tatsächlich der Fall ist) und davon ausdrücklich leben soll; doch dies ist die wohl erwogene Entscheidung derer, die den Gegenstand ganz gründlich und unparteiisch durchdacht haben. Die Künste bestanden vor den andern Fakultäten, die Meister der Künste waren die herrschende und leitende Körperschaft. Den Erfolg und die Volkstümlichkeit der juristischen und der medizinischen Fakultät betrachtete man im höheren Grade als Übergriff und Anmaßung und begegnete ihnen mit Eifersucht und Widerstand. Als Colleges

aufkamen und die Mittel und Werkzeuge der Universitätstätigkeit wurden, verstärkten sie nur den Einfluß der Fakultät der Künste; und so kommt es, daß wir selbst noch bis auf unsere Tage in jenen akademischen Körperschaften, die mehr als andere die Spuren ihres mittelalterlichen Ursprungs bewahrt haben – ich meine die Universitäten Oxford und Cambridge –, wenig von Theologie, Recht und Medizin hören und fast ausschließlich von den Künsten.

Ziehen wir nun die vernunftgemäße Verbindung in Betracht, auf die ich mich schon bezogen habe, die in unserm Geist zwischen den Universitäten und den drei gelehrten Berufen besteht, so liegt hier eine Erscheinung vor, die man um ihrer selbst willen betrachten und über die man sich Rechenschaft geben muß, so gut wie ein Umstand, der die Bedeutung und Wichtigkeit des Aktes erhöht, mit dem wir uns vor einigen Wochen beschäftigten; und ich denke, daß es keine Zeitverschwendung ist, wenn ich eine Vermutung aufstellen kann, die, indem sie das Faktum erläutert, zugleich die Schwierigkeit zu erklären vermag.

2.

Hier muß ich einen sehr weiten Weg zurückgehen, meine Herren, und Sie bitten, den Gang der Kultur seit dem Beginn der Geschichte zu überschauen. Wenn wir den Strom des menschlichen Geschehens in den letzten drei Jahrtausenden überblicken, so finden wir, daß er so verläuft: Auf den ersten Blick sehen wir so viel Fließen, Bewegtheit, Ebbe und Flut, daß wir daran verzweifeln mögen, ein Gesetz in seinen Bewegungen zu unterscheiden, wenn wir die Erde als sein Bett und die Menschheit als seinen Inhalt nehmen, doch sehen wir näher und aufmerksamer hin, so werden wir trotz der verschiedenartigen Stoffe und der mannigfachen Geschichten und Geschehnisse, die man im Menschengeschlecht während des langen Zeitraums, den ich erwähnte, findet, doch eine gewisse Bildung mitten im Chaos unterscheiden – eine und nur eine –, die sich, wenn nicht über die ganze Erde, so doch über einen beträchtlichen Teil erstreckt. Der Mensch ist ein geselliges Wesen und kann ohne Gesellschaft kaum existieren, und tatsächlich haben stets über die ganze bewohnbare Erde Gesellschaften bestanden. Der größte Teil dieser Verbindungen war politischer oder religiöser Natur und verhältnismäßig beschränkt nach Ausdehnung und Dauer. Sie wurden gebildet und aufgelöst durch die Macht zufälliger Ereignisse oder durch unvermeidliche Umstände; und wenn wir sie einzeln aufzählen, so ist alles geschehen, was man mit ihnen anfangen kann. Doch es gibt eine bemerkenswerte Verbindung, welche die Aufmerksamkeit des Philosophen auf sich lenkt, die nicht politisch noch religiös ist, oder wenigstens nur teilweise und nicht wesentlich, die in den frühesten Zeiten begann und mit jedem neuen Zeitalter wuchs, bis sie ihre volle Entwicklungshöhe erreichte, und dann fort dauerte, kraftvoll und unermüdet, und die noch immer so fest und stark verharrt, wie sie je war. Ihr Band ist eine allgemeine Kultur, und obwohl es andere Kulturen in der Welt gibt, wie es andere Gesellschaften gibt, so ist doch diese Kultur zusammen mit der Gesellschaft, die ihre Schöpfung und ihr Heim ist, so hervorragend und leuchtend ihrem Charakter, so gebieterisch ihrer Ausdehnung, so imponierend ihrer Dauer nach und so gänzlich ohne Nebenbuhler auf der Oberfläche der Erde, daß die Verbindung sich

mit Recht den Titel »Menschliche Gesellschaft« zulegen darf und ihre Kultur den Namen »Kultur« schlechthin.

Es gibt freilich große, außerhalb liegende Teile der Menschheit, die nicht in dieser menschlichen Gesellschaft beschlossen sind, es vielleicht nie waren; doch das sind draußenbleibende Teile und nichts anderes, bruchstückhaft, ungesellig, einsam und unbedeutend, Einspruch erhebend und sich auflehrend gegen die zentrale Bildung, von der ich spreche, aber sich nicht miteinander zu einem zweiten Ganzen verbindend. Ich bestreite natürlich nicht die Kultur der Chinesen z. B., obwohl es nicht unsere Kultur ist; doch es ist eine ungeheure, starre, reizlose, mürrische Kultur. Ich bestreite auch den Hindus nicht ihre Kultur noch den alten Mexikanern noch den Sarazenen noch (in einem gewissen Sinne) den Türken; doch jede dieser Rassen hat ihre Kultur, so getrennt voneinander wie von der unsern. Ich sehe nicht, wie sie alle unter eine Idee gebracht werden können. Jede steht für sich, als ob die andern gar nicht wären; jede ist örtlich begrenzt, viele von ihnen zeitlich; keine von ihnen wird einen Vergleich mit der Gesellschaft und mit der Kultur aushalten, die ich beschrieben habe als allein im Besitz eines Anspruchs auf jenen Namen und bei der ich nun verweilen will.

Meine Herren, lassen Sie mich hier bemerken, daß ich nicht auf die Frage der Rassen oder auf ihre Geschichte eingehe. Ich habe nichts mit Ethnologie zu tun. Ich nehme nur die Dinge, wie ich sie auf der Oberfläche der Geschichte finde, und ordne nur Erscheinungen ein. Sehe ich also auf die Länder, die das Mittelländische Meer umgeben, als auf ein Ganzes, so finde ich, daß sie seit undenklichen Zeiten der Sitz einer Verbindung des Intellekts und Geistes sind, die es verdienen, der Intellekt und der Geist des Menschengeschlechts genannt zu werden. Ausgehend, wie er es tut, und fortschreitend von gewissen Zentren, bis ihre jeweiligen Einflüsse sich schneiden und durchkreuzen und sich schließlich vermischen und verbinden, ist ein gemeinsamer Gedanke erzeugt und eine gemeinsame Kultur abgegrenzt und aufgebaut worden. Ägypten ist ein solcher Ausgangspunkt, Syrien ein zweiter, Griechenland ein dritter, Italien ein vierter und Nordafrika ein fünfter – später Frankreich und Spanien. Wie die Zeit fortschreitet und Kolonisation und Eroberung ihre Veränderungen bewirken, sehen wir eine große Vereinigung der Nationen entstehen, deren Höhepunkt und verständlichster Ausdruck das Römerreich ist – eine Verbindung jedoch nicht politischer, sondern geistiger Natur, begründet auf dieselben intellektuellen Ideen und fortschreitend durch gemeinsame intellektuelle Methoden. Und diese Vereinigung oder dieses soziale Gemeinwesen, gleichgültig mit welchen Rückschlägen, Veränderungen, zeitweiligen Auflösungen, dauert fort bis zu diesem Tag; freilich nicht genau auf demselben Gebiet, doch nur mit so partiellen und örtlichen Störungen und auf der andern Seite mit einer so zusammenhängenden und harmonischen Bewegung und einer so sichtlichen Kontinuität, daß es höchst unvernünftig wäre zu bestreiten, daß es durch diesen ganzen Zwischenraum hindurch nur eine und dieselbe ist.

In ihrer frühesten Epoche schloß sie weit mehr von der östlichen Welt ein als seither; in späteren Zeiten hat sie eine neue Halbkugel in ihren Umkreis aufgenommen; im Mittelalter verlor sie Afrika, Ägypten und Syrien und dehnte sich auf Deutschland, Skandinavien und die britischen Inseln aus. Zu Zeiten

wurde ihr Gebiet überflutet von fremden und barbarischen Rassen, doch die bestehende Kultur war stark genug, um zu beleben, was sie zu ersticken drohte, und den alten sozialen Formen anzupassen, was sie zu vertreiben kam; und so bleibt die Kultur der neuen Zeit, was sie von altersher war, nicht chinesisch oder indianisch oder mexikanisch oder sarazenisch oder von irgendeiner neuen, bisher unbekanntem Art, sondern der gerade Abkömmling oder vielmehr, mutatis mutandis, die Fortsetzung der Kultur, die in Palästina und Griechenland begann.

Betrachten wir also die Kennzeichen dieser großen zivilisierten Gesellschaft, wobei ich schon verweilt habe, so denke ich, sie hat einen Anspruch darauf, als die vertretende Gesellschaft und Kultur des Menschengeschlechts angesehen zu werden, als sein vollkommenes Ergebnis und seine tatsächliche Grenze; da jene Teile der Rasse, die nicht damit verschmelzen, übriggelassen werden, um als Anomalien für sich stehenzubleiben, in der Tat gar nicht mitzuzählen, doch eben aus diesem Grunde das nicht durchkreuzend, was im Gegensatz dazu in Rechnung gestellt wurde und in ein Ganzes hineinwuchs. Ich nenne also dies Gemeinwesen vorzüglich und mit Nachdruck die Menschliche Gesellschaft und ihren Intellekt den Menscheng Geist und ihre Entscheidungen den Sinn der Menschheit und ihren disziplinierten und gebildeten Zustand die Kultur schlechthin und das Gebiet, das sie umfaßt, den orbis terrarum oder die Welt. Denn wenn das Bild nicht zu absonderlich ist, so gleicht der Gegenstand, den ich betrachte, dem Eindruck des Siegels auf dem Wachs, der den größeren Teil des weichen Materials abrundet und ihm Form gibt und dem Auge etwas Bestimmtes darbietet und den Raum gegen ein zweites Bild sichert, so daß wir den gezackten Umriß oder die unbedeutenden Stücke außerhalb übersehen und gar nicht gedanklich mit auffassen, wenn wir auf den harmonischen Kreis gerichtet sind, welcher darin die Einbildung erfüllt.

3.

Ehe ich nun daran gehe, über die Erziehung und über die Maßstäbe der Erziehung zu sprechen, welche die zivilisierte Welt, wie ich sie jetzt nennen kann, anbefiehlt und erfordert, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, auf den Umstand lenken, daß dieser selbe orbis terrarum, der die Heimat der Kultur gewesen ist, sich im Ganzen auch als die Heimat jener übernatürlichen Gesellschaft und des Systems erweisen wird, die unser Schöpfer uns unmittelbar von sich aus gegeben hat, der Christlichen Weltordnung. Die natürliche und die christliche Vereinigung fallen freilich nicht genau zusammen, noch haben sie es je getan. Wie das Gebiet der Kultur sich in verschiedenen Zeiten in sich verschoben hat, während es im Ganzen dasselbe blieb, so fiel das Christentum z. T. außerhalb der Kultur und die Kultur außerhalb des Christentums; doch im Großen und Ganzen haben die beiden ein und denselben orbis terrarum eingenommen. Oft haben sie sich in der Tat sogar pari passu bewegt, und zu allen Zeiten fand sich der innigste Zusammenhang zwischen ihnen. Das Christentum wartete, bis der orbis terrarum seine vollkommenste Form erreicht hatte, ehe es erschien; und es verwuchs bald und wirkte seither stets zusammen und schien oft identisch mit der Kultur, die seine Gefährtin ist.

Es gibt auch gewisse Analogien zwischen Kultur und Christentum. Wie die Kultur nicht die ganze Erde bedeckt, so auch das Christentum; aber es gibt nichts anderes, was dem einen, und nichts anderes, was dem andern gleicht. Jedes ist das einzige seiner Art. Wiederum gibt es, wie ich schon sagte, weite, draußenliegende Teile der Welt, die in einem gewissen Sinn gebildet und erzogen sind, die, wenn sie zusammen existieren könnten, darauf eingehen würden, einen zweiten orbis terrarum, das Heim einer zweiten, bestimmt abgegrenzten Kultur aufzubauen; doch jeder von ihnen ist nach seinem eigenen Prinzip und nach seiner Idee kultiviert, oder zum mindesten sind sie getrennt voneinander und sind nicht aufeinander gestoßen, während die Kultur und Gesellschaft, die ich beschrieb, ein organisches Ganzes ist. Und in gleicher Weise verschmilzt das Christentum zu einer umfassenden Körperschaft, die auf gemeinsame Ideen begründet ist; doch es gibt große, draußenliegende religiöse Organisationen, die unabhängig voneinander und von ihm sind. Überdies verharret das Christentum, wie es beim Parallelbeispiel der Kultur der Fall ist, in der Welt ohne Unterbrechung seit dem Zeitpunkt seines Entstehens, während andere religiöse Körperschaften, gewaltig groß, örtlich begrenzt und alleinstehend, entstehen und vergehen oder in hilfloser Starrheit an allen Enden von einer Zeit zur andern bestehen bleiben.

Es gibt noch eine andere bemerkenswerte Analogie zwischen Christentum und Kultur, und ihre Erwähnung wird auf mein eigentliches Thema hinführen, für das, was ich bisher sagte, nur eine Vorbereitung ist. Wir wissen, daß das Christentum aufgebaut ist auf bestimmte Ideen, Prinzipien, Lehren und Schriften, die zur Zeit seiner ersten Entstehung gegeben wurden und niemals beiseitegeschoben worden sind und keine Änderung dulden. Ich will nicht etwas, was Menschenwerk ist und in der natürlichen Ordnung steht, mit dem vergleichen, was vom Himmel stammt und darum unfehlbar und unverrückbar und verpflichtend ist; doch nachdem ich diesen Vorbehalt gemacht habe, um nicht möglicherweise mißverstanden zu werden, möchte ich doch bemerken, daß tatsächlich auch die Kultur, wenn wir den Stand der Sache historisch betrachten, ihre gemeinsamen Prinzipien und Ansichten und Lehren und vor allem ihre Bücher hat, die mehr oder weniger von den frühesten Zeiten an herausgegeben wurden und tatsächlich jetzt in gleicher Schätzung und Achtung und im gleichen Gebrauch stehen wie zu der Zeit, als sie anfänglich empfangen wurden. In einem Wort, die Klassiker und die gedanklichen Fragen und die Studien, die sie anregten oder, um den Ausdruck zu brauchen, wie er unserm gegenwärtigen Zweck am meisten entspricht, die Künste waren stets, im Ganzen genommen, die Werkzeuge der Erziehung, die der zivilisierte Erdkreis angenommen hat; gerade so wie inspirierte Werke und die Lebensbeschreibungen der Heiligen und die Glaubensartikel und der Katechismus stets das Werkzeug der Erziehung im Fall des Christentums waren. Und diese Betrachtung, sehen Sie, meine Herren (um sogleich auf die Frage loszusteuern, die der Gelegenheit angemessen ist, die uns zusammengeführt hat), verleiht der Eröffnung der Schule der Künste eine Feierlichkeit und ein Gewicht besonderer Art, denn wir beleben nur eine alte Tradition und setzen jene erhabenen Methoden, den Geist zu erweitern und den Intellekt zu bilden und die Gefühle zu verfeinern, fort, worin der Fortgang der Kultur immer bestanden hat.

4.

In dem Lande, welches das Quellgebiet intellektueller Gaben war, in dem Zeitalter, das den ersten Bildungen der menschlichen Gesellschaft voranging oder sie einleitete, in einer noch kaum historischen Epoche, können wir in dunklen Umrissen eine fast mythische Persönlichkeit unterscheiden, die man, wenn man die Helden der alttestamentlichen Geschichte außer Acht läßt, den ersten Apostel der Kultur nennen kann. Wie ein Apostel in einer höheren Ordnung der Dinge war er arm und ein Wanderer und schwach dem Fleische nach, obwohl er so große Dinge tun sollte und im Munde von hundert Generationen und tausend Stämmen fortleben sollte. Ein blinder alter Mann, dessen Wanderungen so waren, daß man, als er berühmt wurde, seine Geburtsstätte nicht feststellen konnte, so daß es hieß,

*»Sieben berühmte Städte streiten sich um den toten Homer,
Durch welche sich der lebende Homer sein Brot erbettelte.«*

Doch er hatte einen Namen zu seiner Zeit; und ohne zu ahnen, in welchem Maße sein Wunsch in Erfüllung gehen würde, bat er mit zartem menschlichen Gefühl, während er die Inseln des Ägäischen Meers und die asiatischen Küsten durchwanderte, daß die, welche ihn gekannt und geliebt hätten, sein Andenken pflegen sollten, wenn er fort wäre. Ungleich dem stolzen Selbstzeugnis des römischen Dichters, wenn er es im Ernst sprach, »Exegi monumentum aere perennius«, gab er nur der Hoffnung Raum, daß einer, dessen Kommen man mit Freude erwartet hatte, Bedauern erwecken würde, wenn er schied, und mit der Sympathie und dem Lob seiner Freunde auch in Gegenwart anderer Sänger belohnt werden würde. Ein paar Verse sind uns geblieben, die man ihm zuschreibt und in denen er sich mit dieser Gefühlsfärbung an die Frauen von Delos wendet. »Lebt wohl, ihr alle«, sagt er, »und gedenket mein in künftiger Zeit, und wenn irgendein Mensch auf Erden, ein Fremder von weither euch fragt, ihr Mädchen: Wer ist der süßeste Sänger hier herum und für wen begeistert ihr euch am meisten?, dann gebt bescheiden zur Antwort: Es ist ein blinder Mann, und er lebt im steilen Chios.«

Der große Dichter blieb einige Jahrhunderte hindurch unbekannt, d. h. unbekannt für das, was wir Ruf nennen. Seine Verse wurden von seinen Landsleuten bewahrt, sie mochten das geheime Entzücken Tausender sein, aber sie wurden nicht in einem Band gesammelt, noch als ein Ganzes betrachtet, noch zum Gegenstand der Kritik gemacht. Schließlich übernahm ein athenischer Prinz die Aufgabe, die zerstreuten Bruchstücke eines Genies zu sammeln, das nicht nach Unsterblichkeit gestrebt hatte, sie für die Aufzeichnung herzurichten und sie dem Zweck eines Lesebuchs für die antike Erziehung anzupassen. Seither wurde der fahrende Balladensänger, wie man sich ihn denken mochte, zu seiner Überraschung einer Art literarischer Kanonisation unterworfen, und es wurde ihm das Amt übertragen, die junge Seele Griechenlands zu edlen Gedanken und kühnen Taten heranzubilden. In Homer belesen zu sein, das wurde bald die Erziehung eines gentleman; und was in der Zeit der Freiheit als Regel anerkannt wurde, das blieb auch in den Zeiten der Erniedrigung als Tradition erhalten. Xenophon führt uns einen Jüngling vor, der Ilias und Odyssee auswendig wußte; Dio bezeugt, daß sie zu den ersten Büchern gehörten, die man den Knaben in die Hand gab; und Horaz

entschied, daß sie in der Kenntnis des Lebens besser unterrichteten als Stoiker oder Akademiker. Alexander der Große nährte seine Phantasie mit den Szenen aus der Ilias. Als die Zeit fortschritt, wurden andere Dichter Homer in der Erziehungsarbeit beigesellt, so Hesiod und die Tragiker. Die majestätischen Lehren über Pflicht und Religion, Gerechtigkeit und Vorsehung, die uns bei Aeschylos und Sophokles begegnen, gehören einer höheren Schule an als der Homers; und die Verse des Euripides waren schon zu seinen Lebzeiten athenischen Lippen so vertraut und fremden Ohren so teuer, daß, wie berichtet wird, die Gefangenen von Syrakus ihre Freiheit erlangten dafür, daß sie sie ihren Unterwerfern hersagten.

Solche Poesie kann auch als Beredsamkeit betrachtet werden, da sie eine so große Macht der Überredung besitzt; und das Bündnis zwischen diesen beiden Gaben bestand seit der Zeit, da die Verse des Orpheus nach der Fabel Wälder und Ströme und wilde Tiere dahin brachten, ihm nachzufolgen. Bald jedoch wurde die Rednergabe der Gegenstand einer besondern Kunst, die man Rhetorik nannte und deren hauptsächlichste Meister die Sophisten waren. Überdies setzte die Rhetorik, da sie ihrer Natur nach vornehmlich politisch war, die Pflege der Geschichte voraus oder leitete sie ein; und so wurden die Seiten des Thukydides eines der besonderen Studien, durch die Demosthenes sich zum ersten Redner Griechenlands erhob.

Aber es ist nutzlos, die Bildung des Ganges der freien Erziehung weiter nachzuzeichnen; es genügt, daß wir ein paar Proben gegeben haben, um sie zu erläutern. Die Studien, die sie, wie sich herausstellte, in sich schloß, waren hauptsächlich vier, Grammatik, Rhetorik, Logik und Mathematik; und die mathematische Wissenschaft teilte sich wiederum in vier, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik; so machte es im Ganzen sieben, die unter dem Namen der Sieben Freien Künste bekannt sind. Und so war eine bestimmte Schule des Intellekts gebildet, begründet auf Ideen und Methoden von bestimmtem Charakter und (wie wir sagen können) von dem höchsten und wahrsten Charakter; so weit sie gingen, Ideen und Methoden, die allmählich jene Menge von Nationen, die nach meiner Ansicht die Menschheit darstellen und den orbis terrarum einnehmen, in eins verbanden und verschmolzen und davon Besitz ergriffen.

Gehen wir von Griechenland zu Rom über, so stoßen wir auf die allgemeine Bemerkung, daß Rom wenig Ursprüngliches erzeugte, sondern von Griechenland lieh. Es ist wahr, Terenz schrieb von Menander ab, Vergil von Homer, Hesiod und Theokrit; und Cicero bekannte, daß er nur die Philosophie Griechenlands reproduzierte. Aber wenn ich das soweit als wahr anerkenne, so nehme ich es doch nur als Beweis für den besonderen Instinkt, der den Fortgang der Kultur geleitet hat. Die Welt sollte bestimmte intellektuelle Lehrer haben und keine andern; Homer und Aristoteles, mit den Dichtern und Philosophen, die sich um sie gruppieren, sollten die Schulmeister aller Generationen sein, und so bereicherten die Lateiner, die dem Gesetz unterlagen, nach dem die Erziehung der Welt fortgeführt werden sollte, die klassische Literatur nur in der Weise, daß sie nichts zurückdrängten oder durchkreuzten, was schon bestimmt war. Und es lag um so größere Bedeutung in dieser Einrichtung, wenn man erwägt, daß das Griechische Jahrhunderte hindurch vergessen und die Überlieferung der

intellektuellen Erziehung durch das Lateinische vermittelt werden sollte; denn so war die Welt gegen die Folgen eines Verlustes gesichert, der den Charakter ihrer Kultur geändert hätte. Ich halte es auch für sehr bemerkenswert, wie bald die lateinischen Schriftsteller Lesebücher in den Knabenschulen wurden. Noch bis auf diesen Tag werden Milton und Shakespeare in unserm Erziehungsgang nicht studiert; aber die Gedichte des Vergil und Horaz, wie die Homers und der griechischen Autoren in einem früheren Zeitalter, waren in den Ränzeln der Schulbuben nicht viel mehr als hundert Jahre, nachdem sie geschrieben waren.

Ich brauche nicht fortzufahren, um zu zeigen, daß sie ihren Platz im System der Erziehung im orbis terrarum bewahrten und die griechischen Schriftsteller mit ihnen oder durch sie, bis auf diesen Tag. Die Induktion der Jahrhunderte ist oft gemacht worden. Selbst beim tiefsten Stand der Gelehrsamkeit wurde die Tradition gewahrt. St. Gregor der Große, dessen Ära, um nicht zu sagen dessen Einfluß häufig als besonders ungünstig für die alte Literatur betrachtet wird, war selbst wohl darin bewandert, förderte die Reinheit der Latinität an seinem Hof und soll, nach dem Bild eines zeitgenössischen Biographen, die Halle des Apostolischen Stuhls durch die Säulen der Sieben Freien Künste gestützt haben. Im neunten Jahrhundert, als die dunkle Zeit schon dicht bevorstand, hören wir noch von der Pflege, mit welchem Erfolg auch immer (natürlich entsprechend den Zeitgegebenheiten, aber ich spreche von der Natur der Studien, nicht von der Förderung der Studenten), von der Pflege der Musik, Dialektik, Rhetorik, Grammatik, Mathematik, Astronomie, Physik und Geometrie; von der Vorherrschaft des Horaz in den Schulen »und dem großen Vergil, Sallust und Statius«; im 13. oder den folgenden Jahrhunderten von »Vergil, Lucian, Statius, Ovid, Livius, Sallust, Cicero und Quintilian«; und nach dem Aufleben der Literatur am Beginn der modernen Zeit sehen wir, wie St. Carlo Borromeo den Schrank der Werke des Cicero, Ovid, Vergil und Horaz zur Pflicht macht.

5.

Ich gehe so cursorisch über die Reihen von Belehrungen hinweg, die die Geschichte uns über dieses Thema gibt, nur in der Absicht, Ihnen die Tatsache ins Gedächtnis zurückzurufen, meine Herren, und einzuprägen, daß die Literatur Griechenlands, fortgesetzt und bereichert durch die Literatur Roms, das Werkzeug der Erziehung und die Nahrung der Kultur gewesen ist, von den ersten Zeiten der Welt bis herab auf diesen Tag; und nun sind wir in der Lage, die Frage zu beantworten, die sich darüber erhebt, wenn wir uns daran machen, im Gegensatz dazu den Unterricht zu betrachten, der für die Universitäten charakteristisch ist. Wie konnte es geschehen, daß, trotzdem der Geist der Universitäten von dem der Schulen, die ihnen vorausgingen, so verschieden ist, doch der Studiengang, den jene Schulen verfolgten, im Mittelalter durch jene glänzenderen Wissenschaften, welche die Universitäten einführten, nicht beiseite geschoben wurde? Es hätte so scheinen können, als müßten die scholastische Theologie, Rechtslehre und Medizin die Sieben Freien Künste in den Schatten stellen, aber letztlich haben sie das nicht vermocht. Ich sehe als den Grund dafür an, daß die Autorität und Leistung der klösterlichen und weltlichen Schulen, die der Jugend die Mittel der Erziehung lieferten, tiefer verankert waren als in der Anweisung Karls des Großen, der nominell ihr Begründer war, und sich auf den

besonderen Charakter jener Kultur gründeten, die so innig mit dem Christentum verknüpft ist, daß man sie geradezu den Boden nennen kann, aus dem das Christentum hervorwuchs. Die mittelalterlichen Wissenschaften, so groß ihre Würde und ihr Nutzen ist, hatten niemals den Zweck, die realere und eigentümlichere Bildung des Geistes überflüssig zu machen, welche durch das Studium der freien Künste bewirkt wird; und wenn tatsächlich manche von diesen Wissenschaften die Grenzen ihres Gebiets überschritten und dem traditionellen Gang der Erziehung Abbruch zu tun suchten, so stieß dieser Übergriff in Wirklichkeit auf Widerstand. Da waren jene Männer des Mittelalters, wie Johann von Salisbury, die kräftig Einspruch erhoben gegen die Übertreibungen und Anmaßungen, die stets die Einführung irgendeines großen Gutes begleiten und die das Aufkommen der Einzelwissenschaften begleiteten, deren Sitz die Universitäten waren; und obwohl es Zeiten gab, wo die alten Traditionen auf dem Punkte schienen zu versagen, hat es sich doch irgendwie gefügt, daß sie nie versagten; denn der Instinkt der Kultur und der gesunde Verstand der Gesellschaft behielten die Oberhand, und die Gefahr ging vorüber, und die Studien, die unterzugehen schienen, errangen ihren alten Platz wieder und wurden, wie früher, als die besten Hilfsmittel der geistigen Bildung und die besten Bürgen für intellektuellen Fortschritt anerkannt.

Und diese Erfahrung der Vergangenheit können wir auf die Umstände anwenden, in denen wir uns gegenwärtig befinden; denn wie es eine Bewegung gegen die Klassiker im Mittelalter gegeben hat, so hat es auch jetzt eine gegeben. Die Wahrheit der Baconschen Methode für die Zwecke, für die sie geschaffen wurde, und ihre unschätzbaren Verdienste und unerschöpflichen Anwendungsmöglichkeiten für die Interessen unseres materiellen Wohlbefindens haben die Einbildung der Menschen in gewisser Hinsicht in derselben Weise geblendet, wie gewisse neue Wissenschaften sie im Zeitalter Abälards fortrissen; und seit jene Methode solche Wunder in ihrem eigenen Bereich vollbringt, vermutet man nicht selten, daß sie ebensoviel auf jedem andern Gebiet ausrichten kann. Nun, Bacon selbst hätte nicht so geschlossen; ihn hätte man niemals daran zu erinnern brauchen, daß es ein Ding ist, die nützlichen Fertigkeiten zu fördern, und ein anderes, den Geist zu bilden. Die einfache Frage, die es zu erwägen gilt, ist die, wie man die intellektuellen Kräfte am besten stärken, verfeinern, bereichern kann; die Lektüre der Dichter, Historiker und Philosophen Griechenlands und Roms erfüllt diesen Zweck, wie lange Erfahrung gezeigt hat; aber daß das Studium der experimentellen Wissenschaften das Gleiche tun wird, das ist uns noch durch keinerlei Erfahrung bewiesen.

Weit entfernt bin ich freilich davon zu bestreiten, daß die Wissenschaften der Chemie, Elektrizität und Geologie höchste Anziehungskraft wie praktischen Nutzen für die Welt im allgemeinen besitzen; aber die Frage ist nicht, welches Studiengebiet die wunderbarsten Tatsachen enthält oder die glänzendsten Entdeckungen verspricht und welches den höheren und welches einen tieferen Rang einnimmt, sondern einfach, welche von allen die stärkste und kraftvollste Zucht für den ungebildeten Geist vorsieht. Und ich finde, es liegt so wenig Unehreerbietigkeit für Lord Bacon darin, wenn man die Klassiker unter diesem Gesichtspunkt den Wissenschaften vorzieht, die aus seiner Philosophie erwachsen sind, wie es im Mittelalter unehreerbietig gegen den hl. Thomas gewesen wäre, wenn man

das Studium der Summa daran gehindert hätte, der Fakultät der Künste Abbruch zu tun. So vermute ich denn, daß, wie im Mittelalter der Unterricht und die Leitung der Universität bei der Fakultät der Künste blieb, trotz des Genius, der Theologie und Recht schuf oder erläuterte, so auch jetzt, welches auch der Glanz der neuen Philosophie sein mag, wie wunderbar ihre Enthüllungen, wie nützlich ihre Errungenschaften und wie groß das Talent ihrer Meister, sie es doch schließlich nicht dahin bringen wird, die klassische Literatur und die Studien, die damit verknüpft sind, von dem Platz zu vertreiben, den sie zu allen Zeiten in der Erziehung behauptet haben.

Das ist also der Gang der Überlegung, die sich uns aufdrängt gelegentlich des Aktes, der uns kürzlich beschäftigte und den wir jetzt feiern. Im 19. Jahrhundert, in einem Lande, das den Ausblick auf eine neue Welt hat und das Nahen eines heraufkommenden Zeitalters spürt, haben wir uns damit befaßt, die Schulen zu eröffnen, die dem Studium der schönen Wissenschaften und der freien Forschung oder dem, was man die Künste nennt, gewidmet sind, als ersten Schritt zur Errichtung einer Katholischen Universität auf katholischem Boden. Und während wir so mit Freude und Liebe auf Griechenland und Athen zurückgreifen und in jenem ruhmreichen Land die Quelle und die Schule der intellektuellen Bildung sehen, wäre es in der Tat seltsam, wenn wir es vergäßen, auch noch weiter nach Süden zu sehen und uns dort vor einer noch helleren Leuchte und einem geheiligteren Orakel der Wahrheit und der Quelle eines andersartigen Wissens, eines hohen und übernatürlichen, zu beugen, dessen Sitz in Jerusalem ist. Jerusalem ist der Urquell des religiösen Wissens wie Athen der des weltlichen. In der alten Welt sehen wir zwei Zentren der Erleuchtung, die unabhängig voneinander wirken, jeder mit seiner eigenen Bewegung und zunächst augenscheinlich, ohne daß ein Zusammenlaufen verheißen wird. Die griechische Kultur breitet sich über den Osten aus, indem sie mit den Eroberungen Alexanders vordringt, und als sie gefangen nach dem Westen gebracht wird, unterwirft sie die Eroberer, die sie dahin brachten. Die Religion andererseits wird aus ihrer ursprünglichen Heimat nach dem Norden und Westen vertrieben, aufgrund der Sünden des Volkes, dem sie anvertraut, auf einem langen Weg von Verurteilungen und Heimsuchungen und Verfolgungen. Jede verfolgt für sich ihre Bahn und erfüllt ihre Aufgabe; keine erkennt die andere, noch wird sie von der andern erkannt. Schließlich wird der Tempel zu Jerusalem von den Armeen des Titus vernichtet und die altersschwachen Schulen von Athen werden durch das Edikt Justinians unterdrückt. So verschwinden die alten Stimmen der Religion und Gelehrsamkeit; aber sie werden nur zum Schweigen gebracht, um anderswo ruhmreicher und vollkommener wieder aufzuleben. Bisher kamen sie aus getrennten Quellen und vollbrachten getrennte Werke. Jede hinterläßt einen Erben und Nachfolger im Westen, und dieser Erbe und Nachfolger ist ein und derselbe. Die Gnade, die in Jerusalem aufgespeichert war, und die Gaben, die von Athen ausstrahlen, wurden auf Rom übertragen und dort vereinigt. Das ist eine wahre geschichtliche Tatsache. Rom hat die heilige wie die weltliche Gelehrsamkeit geerbt; es hat die Traditionen von Moses und David in der übernatürlichen Ordnung, von Homer und Aristoteles in der natürlichen Ordnung festgesetzt und verwaltet. Diese verschiedenen Belehrungen, die sich in Rom

treffen, menschliche und göttliche, zu trennen, heißt rückwärtsgehen; es heißt, den jüdischen Tempel wieder aufbauen und den Hain des Akademos neu pflanzen.

6.

Auf dieses umfassende Thema jedoch, worüber ich viel sagen könnte, erlaubt mir die Zeit nicht einzugehen. Zu zeigen, wie heilige und weltliche Gelehrsamkeit voneinander abhängen, aufeinander bezogen sind und sich wechselseitig ergänzen, wie der Glaube mit den Mitteln der Vernunft wirkt und die Vernunft durch den Glauben geleitet und verbessert wird, das ist wirklich das Thema für eine eigene Vorlesung. Ich möchte also damit schließen, daß ich Sie nur beglückwünsche, meine Herren, zu dem großen Unternehmen, das wir so glücklich begonnen haben. Welches auch seine Geschicke sein mögen, seine Schwierigkeiten, seine Verzögerungen – ich kann keineswegs daran zweifeln, daß die Ermutigung, die es bereits erfahren hat, und das Maß des Erfolges, der ihm zugeteilt war, nur ein Vorbote und eine Vorwegnahme eines allmählichen Fortschreitens zu seiner Vollendung sind, zu der Zeit und in der Art, die die Vorsehung kenntlichmachen wird. Ich für meine Person hatte niemals eine schlimme Ahnung seinerwegen, weil ich niemals etwas davon gewußt habe bis zu der Zeit, wo der Heilige Stuhl sich endgültig für seine Inangriffnahme entschieden hatte. Es ist mein Glück, daß ich die Nöte und Verlegenheiten der ehrwürdigen und heiligen Prälaten nicht kennengelernt habe, noch die Erörterungen erfahrener und kluger Männer, die der endgültigen Anerkennung von Seiten der höchsten kirchlichen Autorität vorangingen. Es ist mein Glück, daß ich die Zeit nicht erfahren habe, wo gute Katholiken an seinem Erfolg verzweifelten, seiner Nützlichkeit mißtrauten oder sich gar verpflichtet glaubten, ihm zu widerstehen. Es war mein Glück, daß ich niemals mit den Menschen in diesem Lande in Streit geriet, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, oder in einen ausdrücklichen Zusammenstoß mit Einrichtungen oder Maßregeln hineingezwungen wurde, die auf einer dem Katholizismus feindlichen Grundlage ruhen. Niemand kann mich einer Unehrebarkeit gegenüber denen anklagen, deren Grundsätze oder deren Politik ich mißbillige; auch bin ich mir keines andern Ziels bewußt, als an meinem eignen Platz zu wirken, ohne meinen Weg zu verlassen, um andere zu verletzen. Wenn ich mich an den Unternehmen beteiligt habe, das uns zusammenführte, so geschah es, weil ich glaubte, es sei ein großes Werk, groß seiner Idee nach, groß nach dem, was es verspricht, groß durch die Autorität, von der es ausgeht. Ich empfand es als so groß, daß ich es nicht wagte, die Verantwortung auf mich zu nehmen, die Teilnahme daran abzulehnen.

Wie weit jedoch und wie lange ich damit verknüpft bin, das ist eine ganz andere Sache. Es ist genug für einen Mann, wenn er nur einen Stein zu einem so edlen und großartigen Gebäude fügt; es ist genug, mehr als genug für mich, wenn ich es soweit bringe, um zu beginnen, was andere hoffnungsvoller fortsetzen mögen. Einer allein unter den Söhnen der Menschen hat ein vollkommenes Werk ausgeführt und die Sendung befriedigt und erschöpft, in der Er kam. Einer allein hat mit Seinem letzten Atemzug gesagt: »Consummatum est.« Doch alle, die ihre Pflichten in Glauben und Hoffnung und Liebe in Angriff nehmen, sind fähig, so schwach sie sein mögen, etwas zu leisten, was zwar unvollständig, aber unvergänglich ist. Selbst ihre Mißgriffe werden Erfolge, als notwendige Schritte

auf einer Bahn und als Glieder (sozusagen) in einer langen Reihe, die zuletzt den Zweck erfüllen wird, den sie sich setzen. Und sie werden sich, in ihrem niederen Stande, im Geist mit jenen wahren Helden der Heiligen Schrift und der Kirchengeschichte vereinen, Moses, Elias und David, Basilius, Athanasius und Chrysostomus, Gregor dem Siebenten, St. Thomas von Canterbury und vielen anderen, die am meisten taten, als sie sich selbst für am wenigsten erfolgreich hielten, und starben, ohne daß es ihnen erlaubt war, die Frucht ihrer Mühen zu sehen.

II. LITERATUR VORLESUNG, GEHALTEN IN DER SCHULE FÜR PHILOSOPHIE UND SCHÖNE WISSENSCHAFTEN

1.

In dem Wunsch, meine Herren, beim Beginn einer neuen Sitzung vor Ihnen zu sprechen, suchte ich nach einem Thema, das zugleich passend für die Gelegenheit sein sollte, dabei weder zu umfassend für unsere Zeit noch zu geringfügig und absonderlich für Ihre Aufmerksamkeit. Ich glaube eins zu bemerken, das für meinen Zweck tauglich ist, und zwar in dem bloßen Namen Ihrer Fakultät. Es ist die Fakultät der Philosophie und schönen Wissenschaften. Nun kann sich die Frage erheben, was mit »Philosophie« gemeint ist, und was mit »schönen Wissenschaften«. Was die andern Fakultäten angeht, so ist das Gegenstandsgebiet, zu dem sie sich bekennen, ersichtlich, sobald sie genannt werden, und steht jenseits aller Erörterung. Wir wissen, was exakte Wissenschaft ist, was Theologie, Recht und Medizin ist; aber es wird uns nicht so leicht zu bestimmen, was mit Philosophie und schönen Wissenschaften gemeint ist. Jede Abteilung des zweifachen Gebiets erfordert eine Erklärung: Es wird bei einer Gelegenheit wie dieser genügen, eine von ihnen zu erforschen. Demgemäß werde ich die letzte von den beiden zur Beachtung auswählen und zu bestimmen versuchen, was wir unter schönen Wissenschaften oder Literatur verstehen, worin die Literatur besteht, und wie sie sich zur exakten Wissenschaft verhält. Wir sprechen z. B. von alter und moderner Literatur, von der Literatur des Tages, heiliger Literatur, leichter Literatur; und unsere Vorlesungen an dieser Stätte sind der klassischen und der englischen Literatur gewidmet. Ist also Literatur gleichbedeutend mit Büchern? Das ist unmöglich, sonst würde sie Philosophie, Recht, kurz gesagt: die Lehre aller andern Fakultäten in sich schließen. Weit davon entfernt, diese verschiedenartigen Studien zu vermengen, betrachten wir die Werke Platos oder Ciceros bisweilen als Philosophie, bisweilen als Literatur; andererseits wäre niemand versucht, Euklid als Literatur zu bezeichnen oder Matthiaes Griechische Grammatik. Ist also Literatur gleichbedeutend mit Schriftstellerei? mit Büchern, die unter Beachtung des Stils geschrieben sind? ist die Literatur schöne Schreibweise? wiederum, ist sie gelehrte und kunstvolle Schreibweise?

Es gibt ausgezeichnete Männer, die diese letzte Auffassung der Literatur zu ihrer Idee davon machen. Sie schätzen sie gering, als wäre sie das Ergebnis einer bloßen Fertigkeit oder eines Kunstgriffs im

Gebrauch der Worte. Zugestandenermaßen freilich haben sie die griechischen und römischen Klassiker im Auge, aber ihre Kritik trifft alle Literatur mit der gleichen Wucht wie irgendeine. Ich glaube, ich werde am besten herausbringen können, was ich über das Thema zu sagen habe, wenn ich die Feststellungen prüfe, die sie zur Verteidigung ihrer eignen Ansicht machen. Sie behaupten also, 1.) schöne Schreibweise, wie sie in den Klassikern vorläge, sei hauptsächlich eine Sache der Einfälle, Phantasien und netten Erfindungen, dargeboten in erlesenen Worten; 2.) der Beweis dafür sei, daß die Klassiker keine Übersetzung vertragen (und darum habe ich gesagt, daß der wirkliche Angriff der gesamten Literatur gilt, nicht der klassischen allein; denn allgemein gesprochen, unterliegt alle Literatur, die neuere so gut wie die alte, diesem Nachteil. Das jedoch wollen sie nicht zugeben; denn sie behaupten) 3.) die Heilige Schrift stelle gerade in diesem Punkt einen bemerkenswerten Gegensatz zu weltlichen Schriften dar, nämlich darin, daß die Schrift sich leicht übersetzen ließe, obwohl sie das erhabenste und schönste aller Schriftwerke sei.

2.

Nun will ich damit beginnen, diese drei Aufstellungen in den Worten eines Schriftstellers darzubieten, der von den in Frage stehenden achtbaren Katholiken als Zeuge oder vielmehr als Sachwalter zu ihren Gunsten angeführt wird, obwohl er weit davon entfernt ist, für seine Persönlichkeit die Achtung fordern zu können, die sie selbst einflößen.

»Es gibt zwei Arten der Beredsamkeit«, sagt dieser Schriftsteller, »die eine freilich verdient den Namen kaum, die hauptsächlich aus gefeilten und geglätteten Perioden besteht, einem überzierlichen und kunstvollen Aufbau von Figuren, übermalt mit einem blendenden Wortgepränge, das glänzt, aber dem Verstand wenig oder gar kein Licht zuführt. Diese Art zu schreiben wird meistens sehr geliebt und bewundert von den Leuten, die ein schwaches Urteil und einen verderbten Geschmack haben; doch es ist eine Geziertheit und Förmlichkeit, die den heiligen Schriftstellern ganz und gar fernliegt. Es ist eine eitle und kindische Beredsamkeit; und wie sie stets als unter der Würde der großen Genien aller Zeiten galt, so noch viel mehr mit Rücksicht auf jene Schriftsteller, die vom Geist der Unendlichen Weisheit getrieben wurden und darum mit jener Kraft und Majestät schrieben, mit der ein Mensch niemals schrieb. Die andere Art der Beredsamkeit ist ganz das Gegenteil von dieser und kann das wahre Kennzeichen der Heiligen Schrift genannt werden; wo der Vorzug nicht aus einem sorgfältigen und weithergeholten Vortrag der Gedanken entspringt, sondern aus einer überraschenden Mischung von Einfachheit und Majestät, die ein doppelter Charakter ist und so schwer zu vereinen, daß sie sich selten in bloß menschlichen Werken findet. Wir sehen in der Heiligen Schrift nichts von Künstelei und überflüssigem Schmuck ... Nun ist zu bemerken, daß die hervorragendsten weltlichen Schriftsteller, ob griechische oder lateinische, ihre Hauptreize verlieren, sobald wir sie in einer wörtlichen Übersetzung finden. Homers berühmte Darstellung Jupiters, seine hochgepriesene Beschreibung eines Sturmes, sein Bericht, wie Neptun die Erde erschüttert und bis zu ihrer Mitte öffnet, seine Beschreibung der Pferde der Pallas mit zahlreichen andern, von altersher bewunderten Stellen werden matt und verschwinden fast in der gewöhnlichen lateinischen Übersetzung.

Laßt irgendjemanden sich die Mühe nehmen, die gewöhnlichen lateinischen Übertragungen von Vergil, Theokrit, ja sogar von Pindar zu lesen, und man darf wagen zu behaupten, daß er nur wenige Überreste von den Reizen aufzuspüren vermögen wird, die ihn am Original so sehr entzückten. Daraus ist naturgemäß der Schluß zu ziehen, daß bei den klassischen Autoren der Ausdruck, die Süßigkeit des Rhythmus, die durch die musikalische Anordnung der Worte bewirkt wird, einen großen Teil ihrer Schönheit ausmacht; wohingegen sie in den Heiligen Schriften mehr in der Größe der Dinge selbst als in den Worten und Ausdrücken besteht. Die Ideen und Vorstellungen sind so groß und erhaben ihrer eigenen Natur nach, daß sie notwendig auch im kunstlosesten Gewande großartig erscheinen müssen. Guckt nur in die Bibel, und wir sehen sie durch die einfachsten buchstäblichen Übersetzungen hindurchscheinen. Jene machtvolle Beschreibung, die Moses von der Schöpfung Himmels und der Erden gibt, die auf Longinus ... so großen Eindruck machte, hat noch kein Iota von ihrem inneren Wert verloren, und obwohl sie so viele Übersetzungen durchgemacht hat, triumphiert sie doch über alle und bricht mit so viel Kraft und Ungestüm hervor wie im Original ... In der Geschichte von Josef, wo Josef sich zu erkennen gibt und am Halse seines lieben Bruders Benjamin laut weint, so daß das ganze Haus Pharaos ihn hörte, heißt es von keinem seiner Brüder, daß er etwas sagte, weder um ihrer gegenwärtigen Freude Ausdruck zu geben, noch um ihr früheres Unrecht zu bemängeln. Auf allen Seiten erfolgt unmittelbar ein tiefes, feierliches Schweigen – ein Schweigen, das unendlich beredter und ausdrucksvoller ist als irgendetwas, was an seine Stelle gesetzt werden könnte. Wären Thukydides, Herodot, Livius oder irgendeiner der berühmten klassischen Historiker dazu verwendet worden, diese Geschichte zu schreiben, so hätten sie, an diesem Punkte angelangt, zweifellos ihren ganzen Vorrat an Beredsamkeit erschöpft, um Josefs Brüder mit wohlgefeilten und einstudierten Reden auszustatten, die, so schön sie auch an sich sein könnten, doch unnatürlich und gänzlich unpassend für die Gelegenheit wären.«

Das ist in beredten Worten geschrieben, aber es enthält, wie ich meine, eine Mischung von Wahrheit und Falschheit, die voneinander zu scheiden meine Aufgabe sein wird. Fern sei es von mir, die unerreichbare Größe und Schlichtheit der Heiligen Schrift zu leugnen; aber ich werde behaupten, daß die Klassiker, als menschliche Werke, auch schlicht und erhaben und natürlich sind. Ich gebe zu, daß die Schrift es mit Sachen zu tun hat, aber ich werde nicht zugeben, daß die klassische Literatur es bloß mit Worten zu tun hat. Ich gebe zu, daß die menschliche Literatur kunstvoll ist, aber ich werde behaupten, daß kunstvolle Ausarbeitung den Verfassern der Schrift nicht unbekannt ist. Ich gebe zu, daß die menschliche Literatur nicht leicht aus der besondern Sprache, der sie angehört, übersetzt werden kann; aber es besteht auch keineswegs die Regel, daß die Schrift mit Leichtigkeit beliebig zu übersetzen wäre – und nun wende ich mich meiner Aufgabe zu.

3.

Hier bemerke ich denn an erster Stelle, meine Herren, daß Literatur, der Ableitung des Wortes nach, Schreiben, nicht Sprechen einschließt; das jedoch kommt von der Fülle, Mannigfaltigkeit und dem öffentlichen Umlauf der Sachen, aus denen sie besteht. Was gesprochen wird, kann nicht weiter, als

des Sprechers Stimme reicht, und vergeht, indem es laut wird. Wenn Worte die Aufgabe haben, eine lange Gedankenreihe auszudrücken, wenn sie bis an die Grenzen der Erde gebracht oder zum Segen der Nachwelt bewahrt werden sollen, müssen sie niedergeschrieben, d. h. in die Form der Literatur gebracht werden; doch eigentlich gesprochen gehören die Ausdrücke, mit denen wir diese charakteristische Gabe des Menschen bezeichnen, zu ihrer Darstellung mit den Mitteln der Stimme, nicht der Handschrift. Sie wendet sich, ihrer ursprünglichen Idee nach, ans Ohr, nicht ans Auge. Wir nennen sie die Macht der Sprache, wir nennen sie »Zunge«, d. h. den Gebrauch der Zunge; und selbst wenn wir schreiben, halten wir doch im Geist fest, welches ihr ursprüngliches Werkzeug war, denn wir brauchen unbekümmert in unsern Büchern Ausdrücke wie »sagen«, »sprechen«, »erzählen«, »reden«, »rufen«; wir brauchen die Ausdrücke »Phraseologie« und »Diktion«, als ob wir uns noch an das Ohr wendeten.

Nun verweile ich dabei, weil es zeigt, daß die Rede, und darum die Literatur, die ihre bleibende Niederschrift ist, wesentlich ein persönliches Werk ist. Sie ist kein Erzeugnis oder Ergebnis, das durch die Beteiligung mehrerer Personen oder durch eine Maschinerie oder durch irgendeinen Naturvorgang zu gewinnen ist, sondern ihrer bloßen Idee nach geht sie hervor und muß sie hervorgehen aus irgendeinem gegebenen Individuum. Zwei Personen können nicht die Urheber der Töne sein, die an unser Ohr klingen, und da sie nicht ein und dieselbe Rede sprechen können, können sie auch nicht ein und dieselbe Vorlesung oder denselben Vortrag schreiben, welcher sicherlich dieser oder jener Person angehören muß und der Ausdruck der Ideen und Gefühle eben dieser Person ist – Ideen und Gefühle, die ihr persönlich eigen sind, wenn auch andere parallele und ähnliche haben mögen, ihr eigen im selben Sinn, wie ihre Stimme, ihr Gesicht, ihre Miene, ihre Haltung und ihre Bewegungen etwas Persönliches sind. Mit andern Worten, die Literatur drückt nicht objektive Wahrheit aus, wie man es nennt, sondern subjektive, nicht Dinge, sondern Gedanken.

Nun wird diese Theorie klarer werden, wenn wir einen andern Gebrauch der Worte betrachten, der auf die objektive Wahrheit oder auf Dinge Bezug hat; der auf Sachen Bezug hat, die nicht persönliches, nicht subjektives Eigentum des Individuums sind, sondern die auch existieren würden, wenn es kein menschliches Individuum auf der ganzen Welt gäbe, das davon wissen oder sprechen könnte. Solche Objekte werden Gegenstand der strengen Wissenschaft, und Worte werden freilich gebraucht, um sie auszudrücken, aber solche Worte sind viel mehr Symbole als Sprache, und so viele wir gebrauchen und wie wir sie auch durch die Schrift festhalten mögen, wir könnten niemals irgendwelche Literatur daraus machen oder sie mit diesem Namen nennen. So etwas wären z. B. Euklids Elemente; sie beziehen sich auf allgemeine und ewige Wahrheiten; sie sind nicht bloß Gedanken, sondern Dinge: Sie existieren an sich, nicht kraft unseres Begreifens, nicht in Abhängigkeit von unserm Willen, sondern in dem, was man die Natur der Dinge nennt, oder wenigstens aufgrund von Bedingungen, die außer uns liegen. Die Worte also, in denen sie kundgegeben werden, sind nicht Sprache, Rede, Literatur, sondern vielmehr, wie ich sagte, Symbole. Und als Beweis dafür werden Sie sich erinnern, daß es möglich, ja üblich ist, die Sätze Euklids in algebraischen Zeichen auszudrücken,

die, wie alle zugeben werden, mit *Literatur* nichts zu tun haben. Was von der *Mathematik* gilt, das gilt ebenso von jedem *Studium*, sofern es streng wissenschaftlich ist; es braucht die *Wörter* als bloßes *Vehikel der Dinge* und ist damit dem *Bereich der Literatur* entzogen. So hören *Metaphysik*, *Ethik*, *Recht*, *Nationalökonomie*, *Chemie*, *Theologie* auf, *Literatur* zu sein, in dem Maße, als sie einer streng wissenschaftlichen *Behandlung* zugänglich sind. Und daher kommt es, daß *Aristoteles'* Werke einerseits, obwohl sie auf den ersten Blick als *Literatur* erscheinen, sich ihrem Charakter nach, wenigstens eine große Anzahl von ihnen, der reinen *Wissenschaft* annähern; denn selbst wenn die *Dinge*, die er behandelt und darstellt, nicht immer wirklich und wahr sein mögen, so behandelt er sie doch, als ob sie es wären, nicht als ob es die *Gedanken seines eignen Geistes* wären; d. h. er behandelt sie wissenschaftlich. Andererseits sind *Recht* oder *Naturgeschichte* in früheren Zeiten von *Autoren* mit so viel *Färbung*, die sie ihrem eignen Geist entnahmen, dargestellt worden, daß sie eine Art *Literatur* wurden; das ist besonders im Fall der *Theologie* zu bemerken, wenn sie die *Gestalt der Kanzelberedsamkeit* annimmt. Man bemerkt es auch bei der *historischen Darstellung*, die zu einem bloßen *Probestück der Chronologie* oder zu einer *Chronik* wird, wenn man sie der *Philosophie*, der *Kunstfertigkeit* oder der *Partei* – und *persönlichen Gefühlen* des jeweiligen *Schriftstellers* entkleidet. Die strenge *Wissenschaft* also hat es mit *Dingen* zu tun, die *Literatur* mit *Gedanken*; die *Wissenschaft* ist allgemein, die *Literatur* persönlich; die *Wissenschaft* benutzt die *Wörter* nur als *Symbole*, aber die *Literatur* benutzt die *Sprache* in ihrem vollen Umfang, so daß darin *Redeweise*, *Mundart*, *Stil*, *Darstellung*, *Rhythmus*, *Beredsamkeit*, und welche andern *Eigentümlichkeiten* darin enthalten sein mögen, eingeschlossen sind.

Lassen wir also den wissenschaftlichen Gebrauch der *Wörter* beiseite, wenn wir von *Sprache* und *Literatur* sprechen sollen. *Literatur* ist der persönliche Gebrauch oder die *Übung der Sprache*. Daß dies so ist, das wird ferner bewiesen durch die *Tatsache*, daß ein *Autor* sie so anders verwendet als der andere. Die *Sprache* selbst müßte man, so scheint es, ihrem eigentlichen *Ursprung* nach bis zu *Individuen* zurückverfolgen können. Deren *Eigentümlichkeiten* haben ihr ihren *Charakter* gegeben. Wir sind oft in der *Tat* fähig, besondere *Redewendungen* oder *sprachliche Eigentümlichkeiten* auf *Individuen* zurückzuführen; wir kennen die *Geschichte ihres Aufkommens*. Der *Jargon* jedenfalls, wie man es nennt, stammt her vom und verrät die *Spur des Persönlichen*. Auf den Zusammenhang zwischen der *Kraft der Wörter* in bestimmten *Sprachen* und den *Gewohnheiten* und *Gefühlen* der *Nationen*, die sie sprechen, ist oft hingewiesen worden. Und während die *Menge* die *Sprache* benutzt, wie sie sie vorfindet, benutzt sie der *geniale Mensch* freilich auch, aber er unterwirft sie ganz und gar seinen eignen *Zwecken* und gestaltet sie nach seinen *persönlichen Eigentümlichkeiten*. Die *Fülle* und die *Abfolge der Ideen*, *Gedanken*, *Gefühle*, *Phantasiebilder*, *Strebungen*, die sich in ihm abspielen, die *Abstraktionen*, die *Nebeneinanderstellungen*, die *Vergleiche*, die *Unterscheidungen*, die *Entwürfe*, die so originell in ihm sind, seine *Anschauungen* von den äußeren *Dingen*, seine *Urteile über Leben*, *Sitten* und *Geschichte*, die *Ausübung seines Witzes*, seiner *Laune*, seiner *Tiefe*, seines *Scharfsinns*, all diese zahllosen, unaufhörlichen *Schöpfungen*, den eigentlichen *Puls* und *Herzschlag* seines *Intellekts*,

gestaltet er zum Bild, er gibt ihnen Ausdruck in einer angemessenen Sprache, die so vielgestaltig ist wie diese innere geistige Bewegung selbst und ihr entspricht als der getreue Ausdruck seiner tiefsten Persönlichkeit, der seine eigne innere Gedankenwelt als ihr wahrer Schatten begleitet: So daß wir ebenso gut sagen könnten, eines Mannes Schatten gehöre einem andern, wie der Stil eines wahrhaft begabten Geistes könne irgendeinem andern als ihm selbst angehören. Er folgt ihm überall hin als ein Schatten. Sein Denken und Fühlen ist persönlich, und so ist seine Sprache persönlich.

4.

Gedanke und Sprache sind untrennbar voneinander. Sache und Ausdruck sind Teile eines Ganzen: Stil ist ein Sich-Ausdenken zur Sprache. Das ist es, was ich festgestellt habe, und das ist Literatur; nicht Dinge, nicht die Wort-Symbole für Dinge; andererseits nicht bloße Worte; sondern Gedanken, in der Sprache ausgedrückt. Gedenken Sie, meine Herren, der Bedeutung des griechischen Wortes, das den besonderen Vorzug des Menschen gegenüber der schwachen Intelligenz der niederen Lebewesen ausdrückt. Es wird Logos genannt: Was bedeutet Logos? Es steht zugleich für Vernunft und für Sprache, und es ist schwer zu sagen, welches es eigentlicher bedeutet. Es bedeutet beides zugleich – warum? Weil sie in Wirklichkeit nicht getrennt werden können, weil sie in wahren Sinne eins sind. Wenn wir Licht und Beleuchtung, Leben und Bewegung, die konvexe und die konkave Seite einer Kurve trennen können, dann wird es dem Gedanken möglich sein, die Sprache mit Füßen zu treten und zu hoffen, daß er ohne sie auskommen kann – dann wird es begreiflich sein, daß der kraftvolle und fruchtbare Intellekt auf seinen Doppelgänger, sein Werkzeug des Ausdrucks, den Kanal seiner Betrachtungen und Erregungen verzichten könnte.

Die Kritiker sollten diese Anschauung der Sache erwägen, ehe sie solche Richtlinien für den Geschmack aufstellen wie der Schriftsteller, dessen Seiten ich angeführt habe. Solche Menschen wie er betrachten einen schönen Stil als eine äußere Zugabe zu der behandelten Sache – eine Art beigefügten Schmucks oder einen Luxus, den sich Leute gestatten, die Zeit und Neigung für solche Eitelkeiten haben. Sie sprechen, als ob ein Mensch den Gedanken hergeben könnte und ein anderer den Stil. Wir lesen in den Persischen Reisen von der Art und Weise, wie junge Leute im Osten zu Werk gehen, wenn sie mit denen in Verbindung treten wollen, die ihnen Hoffnung oder Furcht einflößen. Sie können nicht einen Satz selbst schreiben; so begeben sie sich zu dem berufsmäßigen Brief-Schreiber. Sie vertrauen ihm die Sache an, die sie im Auge haben. Sie wollen etwas von einem Vorgesetzten erlangen, um eine Gunst bitten oder ein Übel abwenden; sie wollen sich einem Mächtigen nahen oder einer schönen Dame den Hof machen. Der Mann vom Fach fabriziert Worte für sie, wie sie sie brauchen, wie ein Schreibwarenhändler ihnen Papier verkauft oder ein Schulmeister ihnen Federn schneiden könnte. Gedanke und Wort sind nach ihren Begriffen zwei Dinge, und so gibt es eine Arbeitsteilung; und wenn der Wortmann genügend im Gedanken unterrichtet ist, taucht er die Feder des Wunsches in die Tinte der Ergebenheit und geht daran, sie über die Seite des Elends zu ergießen. Dann hört man die Nachtigall der Zärtlichkeit der Rose der Lieblichkeit zuschmettern, während die Brise der Ängstlichkeit um die Braue der Erwartung spielt. Das, sagt man, betrachten die Orientalen als

schönen Stil; und es scheint so ziemlich die Idee der Schule von Kritikern zu sein, auf die ich mich bezogen habe.

Wir haben in der Literaturgeschichte ein näherliegendes Beispiel für eben dieses Vorgehen an einer großen Universität in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Ich habe mich schon früher in einer Vorlesung anderswo darauf bezogen; aber es paßt zu gut hierher, als daß ich es weglassen könnte. Ein gelehrter Arabist hatte vor ihren Doktoren und Professoren eine Reihe von Vorlesungen über ein historisches Thema zu halten, dem seine Studien geglückt hatten. Ein Sprachwissenschaftler hat es mehr mit Wissenschaft als mit Literatur zu tun; aber dieser Herr fand, daß seine Vorlesungen nicht ohne Stil sein sollten. Da er der Ansicht der Orientalen war, mit deren Schriften er vertraut war, beschloß er, sich einen Stil zu kaufen. Er unternahm es, einen Menschen für einen gewissen Preis zu mieten, um den Stoff, den er gesammelt hatte, in zierliches Englisch zu setzen. Bemerken Sie wohl, er verlangte nicht nur grammatisches Englisch, sondern einen kunstreichen, anspruchsvollen Stil. Es fand sich ein Künstler in Gestalt eines Landgeistlichen, und die Lohnarbeit wurde ausgeführt. Seine Vorlesungen bleiben bis auf diesen Tag an ihrem Platz in der langen Reihe jährlicher Vorträge, zu denen sie gehören, ausgezeichnet inmitten einer Anzahl schwerfälliger Abhandlungen durch die rhetorische und anspruchsvolle sprachliche Einkleidung, die er auf dem Markt suchte. Dieser gelehrte Geistliche freilich und der Autor, den ich anführte, unterscheiden sich durch die Schätzung, die sie jeweils für literarische Arbeit haben; aber sie stimmen in dem einen Punkt überein, daß sie solche Arbeit für einen Kunstgriff und ein Gewerbe halten; sie stellen es auf eine Stufe mit der goldenen Platte und den Blumen und der Musik eines Banketts, welche die Speisen nicht besser machen, aber die Unterhaltung angenehmer, als ob die Sprache die gemietete Dienerin, nur die Maîtresse der Vernunft wäre und nicht die rechtmäßige Ehefrau in ihrem eignen Hause.

Aber können sie wirklich glauben, daß Homer oder Pindar oder Shakespeare oder Dryden oder Walter Scott nach sprachlichem Ausdruck um seiner selbst willen zu streben pflegten, statt sich von ihrem Gegenstand begeistern zu lassen und schöne Worte auszuströmen, weil sie schöne Gedanken hatten? Das ist sicher ein zu großes Paradox, als daß man es gelten lassen könnte. Es ist vielmehr das Feuer in des Dichters Brust, das überfließt im Strom seiner brennenden, unwiderstehlichen Beredsamkeit; es ist die Poesie seiner innersten Seele, die sich in der Ode oder der Elegie befreit; und seine geistige Haltung und Bewegung, die Schönheit seiner sittlichen Gestalt, die Kraft und Kühnheit seiner Logik bilden sich ab in der Zartheit oder der Kraft oder dem Reichtum seiner Sprache. Ja, nach der wohlbekanntem Zeile »facit indignatio versus« werden nicht die Worte allein, sondern selbst der Rhythmus, der metrische Bau, der Vers die gleichzeitigen Erzeugnisse der Erregung oder Einbildung sein, die von ihm Besitz ergriffen hat. »Poeta nascitur, non fit«, sagt das Sprichwort; und das gilt in zahlreichen Fällen von seinen Gedichten so gut wie von ihm selbst. Sie werden geboren, nicht geformt; sie sind mehr ein Gesang als ein Schriftwerk; und ihre Vollkommenheit ist das Denkmal nicht so sehr seiner Geschicklichkeit als seiner Kraft. Und das gilt von der Prosa so gut wie vom Vers in entsprechendem Grade: Wer wird nicht in Mirzas Vision eine Zartheit und Schönheit des Stils

erkennen, die sehr schwer zu beschreiben ist, aber die, wie man fühlt, genau den Ideen entspricht, deren Ausdruck sie ist?

5.

Und da die Gedanken und Überlegungen eines Schriftstellers, wie ich sagte, einen persönlichen Charakter haben – kein Wunder, daß sein Stil nicht nur das Abbild seines Gegenstandes, sondern seiner Seele ist. Jene Pracht der Sprache, jene Fülle und Melodie des Stils, die glückliche Wahl und ausgesuchte Stellung der Worte, die dem Prosaschriftsteller künstlich scheint, ist nichts anderes als das natürliche Sich-Geben und Verhalten eines erhabenen Geistes. Aristoteles sagt uns in seiner Skizze eines großgesinnten Mannes, seine Stimme sei tief, seine Bewegungen langsam, seine Gestalt gebieterisch. Ebenso ist die Redeweise eines großen Geistes großartig. Seine Sprache drückt nicht nur seine großen Gedanken, sondern sein großes Selbst aus. Gewiß könnte er weniger Worte brauchen als er braucht; aber er macht seine einfachsten Ideen fruchtbar, läßt eine Menge von Einzelheiten aus ihnen hervorsprossen, dehnt den Gang seiner Sätze aus und schweift umher, bis das volle Ausmaß seiner Harmonie erreicht ist, gleichsam $\kappa\upsilon\delta\epsilon\iota\gamma\alpha\lambda\omega\nu$ sich an seiner eigenen Kraft und des Reichtums seiner Hilfsquellen freuend. Ich sage, eine engherzige Kritik wird das Wortschwall nennen, während es in Wahrheit eine Art Überfülle des Herzens ist, ähnlich der, die den Knaben treibt zu pfeifen, während er dahingeht, oder den starken Mann, wie den Schmied in der Novelle, seine Keule zu schwingen, wenn niemand da ist, mit dem es zu kämpfen gilt.

Shakespeare liefert uns zahlreiche Beispiele für diese Eigentümlichkeit, und alle so schön, daß einem die Wahl schwer wird, was man anführen soll. Z. B. im Macbeth:

»Kannst Du nicht dem geplagten Geiste dienen,
Die Sorg', die Wurzel schlug, dem Sinn entreißen,
Auslöschen Kummer, der ins Hirn geschrieben,
Mit süßem Gegengift, Vergessen spendend,
Befrein die sieche Brust vom Krankheitsstoff,
Der auf dem Herzen lastet?«

Da ist eine einfache Idee durch ein Verfahren, das mehr dem Redner als dem Dichter angehört, aber doch aus der angeborenen Kraft des Genius kommt, zu einer vielgliedrigen Periode entfaltet.

Das Folgende aus Hamlet ist von derselben Art:

»Nicht um mein dunkles Kleid ist's, gute Mutter,
Nicht das gewohnte feierliche Schwarz,
Noch luftige Seufzer, krampfhaft ausgestoßen,
Noch auch der Strom, der reich dem Aug' entfließt,
Noch die betäubte Miene des Gesichts

*Mit allem, was nach außen Kummer kundgibt,
Die wahrhaft mich bezeichnen.«*

Nun, wenn solche Deklamation – denn Deklamation ist es, wenn auch der vornehmsten Art – bei einem Dichter gestattet ist, dessen Genius so weit entfernt ist von Gepränge oder hohlem Schein, so ist es weit mehr bei einem Redner gestattet, dessen eigentliches Gebiet es ist, so vorteilhaft er kann, die Worte zu setzen. Cicero hat nirgends in seinen Schriften mehr Überfluß als diese Stellen aus Shakespeare. Also darf zum mindesten kein Liebhaber Shakespeares Cicero wegen der Pracht der Worte oder Weitschweifigkeit des Stils anklagen. Es wird auch kein vernünftiger Kritiker versucht sein, das zu tun. Wie eine gewisse ungekünstelte Reinheit und Angemessenheit und Anmut des Stils von jedem Autor verlangt wird, der Anspruch darauf erhebt, ein Klassiker zu sein, aus demselben Grunde, aus dem man von einem Gentleman eine gewisse Aufmerksamkeit auf seine Kleidung erwartet, muß man Cicero das Vorrecht des »os magna sonaturum« zubilligen, von dem der antike Kritiker spricht. Der reiche, majestätische, musikalische Fluß seiner Rede, selbst wenn er bisweilen über das hinausgeht, was das Thema verlangt, ist doch niemals ohne Verbindung mit der Gelegenheit und mit dem Sprecher. Es ist der Ausdruck erhabener Gefühle in erhabenen Redewendungen, »mens magna in corpore magno«. Es ist die Entfaltung des inneren Menschen. Cicero ist die lebendige Verkörperung des status eines römischen Senators und Staatsmanns und des »Rangstolzes« von Rom mit all der Anmut und Würde, die diesem eigen ist; und er sog ein und wurde, was er bewunderte. Wie die Heldentaten des Scipio oder Pompeius der Ausdruck dieser Größe im Werk sind, so die Sprache Ciceros ihr Ausdruck im Wort. Und wie die Handlungen der römischen Herrscher oder Soldaten uns in einer ihnen eigenen Weise den charakteristischen Hochsinn der Herren der Erde darstellen, so bringen ihn die Reden oder Abhandlungen seines vollendeten Redners unserer Einbildungskraft nahe, wie keine andere Schrift es vermöchte. Weder Livius noch Tacitus noch Terenz noch Seneca noch Plinius noch Quintilian ist ein adäquater Sprecher für die Herrscherstadt. Sie schreiben lateinisch; Cicero schreibt römisch.

6.

Sie werden sagen, daß Ciceros Sprache unleugbar gesucht ist, daß aber Shakespeares Sprache ebenso unleugbar natürlich und ungewollt ist; und das werde gemeint, wenn man die Klassiker beschuldigt, bloße Wortkünstler zu sein. Hier werden wir zu einer weiteren großen Frage geführt, die mir Gelegenheit gibt, einem Mißverstehen meiner Meinung vorzubeugen. Ich bemerke also, nicht nur jener überschwengliche Reichtum des Stils, den ich bei Shakespeare betont habe, ist aufgrund der Prinzipien, die ich aufgestellt habe, zu rechtfertigen, sondern auch sorgfältiges Feilen bei der Darstellung ist kein Zeichen für eingelernte Handgriffe oder Künstelei bei einem Autor. Unzweifelhaft sind die Werke der Klassiker, besonders die lateinischen, gefeilt; sie haben viel Zeit, Sorge und Mühe gekostet. Es sind ihnen viele Entwürfe vorhergegangen; das gebe ich zu. Ich gebe auch zu, daß es namhafte Schriftsteller gibt, alte und neue, die sich die Absonderlichkeit zuschuldenkommen lassen, das eigentliche Ziel ihrer literarischen Arbeit in den Sentenzen zu sehen, die sie prägen. Dahin gehört Isokrates; dahin gehören

einige der Sophisten; sie waren auf Worte aus bis zur Vernachlässigung der Gedanken oder Gegenstände; ich kann sie nicht verteidigen. Wenn ich ein englisches Beispiel für diesen Fehler geben soll: So sehr ich den persönlichen Charakter und die geistige Kraft Dr. Johnsons liebe und verehere, so kann ich doch nicht leugnen, daß sein Stil oft über den Sinn und die Gelegenheit hinausschießt und jene Einfachheit vermissen läßt, welche die Eigenschaft des Genies ist. Doch all dies zugestanden, kann ich doch nicht zugestehen, daß das Genie sich niemals Mühe zu geben braucht, daß das Genie nicht durch Übung gefördert werden kann, daß es niemals fehlgreift und beim zweiten Mal zum Ziel gelangt, daß es niemals mit Muße zum Abschluß bringt, was es beim Entwurf in einem Zuge abgebrochen hat.

Nehmen Sie den Fall des Malers oder Bildhauers; er hat eine Idee in seinem Geist, die er im Medium seiner Kunst darzustellen wünscht: die Madonna mit dem Kind oder die Unschuld oder die Tapferkeit oder eine historische Gestalt oder Begebenheit. Wollen Sie sagen, daß er seinen Vorwurf nicht studiert? macht er nicht Skizzen? nennt er sie nicht sogar Studien? nennt er nicht seinen Arbeitsraum ein Studierzimmer (studio)? ist er nicht stets beschäftigt zu entwerfen, zu verwerfen, aufzunehmen, zu verbessern, zu vervollkommen? Sind nicht noch die ersten Versuche Michelangelos und Raffaels zu einigen ihrer berühmtesten Schöpfungen vorhanden? Wird jemand behaupten, daß der Apoll von Belvedere nicht eine Idee ist, die bis zu ihrer vollkommenen Darstellung geduldig ausgearbeitet wurde? Diese Bezirke des Geschmacks sind nach den anerkannten Begriffen der ganzen Welt das eigentliche Gebiet des Genies, und dennoch nennen wir sie Künste: Es sind die »Schönen Künste«. Warum kann von literarischer Arbeit nicht gelten, was von Malerei, Skulptur, Architektur und Musik gilt? Warum kann die Sprache nicht ebenso gut bearbeitet werden wie der Ton des Bildhauers? warum kann man sich in Worte nicht ebenso gut einarbeiten wie in Farben? warum sollte die Geschicklichkeit im Wortgebrauch nicht einfach den großen urbildlichen Ideen dienstbar und ihr Werkzeug sein, in deren Betrachtung ein Plato oder Vergil lebt? Unser größter Dichter sagt uns:

*»Des Dichters Aug', in holdem Wahnsinn rollend,
Vom Himmel erdwärts blickt's, zum Himmel wieder,
Und wie die Phantasie die Formen schafft
Von Dingen, nie gekannt, des Dichters Feder
Gestaltet sie und gibt dem luft'gen Nichts
Im Raume einen Ort und einen Namen.«*

Ist es nun zu verwundern, daß diese seine Feder bisweilen eine Zeitlang in die Irre geht, daß sie innehält, schreibt, ausradiert, wiederschreibt, verbessert, ergänzt, bevor er sich selbst soweit Genüge getan hat, daß seine Sprache den Ideen, die sein geistiges Auge betrachtet, gerecht geworden ist?

Unter diesem Gesichtswinkel sind zweifellos viele oder die meisten Schriftsteller gewählt; und die sicherlich nicht am wenigsten, deren Stil nichts weiß von Verzierung, da er einfach und natürlich ist oder leidenschaftlich oder streng geschäftsmäßig und praktisch. Wer ist so kraftvoll und männlich wie

Demosthenes? und doch heißt es, daß er oftmals Thukydides in die Form seines Stils umgeschrieben hat. Wer ist so reizvoll natürlich wie Herodot? und doch ist nicht einmal sein Dialekt sein eigener, sondern um der Vollkommenheit der Erzählung willen gewählt. Wer trägt eine so glückliche Nachlässigkeit zur Schau wie unser Addison? und doch ist kunstvolle Gewähltheit so offenkundig in seinem Fall, daß das Gerücht umging, es sei nun wahr oder nicht, er habe sich mit der Herausgabe eines wichtigen Staatspapiers verspätet, vermöge seiner Gewohnheit, immer wieder durchzusehen und zu überarbeiten. So arbeiteten große Autoren nach einem Modell, das vor den Augen ihres Geistes stand, und sie strengten sich an, um das, was sie zu sagen hatten, so zu sagen, wie es am genauesten und passendsten zum Ausdruck kam. Es ist nicht zu verwundern, daß andere Autoren, deren Stil nicht einfach ist, Beispiele für eine ähnliche literarische Sorgfalt sind. Vergil wünschte, seine Aeneis würde verbrannt, so kunstvoll sie gearbeitet ist, weil er fühlte, daß noch mehr Mühe notwendig wäre, um sie vollkommen zu machen. Der Historiker Gibbon im letzten Jahrhundert ist ein anderes Beispiel, das hergehört. Sie müssen nicht meinen, daß ich seinen Stil zur Nachahmung empfehlen werde, so wenig wie seine Prinzipien; aber ich führe ihn an als Beispiel eines Schriftstellers, der sich der Aufgabe bewußt ist, die vor ihm steht, sich bewußt ist, daß er eine große und verwinkelte Szene für das Verständnis seiner Leser in Worte zu bringen hat, und wünscht, daß diese Worte seinem Unternehmen angemessen sein möchten. Ich glaube, er schrieb das erste Kapitel seiner Geschichte dreimal neu; nicht daß er den ersten Entwurf abänderte oder verbesserte, sondern er legte seinen ersten und seinen zweiten Entwurf beiseite – er wendete seinen Stoff um, bis er genau die Darstellung getroffen hatte, die ihm durch den Gegenstand gefordert schien.

In allen diesen Fällen nun möchte ich, daß Sie beachten, wie sich das, was ich über literarische Arbeit gesagt habe, von der Theorie unterscheidet, die ich darin bekämpfe – daß der, der nur mit Worten spielt, sich wenig oder gar nicht um den Gegenstand kümmert, den er ausschmückt, sondern auf Befehl jedes Beliebige malen und vergolden kann; während der Künstler, den ich als solchen anerkenne, seine großen und reichen Bilder vor sich hat, und es sein einziges Ziel ist, was er denkt oder fühlt, in einer Weise herauszubringen, die dem, wovon die Rede ist, angemessen ist und zu dem Sprecher paßt.

7.

Die Veranschaulichung, die ich den Schönen Künsten entlehnt habe, wird es mir erlauben, einen Schritt weiterzugehen. Ich habe den Zusammenhang zwischen Gedanken und Sprache bei der literarischen Darstellung gezeigt; und indem ich es tat, habe ich klargemacht, wie unphilosophisch es ist, die Sprache als ein Anhängsel zu betrachten, das fortfallen könnte und vorgesehen sei, um auf Kommando darüber zu verfügen. Aber ich habe noch nicht herausgebracht, was unmittelbar hieraus folgt, und was der zweite Punkt war, den ich zu zeigen hatte, nämlich daß es kein Zeichen für die Vortrefflichkeit einer Darstellung ist, wenn sie sich leicht übersetzen läßt. Wenn ich sagen soll, was ich denke, würde ich sogar ohne große Bedenken behaupten, daß gerade das Gegenteil von dieser Theorie die Wahrheit ist. Eine solche Theorie, wie sie in der Stelle des Autors, den ich zitierte, enthalten ist, geht von der Annahme aus, daß eine Sprache gerade so wie die andere ist, daß jede Sprache all die Ideen,

gedanklichen Wendungen, Feinheiten des Ausdrucks, Figuren, Verknüpfungen, Abstraktionen, Gesichtspunkte hat, die jede andere hat. Nun gilt es freilich, soweit die Wissenschaft in Frage ist, daß für die Zwecke der Wissenschaft sich alle Sprachen ziemlich gleichkommen; aber selbst in dieser Hinsicht sind manche mehr geeignet als andere, welche Worte zu prägen haben oder sie entlehnen müssen, um wissenschaftliche Ideen auszudrücken. Aber wenn die Sprachen nicht einmal alle gleich geeignet sind, um Symbole für jene allgemeinen und ewigen Wahrheiten zu liefern, in denen die Wissenschaft besteht, wie kann man vernünftigerweise von ihnen erwarten, daß sie alle gleich reich, gleich wirksam, gleich musikalisch, gleich scharf treffend, gleich glücklich im Ausdruck eigentümlicher Besonderheiten im Denken eines originellen und fruchtbaren Geistes sein werden, der sich einer von ihnen bedient hat? Ein großer Schriftsteller nimmt seine Muttersprache, wird Herr über sie, taucht bald in sie hinein, bald gestaltet er sie und paßt sie an und strömt seine Gedankenfülle aus durch die mannigfach verästelten und bis ins Feinste verzweigten Kanäle des Ausdrucks, die er gefunden oder gebildet hat – folgt daraus, daß diese seine persönliche Gegenwart (wie man es nennen kann) ohne weiteres in jede andere Sprache unter der Sonne übertragen werden kann? Dann dürfen wir vernünftigerweise behaupten, daß Beethovens Klavier- Musik nicht wirklich schön ist, weil sie nicht auf der Drehorgel zu spielen ist. Würde diese erstaunliche Theorie nicht von Persönlichkeiten vertreten, die weit über dem Schriftsteller stehen, den ich ausgewählt habe, um daran Kritik zu üben, so würde es mir schwer werden, gegenüber einer so willkürlichen Absonderlichkeit die Geduld zu wahren. Es sieht aus, als müßte ein wirklich großer Autor sich übersetzen lassen, und als hätten wir einen Beweis seiner Vortrefflichkeit, wenn er sich in einer fremden Sprache ebenso gut lesen läßt wie in seiner eigenen. Dann ist Shakespeare ein Genie, weil er sich ins Deutsche übersetzen läßt, und ist kein Genie, weil er sich nicht ins Französische übersetzen läßt. Dann ist das Einmaleins das erlesenste aller erdenklichen Schriftwerke, weil es nichts durch Übersetzung verliert, und weil man kaum sagen kann, daß es irgendeiner Sprache überhaupt angehört. Während ich vielmehr bemerkt haben möchte, daß sich die Ideen um so schwerer in Worte fassen lassen, je neuer und tiefer sie sind, und daß gerade der Umstand, daß sie sich in eine Sprache hineingeschmiegt haben, den glücklichen Zufall unwahrscheinlich macht, sie in einer andern zu wiederholen. In der Sprache der Wilden kann man kaum irgendeine Idee oder einen Akt des Intellekts überhaupt ausdrücken: Soll man die Zunge des Hottentotten oder Eskimos zum Maßstab für das Genie eines Plato, Pindar, Tacitus, St. Hieronymus, Dante oder Cervantes machen?

Greifen wir zurück, sage ich, auf das Bild der Schönen Künste. Ich denke, man kann Ideen in der Malerei ausdrücken, die man mit den Mitteln der Skulptur nicht ausdrücken kann; und je mehr ein Künstler von einem Maler in sich hat, desto weniger wird er wahrscheinlich von einem Bildhauer in sich haben. Je mehr er sein Genie den Methoden und Bedingungen seiner eigenen Kunst ausliefert, desto weniger wird er imstande sein, sich in die Verhältnisse einer andern hineinzufinden. Wird das Genie Fra Angelicos, Francias oder Raffaels herabgesetzt durch die Tatsache, daß sie imstande waren, in Farben zu leisten, was kein Mensch, der jemals lebte, was kein Engel in Holz hervorbringen

könnte? Jede der Schönen Künste hat ihr eigenes Gebiet; der Natur der Sache nach kann man in der einen etwas machen, was man in der andern nicht machen kann; man kann mit Malen etwas fertigbringen, was man mit Schnitzen nicht fertigbringen kann; man kann in Öl etwas erreichen, was man in Fresco nicht erreichen kann; man kann in Marmor herstellen, was man in Elfenbein nicht herstellen kann; man kann in Wachs bilden, was man in Bronze nicht bilden kann. Ich wiederhole also, wenn wir das auf den Fall der Sprachen anwenden, warum soll das Genie nicht fähig sein, etwas im Griechischen zu vollbringen, was es im Lateinischen nicht vermag? und warum sind griechische und lateinische Werke mangelhaft, wenn sie sich nicht ins Englische übertragen lassen? Jenes Genie, von welchem wir sprechen, hat das Englische nicht gemacht; es hat nicht alle Sprachen, gegenwärtige, vergangene und zukünftige, gemacht; es hat die Gesetze keiner Sprache gemacht: Warum soll es nach etwas beurteilt werden, woran es keinen Teil hatte, worüber es keine Kontrolle hat?

8.

Und jetzt werden wir ganz natürlich zu unserm dritten Punkt geführt, der es mit der Charakteristik der Heiligen Schrift im Vergleich mit weltlicher Literatur zu tun hat. Bisher waren wir mit der Theorie dieser Schriftsteller beschäftigt, nämlich daß der Stil ein Anhängsel ist, daß er ein bloßes Kunstprodukt ist und daß er darum nicht übersetzt werden kann; nun kommen wir zu der Tatsache, die sie betonen, nämlich daß die Schrift keinen solchen künstlichen Stil hat und daß die Schrift sich leicht übersetzen läßt. Sicherlich ist die Tatsache, auf die sie sich stützen, ebenso unhaltbar wie ihre Theorie.

Die Schrift leicht zu übersetzen! warum hat es dann so wenig gute Übersetzer gegeben? wie kommt es, daß es so große Schwierigkeiten bot, die beiden notwendigen Eigenschaften zu verbinden, Treue gegenüber dem Original und Reinheit der angenommenen Muttersprache? wie kommt es, daß die autorisierten Texte der Kirche oft als Darstellungen so tief unter dem Original stehen, wenn nicht daher, daß die Kirche vor allem andern darauf sehen muß, daß der Text mit Rücksicht auf den Lehrgehalt korrekt ist, und oft bei einem schwierigen Problem sich mit Mängeln auf dem Gebiet, das von untergeordneter Bedeutung ist, zufriedengeben muß, wenn sie nur sicherstellt, was in erster Linie wichtig ist? Wäre es so leicht, die Schönheit des Originals in die Wiedergabe zu übertragen, dann hätte sie sich in verschiedenen Sprachen, die man nennen könnte, nicht mit ihrem anerkannten Text begnügt.

Und dann an zweiter Stelle: die Schrift nicht kunstvoll! Die Schrift nicht voller Schmuck in ihrer Sprache, voller Musik in ihrer Kadenz? Nun, betrachten Sie den Hebräerbrief – wo gibt es unter den Klassikern ein Schriftwerk, das sorgfältiger, kunstvoller abgefaßt wäre? Betrachten Sie das Buch Hiob – ist es nicht ein heiliges Drama, so kunstvoll, so vollkommen wie irgendeine Tragödie von Sophokles oder Euripides? Betrachten Sie den Psalter – sind da keine Verzierungen, kein Rhythmus, keine gefeilten Kadenzen, keine einander entsprechenden Glieder in diesem göttlich schönen Buch? Und ist es

nicht schwer zu verstehen? sind nicht die Propheten schwer zu verstehen? ist nicht Paulus schwer zu verstehen? wer kann sagen, daß sie bei der ersten Lektüre dem Verständnis der Menge angemessen sind?

Daß es freilich Teile des inspirierten Buches gibt, die in Stil und Bedeutung einfacher sind, und daß dies die ehrwürdigsten und erhabensten Stellen sind, z. B. Teile der Evangelien, das gebe ich ohne weiteres zu. Denken Sie, meine Herren, an die Unterscheidung, mit der ich begann. Ich habe gesagt: Literatur ist ein Ding und strenge Wissenschaft ein anderes; die Literatur hat es mit Ideen zu tun und die Wissenschaft mit Realitäten; die Literatur hat persönlichen Charakter, die Wissenschaft handelt von dem, was allgemein und ewig ist. In dem Maße nun, als die Schrift die persönliche Färbung der Schreiber ausschließt und sich in die Region der bloßen, reinen Inspiration erhebt, wenn sie aufhört, in irgendeinem Sinn die Schrift eines Menschen zu sein, des hl. Paulus oder des hl. Johannes, des Moses oder Isaias, dann reiht sie sich der Wissenschaft, nicht der Literatur ein. Dann vermittelt sie die Dinge des Himmels, unsichtbare Wahrheiten, göttliche Offenbarungen und sie allein – nicht die Ideen, die Gefühle, die Bestrebungen ihrer menschlichen Werkzeuge, die, mögen sie auch inspiriert und untrüglich sein, doch nicht aufhören, Menschen zu sein. Die Briefe des hl. Paulus also betrachte ich als Literatur im echten und wahren Sinn, so persönlich, so reich an gedanklichen Betrachtungen und Leidenschaft wie Demosthenes oder Euripides; und ohne daß sie aufhörten, Offenbarungen objektiver Wahrheit zu sein, sind sie nichtsdestoweniger Ausdruck der subjektiven. Andererseits haben Teile der Evangelien, des Buches Genesis und andere Stellen des Heiligen Buches die Natur der Wissenschaft. So der Anfang des Johannes-Evangeliums, den wir am Schluß der Messe lesen. So das Credo. Ich meine, Stellen wie diese sind die bloße Verkündigung ewiger Dinge, (sozusagen) ohne das Medium einer menschlichen Seele, die sie uns übermittelt. Die Worte, die gebraucht werden, haben die Größe, die Majestät, die ruhige, leidenschaftslose Schönheit der Wissenschaft; sie sind in keinem Sinne Literatur; sie sind in keinem Sinne persönlich; und darum sind sie leicht zu begreifen und leicht zu übersetzen.

Wenn die Zeit es erlaubte, könnte ich Ihnen Parallelbeispiele für das, wovon ich spreche, in den Klassikern zeigen, die tiefer stehen als das inspirierte Wort, in dem Maße, wie der Gegenstand der klassischen Autoren unendlich tief unter den Gegenständen steht, von denen die Schrift handelt – aber parallel, so weit der klassische Schriftsteller oder Redner für den Augenblick aufhört, es mit Literatur zu tun zu haben, da er objektiv von Dingen spricht und sich zur lichten Erhabenheit der Wissenschaft erhebt. Aber es würde mich zu weit führen, wenn ich damit anfangen wollte.

9.

Ich werde also nur zusammenfassen, was ich gesagt habe, und zum Schluß kommen. Wenn ich also zu meiner ursprünglichen Frage zurückkehre, was der Ausdruck »schöne Wissenschaften« bedeutet, meine Herren, wie er in der Bezeichnung Ihrer Fakultät enthalten ist, so habe ich geantwortet, mit schönen Wissenschaften oder Literatur sei der Ausdruck der Gedanken in der Sprache gemeint, wobei ich unter »Gedanken« die Ideen, Gefühle, Anschauungen und anderen Tätigkeiten des menschlichen Geistes verstehe. Und die Kunst der schönen Wissenschaft ist die Methode, durch welche ein Redner

oder Schriftsteller in Worten, die seines Gegenstandes würdig sind und seinen Hörern oder Lesern angemessen, die Gedanken herausarbeitet, die ihn erfüllen. Die Literatur ist also von persönlichem Charakter; sie besteht aus den Aussprüchen und Lehren derer, die ein Recht haben, als Vertreter ihres Geschlechts zu sprechen, und in deren Worten ihre Brüder eine Deutung ihrer eigenen Gefühle finden, eine Niederschrift ihrer eignen Erfahrung und eine Eingebung für ihre eignen Urteile. Ein großer Schriftsteller, meine Herren, ist nicht nur der, der eine copia verborum hat, sei es in Prosa oder in Versen, und gleichsam nach Belieben eine Anzahl von glänzenden Phrasen und geschwollenen Redensarten vom Stapel lassen kann; sondern es ist einer, der etwas zu sagen hat, und weiß, wie er es zu sagen hat. Ich beanspruche für ihn als solchen keine große Gedankentiefe oder Weite der Anschauung oder Philosophie oder Scharfsinn oder Kenntnis der menschlichen Natur oder Erfahrung im Menschenleben, obwohl er diese Zugaben haben mag, und je mehr er davon hat, um so größer ist er; aber als seine charakteristische Gabe schreibe ich ihm die Fähigkeit des Ausdrucks in einem weiten Sinne zu. Er ist der Meister des zweifachen Logos, des Gedankens und des Wortes, die voneinander unterschieden, aber untrennbar sind. Er kann, wenn es so ist, seine Arbeiten sorgfältig feilen, oder er kann seine Improvisationen dahinströmen lassen, doch in beiden Fällen hat er nur ein Ziel, das er fest im Auge hat, und ist gewissenhaft und redlich bestrebt, ihm gerechtzuwerden. Dies Ziel ist kundzugeben, was in ihm ist; und eben durch seinen Ernst kommt es, daß er bei allem Glanz seiner Rede und aller Harmonie seiner Perioden den Zauber einer unmittelbaren Schlichtheit sein eigen nennt. Was auch sein Gegenstand ist, ob hoch oder niedrig, er behandelt ihn angemessen und um seiner selbst willen. Wenn er ein Dichter ist, »nil molitur inepte«. Wenn er ein Redner ist, so spricht er ebenfalls nicht nur »distincte« und »splendide«, sondern auch »apte«. Seine Schrift ist der klare Spiegel seines Geistes und Lebens –

»Quo fit, ut omnis

Votiva pateat veluti descripta tabella

Vita senis.«

Er schreibt leidenschaftlich, weil er stark fühlt; eindringlich, weil er lebhaft begreift; er sieht zu klar, um verschwommen zu sein; er ist zu ernst, um müßig zu sein; er kann seinen Gegenstand analysieren, und dann ist er reich; er umfaßt ihn als ein Ganzes und in seinen Teilen, und darum ist er konsequent; er hat ihn fest in der Hand, und darum ist er lichtvoll. Wenn seine Phantasie aufwallt, fließt sie über in Redeschmuck; wenn sein Herz bewegt ist, bebt es durch seine Verse hindurch. Er hat immer das rechte Wort für die rechte Idee und niemals ein Wort zu viel. Wenn er kurz ist, so ist es, weil wenig Worte genügen; wenn er freigebig mit ihnen ist, so hat doch jedes Wort seine eigentümliche Bedeutung und stört nicht, sondern unterstützt den kraftvollen Gang seiner Rede. Er drückt aus, was alle fühlen, aber nicht alle sagen können, und seine Aussprüche werden zu Sprichwörtern bei seinem Volk, und seine Wendungen werden Redensarten im häuslichen Leben und Eigentümlichkeiten in der Umgangssprache, die mit Mosaiksteinen aus den reichen Bruchstücken seiner Sprache durchsetzt ist, wie wir in fremden Ländern die Marmorquadern römischer Größe in den Mauern und Estrichen

moderner Paläste verarbeitet sehen. So vor allen ist Shakespeare bei uns; so vor allen ist Vergil bei den Römern; so sind je nach ihrem Range all die Schriftsteller, die in ihrer Nation unter dem Namen Klassiker gehen. Besonderen Nationen gehören sie notwendig an vermöge der Mannigfaltigkeit der Sprachen und der Eigentümlichkeiten einer jeden; aber soweit sie einen katholischen und ökumenischen Charakter haben, ist das, was sie ausdrücken, dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsam, und sie allein sind fähig, es auszudrücken.

10.

Wenn also die Macht der Sprache eine Gabe ist, so groß wie nur irgendeine, die man nennen kann, wenn der Ursprung der Sprache sogar von vielen Philosophen als schlechthin göttlich betrachtet wird, wenn durch Vermittlung der Worte die Geheimnisse des Herzens ans Licht gebracht werden, wenn Seelenqual erleichtert wird, verborgener Kummer beseitigt, Teilnahme übermittelt, Rat erteilt, Erfahrung aufgezeichnet und Weisheit festgehalten, wenn durch große Schriftsteller die Menge zur Einheit zusammengefaßt wird, der Nationalcharakter befestigt, wenn ein Volk spricht, Vergangenheit und Zukunft, Osten und Westen miteinander in Verbindung gebracht werden, wenn solche Menschen in einem Wort die Sprecher und Propheten der Menschenfamilie sind, so wird es nicht angemessen sein, die Literatur geringzuachten oder ihr Studium zu vernachlässigen; vielmehr können wir sicher sein, daß wir in dem Maße, wie wir sie in irgendeiner Sprache beherrschen und ihren Geist in uns aufnehmen, nach unserm Vermögen Ausspender gleicher Wohltaten an andere werden, mögen es viele oder wenige sein, mögen sie auf dunkleren oder auf weithin sichtbaren Pfaden des Lebens gehen, die mit uns durch soziale Bande vereint sind und sich im Bereich unseres persönlichen Einflusses befinden

III. ENGLISCHE KATHOLISCHE LITERATUR

Einer der besonderen Gegenstände, die eine katholische Universität fördern würde, ist die Bildung einer katholischen Literatur in englischer Sprache. Indessen, das ist ein Gegenstand, den man verstehen muß, bevor man ihn angemessen behandeln kann, und den man nicht ohne einige Erörterung und Nachforschung verstehen wird. Die ersten Gedanken über dieses Thema müssen fast notwendig unreif sein. Der wirkliche Stand der Sache, was wünschenswert ist, was möglich ist, muß festgehalten werden, und dann, was geschehen soll und was zu erwarten ist. Wir haben in öffentlichen Angelegenheiten vor einem halben Jahr gesehen, welchen Irrtümern und welchen Enttäuschungen das Land ausgesetzt war, weil es nicht imstande war, sich deutlich vor Augen zu halten, worauf mit seinen Flotten und Heeren abgezielt wurde, was ausführbar, was wahrscheinlich war bei den kriegerischen Unternehmungen: Und so werden wir auch auf dem Felde der Literatur einer entsprechenden Verwirrung und Unbefriedigung anheimfallen, wenn wir mit der unbestimmten Vorstellung von irgendetwas Wichtigem, was wir mit Hilfe einer katholischen Universität vollbringen wollen, beginnen, ohne die Vorsicht zu gebrauchen, daß wir erst prüfen, was tunlich ist und was unnötig oder hoffnungslos ist. Darum ist es natürlich, daß ich die Aufmerksamkeit auf dieses Thema lenken möchte, auch wenn es zu schwierig wäre, um es genau und vollständig zu behandeln, und wenn

es ändern, die geeigneter für die Sache sind, überlassen werden müßte, meinen Versuch in eine vollkommeneren Gestalt zu bringen.

Hier werde ich mich hauptsächlich damit befassen zu erforschen, was der Gegenstand nicht ist.

§ 1. In ihrer Beziehung zur religiösen Literatur

Wenn von einer »katholischen Literatur in englischer Sprache« als von einem desideratum gesprochen wird, wird kein vernünftiger Mensch unter »katholischen Werken« viel mehr verstehen als »Werke von Katholiken«. Der Ausdruck meint nicht eine religiöse Literatur. »Religiöse Literatur« würde freilich weit mehr bedeuten als »die Literatur von religiösen Menschen«; es bedeutet überdies und außerdem, daß der Gegenstand der Literatur religiös ist; aber unter »katholischer Literatur« ist nicht eine Literatur zu verstehen, die ausschließlich oder in erster Linie von katholischen Fragen handelt, von katholischer Lehre, Kontroverse, Geschichte, Persönlichkeiten oder Politik; sondern es schließt alle Themen jeder beliebigen Literatur ein, so behandelt, wie ein Katholik sie behandeln würde und wie er sie allein behandeln kann.

Warum es wichtig ist, daß sie von Katholiken behandelt werden, braucht hier kaum erklärt zu werden, obwohl beiläufig etwas über den Punkt gesagt werden wird, wenn wir weitergehen; inzwischen lenke ich die Aufmerksamkeit auf den Unterschied zwischen den beiden Redewendungen, um ein ernsthaftes Mißverständnis zu vermeiden. Denn es ist augenscheinlich, wenn mit katholischer Literatur nicht mehr und nicht weniger gemeint wäre als religiöse Literatur, so wären ihre Verfasser hauptsächlich Geistliche; gerade so wie die Verfasser von Rechtswerken in der Regel Rechtsgelehrte sind und die von medizinischen Werken in der Regel Ärzte oder Chirurgen. Und wenn es so ist, so ist eine katholische Literatur kein Gegenstand, der speziell der Universität angehört, wenn eine Universität nicht als identisch mit einem Seminar oder einer Theologenschule betrachtet wird.

Ich bestreite nicht, daß eine Universität sich auch als höchst segensreich für unsere religiöse Literatur erweisen könnte; zweifellos würde sie es, und auf mannigfache Weise; dennoch hat sie mit der Theologie nur als mit einem großen gedanklichen Gebiet zu tun, dem größten wahrlich, das den Menscheng Geist beschäftigen kann, doch nicht als mit dem eigentlichen und unmittelbaren Zweck ihrer Einrichtung. Doch vermutlich ist es für einen literarischen Laien nicht unmöglich, bei der Idee zurückzufahren und vor dem Vorschlag zu erschrecken, daß er sich an dem Plan zur Bildung einer katholischen Literatur beteiligen soll, in der Vorstellung, daß er sich auf diese oder jene Weise in eine halb-klerikale Beschäftigung verwickeln wird. Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn man der Vermutung Ausdruck gibt, die Professoren einer katholischen Universität würden eine katholische Literatur fördern, daß man auf eine unklare Vorstellung trifft, als müßte ein so beschäftigter Redner oder Schriftsteller etwas Polemisches an sich haben, als müßte er moralisieren oder predigen, als müßte er (protestantisch gesprochen) sich die Gelegenheit zunutzmachen, wenn auch sein Thema keineswegs ein religiöses ist; kurz, daß er etwas anderes tun muß, als gerade und kühn darauf losgehen und ein Katholik sein, der so, wie es ein Katholik ganz unwillkürlich tun wird, über die Klassiker, über die

Schönen Künste oder die Poesie oder was er sonst in die Hand nehmen mag, spricht. Die Leute glauben, daß er keine Vorlesung über vergleichende Anatomie halten kann, ohne verpflichtet zu sein, auf das Argument von den Zweckursachen einzugehen; daß er keinen Überblick über die gegenwärtigen geologischen Theorien geben kann, ohne sie gewaltsam zu einer Auslegung seriatim {{der Reihe nach}} der beiden ersten Kapitel der Genesis zu machen. Viele scheinen freilich noch weiterzugehen und verkünden tatsächlich, da unsere Universität vom Heiligen Stuhl empfohlen worden ist und von der Hierarchie errichtet, so müsse sie sich notwendig damit befassen, Religion und nichts anderes zu lehren, und müsse und wolle die Disziplin eines Seminars haben; was eine ungefähr ebenso vernünftige und logische Betrachtung der Sache ist, als wollte man behaupten, der Premierminister habe ipso facto ein kirchliches Amt, da er immer ein Protestant sei; oder die Mitglieder des Hauses der Gemeinen müßten notwendig mit geistlichen Verpflichtungen zu tun haben, sofern sie einen Eid auf die Transsubstantiation geleistet haben. Katholische Literatur ist nicht gleichbedeutend mit Theologie, noch ersetzt oder durchkreuzt sie die Arbeit der Katecheten, Geistlichen, Prediger oder Schulmänner.

§ 2. In ihrer Beziehung zur Wissenschaft

1.

Und nächst dem muß man sich gegenwärtig halten, daß wir, wenn wir darauf abzielen, eine katholische Literatur für Katholiken ins Leben zu rufen, an Stelle der bestehenden Literatur, die von ausgeprägt protestantischem Charakter ist, genau genommen die reinen Wissenschaften nicht in unser desideratum einschließen. Nicht daß es uns nicht mit Freude und Stolz erfüllte, wenn wir sehen, daß sich Katholiken durch Veröffentlichungen über abstrakte oder experimentelle Philosophie auszeichnen, weil unsere Religion damit in den Augen der Welt Ehre einlegt; nicht daß wir unempfänglich dafür wären, wie angemessen und schätzenswert es ist, wenn wir in diesen Sachen nur von uns selbst abhängen und nicht von andern, zum mindesten, was unsere Textbücher anbetrifft; nicht daß wir nicht vertrauensvoll darauf rechneten, daß die Katholiken dieser Länder in Zukunft so weit kommen, daß sie auf ihre eignen Autoritäten und Entdecker im Felde der Wissenschaft hinweisen können, die denen der Protestanten Englands, Deutschlands oder Schwedens gewachsen sind; sondern weil, was Mathematik, Chemie, Astronomie und ähnliche Gegenstände angeht, sie kein Mensch vermöge seiner Religion besser behandeln wird als ein anderer, und weil sogar die Werke eines Ungläubigen oder Götzendieners, solange er sich streng in den Grenzen seiner Studien hält, ohne Gefahr in katholischen Hörsälen zugelassen und ohne Gefahr in die Hände katholischer junger Leute gelegt werden können. Es ist kein dringendes Verlangen, keine gebieterische Notwendigkeit, daß wir einen katholischen Euklid oder katholischen Newton gewinnen. Das Ziel aller Wissenschaft ist Wahrheit; die reinen Wissenschaften gelangen zu ihren Lehren aufgrund von Prinzipien, die der Verstand durch ein natürliches Licht unterscheidet, und mit Hilfe eines Verfahrens, das durch die natürliche Vernunft erkannt wird; und die Erfahrungswissenschaften erforschen Tatsachen mit Methoden der Analyse oder mit genialen Kunstgriffen, die letztlich aufzulösen sind in gedankliche Mittel, die gleichfalls dem menschlichen Geist angeboren sind. Wenn wir also annehmen können, daß es eine objektive Wahrheit

gibt und daß der Bau des menschlichen Geistes damit in Einklang steht und der Wahrheit entsprechend verfährt, wenn er gemäß seinen eigenen Gesetzen verfährt; wenn wir annehmen können, daß Gott uns geschaffen hat, und daß, was Gott geschaffen hat, gut ist, und daß keine Handlung aus und nach der Natur in sich schlecht sein kann, so folgt daraus, daß, solange es der Mensch ist, der Geometer, Naturphilosoph, Mechaniker oder Kritiker ist, gleichgültig, was es für ein Mensch ist, ob ein Hindu, Mohammedaner oder Ungläubiger, seine Schlüsse innerhalb seiner eigenen Wissenschaft gemäß den Gesetzen dieser Wissenschaft außer Frage stehen und von Katholiken nicht mit Argwohn betrachtet zu werden brauchen, wofern die Katholiken nicht mit Recht um Tatsache und Wahrheit, um göttliche Prinzipien und göttliche Schöpfungen besorgt sein mögen.

Ich sprach von den wissenschaftlichen Abhandlungen oder Forschungen derer, die nicht Katholiken sind, worauf die Frage der Literatur mich führt; aber ich könnte ebenso gut fortfahren, von ihnen als Menschen betrachtet zu sprechen wie von ihnen in ihren Büchern. Wäre es nicht um des Ärgernisses willen, das sie erregen würden, wäre es nicht um des Beispiels willen, das sie geben würden; wäre es nicht um jener Tendenz des menschlichen Geistes willen, unwillkürlich über die strengen Grenzen einer abstrakten Wissenschaft hinwegzuspringen und sie aufgrund von außerhalb liegenden Prinzipien zu lehren, sie in konkrete Beispiele einzukleiden und in praktische Schlüsse umzusetzen; vor allem, wäre es nicht um des mittelbaren Einflusses willen, der lebendigen kraftvollen Gegenwart und der begleitenden Verpflichtungen, die ein Professor an einer großen Schule der Gelehrsamkeit mit sich bringt, so könnte ich nicht einsehen (wenn ich ihn in der Hypothese außer acht lasse, wiederhole ich, so wie es in Wirklichkeit niemals möglich sein wird, ihn außer acht zu lassen), warum der Lehrstuhl der Astronomie an einer katholischen Universität nicht mit einem La Place besetzt werden sollte oder der der Physik mit einem Humboldt.

Was immer sie sagen möchten, immer noch, solange sie sich an ihr eigenes Wissen hielten, wären sie unfähig wie der heidnische Prophet in der Schrift, »über das Wort des Herrn hinauszugehen, etwas aus sich selbst heraus zu äußern.«

2.

So weit bewähren sich die Argumente gewisser berühmter Schriftsteller in einer Nördlichen Rundschau, die in ihrer Feindseligkeit gegen das Prinzip des dogmatischen Unterrichts genötigt scheinen zu behaupten, weil Gegenstände eindeutig bestimmt seien, müßten auch lebendige Ansichten eindeutig bestimmt sein, und die Menschen seien Abstraktionen so gut wie ihre jeweiligen Wissenschaften. »Am Morgen des dreizehnten August, im Jahre 1704«, sagt ein mit Recht berühmter Autor zur Erläuterung und Verteidigung des antidogmatischen Prinzips in politischen und sozialen Fragen, »standen zwei große Heerführer, gleich an Ansehen und verknüpft durch enge persönliche und offizielle Bande, doch von verschiedenem Glaubensbekenntnis, zur Schlacht bereit, an deren Ausgang die Freiheit Europas hing ... Marlborough gab Befehl zum öffentlichen Gebet; die englischen Kapläne hielten den Gottesdienst an der Spitze der englischen Regimenter; die kalvinistischen Kapläne der

holländischen Armee, mit Häuption, auf denen nie die Hand eines Bischofs gelegen hatte, ließen vor ihren Landsleuten ihre flehentlichen Gebete ausströmen. Zur selben Zeit mochten die Dänen den lutherischen Geistlichen lauschen; und Kapuziner mochten die österreichischen Schwadronen ermutigen und zur Jungfrau um Segen für die Waffen des Heiligen Römischen Reiches flehen. Die Schlacht beginnt; diese Menschen von verschiedenen Religionen handeln alle wie Glieder eines Körpers: Die katholischen und die protestantischen Generäle strengen sich an, um einander beizustehen und zu übertreffen; vor Sonnenuntergang ist das Reich gerettet; Frankreich hat an einem Tage die Früchte von acht Jahren der Intrige und des Sieges verloren; und die Verbündeten erstatteten nach dem gemeinsamen Siege Gott getrennt ihren Dank, jeder nach seiner besonderen Form der Anbetung.«

Der Schreiber dieser lebendigen Stelle wäre zweifellos unwillig, wenn man aus dem Prinzip, das sie empfehlen möchte, jene extremen Schlüsse ziehen wollte, zu welchen es von andern, in Sachen der Erziehung, getrieben wird. An sich betrachtet, abstrakt betrachtet, ist das Prinzip schlechthin unleugbar wahr; und es ist nur sophistisch, wenn man es in praktischen Angelegenheiten überhaupt zur Anwendung bringt. Eine religiöse Anschauung, wenn auch nicht förmlich anerkannt, kann nicht umhin, tatsächlich die Schule oder Gesellschaft oder das Gemeinwesen, worin sie sich findet, zu beeinflussen. Hier waren allerdings Angehörige der Episkopalkirche, Lutheraner, Calvinisten und Katholiken, auf einer Seite kämpfend, zu finden, ohne irgendwelchen Nachteil für ihre jeweiligen religiösen Grundsätze; und sicherlich, ich habe niemals gehört, daß Soldaten in einer Schlacht etwas anderes getan haben als gekämpft. Soviel ich weiß, hatten sie keine Zeit, über das hinauszugehen, worum es sich handelte; und doch, selbst hinsichtlich eben dieser Erläuterung, die er gewählt hat, wenn wir danach die Streitfrage entscheiden sollten, verhält es sich so, daß jene Vermischung und der Zusammenstoß von Angehörigen entgegengesetzter Religionsparteien, der in einer Schlacht nicht zu fürchten war, in einem Feldzug tatsächlich vorkommt; und gerade zu unserer Zeit ist eine gewisse Besorgnis oder ein Abscheu in den populären englischen Veröffentlichungen an den Tag gelegt worden, wenn sie zu verzeichnen hatten, daß unser Verbündeter, der Kaiser der Franzosen, seine Truppen, die mit den britischen zusammen gegen die Russen dienen, der Heiligen Messe beiwohnen ließ oder seine Matrosen mit einem Bild der Madonna beschenkte.

Wenn wir also Professoren haben könnten, die bloße Abstraktionen und Phantome wären, ohne Mark in ihren Knochen und ohne Seele in ihren Augen; oder wenn sie nur den Mund auftun könnten, wo es ihr eigenes Spezialgebiet gilt und in ihrer wissenschaftlichen Pedanterie für die Welt tot wären; wenn sie der wohlbekannteren Romanfigur gleich wären, dem Menschen, der so befangen und erstarrt war in seiner Erziehung, daß er zwar »das Feuer mit einiger Geschicklichkeit schürte«, wenn er jedoch versuchte, die Kerzen zu putzen, »es nicht fertigbrachte und diesen anspruchsvollen Dienst der Höflichkeit aufgab, nachdem er zweimal das Empfangszimmer in völlige Dunkelheit versetzt hatte«, dann freilich könnte man Voltaire selbst gestatten, nicht ohne Ärger, aber ohne Gefahr über Astronomie oder Galvanismus an katholischen oder protestantischen oder presbyterianischen Colleges zu lesen oder an allen zugleich; und wir hätten keine praktische Auseinandersetzung mit Philosophen,

die nach der Art des Schriftstellers, den ich anführte, so frisch drangehen zu beweisen, daß wir, die wir von ihnen abweichen, notwendig solche Frömmler und Wirrköpfe sein müßten.

Und in genauer Übereinstimmung mit diesen sich aufdrängenden Unterscheidungen wird man finden, daß wir, sofern wir fähig sind, die Wissenschaftler von antikatholischen Anschauungen auf den Typus des imaginären Bücherwurms zu bringen, auf den ich anspielte, sie tatsächlich in unsern Schulen verwenden. Wir erlauben dem katholischen Studenten, sich ihrer zu bedienen, sofern er sie in ihren formellen Abhandlungen überraschen kann (wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf) und sie darin streng gefangenhalten kann.

*Vix defessa senem passus componere membra,
Cum clamore ruit magno, manicisque iacentem
Occupat.*

Dem Fischer in dem arabischen Märchen widerfuhr kein Leid von dem Geist, bis er ihn aus der Messingflasche herausließ, in der er eingeschlossen war. »Er untersuchte das Gefäß und schüttelte es, um zu sehen, ob das, was drin war, ein Geräusch machte, aber er hörte nichts.« Alles war sicher, bis es ihm gelang, es zu öffnen, und »dann kam ein sehr dicker Rauch heraus, der zu den Wolken aufstieg und sich an der Seeküste entlang als ein dicker Nebel ausbreitete und ihn in großes Erstaunen versetzte. Nach einiger Zeit zog sich der Rauch zusammen und verwandelte sich in einen Geist von gewaltiger Höhe. Beim Anblick dieses Ungeheuers, dessen Kopf an die Wolken zu reichen schien, begann der Fischer vor Furcht zu zittern.« So ist der Unterschied zwischen einem ungläubigen oder häretischen Philosophen in Person und den bloßen Untersuchungen, die zu seiner Wissenschaft gehören. Porson war kein erbaulicher Gefährte für junge Leute von 18 Jahren, noch sind seine Briefe über den Text von den Drei Himmlischen Zeugen zu empfehlen; doch das hindert nicht, daß man ihn an katholischen Schulen zuläßt, solange er auf die Grenzen seiner Vorrede zur Hekuba beschränkt ist. Franklin wäre sicherlich in Person unerträglich gewesen, wenn er angefangen hätte, sich frei zu bewegen und, wie er es in privater Kreise, glaube ich, tat, die Bemerkung fallenzulassen, jedes Sonnensystem habe seinen eignen Gott; aber solche Absonderlichkeiten eines so bedeutenden Mannes tun der Ehre keinen Abbruch, die wir seinem Namen gerechterweise in der Geschichte der Naturwissenschaft zollen. Ja, den großen Newton selbst hätte man an einer katholischen Universität zum Schweigen gebracht, wenn er sich an die Apokalypse gemacht hätte; doch liegt darin irgendein Grund, warum wir seine Prinzipien nicht studieren oder uns die wunderbare Analysis nicht zu eigen machen sollten, die er, ein Protestant, begründet und die ungläubigen Franzosen weiterentwickelt haben? Wir freuen uns um ihretwillen, daß antikatholische Schriftsteller in ihrem postumen Wirken dem Menschengeschlecht soviel wahre Dienste erweisen als sie nur können, und wir haben keineswegs den Wunsch, es zu durchkreuzen.

Kehren wir also zurück zu dem Punkt, von dem wir ausgegangen sind, so bemerke ich: Da dies der Stand der Sache ist, was die abstrakte Wissenschaft angeht, nämlich, daß wir keinen Streit mit ihren Auslegern haben, bis sie sich auf unsern Lehrstühlen eindrängen oder ihre populären Schriften in unsern Lesehallen, so folgt daraus, daß wir, wenn wir die Bildung einer katholischen Literatur ins Auge fassen, wissenschaftliche Werke nicht in erster Linie zu unsern desiderata zählen. Man muß auf sie achten, nicht so sehr um ihrer selbst willen, als weil sie Anzeichen dafür sind, daß wir fähige wissenschaftliche Köpfe in unserer Gemeinschaft haben; denn wenn wir solche Männer haben, werden sie sicherlich schreiben, und in dem Maße, wie ihre Zahl wächst, wird die Wahrscheinlichkeit dafür steigen, daß wirklich tiefe, originelle, maßgebende Bücher aus unsern Hörsälen und Bibliotheken hervorgehen. Doch schließlich ist kein Grund vorhanden, warum diese besser sein sollten als die, die wir bereits von Protestanten empfangen haben, wenn es auch für unser Gefühl zugleich ziemlicher und angenehmer ist, unsere eigenen Bücher zu benützen, als den Büchern anderer verpflichtet zu sein.

Literatur ist also nicht gleichbedeutend mit Wissenschaft; noch schließt die katholische Erziehung die Ausschaltung von Werken in sich, die abstrakte Darlegungen oder physikalische Experimente enthalten oder dergleichen, mögen sie auch von Menschen geschrieben sein, die einer andern oder gar keiner Gemeinschaft angehören.

Eine andere Überlegung ist hier am Platze oder besser noch vor dem, was ich gesagt habe; und das ist, daß, wenn wir gewisse wissenschaftliche Werke betrachten, die kritischen Schriften z. B. so häufig in einer Kunstsprache geschrieben sind, und da andere, wie die mathematischen, so viel mit Zeichen, Formeln und Figuren umgehen, die allen Sprachen angehören, so können diese abstrakten Studien, eigentlich gesprochen, gar nicht unter den Begriff »englische Literatur« fallen; denn unter Literatur verstehe ich Gedanken, die in den Formen einer besonderen Sprache übermittelt werden. Und dies bringt mich auf die Literatur im höchsten und eigentlichsten Sinn zu sprechen, nämlich als ein historisches und nationales Gebilde; und ich fürchte, auch in diesem Sinn des Wortes liegt sie völlig jenseits und über jedes Ziel hinaus, das eine katholische Universität vernünftigerweise ins Auge fassen kann, zum mindesten in einem absehbaren Zeitabschnitt; aber hier eröffnet sich uns ein so weites Gebiet, daß ich es auf einen andern Abschnitt verschieben muß.

§ 3. In ihrer Beziehung zur klassischen Literatur

1.

Ich habe die Aufmerksamkeit des Lesers zuerst auf das gelenkt, was wir nicht im Auge haben, und dann auf das, was wir nicht im Auge zu haben brauchen, wenn wir unsere Gedanken auf die Bildung einer englischen katholischen Literatur richten. Ich sagte, unser Ziel sei weder eine Bibliothek theologischer noch wissenschaftlicher Kenntnisse, obgleich die Theologie in literarischer Hinsicht und die abstrakte Wissenschaft als Verstandesübung beide natürlich ihren Platz in der katholischen Enzyklopädie haben. Ein Unternehmen jedoch gibt es, das ein Kreis von Menschen, mögen sie nun der Universität angehören oder nicht, die den Wunsch haben, die englische Sprache zu katholisieren, ganz

augenscheinlich nicht bloß nicht ins Auge fassen oder zu fassen brauchen, sondern unglücklicherweise nicht können; und das ist ganz einfach die Schöpfung einer klassischen englischen Literatur, denn das ist schon vor langer Zeit geschehen, und wenn es auch noch zu leisten wäre, so wäre es ein Werk, das über die Kräfte jeglicher menschlichen Körperschaft hinausginge. Wenn ich diesen Punkt hier betone, so darf niemand glauben, daß ich ihn nicht für selbstverständlich halte; denn ich werde mich nicht so sehr bemühen, ihn zu beweisen, als ihn recht deutlich zu vergegenwärtigen, damit wir alle miteinander eine klarere Vorstellung von dem Stand der Dinge haben, die uns beschäftigen. Es gibt so manche unleugbare Wahrheit, die man nicht in ihrer praktischen Bedeutung schätzt und fühlt; und wenn wir uns nicht einen festen Standpunkt in der vorliegenden Frage sichern, können wir zu allerhand wilden Phantasien oder unmöglichen Entwürfen fortgerissen werden, die ganz natürlich mit Enttäuschung enden werden.

Würde die katholische Kirche von diesem Augenblick an über die ganze Länge und Breite dieser Inseln hin anerkannt, und die englische Zunge fortan im katholischen Glauben getauft und für katholische Ziele versiegelt und geweiht, und sollte sich die geistige Aktivität der Nation forterhalten, wie sie es natürlich würde, dann hätten wir sogleich einen Überfluß an katholischen Werken, die englisch und rein englisch wären, Literatur und hohe Literatur; und dennoch würden sie alle noch keine »englische Literatur« ausmachen, wie die Worte gemeinhin verstanden werden, und auch dann noch könnten wir nicht sagen, daß die »englische Literatur« katholisch sei. Um so weniger können wir dahin streben, das zu behaupten, solange wir nur ein Teil der großen, weltumspannenden englischsprechenden Rasse sind und nur darum kämpfen, eine Strömung in der Richtung der katholischen Wahrheit hervorzurufen, während die Wasser reißend den andern Weg fließen. In keinem Fall können wir genau genommen eine englische Literatur bilden; denn unter der Literatur einer Nation versteht man ihre Klassiker, und schon vor langer Zeit sind England seine Klassiker geschenkt und als solche anerkannt worden.

2.

Eine Literatur ist, wenn sie sich bildet, ein nationales und historisches Faktum; sie ist eine Sache der Vergangenheit und der Gegenwart und kann so wenig unbeachtet bleiben wie die Gegenwart, so wenig ungeschehen gemacht werden wie die Vergangenheit. Wir können sie verleugnen, ersetzen, verändern, nur wenn wir dasselbe mit der Rasse oder der Sprache tun, die sie vertritt. Jedes große Volk hat seinen eigenen Charakter, den es auf die mannigfachste Weise an den Tag legt und bewahrt. Es entwickelt sich zu einer Monarchie oder Republik, auf dem Wege des Handels oder im Kriege, im Ackerbau oder im Gewerbe oder in all dem zugleich; in seinen Städten, seinen öffentlichen Gebäuden und Werken, Brücken, Kanälen und Häfen; in seinen Gesetzen, Überlieferungen, Sitten und Bräuchen; in seinen Liedern und seinen Sprichwörtern; in seiner Religion; in der Linie seiner Politik, seinem Betragen, seinem Verhalten gegenüber fremden Nationen; in seinen Bündnissen, Geschicken und dem gesamten Gang seiner Geschichte. All diese Dinge sind etwas Besonderes und Teile eines Ganzen und bezeugen den Nationalcharakter und sehen eins dem andern gleich; und dasselbe ist der Fall mit der Nationalsprache und -literatur. Sie sind, was sie sind, und können nichts anderes sein, mögen sie gut

oder schlecht sein oder von gemischter Natur; bevor sie sich bilden, können wir sie nicht beschreiben, und nachher können wir sie nicht umwandeln. Wir mögen ein großes Widerstreben gegen Milton oder Gibbon als Menschen fühlen; wir mögen höchst ernsthaft Einspruch erheben gegen den Geist, der in jeder Seite ihrer Schriften lebt, die Tendenz, die darin wirksam ist; aber sie sind da, ein wesentlicher Bestandteil der englischen Literatur; wir können sie nicht auslöschen; wir können ihre Macht nicht leugnen; wir können nicht einen neuen Milton oder einen neuen Gibbon schreiben; wir können nicht reinigen, was beschworen werden muß. Sie sind große englische Schriftsteller, die, jeder auf seine Weise, Haß gegen die katholische Kirche atmen, jeder ein stolzes und rebellisches Geschöpf Gottes, jeder ausgestattet mit unvergleichlichen Gaben.

Wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind, wenn wir sie überhaupt nehmen. Wir können es ablehnen, ein Wort über die englische Literatur zu sagen, wenn wir wollen; wir mögen stattdessen auf die französische oder italienische Literatur zurückgreifen, wenn wir sie für weniger anstößig halten als unsere eigene; wir mögen uns auf die griechischen und römischen Klassiker zurückziehen; wir mögen überhaupt nichts mit irgendeiner Art von Literatur zu tun haben und uns auf ganz formlose oder ungeheuerliche Sprachproben beschränken; aber wenn wir in unsern Universitäten englische Sprache und Literatur vortragen, wenn wir es für zulässig halten, den Stand der Dinge zu kennen, worin wir leben, und jenen Nationalcharakter, an dem wir teilhaben, wenn wir es für wünschenswert halten, die Aussicht zu haben, daß wir etwas schreiben, was noch nach unsern Tagen gelesen wird, und für lobwürdig, für Katholiken, die englisch sprechen, eine katholische Literatur zu beschaffen – ich sage nicht, daß wir sofort jegliches Buch für junge, schwache, ungebildete Menschen zugänglich machen sollen, ich sage nicht, daß wir unsere kirchlichen Indices und Verbesserungen entbehren können –, aber wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir etwas schaffen können, was schon trotz uns geschaffen ist, und was niemals in einem Augenblick durch uns geschaffen werden könnte, und wir müssen jene historische Literatur anerkennen, die im Besitz der Sprache ist, als ein Faktum, ja, und zugleich als ein Muster für uns selbst.

Es liegt gewiß nichts »Verwegenes« oder Paradoxes in einer Feststellung wie dieser. Das Wachstum eines Volkes ist wie das eines Individuums; der Klang seiner Stimme und die Gegenstände seiner Rede wechseln mit seinem Alter. Jedes Alter hat seine besondere Eigentümlichkeit und seinen Reiz; wie die Schönheit eines Knaben nicht die eines Mannes ist und die Süßigkeit eines Soprans sich vom reichen Klang eines Baß unterscheidet, so ist es mit einem ganzen Volk. Dieselbe Epoche erzeugt nicht seinen volkstümlichsten Dichter, seinen wirksamsten Redner und seinen philosophischsten Historiker. Die Sprache verändert sich mit dem Fortschritt des Gedankens und den geschichtlichen Ereignissen, und der Stil ändert sich mit ihr; und während er in einander folgenden Generationen eine Reihe von getrennten Vorzügen durchläuft, helfen sie den jeweiligen Schwächen aller wechselweise ab. So lassen sich Sprache und Literatur als abhängig von einem Naturprozeß betrachten und als ihren Gesetzen unterwerfbar. Vater Hardouin freilich, der behauptete, bis auf Plinius, Cicero, Vergils Georgica und die Satiren und Episteln des Horaz sei die lateinische Literatur das Werk der mittelalterlichen

Mönche, hatte den Begriff einer Literatur, die weder national noch historisch bedingt ist; aber die übrige Welt wird geneigt sein, Zeit und Ort als notwendige Bedingungen ihrer Bildung anzusehen und wird unfähig sein, klassische Autoren anders zu betrachten denn als das Ergebnis von Jahrhunderten oder als den seltenen und unbeständigen Glücksfall des Genies.

Vortrefflichkeit ersten Ranges in der Literatur wie auf andern Sachen ist entweder ein Zufall oder das Ergebnis eines Prozesses; und in jedem Fall verlangt es einen Verlauf von Jahren, sie zu sichern. Wir können nicht auf einen Plato rechnen, wir können einen Aristoteles nicht erzwingen, so wenig wie wir eine schöne Ernte befehlen oder ein Kohlenfeld schaffen können. Wenn eine Literatur, wie ich sagte, die Stimme eines bestimmten Volkes ist, so erfordert sie ein räumliches Gebiet und eine Zeitstrecke, so weit wie die Ausbreitung und Geschichte jenes Volkes, um darin zu reifen. Sie ist breiter und tiefer als die Reichweite irgendeiner menschlichen Körperschaft, mit welchen Gaben sie auch ausgestattet sein mag, oder irgendeines Unterrichtssystems, so richtig es sein mag. Sie ist der Exponent nicht der Wahrheit, sondern der Natur, die nur in ihren Elementen wahr ist. Sie ist das Ergebnis der Wechselwirkung von hundert gleichzeitigen Einflüssen und Tätigkeiten und die Folge von hundert merkwürdigen Zufällen, die unabhängig an verschiedenen Orten und Zeitpunkten vorkommen; sie ist das knappe ausgleichende Erzeugnis der wilden Erziehung der Welt und des Lebens, die so fruchtbar ist in ihren Fehlschlägen; und sie ist die Konzentration jener seltenen Bekundungen intellektueller Macht, die niemand erklären kann. Sie kommt zustande in der besonderen Sprache, die hier in Frage steht, durch menschliche Geschöpfe von so verschiedenem Wesen wie Burns und Bunyan, Defoe und Johnson, Goldsmith und Cowper, Law und Fielding, Scott und Byron. Man hat die Bemerkung gemacht, die Geschichte eines Schriftstellers sei die Geschichte seiner Werke; es ist weit treffender zu sagen, wenigstens wenn es sich um große Schriftsteller handelt, die Geschichte ihrer Werke sei die Geschichte ihrer Schicksale oder ihrer Zeiten. Jeder ist, an seiner Stelle, der Mann seines Zeitalters, der Typus seiner Generationen oder der Deuter seiner Krise. Er ist für seine Tage geschaffen und seine Tage für ihn. Hooker hätte ohne die Existenz von Katholiken und Puritanern nicht die Niederlage der ersteren und den Aufstieg der letzteren bedeutet; Clarendon wäre nicht gewesen ohne die Große Rebellion; Hobbes ist der Prophet der Reaktion auf den höhnischen Unglauben; und Addison ist das Kind der Revolution und der sie begleitenden Veränderungen. Wenn es unter unsern klassischen Autoren einen gibt, den man auf den ersten Blick als einen Universitätsmenschen in Anspruch nehmen könnte, so ist es außer Johnson Addison; doch selbst Addison, der Sohn und Bruder von Geistlichen, das Mitglied einer Oxforder Gesellschaft, der Bewohner eines College, das heute noch den Weg zeigt, den er anlegte, mußte ohne Zweifel noch etwas mehr sein, um seinen Platz unter den Klassikern der Sprache einzunehmen, und verdankte die Mannigfaltigkeit seines Stoffs seiner Lebenserfahrung und den Anforderungen, die die Bedürfnisse des Tages an seine Fähigkeiten stellten. Die Welt, in der er lebte, gestaltete ihn und brauchte ihn. Während seine Schriften seine Generation erzogen, haben sie sie für alle Welt, die nach ihm kam, gezeichnet.

Ich sprach von den Schriftstellern einer Literatur in ihrer Beziehung zu dem Volk und dem Gang der Ereignisse, denen sie zugehören; doch eine vorangehende Betrachtung, auf die ich bereits einen Blick geworfen habe, gilt ihrer Verbindung mit der Sprache selbst, die ihr Organ war. Wenn sie in weitem Maße die Geschöpfe ihrer Zeit sind, so sind sie andererseits in weit höherem Sinne die Schöpfer ihrer Sprache. Sie wird insgemein freilich ihre Muttersprache genannt, aber in Wirklichkeit existierte sie nicht, bis sie ihr Leben und Form gaben. Alle großen Sachen werden gefördert und zur Vollendung geführt durch eine Reihe individueller Geister; was von der Geschichte der Gedanken und Taten gilt, das gilt auch von der Sprache. Gewisse Meister des Stils, wie Shakespeare, Milton und Pope, die Verfasser der protestantischen Bibel und des Gebetbuchs, Hooker und Addison, Swift, Hume und Goldsmith, haben die englische Sprache geschaffen; und wie diese Sprache ein Faktum ist, so ist die Literatur ein Faktum, durch die sie gebildet wird und in der sie lebt. Männer von großen Fähigkeiten haben sie in die Hand genommen, jeder zu seiner Zeit, und haben dafür getan, was der Lehrer einer gymnastischen Schule für den Leib tut. Sie haben ihre Glieder ausgebildet und ihre Stärke zur Entwicklung gebracht; sie haben ihr Kraft verliehen, sie haben sie in Geschmeidigkeit und Gewandtheit geübt und sie Anmut gelehrt. Sie haben sie reich, harmonisch, mannigfaltig und treffend gemacht. Sie haben sie mit einer Mannigfaltigkeit der Stile ausgestattet, die man aufgrund ihrer Individualität fast Dialekte nennen könnte, und die zugleich ein Denkmal für die Kräfte der Sprache und für das Genie derer, die sie pflegen, sind.

Was für eine wahrhafte Schöpfung, wie sui generis ist der Stil Shakespeares oder der protestantischen Bibel und des Gesangbuches oder Swifts oder Popes oder Gibbons oder Johnsons! Selbst wenn der Gegenstand ohne Bedeutung wäre, obwohl in Wahrheit der Stil nicht wirklich vom Sinn abgelöst werden kann, so würde der Stil doch auch unter dieser Voraussetzung ein so vollkommenes und originelles Werk bleiben wie Euklids Elemente oder eine Symphonie Beethovens. Und wie Musik hat sie sich der Volksseele bemächtigt; und Englands Literatur ist nicht mehr bloß ein toter Buchstabe, in Büchern gedruckt und in Bibliotheken eingeschlossen, sondern es ist eine lebendige Stimme, die mit ihrem Ausdruck und ihrem Gefühl hinausgegangen ist in die Welt der Menschen, die täglich an unser Ohr dringt und unsere Gedanken ausspricht, die durch unsere Korrespondenten zu uns spricht und uns diktiert, wenn wir die Feder zur Hand nehmen. Ob wir wollen oder nicht, Wortschatz und Redeweise Shakespeares, der protestantischen Ritualbücher, Miltons, Popes, von Johnsons Tischgespräch und Walter Scotts sind ein Teil der Muttersprache geworden, Worte des häuslichen Gebrauchs, deren Ursprung wir vielleicht kaum ahnen, und das eigentliche Idiom unserer vertrauten Unterhaltungen. Der Mann in der Komödie sprach Prosa, ohne es zu wissen; und wir Katholiken wiederholen, ohne uns dessen bewußt zu sein und daran Anstoß zu nehmen, beständig halbe Wendungen liederlicher Schauspieldichter und häretischer Parteimänner und Prediger. So tyrannisch ist die Literatur einer Nation; sie ist zuviel für uns. Wir können sie nicht vernichten oder ungeschehen machen; wir können ihr entgegentreten und sie bekämpfen, aber wir können sie nicht noch einmal schaffen. Sie ist ein großes Werk des Menschen, wenn sie nicht ein Werk Gottes ist.

Ich wiederhole also, was wir auch für das große Problem, das vor uns liegt, tun oder nicht tun können – auf alle Fälle können wir das Vergangene nicht ungeschehen machen. Die englische Literatur wird immer protestantisch gewesen sein. Swift und Addison, die urwüchsigsten und natürlichsten unserer Schriftsteller, Hooker und Milton, die kunstvollsten, können niemals unsere Glaubensgenossen werden; und obgleich das nur die Feststellung von etwas Selbstverständlichem ist, so ist es doch darum keine nutzlose Feststellung.

4.

Ich vertraue darauf, daß wir nicht die Leute sind, ein Unternehmen aufzugeben, weil es verwickelt oder schwierig ist, und nichts zu tun, weil wir nicht alles tun können. Vieles kann versucht, vieles erreicht werden, auch wenn wir zugeben, daß die englische Literatur nicht katholisch ist. Etwas freilich kann man sogar sagen, um das Mißgeschick erträglicher zu machen, das ich hervorgehoben habe; und mit zwei Bemerkungen, die sich auf diesen Punkt beziehen, will ich diesen Abschnitt zu Ende bringen.

1. *Erstens also muß man in Betracht ziehen, daß wir, ob wir nun auf christliche oder heidnische Länder hinsehen, den Zustand der Literatur dort ebenso wenig befriedigend finden wie auf diesen Inseln; so daß, wie groß auch unsere Schwierigkeiten hier sein mögen, sie doch nicht schlimmer sind als die der Katholiken in der ganzen Welt. Ich möchte allerdings kein Wort sagen, um die unglückliche Lage, in der wir uns befinden, abzuschwächen, daß wir nämlich eine Literatur haben, die sich innerhalb des Protestantismus gebildet hat; doch andere Literaturen haben ihre Mißstände; und obgleich in solchen Dingen Vergleiche unmöglich sind, erscheint es mir zweifelhaft, ob es uns besser gefallen würde, wenn unsere Klassiker eine frivole Note hätten oder durch Unglauben oder Skeptizismus entstellt wären. Es leuchtet mir ein, daß wir unsere Lage nicht verbessern würden, wenn wir unsere Literatur mit der französischen, italienischen oder deutschen vertauschen sollten. Über Deutschland indessen will ich nicht sprechen; was Frankreich anbelangt, so hat es große religiöse Autoren; sein klassisches Drama, sogar auf dem Gebiet der Komödie, verglichen mit dem anderer Literaturen, ist besonders untadlig; aber wer unter seinen Schriftstellern spielt eine so wichtige historische Rolle, ist so reich, so gewandt, so glänzend wie jener Voltaire, der so offen über alles Heilige, Ehrwürdige oder Hochherzige spottet? Auch Rousseau, obwohl er nicht die Gaben Voltaires hat, kann man nicht von den klassischen Schriftstellern Frankreichs ausschließen. Der reich begabte Pascal sodann findet in dem Werk, auf das sein literarischer Ruhm hauptsächlich begründet ist, nicht die Billigung eines Katholiken; und Descartes, der erste unter den französischen Philosophen, war zu unabhängig in seinen Untersuchungen, um immer korrekt in seinen Ergebnissen zu sein. Der witzige Rabelais soll nach einer neu erschienenen Kritik in seinen früheren Publikationen versteckt, in den späteren offen seine »Abneigung gegen die Kirche Roms« zeigen. La Fontaine wurde mit Mühe auf seinem Totenbett dazu gebracht, öffentlich für das Ärgernis genugzutun, das er der Religion durch seine unmoralischen Erzählungen erregt hatte, obwohl er zuletzt ein Stück ins Feuer warf, das er gerade für die Bühne beendet hatte. Montaigne, dessen Essays »eine Epoche in der Literatur bedeuten«*

durch »ihren Einfluß auf den Geschmack und die Ansichten Europas«, dessen »Schule einen großen Teil der französischen und englischen Literatur umfaßt« und über dessen »strahlendes und glückliches Genie nur eine Meinung sein kann«, befleckt sich, wie derselbe Schriftsteller uns berichtet, durch »einen skeptischen Hang und eine sehr gleichgültige Veranlagung« und hat, als ein Gewohnheitssünder, »den Weg gewiesen zu der Unschicklichkeit, die allzu charakteristisch für die französische Literatur ist«.

Auch Italien bietet kein ermutigenderes Bild. Ariost, einer der wenigen Namen aus alter und neuer Zeit, dem auf allen Seiten der erste Rang in der Literatur zuerkannt wird, wird, wie ich glaube, mit Recht von dem Autor, den ich oben anführte, der »rohen Sinnlichkeit« geziehen. Pulci »scheint durch seine skeptischen Andeutungen klar die Absicht an den Tag zu legen, die Religion der Verachtung preiszugeben«. Boccaccio, der erste italienische Prosa-Schriftsteller, hatte in seinem Alter in rührender Weise die verderbliche Tendenz seiner populären Schriften zu beklagen; und Bellarmin hat ihn, Dante und Petrarca gegen den Vorwurf einer leidenschaftlichen Beschimpfung des Heiligen Stuhls zu verteidigen. Dante hat jedenfalls kein Bedenken getragen, einem Papst, den die Kirche seitdem heiliggesprochen hat, einen Platz in seinem Inferno anzuweisen, und sein Werk über die Monarchia ist auf dem Index. Ein anderer großer Florentiner, Macchiavell, ist gleichfalls auf dem Index, und Giannone, der ebenso bedeutsam für die politische Geschichte in Neapel ist wie Macchiavell in Florenz, ist allgemein bekannt für seine Abneigung gegen die Interessen des Römischen Pontifex.

Das sind nur Proben für den allgemeinen Charakter der weltlichen Literatur, welches immer das Volk sein mag, dem sie angehört. Eine Literatur mag besser sein als die andere, aber schlecht wird die beste sein, wenn sie auf der Waage der Wahrheit und Sittlichkeit gewogen wird. Es kann nicht anders sein; die menschliche Natur ist zu allen Zeiten und in allen Ländern dieselbe; und ihre Literatur wird daher gleichfalls immer und überall ein und dieselbe sein. Menschenwerk wird nach dem Menschen schmecken, in seinen Elementen und Kräften vorzüglich und bewundernswert, aber zu Unordnung und Ausschweifung, Irrtum und Sünde geneigt. So wird auch seine Literatur sein; sie wird die Schönheit und die Wildheit, die Süßigkeit und die Verdorbenheit des natürlichen Menschen haben und wird, mit all ihrem Reichtum und ihrer Größe, notwendig die Gefühle derer beleidigen, die nach den Worten des Apostels wirklich »geübt sind, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden«. »Es wird von dem heiligen Sturmi erzählt«, sagt ein Oxforder Schriftsteller, »als er einmal an einer Herde unbekehrter Germanen vorbeikam, während sie badeten und im Strom herumsprangen, hätte ihn der unerträgliche Geruch, der von ihnen aufstieg, so überwältigt, daß er fast ohnmächtig geworden wäre.« Die Nationalliteratur, das sind entsprechenderweise die unbewachten Regungen der Vernunft, Einbildungskraft, Leidenschaften und Gemütsbewegungen des natürlichen Menschen, das Springen und Hüpfen, das Tauchen und Schnaufen, das Spielen und Possenreißen, das plumpe Spiel und der zwecklose Zeitvertreib des edlen, gesetzlosen Wilden aus Gottes intellektueller Schöpfung.

Es ist gut, wenn wir eine so einfache und elementare Wahrheit wie diese klar begreifen und nicht von der Natur des Menschen oder der Literatur der Welt etwas erwarten, was sie uns niemals dargeboten haben. Gewiß, ich wüßte nicht, daß die Welt als dem christlichen Glauben und Verhalten so

wohlgesinnt zu betrachten wäre oder daß sie irgendeine Verpflichtung uns gegenüber bräche, wenn sie eine von der unsern abweichende Richtung einschläge. Ich habe mir niemals eingebildet, daß wir einen vernünftigen Grund hätten, überrascht zu sein oder uns zu beklagen, obwohl der menschliche Intellekt *puris naturalibus*, wenn er zu wählen hatte, die Freiheit der Wahrheit vorzog, und obwohl das menschliche Herz eine Hinneigung zur Zügellosigkeit im Denken und Reden im Vergleich zum Zwang in sich hegte.

5.

2. Wenn wir uns nur in die Tatsachen ergeben, werden wir bald zu der zweiten Überlegung geführt werden, die ich versprochen habe, daß nämlich die Dinge nicht nur anderswo nicht besser stehen, sondern daß sie daheim schlimmer stehen könnten. Wir haben freilich eine protestantische Literatur; aber sie ist eben darum weder atheistisch noch unmoralisch; und wenigstens in einem halben Dutzend ihrer höchsten und einflußreichsten Gebiete und ihrer volkstümlichsten Autoren zeigt sie sich uns unter beträchtlich mildernden Umständen. Z. B. verdient es sicherlich unsere Dankbarkeit, daß der berühmteste unter allen englischen Dichtern so wenig Protestantisches an sich hat, daß Katholiken ihn, ohne absonderlich zu erscheinen, als den Ihren in Anspruch nehmen konnten, und daß Feinde unseres Bekenntnisses zugestanden haben, er sei nur darum kein Katholik, weil und soweit seine Zeit das verbot. Es ist überdies eine Genugtuung, rühmend hervorheben zu können, daß er in keiner der beiden Hinsichten verletzend ist, die heute auf den Ruf großer Autoren des Auslands ein so ernstes Licht werfen. Was für Stellen man auch aus seinen Dramen auslesen mag, die respektlos gegen die Kirche sind – es sind doch nur Stellen; auf der andern Seite gibt es bei Shakespeare weder Verachtung der Religion noch Skeptizismus, und er hält die großen Gesetze der moralischen und der göttlichen Wahrheit mit derselben Beharrlichkeit und dem Ernst aufrecht wie ein Äschylos, Sophokles oder Pindar. Es gibt in seinen Werken keinen Irrtum darüber, auf welcher Seite das Recht liegt; Satan wird nicht zu einem Helden gemacht und Kain nicht zu einem Opfer, sondern Stolz ist Stolz und Laster ist Laster, und welche Freiheit er auch sich selbst gestatten mag in leichtfertigen Gedanken und unziemlichen Worten, so bewahrt er doch seine Bewunderung für Heiligkeit und Wahrheit. Von dem zweiten Hauptfehler der Literatur freilich ist er, wie meine letzten Worte schon einschließen, nicht frei; aber sooft er gegen die Sittsamkeit verstoßen mag – von einem schlimmeren Vorwurf, der Sinnlichkeit, ist er rein, und schwerlich kann man eine Stelle in allem, was er geschrieben hat, anführen, die die Einbildungskraft verführen oder die Leidenschaften erregen soll.

Einen Nebenbuhler Shakespeares, wenn nicht an Genie, so doch wenigstens an Fülle und Mannigfaltigkeit, finden wir in Pope; und er war tatsächlich ein Katholik, wenn auch ein persönlich unbefriedigender. Seine Freiheit vom Protestantismus ist freilich nur ein spärlicher Ausgleich für eine falsche Theorie der Religion in einem seiner Werke; doch nimmt man seine Werke als Ganzes, so dürfen wir sie sicherlich davon freisprechen, daß sie dem Leser, sei es hinsichtlich der Moral oder des Glaubens, gefährlich wären.

Sodann, der besondere Titel des Moralisten in der englischen Literatur wird durch die Stimme der Öffentlichkeit Johnson zuerkannt, dessen Abneigung gegen den Katholizismus wohlbekannt ist.

Sollten wir uns um einen Bericht über unsere Philosophen bemühen, so wäre die Forschung weniger angenehm; denn wir haben drei von schlechtem und einen von nicht einwandfreiem Ruf. Mit Locke können wir nach dem Maßstab der Wahrheit kaum Ehre einlegen, so ernst und männlich er ist; und Hobbes, Hume und Bentham sind trotz ihrer Fähigkeiten einfach eine Schande. Doch selbst auf diesem Gebiet finden wir einigen Ausgleich in den Namen Clarke, Berkeley, Butler und Reid und in einem Namen, der ruhmreicher ist als sie alle. Bacon war ein zu großer Geist, um den katholischen Glauben zu hassen oder zu verachten; und er verdient durch seine Schriften der rechtgläubigste unter den protestantischen Philosophen genannt zu werden.

§ 4. In ihrer Beziehung zur Literatur des Tages

1.

Das Vergangene kann nicht ungeschehen gemacht werden. Daß unsere klassische englische Literatur nicht katholisch ist, ist eine schlichte Tatsache, die wir nicht leugnen können, mit der wir uns aussöhnen müssen, so gut wir können, und für die es, wie ich oben gezeigt habe, schließlich doch einen gewissen Ausgleich gibt. Wenn ich es also als wünschenswert bezeichne, eine katholische Literatur zu schaffen, so fasse ich nicht so ein vergebliches Unternehmen ins Auge wie das Rückgängigmachen der Geschichte; ja, auch nicht das Wiedergutmachen des Vergangenen durch das Künftige. Ich träume nicht von katholischen Klassikern als von etwas, was noch für die englische Literatur aufgespart wäre. In Wahrheit sind klassische Autoren nicht nur national, sondern gehören einem bestimmten Zeitalter im Leben der Nationen an; und ich würde mich nicht wundern, wenn dies Zeitalter, was uns betrifft, vorbei wäre. Überdies erfüllen sie eine bestimmte Aufgabe gegenüber ihrer Sprache, die wahrscheinlich nicht über eine bestimmte Zeit hinaus notwendig ist. Und ferner, wenn auch Analogien und Parallelen nicht zur Entscheidung einer Frage dieser Art angerufen werden können, so ist es doch Tatsache, daß die Reihe unserer klassischen Schriftsteller sich schon über eine längere Zeitspanne erstreckt, als sie der klassischen Literatur Griechenlands oder Roms gewährt war; und so mag auch die englische Sprache noch einen langen Verlauf der Literatur künftig durch viele Jahrhunderte hindurch haben, ohne daß diese Literatur klassisch wäre.

Das Lateinische z. B. war noch viele hundert Jahre hindurch eine lebendige Sprache nach der Zeit der Schriftsteller, die sie zur Vollkommenheit geführt haben; und dann fuhr sie während eines zweiten langen Zeitraums fort, das Mittel der europäischen Verständigung zu sein. Das Griechische war eine lebendige Sprache zu einer Zeit, die nicht weit von der Einnahme von Konstantinopel abliegt, zehn Jahrhunderte nach der Zeit des hl. Basilius und siebzehnhundert Jahre nach der Periode, die man gemeinhin die klassische nennt. Und wie das Jahr seinen Frühling und Sommer hat, so gab es selbst für jene berühmten Sprachen nur eine Jahreszeit des Glanzes und, verglichen mit dem ganzen Verlauf ihrer Dauer, nur eine kurze Jahreszeit. Da also das Englische seine großen Autoren für eine Zeit von

etwa dreihundert Jahren gehabt hat – so lange, heißt das, wie der Zeitraum von Sappho bis auf Demosthenes oder von Pisistratos bis auf Arcesilaos oder von Äschylos und Pindar bis auf Karneades oder von Ennius bis auf Plinius –, hätten wir kein Recht, enttäuscht zu sein, wenn die klassische Periode ihrem Ende nahe wäre.

Unter den Klassikern einer Nationalliteratur verstehe ich die Autoren, die an erster Stelle die Kräfte ihrer Sprache veranschaulichen und ihre Entwicklung bestimmen. Die Sprache eines Volkes ist zuerst roh und unbeholfen; und es erfordert eine Reihe geschickter Künstler, sie hämmerbar und geschmeidig zu machen und so zu bearbeiten, daß sie ihre eigene Vollkommenheit erreicht. Sie gewinnt durch den Gebrauch, aber nicht jedermann weiß sie zu gebrauchen, solange sie noch ungeformt ist. Das zu leisten, erfordert die Anstrengung des Genies; und so erstehen Männer mit einem besonderen Talent, einer nach dem andern gemäß den Zeitumständen, und vervollkommen sie. Einer gibt ihr Biagsamkeit, d. h. er zeigt, wie man sie ohne Schwierigkeit brauchen kann, um eine Mannigfaltigkeit von Gedanken und Gefühlen mit ihrem reizvollen oder verwickelten Charakter auszudrücken; ein anderer macht sie klar oder eindringlich; ein dritter bereichert ihren Wortschatz; und ein vierter gibt ihr Anmut und Harmonie. Der Stil eines jeden solchen hervorragenden Meisters wird fortan in gewisser Weise ein Eigentum der Sprache selbst; Worte, Wendungen, Wortstellung und Satzbau, die es bisher nicht gab, gehen allmählich in die Unterhaltung und Schreibweise der gebildeten Klassen über.

2.

Nun will ich versuchen zu zeigen, wie dieser Prozeß der Verbesserung bewirkt wird und welches seine Grenze ist. Ich bin also der Überzeugung, daß diese begabten Schriftsteller auf die gesprochene und geschriebene Sprache durch die Vermittlung besonderer Schulen einwirken, die sich jeweils um sie bilden. Ihr Stil, wenn wir das Wort in einem weiten Sinne gebrauchen, nimmt den Leser gewaltsam gefangen und treibt ihn dazu, ihn nachzuahmen, kraft dessen, was Hervorragendes daran ist, und trotz der Fehler, wie er sie, gleich allen menschlichen Werken, an sich haben mag. Ich vermute, wir alle werden diesen Zauber kennen. Ich für meine Person ahmte, als ich vierzehn oder fünfzehn war, Addison nach; als ich siebzehn war, schrieb ich im Stil Johnsons; zur selben Zeit geriet ich über den zwölften Band Gibbons, und der Tonfall seiner Sätze klang mir in den Ohren und ich träumte eine Nacht oder zwei davon. Dann begann ich eine Analyse von Thukydides in Gibbons Stil. Ebenso nahmen alle Nichtgraduierten von Oxford vor vierzig Jahren, wenn sie in poetischer Form schreiben wollten, die Versbildung von Pope, Darwin und Die Freuden der Hoffnung an, die durch Heber und Milman populär geworden war. Die literarischen Schulen freilich, von denen ich sage, daß sie durch die Anziehungskraft irgendeines originellen oder wenigstens neuen Künstlers zustandekommen, bestehen meist aus Manieristen, von denen sich keiner viel über das Mittelmaß erhebt; aber sie sind darum nicht weniger als Kanäle brauchbar, mittels derer die Errungenschaften des Genies der Sprache selbst einverleibt werden oder das gemeinsame Eigentum der Nation werden können. Fortan ist der gewöhnlichste Aufsatzschreiber, schon der Student im Hörsaal imstande, mit einer Schärfe, einer

Anmut, einer Fülle des Ausdrucks zu schreiben, wie es vor der Zeit der Schriftsteller, die er nachahmt, unbekannt gewesen sein mag, und er wundert sich, wenn er sich nicht lieber damit brüstet, über seine novas frondes, et non sua poma.

Wenn einer diese Bemerkung anschaulich machen kann, so ist es Gibbon; es scheint mir, als bemerkte ich seine gedrängte Kraft und seinen eigentümlichen Rhythmus auf Schritt und Tritt in der Literatur unserer Tage. Pope wiederum soll unsere Versbildung angestimmt haben. Seit seiner Zeit kann jeder, der ein Ohr und Begabung für Poesie hat, mit wenig Mühe nach seinem Muster Verse hinwerfen, die des Dichters eigne erreichen oder übertreffen, und mit weit weniger Arbeit und sorgfältiger Durchsicht, als der Dichter selbst notwendig hatte, um sie zu erzeugen. Man vergleiche die Chöre des Samson Agonistes mit einer beliebigen Stanze aus Thalaba: Wieviel hatte die Sprache in der Zeit zwischen beiden gewonnen! Ohne die hohen Verdienste von Southey's schöner Romanze zu leugnen, werden wir doch gewiß nicht zu Unrecht sagen, daß in ihrem ungehemmten Redefluß die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts spricht, so gut wie der Autor selbst.

Ich will ein Beispiel für das, was ich meine, geben; nehmen wir den Anfang des ersten Chors im Samson:

*Gerecht sind Gottes Wege,
Als gerecht erkennbar den Menschen;
Es sei denn, daß an Gott man gar nicht glaubt;
Im Dunkeln wandeln die,
Denn solche Lehre ward gelehrt
Allein im Herz des Toren,
Und niemand war drin Lehrer als er selbst.
Doch mag es Zweifler geben, ob Seine Wege recht,
Da widersprechend Sein Gebot erscheint,
Dem Denken lassen sie die Zügel schießen,
Nicht achtend, wie Sein Ruhm verdunkelt wird;
Bis, in die eignen Hemmnisse verstrickt,
Sie tiefer dringen, weniger noch frei,
Und nie befriedigt eine Lösung finden.*

Und nun nehmen Sie die Eröffnungs-Stanze von Thalaba:

*Wie schön ist doch die Nacht!
Taufeuchte Frische füllt die stille Luft;
Kein Nebel hüllt, nicht Wolke stört noch Fleck
Des Himmels Heiterkeit.
In vollem Glanze gleitet rund der Mond
Durch dunkelblaue Tiefen.*

*In seinem klaren Strahl
Dehnt sich der öde Kreis,
Dem Meere gleich, vom Himmel eingegürtet.
Wie schön ist doch die Nacht!*

Trägt nicht Southey hier den Preis davon? und doch nennt die Stimme der Welt Milton in erster Linie einen Dichter; und niemand kann einen Zweifel an der Feinheit und Schärfe seines Ohrs hegen. Und doch, so viel er in Vers und Prosa für die Sprache getan hat, er ließ andern Künstlern noch viel zu tun übrig, was sie erfolgreich vollendet haben. Wir sehen die Frucht der literarischen Bemühungen Popes, Thomsons, Grays, Goldsmiths und anderer Dichter des achtzehnten Jahrhunderts im musikalischen Redefluß Southey's.

3.

Soviel über den Vorgang; nun, was das Ziel anlangt. Ich denke, es läßt sich etwa in folgender Weise herausbringen:

Der Einfluß eines großen Schriftstellers auf die Nation, die er vertritt, ist ein doppelter; einerseits führt er seine Muttersprache ihrer Vollkommenheit näher; doch andererseits zerstört er in gewissem Maße die Hoffnung auf einen Fortschritt über seinen eignen hinaus. So heißt es im Parallellfall der Wissenschaft auf dem Festland gemeinhin, gerade die wunderbare Macht von Newtons Fähigkeiten sei das Verderben der englischen Mathematik gewesen: sofern die, die ihm folgten, sich mit seinen Entdeckungen begnügten, seinen Forschungsmethoden blind ergeben und den neuen Mitteln abgeneigt waren, die die Franzosen zu so glänzenden und erfolgreichen Ergebnissen geführt haben. In der Literatur gibt es ebenfalls etwas Lähmendes in der Autorität eines großen Schriftstellers und eine Art Tyrannei in dem Gebrauch, den seine Bewunderer von seinem Namen machen. Die Schule, die er bildet, möchte gern die Sprache zu ihrem Monopol machen, entnimmt seinen Schriften Maßstäbe der Kritik und ist unduldsam gegen jede Neuerung. Wer unter ihren Einfluß kommt, dem wird abgeraten oder er wird davon abgeschreckt, sich seinen eignen Weg zu bahnen. So hat Vergils überragende Meisterschaft den Charakter des Hexameters für die Poesie der Folgezeit festgelegt und die Aussicht abgeschnitten, wo nicht, ihn zu verbessern, so doch, ihm neue Möglichkeiten abzugewinnen. Selbst Juvenal hat viel von Vergil im Bau seines Verses. Ich kannte Leute, die den Rhythmus Catulls vorziehen.

Indessen ein so summarisches Ergebnis braucht sich nicht notwendig einzustellen. Der Glanz eines Autors kann einen edlen Wettstreit erregen oder der tyrannische Formalismus seiner Jünger eine Reaktion; und so kommen andere Autoren und andere Schulen auf. Wir lesen von Thukydides, als er Herodot in Olympia seine Geschichte vorlesen hörte, sei er dazu begeistert worden, ein ähnliches Werk zu versuchen, obgleich von gänzlich verschiedener und origineller Struktur. Gibbon sagt ebenso, wo er über Hume und Robertson schreibt: »Der vollkommene Stil, die kraftvolle Sprache, die wohlgebauten Perioden Dr. Robertsons entflamten mich zu der ehrgeizigen Hoffnung, daß ich eines Tages in seine

Fußstapfen treten könnte; die ruhige Philosophie und die sorglosen, unnachahmlichen Reize seines Freundes und Nebenbuhlers zwangen mich oft, das Buch mit einer Mischung von Entzücken und Verzweiflung zu schließen.«

Was die Reaktionen betrifft, so hat es, glaube ich, etwas dergleichen gegenüber der Machtstellung Popes gegeben von der Zeit ab, wo seine Nachfolger, Campbell namentlich, seine Eigentümlichkeiten und sogar seine Schwächen bis zur Übertreibung entwickelt haben. Crabbe z. B. wandte sich zu einem Versbau zurück, der weit mehr von Dryden an sich hatte; und Byron, trotz seiner hohen Meinung von Pope, warf in seine Zeilen den Rhythmus des Blankverses. Doch im Ganzen genommen wirkt der Einfluß eines Klassikers mehr dahin, allem Neuen den Mut zu benehmen, als Nebenbuhlerschaft zu erwecken oder eine Reaktion hervorzurufen.

Die folgende Textpassage hat Edith Stein versehentlich nicht übersetzt:

Und es muß eine weitere Überlegung in Betracht gezogen werden.

Wenn eine Sprache in einem bestimmten Denkbereich kultiviert worden, und sofern sie im großen und ganzen vervollkommenet worden ist, dann wurde einem vorhandenen Mangel abgeholfen, und es besteht kein Bedarf an weiteren Arbeitern. In ihrem früheren Stadium, während sie noch nicht geformt ist, ist es fast die Arbeit eines Genies, in dieser Sprache überhaupt zu schreiben. Dies ähnelt der Durchquerung eines Landes, bevor Straßen geschaffen wurden, welche Orte miteinander verbinden. Die Autoren jener Zeit verdienen es, Klassiker zu sein, zum einen auf Grund dessen, was sie tun, zum anderen, weil sie dies bewerkstelligen können. Es erfordert Mut oder die Kraft eines großen Talents, in dieser Sprache überhaupt zu dichten; und die Komposition, wenn sie bewerkstelligt ist, hinterläßt darin einen bleibenden Eindruck. In diesen frühen Zeiten ermöglichen es auch die Freiheit der Sprache, ungehemmt durch vorangegangene Beispiele, die Neuheit der Arbeit, der Zustand der Gesellschaft und die Abwesenheit von Kritik einem Autor, mit Geist und Frische zu schreiben. Aber mit dem Vergehen von Jahrhunderten wurde dieser Reiz fortgenommen; die Sprache wurde dann zu ihren verschiedenen Zwecken handhabbar und stand auf Befehl zur Verfügung. Ideen haben ihren entsprechenden Ausdruck gefunden; und ein einziges Wort wird oftmals vermitteln, wo einst ein halbes Dutzend von Nöten waren. Wurzeln wurden erweitert, Ableitungen vervielfacht, Begriffe erfunden oder übernommen. Eine Vielzahl an Wendungen, welche eine Klasse von Zusammensetzungen bilden, wurde bereitgestellt. Eigenständige Berufe, Betätigungen und Fachgebiete der Literatur haben ihre formelle Terminologie erworben. Es gibt eine historische, politische, soziale, kommerzielle Ausdrucksweise. Das Ohr der Nation hat sich an nützliche Ausdrücke oder Wortkombinationen gewöhnt, welche sonst schroff klingen würden. Fremde Metaphern wurden in der Alltagsprosa heimisch gemacht, können aber nicht als Muster für eine ähnliche Freiheit betrachtet werden. Kritik wurde zu einer Kunst und übt fortwährende und eifersüchtige Kontrolle über die freie Schöpferkraft neuer Schriftsteller aus. Für sie ist es schwer, im Benutzen ihrer Muttersprache schöpferisch zu wirken, ohne einzigartig zu sein.

So ist die Sprache in weitem Ausmaß stereotyp geworden; wie es beim menschlichen Körper der Fall ist, hat sie sich zum Nachteil ihrer Elastizität ausgedehnt und kann sich nicht weiter ausdehnen. So ist nun der allgemeine Stil gebildeter Menschen, der durch die angehäuften Verbesserungen von Jahrhunderten gebildet ist, vielleicht an Vollkommenheit dem eines jener nationalen Klassiker weit überlegen, die ihre Landsleute gelehrt haben, klarer oder eleganter oder eindringlicher zu schreiben als sie selbst. Und Literaten unterwerfen sich dem, was so wohlvorbereitet auf sie wartet; oder wenn sie die konventionellen Formen satthaben und entschlossen sind, ein Joch abzuschütteln, das sie zum Nachteil ihrer Individualität einzwängt, ergreifen sie keine halben Maßregeln, sondern schwelgen in Neuerungen, die gegen den Geist der Sprache und die wahren Maßstäbe des Geschmacks verstoßen. Politische Ursachen mögen bei einem Aufruhr dieser Art mitwirken; und wie eine Nation an Patriotismus abnehmen kann, so ihre Sprache an Reinheit. Es scheint mir, als sei der sentenzenreiche, epigrammatische Stil, der mit Seneca einsetzte und dem man mindestens noch bei St. Ambrosius begegnet, ein Versuch, der Schlichtheit Cäsars und der majestätischen Redeweise Ciceros zu entgehen; während Tertullian sich mit mehr Genie als gutem Geschmack durch die rauhe Originalität seines provinziellen Lateins freimacht.

Es stellt sich, wenn die Zeit fortschreitet, noch ein anderes Hindernis dem Aufkommen neuer Klassiker in einer Nation in den Weg; und das ist der Einfluß, den Fremde oder die fremde Literatur auf sie ausüben. Es kann vorkommen, daß eine bestimmte Sprache, z. B. die griechische, von den Gebildeten in andern Ländern angenommen und im täglichen Gebrauch benützt wird; oder andererseits, daß die Gebildeten, deren Muttersprache sie ist, sie um einer andern Sprache willen aufgeben, wie die Römer des zweiten und dritten Jahrhunderts Griechisch statt Latein schrieben. Die Folge wird sein, daß die betreffende Sprache dahin neigen wird, ihre Nationalität zu verlieren – d. h. ihren unterscheidenden Charakter; sie wird aufhören, Volkssprache in dem Sinne zu sein, wie sie es einst war; und welche Anmut oder Eigentümlichkeit sie auch bewahren mag, sie wird vergleichsweise zahm und geistlos sein; oder sie wird auf der andern Seite durch die Beimischung fremder Elemente verderbt werden.

4.

Da dies nun meiner Auffassung nach das Geschick der klassischen Literatur, im allgemeinen betrachtet, ist, würde es mich keineswegs überraschen zu finden, daß wir, wenigstens für unsere Halbkugel, denn für Amerika kann ich nichts prophezeien, das Ende der englischen Klassiker recht nahe gesehen haben. Gewiß, nicht in der Erwartung, daß Katholiken die Reihe hier fortsetzen werden, spreche ich von ihrer Pflicht und der Notwendigkeit, die englische Literatur zu pflegen. Wenn ich von der Bildung einer katholischen Schriftsteller-Schule spreche, habe ich hauptsächlich die Sache im Auge, über die man schreibt, und die Schreibweise nur, soweit der Stil notwendig ist, um die Sache zu übermitteln und zu empfehlen. Ich meine eine Literatur, die der Literatur unserer Tage ähnelt. Das sind keine Tage für große Schriftsteller, sondern für gute Schriftstellerei, und sehr viel davon. Es hat noch nie eine Zeit gegeben, wo die Menschen so viel und so gut geschrieben haben, und das, ohne selbst von erheblicher Bedeutung zu sein. Unsere Literatur heutzutage, besonders die periodische, ist reich und

mannigfaltig, und zugleich ist ihre Sprache zu einer Vollkommenheit weit über die unserer Klassiker hinaus gesteigert worden durch die eifersüchtige Rivalität, die beständige Übung, den wechselseitigen Einfluß der vielen Schriftsteller. Rein auf den Stil hin betrachtet ist mancher Artikel in der Zeitung Times oder in der Edinburger Rundschau einer Vorrede Drydens oder einem Spectator, einer Flugschrift Swifts oder einer Predigt von South überlegen.

Unsere Schriftsteller schreiben so gut, daß die Wahl zwischen ihnen schwer wird. Was ihnen fehlt, ist jene ganz persönliche und doch ihnen selbst ganz unbewußte Eigenart, jener Ernst, worin der größte Zauber eines Schriftstellers besteht. Schon die bloße Form der Aufsätze des Tages führt uns ihren Hauptmangel vor Augen. Sie sind anonym. So war es nicht in der Literatur der Nationen, die wir als das eigentliche Musterbild klassischer Literatur ansehen; so ist es nicht bei unsern eignen Klassikern. Das Epos wurde von der Stimme des lebenden, gegenwärtigen Dichters gesungen. Das Drama ist schon seiner Idee nach Poesie in Gestalt von Personen. Die Historiker beginnen: »Herodot von Halikarnass veröffentlicht seine Untersuchungen«, oder: »Thukydides der Athener hat einen Bericht über den Krieg verfaßt«. Pindar hört man durch seine Oden hindurch sprechen. Plato, Xenophon und Cicero bannen ihre philosophischen Abhandlungen in die Form eines Dialogs. Redner und Prediger sind schon durch ihren Beruf bekannte Persönlichkeiten, und das Persönliche wird durch den Philosophen des Altertums als Quelle der größten Überzeugungskraft festgelegt. Vergil und Horaz bringen stets ihren persönlichen Charakter und Geschmack in ihre Poesie hinein. Dantes Gedichte liefern eine Reihe von Ereignissen für die Chronologie seiner Zeit. Milton ist reich an Anspielungen auf seine eigne Geschichte und Lebensumstände. Selbst wenn Addison anonym schreibt, schreibt er unter einem ausgesprochenen Charakter, und das ist in weitem Umfang sein eigener; er schreibt in der ersten Person. Das »Ich« des Spectators und das »Wir« der modernen Rundschau oder Zeitung sind jeweils das Symbol der beiden Zeitalter unserer Literatur. Die Katholiken müssen es so machen wie ihre Umgebung; sie müssen damit zufrieden sein, ihrer Generation zu dienen, die Interessen der Religion zu fördern, der Wahrheit Eingang zu verschaffen und ihre Brüder heute zu erbauen, mögen auch ihre Namen wenig Gewicht haben und ihre Werke sie selbst nicht lange überdauern.

5.

Und nun, nachdem ich gezeigt habe, was die katholische Universität nicht zu tun gedenkt, was sie nicht zu tun braucht und was sie nicht tun kann, könnte ich darangehen, im einzelnen auszuführen, was sie denn tatsächlich anregen und schaffen könnte und will. Aber da eine solche Untersuchung nicht schwer durchzuführen und nicht leicht zu beenden wäre, ziehe ich es vor, den Gegenstand in dem vorbereitenden Stadium zu lassen, bis zu dem ich ihn gebracht habe.

IV. ELEMENTAR-STUDIEN

Man hat oft bemerkt, wenn die Augen des Kindes sich zuerst der Welt öffnen, dann stellen ihm die zurückgeworfenen Lichtstrahlen, die von den Myriaden der es umgebenden Dinge her darauf fallen,

kein Bild dar, sondern ein Gemisch von Farben und Schatten. Sie gestalten sich nicht zu einem Ganzen; sie wölben sich nicht zum Vordergrund und verschwimmen nicht zu Fernen; sie teilen sich nicht in Gruppen; sie verwachsen nicht zu Einheiten; sie verbinden sich nicht zu Personen; sondern jede besondere Farbe und Schattierung steht für sich, eingezwängt zwischen tausend andern in dem weiten, flachen Mosaik, ohne eine Bedeutung zu haben oder eine Geschichte zu erzählen, wie die linke Seite eines reichgewirkten Teppichs. Das kleine Kind streckt seine Arme und Finger aus, als wollte es die buntfarbige Erscheinung greifen oder umfassen; und so lernt es allmählich den Zusammenhang der Teile untereinander kennen, trennt das Bewegte vom Feststehenden, macht sich die Idee der Gestalt und des Feststehenden zu eigen, ruft die Belehrung, die ihm die andern Sinne zuführen, zu Hilfe, um ihm bei den geistigen Vorgängen beizustehen, und so verwandelt es allmählich ein Kaleidoskop in ein Gemälde. Der erste Anblick war glanzvoller, der zweite wirklicher; der eine mehr poetisch, der andere mehr philosophisch. Ach! was tun wir all unser Leben hindurch anderes aus Notwendigkeit und Pflicht, als die Poesie des Lebens verlernen und zu seiner Prosa gelangen. Das ist unsere Erziehung, als Knaben und als Männer, im Kampf des Lebens, im stillen Gemach oder in der Bibliothek, in den Aufwallungen unseres Gemüts, in unsern Zielen, unsern Hoffnungen und unsern Erinnerungen. Und ebenso ist es die Erziehung unseres Intellekts; ich sage, ein Hauptteil der intellektuellen Erziehung, der Bemühungen von Schule und Universität besteht darin, die ursprüngliche Trübheit des geistigen Auges zu beseitigen, seine Sehkraft zu stärken und zu vervollkommen; es ist instanzzusetzen, gerade, fest und wahrhaft in die Welt zu blicken; dem Geist Klarheit, Genauigkeit, Schärfe zu geben; ihn fähig zu machen, die Worte richtig zu brauchen, zu verstehen, was er sagt, richtig zu begreifen, womit er sich beschäftigt, regelrecht zu verallgemeinern, zu vergleichen, zu analysieren, einzuteilen, zu definieren, zu schließen. Es gibt eine besondere Wissenschaft, die das in die Hand nimmt, und sie heißt Logik; aber nicht durch die Logik, jedenfalls nicht durch die Logik allein erwirkt man die Fähigkeit, von der ich spreche. Das Kind lernt nicht durch eine wissenschaftliche Regel die Flecke auf seiner Retina buchstabieren und lesen; und ebensowenig lernt der Student Schärfe im Denken aus einem Handbuch oder einer Abhandlung. Der Unterricht, den er erhält, welcher Art immer, wenn es nur wirkliche Unterweisung ist, ist hauptsächlich oder doch in hervorragendem Maße eben dies – eine Schulung in der Genauigkeit des Geistes.

Knaben sind immer mehr oder weniger ungenau, und nur zu viele oder vielmehr die Mehrzahl der Menschen bleiben ihr Leben lang Knaben. Wenn ich z. B. Redner in öffentlichen Versammlungen hohe Töne über »weite und erleuchtete Anschauungen« reden höre oder über »Gewissensfreiheit« oder über »das Evangelium« oder irgendeine andere populäre Frage des Tages, so will ich keineswegs bestreiten, daß einige darunter wissen, worüber sie sprechen; aber es wäre befriedigend, wenn man sich im besondern Fall der Tatsache versicherte; denn es scheint mir so, als ob diese Worte, die man täglich im Munde führt, im Geist der Leute für ein gewisses Etwas stehen, das freilich sehr erhaben, aber sehr nebelhaft ist, etwa so wie der Gedanke der »Kultur«, der in der geistigen Vision eines Türken vorbeizieht – d. h. wenn er einen Augenblick aufhört zu rauchen, um das Wort auszusprechen, läßt er

sich herab zu überlegen, ob es überhaupt eine Bedeutung hat. So wirft wiederum ein Kritiker in einer Zeitschrift sein Lob eines neuen Werkes rasch hin, als »talentvoll, originell, voll lebhaften Interesses, unwiderstehlich in seinen Argumenten, im besten Sinne des Wortes ein lesenswertes Buch« – können wir wirklich glauben, daß ihm daran liegt, mit den Worten einen bestimmten Sinn zu verbinden, mit denen er so freigebig umgeht? ja, daß er, wenn er gewohnt wäre, einen Sinn damit zu verbinden, sich entschließen könnte, sie so verschwenderisch und in Bausch und Bogen auszustreuen?

Für kurzsichtige Menschen laufen die Farben ineinander und vermischen sich, Umrisse verschwimmen, blaue und rote und gelbe Farbstreifen werden zu braunrot oder braun, die Lampen oder Kerzen bei einer Beleuchtung verbreiten einen unbestimmten Schimmer oder lösen sich zu einer Milchstraße auf. Er setzt eine Brille auf, und der Nebel klärt sich; jedes Bild tritt scharf hervor, und die Lichtstrahlen fallen auf ihre Zentren zurück. Diese Nebelhaftigkeit des geistigen Sehens ist von Natur aus die Krankheit aller Menschenklassen, derer, die schreiben und lesen und Aufsätze verfassen so gut wie derer, die es nicht können – aller, die keine wirklich gute Erziehung genossen haben. Die weder lesen noch schreiben können, mögen doch zur Zahl derer gehören, die ihr abgeholfen haben und sie losgeworden sind; die es können, stehen allzuoft unter ihrer Macht. Es ist eine Errungenschaft, die gar nichts mit mannigfachen Kenntnissen oder Bücherwissen zu tun hat. Das ist ein weites Gebiet, das man sehr ausführlich behandeln könnte, und für das ich hier nur ein oder zwei Erläuterungen versuchen werde.

§ 1. Grammatik

1.

EINER der Gegenstände, die von besonderem Interesse für alle Menschen sind, die von irgendeinem Standpunkt aus, als Beamte oder als Studenten, einen Universitätskursus betrachten, ist die Aufnahmeprüfung. Nun würden einen Hauptgegenstand in dieser Prüfung »die Elemente der lateinischen und griechischen Grammatik« bilden. »Grammatik« wurde im Mittelalter oft fast als gleichbedeutend mit »Literatur« gebraucht, und ein Grammatiker war ein »Professor litterarum«. Das ist der Sinn des Wortes, wofür sich ein junger Mensch, der es in geistigen Dingen nicht zu genau nimmt, begeistert. Es macht ihm Freude, alle Klassiker zu treiben und keinen richtig zu studieren. Andererseits versteht man unter »Grammatik« jetzt mehr, wie Johnson sie definiert, die Kunst, »die Worte richtig zu gebrauchen«, und sie »umfaßt vier Teile – Orthographie, Etymologie, Syntax und Prosodie«. Grammatik in diesem Sinn ist die wissenschaftliche Analyse der Sprache, und darin bewandert sein, was eine besondere Sprache anlangt, heißt die Bedeutung und Kraft jener Sprache verstehen können, wenn sie zu Sätzen und Abschnitten geformt ist.

So wird das Wort gebraucht, wenn man von den »Elementen der lateinischen und griechischen Grammatik« als Gegenständen unserer Aufnahmeprüfung spricht; das bedeutet nicht die Elemente der lateinischen und griechischen Literatur, als sollte ein junger Mensch eine oberflächliche Kenntnis der klassischen Schriftsteller im allgemeinen haben und als sollte er fähig sein, ein Urteil über die

Redekunst des Demosthenes und Cicero, den Wert des Livius oder die Existenz Homers abzugeben; oder als müßte er ein halbes Dutzend griechischer und lateinischer Autoren gelesen haben und ein weiteres Dutzend teilweise – obwohl es ihm natürlich sehr zugutekäme, wenn er das getan hätte; nur kann man so tüchtige Kenntnisse nicht erwarten und nicht von ihm verlangen –, sondern wir meinen den Bau und die Eigentümlichkeiten der lateinischen und griechischen Sprache oder eine Prüfung seines Schulwissens. Das heißt eine Prüfung, um festzustellen, ob er Etymologie und Syntax, die beiden Hauptgebiete der Sprachwissenschaft, kennt, ob er versteht, wie die einzelnen Teile eines Satzes zusammenhängen, wie sie ein Ganzes bilden, wie jeder seine eigene Stelle in seinem Aufbau hat, welches die Besonderheiten des Satzbaus sind oder die idiomatischen Ausdrücke darin, die der Sprache, in der er geschrieben ist, eigentümlich sind, welches der genaue Sinn der Ausdrücke ist und welches ihre Entstehungsgeschichte.

All das wird man am besten erreichen, wenn man probiert, wie weit er einen möglichen Satz bilden oder einen gegebenen analysieren kann. Einen englischen Satz ins Lateinische übersetzen, heißt, einen Satz bilden, und ist der beste Beweis dafür, ob ein Student den Unterschied des lateinischen und des englischen Sprachbaus kennt; einen Satz konstruieren und zergliedern heißt, ihn analysieren, und ist ein Beweis für die leichtere Errungenschaft zu wissen, wie der lateinische Satzbau in sich beschaffen ist. Und das ist der Sinn des Wortes »Grammatik«, den unser ungenauer Student verabscheut, und das ist der Sinn, auf dem jeder einsichtige Tutor bestehen wird. Sein Grundsatz ist »wenig, aber gut«; d. h., wirklich wissen, was man zu wissen vorgibt; wissen, was man weiß und was man nicht weiß; sich eine Sache ordentlich zu eigen machen, ehe man zu einer andern übergeht; versuchen, sich klarzumachen, was die Worte bedeuten, die man braucht; wenn man einen Satz liest, sich ihn als ein Ganzes vor Augen halten, die Wahrheit oder Belehrung, die darin enthalten ist, in sich aufnehmen, sie in eigenen Worten ausdrücken und, wenn sie von Bedeutung ist, sie dem treuen Gedächtnis einprägen. Ferner, eine Idee mit einer andern vergleichen; Wahrheiten und Tatsachen in Einklang bringen; ein Ganzes daraus bilden oder feststellen, welche Hindernisse dem im Wege stehen. Das ist der Weg, um Fortschritte zu machen; das ist der Weg, zu Ergebnissen zu gelangen; nicht Wissen verschlingen, sondern (in dem Bilde, das bisweilen gebraucht wird) es kauen und verdauen.

2.

Um zu erläutern, was ich meine, will ich jetzt ein Beispiel geben. Ich will die Skizze eines Kandidaten entwerfen, der sich um die Aufnahme bewirbt und in weitem Umfang versagt. Ich will ihn unter par sein lassen und so, daß eine achtbare Schule ihn wahrscheinlich nicht entlassen würde, mit der Absicht, dem Leser durch den Gegensatz klar vor Augen zu führen, wie ein Student nicht sein soll oder was mit Ungenauigkeit gemeint ist. Und um den Fall nach Möglichkeit zu vereinfachen, werde ich, wie er bemerken wird, wenn ich fortfahre, ein einziges Wort als eine Art Text nehmen und zeigen, wie dies ein Wort schon ganz für sich allein genügend Stoff bietet, um einen jungen Menschen hinreichend in Grammatik, Geschichte und Geographie zu prüfen. Ich lasse es so vor sich gehen:

Tutor: Herr Braun, glaube ich? Setzen Sie sich. Kandidat: Ja.

T. Welche lateinischen und griechischen Bücher schlagen Sie zur Prüfung vor? K. Homer, Lukian, Demosthenes, Xenophon, Vergil, Horaz, Statius, Iuvenal, Cicero, Analekten und Matthiae.

T. Nein; ich meine, aus welchen Büchern ich Sie prüfen soll? K. schweigt.

T. Die beiden Bücher; ein lateinisches und ein griechisches: lassen Sie sich nicht in Verwirrung bringen. K. Oh, ... Xenophon und Vergil.

T. Xenophon und Vergil. Gut; welcher Teil aus Xenophon? K. schweigt.

T. Welches Werk von Xenophon? K. Xenophon.

T. Xenophon hat viele Werke geschrieben. Kennen Sie eins davon mit Namen? K. Ich ... Xenophon ... Xenophon.

T. Haben Sie die Anabasis im Sinn? K. (überrascht) Oh ja, die Anabasis.

T. Gut, Xenophons Anabasis; nun, was bedeutet das Wort Anabasis? K. schweigt.

T. Sie wissen es ganz genau; nehmen Sie sich Zeit und werden Sie nicht ängstlich. Anabasis bedeutet ... K. Einen Aufstieg.

T. Sehr richtig; es bedeutet einen Aufstieg. Nun, wie kommt es dazu, Aufstieg zu bedeuten? Wovon ist es abgeleitet? K. Es kommt von ... (Pause) Anabasis ... es ist der Nominativ.

T. Ganz richtig; Doch was für ein Redeteil ist es? K. Ein Nomen – ein Substantiv.

T. Sehr richtig, ein Substantiv; nun, von welchem Verb ist anabasis abgeleitet? K. schweigt.

T. Von dem Verbum αναβαίνω nicht wahr? von αναβαίνω. K. Ja.

T. So. Nun, was bedeutet αναβαίνω? K. Hinaufgehen, aufsteigen.

T. Sehr gut; und welcher Teil des Wortes bedeuten gehen und welcher Teil hinauf? K. ανα heißt hinauf, und βαίνω heißt gehen.

T. αίνω gehen, ja; nun βασις? Was bedeutet βασις? K. Ein Gehen.

T. Das ist richtig; und? αναβασις? K. Ein Hinaufgehen.

T. Nun, was heißt ein Herabgehen? K. schweigt.

T. Was heißt herab? ... Κατα ... erinnern Sie sich nicht? κατα K. Κατα T. Gut also, was heißt ein Herabgehen? Χατ̄̄ χατ̄̄ K. Χατ̄̄ ...

T. Χατᾱ̄ K. Χατᾱ̄ ...

T. Catabasis. K. Oh, natürlich, catabasis.

T. Nun sagen Sie mir, wie heißt das Futurum von βαίνω? K. (denkt nach) Βανω.

T. Nein, nein; denken Sie noch einmal nach; Sie wissen es besser. K. (wendet ein) ψαυω, ψαυω?

T. Gewiß, ψαυω ist das Futurum von ψαυω; aber βαυω ist, wie Sie wissen, ein unregelmäßiges Verbum. K. Oh, ich erinnere mich, βησω

T. Gut, das ist schon viel besser; aber Sie haben es noch nicht ganz getroffen; βησομαι. K. Oh natürlich, βησομαι.

T. Βησομαι. Nun, würden Sie sagen, daß βησομαι von βαυω kommt? K. schweigt.

T. Z. B.: τυψω kommt von τυπτω durch eine Lautveränderung; kommt βησομαι in ähnlicher Weise von βαυω? K. Es ist ein unregelmäßiges Verb.

T. Was verstehen Sie unter einem unregelmäßigen Verb? Bildet es seine Zeiten irgendwie nach Belieben? K. Es geht nicht nach dem Paradigma.

T. Ja, doch wie erklären Sie das? K. schweigt.

T. Sind seine Zeitformen von verschiedenen Wurzeln gebildet? K. schweigt.

T. schweigt; dann wechselt er das Thema.

T. Nun, Sie sagen, Anabasis bedeute einen Aufstieg. Wer steigt hinauf?

K. Die Griechen, Xenophon.

T. Sehr gut: Xenophon und die Griechen; die Griechen zogen hinauf. Wozu zogen sie hinauf? K. Gegen den Perserkönig: sie zogen hinauf, um gegen den Perserkönig zu kämpfen.

T. Das ist richtig ... ein Hinaufsteigen; aber ich dachte, wir nennen es ein Herabsteigen, wenn eine fremde Armee Krieg in ein Land hineinträgt? K. schweigt.

T. Sprechen wir nicht vom Herabsteigen der Barbaren? K. Ja.

T. Warum heißt es also von den Griechen, sie zogen hinauf? K. Sie zogen hinauf, um gegen den Perserkönig zu kämpfen.

T. Ja; aber warum hinauf ... warum nicht hinab? K. Sie kamen später herab, als sie sich nach Griechenland zurückzogen.

T. Vollkommen richtig; so war es ... aber könnten Sie keinen Grund dafür angeben, warum es heißt, sie zogen hinauf nach Persien, nicht hinab? K. Sie zogen hinauf nach Persien.

T. Warum sagen Sie nicht, sie zogen hinab? K. macht eine Pause, dann ... Sie zogen hinab nach Persien.

T. Sie haben mich mißverstanden. Schweigen.

T. Warum sagen Sie nicht hinab? K. Ich sage ... hinab.

T. Sie sind verwirrt geworden; Sie wissen es recht gut. K. Ich verstehe, Sie fragen, warum ich nicht sagte: »sie zogen hinab«.

Schweigen auf beiden Seiten.

T. Sind Sie nach Dublin herauf- oder herabgekommen? K. Ich kam herauf.

T. Warum nennen Sie es heraufkommen? K. denkt nach, lächelt, dann ... Wir nennen es immer nach Dublin heraufkommen.

T. Gut, aber Sie haben immer einen Grund für das, was Sie tun ... was ist hier Ihr Grund? K. schweigt.

T. Nur zu, Herr Braun, ich will nicht glauben, daß Sie es nicht wissen; ich bin sicher, Sie haben einen sehr guten Grund zu sagen, Sie gehen nach Dublin hinauf, nicht hinab. K. denkt nach, dann ... Es ist die Hauptstadt.

T. Sehr gut; nun, war Persien die Hauptstadt? K. Ja.

T. Nun ... nein ... nicht eigentlich ... erklären Sie sich: War Persien eine Stadt? K. Ein Land.

T. So ist es richtig; nun, haben Sie wohl je etwas von Susa gehört? Jetzt, warum sprach man vom Heraufziehen nach Persien? K. schweigt.

T. Weil es der Sitz der Regierung war; das war der Grund. Persien war der Sitz der Regierung; sie gingen hinauf, weil es der Sitz der Regierung war. K. Weil es der Sitz der Regierung war.

T. Nun, von wo aus zogen sie hinauf? K. Von Griechenland.

T. Doch wo versammelte sich die Armee, woher brach sie auf? K. schweigt.

T. Es wird im ersten Buch erwähnt; wo hatten die Truppen ihren Treffpunkt? K. schweigt.

T. Schlagen Sie Ihr Buch auf; nun nehmen Sie Buch I, Kapitel II; nun sagen Sie es mir. K. Oh, in Sardis.

T. Sehr richtig; in Sardis; nun, wo lag Sardis? K. In Kleinasien? ... nein ... es ist eine Insel ... Pause, dann ... Sardinien.

T. In Kleinasien; die Armee brach von Kleinasien auf und zog gegen Persien; und dann heißt es hinaufgehen – weil ... K. schweigt.

T. Weil ... Persien ... K. Weil Persien ...

T. Natürlich; weil Persien die Oberherrschaft über Kleinasien hatte. K. Ja.

T. Nun wissen Sie, wie und wann Persien dazu kam, Kleinasien zu erobern und in Besitz zu nehmen? K. schweigt.

T. War Persien im Besitz vieler Länder? K. schweigt.

T. War Persien das Haupt eines Reichs? K. schweigt.

T. Wer war Xerxes? K. Oh, Xerxes ... ja ... Xerxes; er fiel in Griechenland ein; er peitschte das Meer.

T. Richtig; er peitschte das Meer: welches Meer? K. schweigt.

T. Haben Sie irgendeine Geschichte von Persien gelesen? ... welche Geschichte? K. Grote und Mitford.

T. Gut; nun, Herr Braun, können Sie noch einen andern Grund nennen, warum die Griechen davon sprechen, daß man nach Persien hinaufzog? Sprechen wir davon, daß wir von der Meeresküste hinauf- oder hinabgehen? K. Hinauf.

T. So ist's richtig; nun, wenn Sie von Kleinasien ausgingen, würden Sie vom Meere weg oder darauf zu gehen? K. Davon weg.

T. Durch welche Länder würden Sie kommen, wenn Sie von Kleinasien nach Persien gingen? ... nennen Sie irgendwelche davon. K. schweigt.

T. Was meinen Sie mit Kleinasien? ... warum nennen Sie es Klein? ... wie liegt es? ... K. schweigt.

U. s. w., u. s. w.

3.

Ich habe dieses Beispiel ausgeführt auf die Gefahr hin, den Leser zu ermüden; aber ich wünschte klar herauszubringen, was es denn eigentlich ist, wonach eine Aufnahme-Prüfung streben und was sie von ihren Studenten verlangen sollte. Dieser junge Mann hatte die Anabasis gelesen und hatte eine allgemeine Vorstellung, was das Wort bedeutete; aber er hatte kein genaues Wissen, wie das Wort dazu käme, diese Bedeutung zu haben, und von der Geschichte und Geographie, die darin eingeschlossen sind. Da dem so war, war es nutzlos oder vielmehr schädlich, daß sich so ein Knabe damit die Zeit vertrieb, die vielen Bände Grote zu durchfliegen oder einen Blick in Matthiaes ins Einzelne gehende kritische Abhandlungen zu werfen. Das scheint freilich Herrn Brauns Schwäche gewesen zu sein; er sagte zu Anfang, er habe Demosthenes, Vergil, Juvenal und ich weiß nicht wieviel andere Autoren gelesen. Nichts ist gewöhnlicher in diesem Alter, wenn Bücher im Überfluß vorhanden sind, als sich einzubilden, daß die Befriedigung der Leselust wirkliches Studium sei. Es gibt freilich junge Leute, die selbst vor Geschichtenbüchern zurückschrecken und sich nicht dazu überreden lassen, einen Roman durchzulesen. Zu denen gehörte Herr Braun nicht, aber es gibt andere, und ich vermute, er war einer von ihnen, die sicherlich eine gewisse Vorliebe fürs Lesen haben, bei denen das aber nicht viel mehr als das Ergebnis geistiger Ruhelosigkeit und Neugier ist. Solche Geister können ihren Blick nicht für zwei Sekunden hintereinander auf einen Gegenstand heften; eben der Antrieb, der sie zum Lesen führt, führt sie dazu, weiterzulesen und bei keinem Gedanken Halt zu machen oder länger zu bleiben. Die angenehme Erregung, etwas Neues zu lesen, ist ihr leitendes Prinzip; und die Einbildung, daß sie etwas tun, und die knabenhafte Eitelkeit, die sie begleitet, sind ihre Belohnung. Solche jungen Leute behaupten oft, die Poesie zu lieben oder die Geschichte oder Biographie zu lieben; sie hören gern

Vorlesungen über bestimmte Gebiete der Naturwissenschaft; sie haben auch möglicherweise ein wirkliches und aufrichtiges Interesse für Naturgeschichte oder verwandte Fragen – und soweit mag man sie mit Befriedigung betrachten; aber auf der andern Seite behaupten sie, daß sie die Logik nicht lieben, die Algebra nicht lieben, keine Neigung für Mathematik haben; was nur bedeutet, daß sie den Fleiß nicht lieben, die Aufmerksamkeit nicht lieben, vor der Anstrengung und Mühe des Nachdenkens zurückschrecken und vor dem Betreiben einer richtigen intellektuellen Gymnastik. Die Folge wird sein, daß sie, herangewachsen, wenn es sich so fügt, angenehm in der Unterhaltung sein mögen, sie mögen gut unterrichtet auf dem oder jenem Wissensgebiet sein, sie mögen sein, was man gebildet nennt; aber sie werden keine Beständigkeit, keine Festigkeit, keine Ausdauer haben; sie werden nicht fähig sein, eine eindrucksvolle Rede zu halten oder einen guten Brief zu schreiben oder in der Debatte einen gewandten Gegner zu Fall zu bringen, wofern nicht hier und da der Mutterwitz eine augenblickliche Fähigkeit verleiht, auf die man gewöhnlich nicht zählen kann. Sie können kein Argument und keine Frage vorbringen, keinen klaren Überblick über eine ganze Sache gewinnen, noch in schwieriger Lage einen vernünftigen und treffenden Rat geben, noch irgendetwas tun, was geeignet ist, Vertrauen einzufloßen und Einfluß zu verschaffen, was einen Menschen im Leben aufsteigen läßt und ihn seiner Religion oder seinem Lande nützlich macht.

Und da ich nun durch ein Beispiel gezeigt habe, was ich unter dem Mangel an Genauigkeit verstehe, und die Ergebnisse festgestellt, zu denen er m. E. führt, will ich zum Kontrast eine Prüfung skizzieren, die uns einen Studenten sehen läßt, der, welches auch seine Kenntnisse sein mögen, wenigstens weiß, wie es mit ihm steht, und versucht hat, das in seine Gewalt zu bekommen, was er gelesen hat. Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß jeder diese Höhe erreichen muß, um zugelassen zu werden:

T. Ich glaube, Sie haben Ciceros Briefe ad familiares genannt, Herr Schwarz? Schlagen Sie bitte im XI. Buch den 29. Brief auf und beginnen Sie zu lesen.

Kandidat. liest. Cicero Appio salutem. Dubitanti mihi (quod scit Atticus noster), de hoc toto consilio profectionis, quod in utramque partem in mentem multa veniebant, magnum pondus accessit ad tollendam dubitationem iudicium et consilium tuum. Nam et scripsisti aperte, quid tibi videretur; et Atticus ad me sermonem tuum pertulit. Semper iudicavi, in te, et in capiendo consilio prudentiam summam esse, et in dando fidem; maximeque sum expertus, cum, initio civilis belli, per litteras te consuluissem quid mihi faciendum esse censes; eundumne ad Pompeium an manendum in Italia.

T. Sehr gut, halten Sie hier inne; nun konstruieren Sie. K. Cicero Appio salutem ... Cicero grüßt Appius.

T. »Grüßt Appius.« Richtig; aber das klingt steif im Englischen, nicht wahr? Was heißt es auf gut Englisch? K. »Mein lieber Appius.« ...

T. So ist's recht; weiter. K. Dubitanti mihi, quod scit Atticus noster: Während ich zögerte, wie unser Freund Atticus weiß ...

T. Das ist richtig. K. De hoc toto consilio profectionis, wegen des ganzen Plans ... des gesamten Projekts ... de hoc toto consilio profectionis ... hinsichtlich der Frage meiner beabsichtigten Reise ... hinsichtlich meiner beabsichtigten Reise überhaupt.

T. Es ist gleich; weiter; das ist alles entsprechend. K. Quod in utramque partem in mentem multa veniebant, insofern als mir viele Erwägungen für und wider in den Sinn kamen, magnum pondus accessit ad tollendam dubitationem, fiel es schwer ins Gewicht, um mein Zögern zu beseitigen.

T. Wie verstehen Sie »accessit«? K. Es bedeutet, es trug dazu bei, die Waage herunterzudrücken, accessit, es kam auf der einen Seite hinzu.

T. Gut, es kann so heißen, aber die Worte gehen weiter, ad tollendam dubitationem. K. Es war eine große ... es war eine mächtige Hilfe zur Beseitigung meines Zögerns ... nein ... dies war eine mächtige Hilfe, nämlich Dein Urteil und Rat.

T. Gut, wie ist die Konstruktion von »pondus« und »iudicium«? K. Dein Rat kam als ein großes Gewicht.

T. Sehr gut, weiter. K. Nam et scripsisti aperte quid tibi videretur: denn Du schriebst deutlich Deine Meinung.

T. Nun, was wird durch das »nam« verstärkt? K. macht eine Pause; dann: Es bezieht sich auf »accessit« ... es ist eine Erklärung der Tatsache, daß Appius' Meinung eine Hilfe war.

T. »Et«; Sie ließen das »et« aus ... »et scripsisti«. K. Es ist eins von zwei »ets«; et scripsisti, et Atticus.

T. Ja, aber warum übersetzen Sie es nicht? K. Et scripsisti, Ihr beide schreibt deutlich ...

T. Nein; sagen Sie mir, warum ließen Sie es aus; hatten Sie einen Grund? K. Ich dachte, es sei nur lateinischer Stil, den Satz schön zu gestalten, ihn antithetisch zu machen, und es sei nicht Englisch.

T. Sehr gut, doch Sie können es ausdrücken; versuchen Sie es. K. Auch, im zweiten Satzglied?

T. So ist's richtig, weiter. K. Nam et, denn Du gabst in Deinem Schreiben Deiner Meinung Ausdruck, et Atticus ad me sermonem tuum pertulit, und Atticus gab mir auch kund, was Du sagtest, ... was Du in der Unterhaltung zu ihm sagtest.

T. »Pertulit«. K. Es bedeutet, daß Atticus Cicero seine Unterredung mit Appius mitteilte.

T. Wer war Appius? K. schweigt.

T. Wer war Atticus? K. Ich dachte, das käme nicht zur Prüfung dran.

T. Nun, ich sagte nicht, daß es käme: aber Sie können mir doch sagen, wer Atticus war. K. Ein naher Freund Ciceros.

T. Hat er sich viel an der Politik beteiligt? K. Nein.

T. Was für Anschauungen hatte er? K. Er war Epikuräer.

T. Was waren die Epikuräer? K. schweigt; dann: Die Epikuräer lebten für sich.

T. Sie antworten sehr gut, mein Herr; fahren Sie fort. K. Semper iudicavi, ich war immer der Ansicht, in te et in capiendo consilio prudentiam summam esse, et in dando fidem; daß Deine Weisheit von höchstem Range sei ... daß Du die größte Weisheit besähest ... daß nichts die Weisheit Deiner Entschlüsse oder die Aufrichtigkeit Deines Rates übertreffen könne.

T. »Fidem«. K. Es bedeutet Treue gegenüber der fragenden Person ... maximeque sum expertus, und ich hatte einen starken Beweis dafür ...

T. Stark; warum sagen Sie nicht den stärksten? »maxime« ist Superlativ. K. Die Lateiner brauchen den Superlativ, wenn sie nur den Positiv meinen.

T. Sie meinen, wenn das Englische den Positiv braucht; können Sie mir ein Beispiel für das geben, was Sie meinen? K. Cicero spricht immer von andern als amplissimi, optimi, doctissimi, clarissimi.

T. Kommt es auch vor, daß sie den Komparativ für den Positiv brauchen? K. denkt nach, dann: Certior factus sum.

T. Ja, vielleicht. Indessen hier: »maxime« kann besonders bedeuten, nicht wahr? K. Und ich hatte einen besonderen Beweis dafür, cum initio civilis belli, per litteras te consulissem, als ich Dir bei Beginn des Bürgerkrieges geschrieben hatte, um Deinen Rat zu erbitten, quid mihi faciendum esse censes, was Du meinstest, daß ich tun sollte, eundumne ad Pompeium, an manendum in Italia, zu Pompeius gehen oder in Italien bleiben.

T. Sehr gut, nun halten Sie ein. Dubitanti mihi, quod scit Atticus noster. Sie übersetzten quod mit wie. K. Ich meinte das Relativum wie.

T. Ist wie ein Relativum? K. Wie (as) wird im Deutschen (Englischen) für das Relativum gebraucht, z. B. wenn wir sagen solche, wie (such as) für die, welche (those who).

T. Gut, aber warum benützen Sie es hier? Worauf bezieht sich das »quod«? K. Auf den Satz Dubitandi mihi u. s. w.

T. Doch übersetzen Sie »quod« wörtlich. K. Etwas, was.

T. Wo steht etwas? K. Es ist mitgemeint.

T. Gut, aber fügen Sie es ein. K. Illud quod.

T. Ist das richtig? Wie ist der übliche Ausdruck? K. schweigt.

T. Haben Sie je »illud quod« in dieser Stellung gesehen? Ist das die Wendung? K. schweigt.

T. Es heißt gewöhnlich »id quod«, nicht wahr? Id quod. K. Oh, ich erinnere mich: id quod.

T. Nun, was ist üblicher, »quod« oder »id quod«, wenn ein Satz das Beziehungsglied ist? K. Ich denke, »id quod«.

T. Wenigstens ist es weit deutlicher; ja, ich denke, es ist üblicher. Was könnten Sie stattdessen sagen? K. Quod quidem.

T. Nun, dubitanti mihi; wovon ist »mihi« abhängig? K. Von accessit.

T. Nein, schwerlich. K. schweigt.

T. Regiert »accessit« den Dativ? K. Ich dachte es.

T. Nun, es kann; aber würde Cicero den Dativ danach gebrauchen? Was ist üblicher bei Worten der Bewegung? Sagen Sie: Venit mihi, er kam zu mir? K. Nein: Venit ad me; ich erinnere mich.

T. So ist's richtig; venit ad me. Nun z. B. »incumbo:« welchen Casus regiert »incumbo«? K. Incumbite remis?

T. Wo steht das? Bei Cicero? K. Nein, bei Vergil. Cicero braucht »in«; es fällt mir ein: incumbere in opus ... ad opus.

T. Gut, ist also dies »mihi« von »accessit« abhängig? Was kommt nach accessit? K. Ich sehe, es heißt: accessit ad tollendam dubitationem.

T. Das ist richtig; aber was fangen Sie nun nach alledem mit »mihi« an? Wovon ist es abhängig? K. schweigt.

T. Wovon ist »mihi« abhängig, wenn es nicht hinter accessit kommt? K. macht eine Pause, dann: »Mihi« ... »mihi« wird oft so gebraucht; und »tibi« und »sibi«; ich meine »suo sibi gladio hunc iugulo«; ... »venit mihi in mentem«; d. h. es kam mir in den Sinn; so auch »accessit mihi ad tollendam«, u. s. w.

T. Das ist ganz richtig. K. Es fällt mir eine Stelle irgendwo bei Horaz ein: vellunt tibi barbam.

U. s. w., u. s. w.

4.

Und nun, geduldiger Leser, hast du vermutlich genug von mir über diese Frage gehört; und bestenfalls kann ich von dir erwarten, daß du sagen wirst: »Auf den ersten Seiten brachte er noch einiges Amüsantes, aber zum Schluß ist er langweilig.« Vielleicht, aber dann mußt du gütig bedenken, daß der letzte Teil von einem soliden, sorgfältigen jungen Menschen handelt, der erste nicht; und daß Güte, Genauigkeit und Fleiß und das Korrekte und Tadellose wohl in Wirklichkeit weit begehrenswerter sind als ihr Gegenteil, aber nicht annähernd so unterhaltend in der Phantasie.

§ 2. Aufsatz

1.

Ich bin in der Lage, den Leser vorweg mit dem Briefwechsel zwischen Herrn Brauns Vater und Herrn White, dem Tutor, über Herrn Browns Aufnahmeprüfung für die Universität bekanntzumachen. Und bei dieser Gelegenheit lassen Sie mich den Grund feststellen, warum ich bei etwas verweile, was viele für einen Ausnahmefall oder gar für eine Karikatur halten werden. Ich tue es, weil das, was man Übertreibung nennen kann, oft das beste Mittel ist, um gewisse geistige Schwächen herauszubringen, die allgemein vorhanden sind, wenn auch nicht in diesem Grade. Wenn ein Lehrer in Haltung und Betragen einem seiner Knaben zu Gemüt führen will, daß er einen schlottrigen Gang hat, wird er den Knaben selbst karikieren, indem er in des Knaben Geist eine Art abstrakter und typischer Darstellung der unschönen Angewohnheit, die er abgestellt haben möchte, einprägt. Wenn wir einmal die einfachen und vollkommenen Ideen der Dinge in unserem Geist haben, beziehen wir ihre einzelnen und teilweisen Offenbarungen auf diese Typen; wir erkennen, was sie sind, gut oder schlecht, wie wir es nie zuvor taten, und wir tragen einen Führer in uns, um unsern Gang zu leiten. So steht es mit den Prinzipien des Geschmacks, der guten Erziehung, der konventionellen Mode; so steht es in den Künsten, der Malerei oder Musik. Wir können die Kritik an diesen Gegenständen nicht einmal verstehen, so lange wir uns nicht selbst einen idealen Maßstab dessen, was bewundernswert und was abgeschmackt ist, gebildet haben.

So steht es mit der Bildung und Schulung des Geistes, wie er in College und Universität geleitet werden sollte und wie er sich später im Leben erweist. Ein klarer Kopf, Genauigkeit, schulgerechte Präzision, Methode und dergleichen sind Ideen, die deutlich zu zeigen und leicht zu erfassen sind; und doch gehen sie jungen Leuten nicht so leicht ein, und man muß sie unterstreichen und Gewicht darauf legen. Und das tut man am besten durch eine Karikatur ihres Gegenteils.

Und wenn ich nun darangehe, die Karikatur festzusetzen, indem ich Herrn Brauns Vater ebenso wie ihn einführe, habe ich eine neue Erklärung abzugeben, damit es nicht den Eindruck macht, als wollte ich zu verstehen geben, es gebe wirklich Väter derart, wie er sich erweisen wird. Es ist nicht meine Absicht zu behaupten, daß es welche gibt; aber es mag leicht sein, daß sich manche ausgezeichnete Väter, so manche fähige und gedankenreiche Männer sogar finden lassen, die bis zu einem gewissen Grade unter dem Zwang jenes Irrtums stehen, für den Herr Braun senior das typische Beispiel ist, und die man möglicherweise dazu bringen kann, einige ihrer Ansichten zu überprüfen und einigermaßen abzuändern, wenn man sie ihnen einmal in den vollen Maßen dargestellt vorführt; und das, weil sie gezwungen sind, sich der typischen Vorstellung zu bemächtigen, obwohl der Irrtum sich in Wirklichkeit nie so rein und vollständig findet, sondern nur in Graden und Teilen, so daß man ihn, wenn er sich rein darstellt, eine Karikatur nennt und auch sehr wohl nennen darf. Mit dieser Erklärung meiner Absicht und dieser vorweggenommenen Verteidigung hoffe ich, dem Leser ohne Mißdeutung den Briefwechsel, von dem ich sprach, vorlegen zu können.

2. Herr Braun junior an seinen Vater

»Mein lieber Vater,

es ist sonderbar, daß ich niemals früher in Dublin war, obwohl wir jetzt schon einige Zeit in Irland sind. Nun, ich finde, es ist ein viel schönerer Ort, als ich es mir gedacht hatte – wirklich eine bemerkenswerte Stadt. Aber in vielen Dingen bleibt es betrüblich hinter der Welt zurück. Denke nur daran, daß es keine Sozialwissenschaft, nicht einmal eine Nationalgalerie oder ein Britisches Museum hat! Auch haben sie gar keine hohe Kunst hier: einige ordentliche öffentliche Gebäude, aber sehr heidnisch. Die Bucht ist eine feine Sache.

Ich sprach mit Deinem Brief bei Herrn Schwarz vor, der mich den Professoren vorstellte; einige von ihnen sind, dem Schädel nach zu urteilen, gescheite Leute.

Es sind eine Menge zur Prüfung da, und für den Besten gibt es ein Stipendium. Ich möchte es gern bekommen. Der junge Schwarz – Du hast ihn einmal gesehen – ist darunter; ich kenne ihn von der Schule her; er ist jetzt ein großer Bursche, obwohl er jünger ist als ich. Wenn er der beste unter ihnen sein sollte, werde ich keine große Angst haben.

Also – gestern ging ich hinein und wurde geprüft. Es war so eine üble Sache. Einer der jüngeren Tutoren nahm mich vor, und es muß ein Neuling sein, er war so unangenehm. Er stellte mit mir die langsamste Prüfung an! Bis zu dieser Minute weiß ich nicht, worum es ihm zu tun war. Erst sagte er ein Wort oder zwei, und dann schwieg er. Dann fragte er mich, warum wir nach Dublin hinaufkämen und nicht hinuntergingen, und stellte ein paar sonderbare kleine Fragen über Βαλϖω. Ich war leidlich zufrieden mit mir, aber er gab mir keine Gelegenheit, mich in vollem Glanze zu zeigen. Er fragte mich buchstäblich nichts, er gab mir lange Zeit nicht einmal eine Stelle zum Übersetzen, und dann gab er mir nichts weiter als zwei oder drei leichte Sätze. Und er spielte beständig mit seinem Papiermesser und sagte: »Wie befinden Sie sich jetzt, Herr Braun? Geraten Sie nicht in Unruhe, Herr Braun; nehmen Sie sich Zeit, Herr Braun; Sie wissen es ganz gut, Herr Braun; so daß ich mir kaum das Lachen verbeißen konnte. Ich habe nie in meinem Leben weniger Angst gehabt. Es wäre auch wunderbar, wenn so eine Prüfung mich außer Fassung bringen könnte.

Es gibt eine Menge Dinge, die ich sehr gut weiß, worüber der Prüfende nicht ein Wort gesagt hat. In der Tat, ich glaube, ich habe sehr viele Sachen umsonst vorgenommen – ärgerlich genug. Ich hatte viel von Grote gelesen; aber obgleich ich es ihm sagte, stellte er mir nicht eine Frage darüber; und dazu kommt noch Whewell, Macaulay und Schlegel, alles weggeworfen.

Er hat noch nicht ein Wort darüber gesagt, wo ich untergebracht werden soll. Er sah ganz bestürzt aus, als ich ihn danach fragte. Er ist, vermute ich, ein Charakter.

Ihr gehorsamer Sohn, u. s. w.

Robert.«

Herr Weiß an Herrn Braun sen.

»Mein lieber Herr,

ich habe den freundlichen Brief zu bestätigen, den Sie mir durch Ihren Sohn sandten, und ich bin sehr erfreut über das Vertrauen, das Sie uns aussprechen. Ihr Sohn scheint ein liebenswürdiger junger Mann zu sein, mit Eifer beim Studium, und es besteht die feste Hoffnung, wenn er zu uns kommt, daß er seine akademische Laufbahn mit ansehnlichem Erfolg zurücklegen wird und seine Prüfung mit Ehren bestehen. Ich hätte auch nichts anderes erwartet, nachdem er mir sagte, daß er daheim unter Ihrer eigenen väterlichen Leitung erzogen worden sei; in der Tat, wenn ich nicht irre, haben Sie die interessante Aufgabe des Unterrichtsleiters selbst übernommen.

Ich weiß kaum, was ich Ihnen im Augenblick am besten empfehlen soll: Seine Lektüre ist sprunghaft gewesen; er weiß etwas über sehr viele Dinge, von denen junge Leute seines Alters gemeinhin nichts wissen. Natürlich könnten wir ihn jetzt bei uns aufnehmen, wenn Sie darauf bestehen; aber mein Rat ist, daß er erst seine Bemühungen auf eine bestimmte Vorbereitung für unsere Prüfung richten und ihren besonderen Charakter studieren sollte. Unsere Regel ist, den jungen Leuten zu empfehlen, daß sie etwas ordentlich machen sollen, statt sich auf ein umfassendes Wissensgebiet zu werfen. Es fällt mir als der geistige Mangel Ihres Sohnes auf, daß er nicht scharf den springenden Punkt an den Dingen sieht noch die festen Grundlagen hat, die er haben könnte. Jungen Leuten fehlt es freilich immer an Genauigkeit; diese Schwäche ist ihm nicht allein eigen, und er wird zweifellos ihrer bald Herr werden, wenn er es darauf anlegt.

Alles in allem also, wenn Sie so freundlich sein wollen, ihn in sechs Monaten wieder heraufzuschicken, wird er besser imstande sein, von unsern Vorlesungen einen Gewinn zu haben. Ich will ihm sagen, was er in der Zwischenzeit lesen soll. Hinge es von mir ab, so würde ich ihn für diese Zeit in eine gute Schule oder ein College schicken, oder ich könnte Ihnen auch einen Privat-Tutor für ihn verschaffen.

Ich bin u. s. w.«

Herr Braun sen. an Herrn White

»Mein Herr,

Ihr Brief, den ich heute mit der Morgenpost empfing, tut meinen väterlichen Gefühlen wohl, sofern er von dem Eindruck Zeugnis ablegt, den meines Sohnes Liebenswürdigkeit und fester Sinn auf Sie gemacht hat. Er ist in der Tat ein ganz prächtiger Bursche: Väter sind partiisch, und was sie über ihre Kinder sagen, ist im allgemeinen nicht ernstzunehmen; aber ich schmeichle mir, daß der gegenwärtige Fall eine Ausnahme von der Regel bildet; denn wenn es je einen wohlgeratenen jungen Menschen gegeben hat, so ist es mein lieber Sohn. Er ist sicherlich sehr gescheit; und einen eifrigeren Studenten und einen mit größerer Belesenheit (für sein Alter) gibt es nicht.

Bei dieser Überzeugung werden Sie es entschuldigen, wenn ich sage, daß in Ihrem Brief Stellen waren, die ich nicht mit dem Teil in Einklang bringen kann, auf den ich mich bezog. Sie sagen, er sei »ein junger Mann, der Eifer beim Studium verrät, und er habe »die beste Hoffnung, seine akademische

Laufbahn mit ansehnlichem Erfolg zurückzulegen und seine Prüfung mit Ehren zu bestehen; Sie geben zu, daß er über viele Dinge etwas weiß, von denen junge Leute seines Alters gemeinhin nichts wissen; keine gewöhnliche Empfehlung, meine ich; doch trotzdem raten Sie mir, obwohl Sie es nicht in bestimmten Worten tun, zu etwas, was meine Pläne ganz durchkreuzen würde (denn ich weiß nicht, wie lange meine Pflichten mich in Irland festhalten werden), nämlich seine Übersiedlung um sechs Monate zu verschieben.

Wollen Sie mir gestatten, eine Vermutung zur Erklärung dieses Widerspruchs zu äußern? Ich finde sie in Ihrem Geständnis, daß die Prüfung von ›besonderem Charakter‹ ist. Natürlich ist es durchaus berechtigt, wenn die Leiter eines großen Instituts ›besondere‹ Grundsätze haben, und es ist nicht meine Sache, mit ihnen zu streiten.

Nichtsdestoweniger kann ich nicht umhin zu sagen, daß heutzutage nichts so sehr erforderlich ist bei der Erziehung als allgemeines Wissen. Das allein wird einen jungen Menschen für die Welt tauglich machen. In einer weniger unruhigen Zeit mag es gut und schön sein, sich bei Einzelheiten aufzuhalten und mit Kleinigkeiten zu spielen; aber die Welt wird nicht unseretwegen stillstehen, und wenn wir nicht auf der Höhe ihrer Anforderungen stehen, werden wir uns bald aus dem Kampf ausgeschaltet sehen. Man muß heute etwas in sich haben, um seinen Weg zu machen; und je eher wir das begreifen, desto besser.

Es ärgerte mich, offengestanden, von meinem Sohn zu hören, daß Sie ihn nicht in einer größeren Anzahl von Gegenständen geprüft haben, durch deren Behandlung er Ihnen wahrscheinlich eine andere Meinung von sich beigebracht hätte. Er hat ein gutes Gedächtnis und eine große Begabung für Geschichte, alte und neue, besonders Verfassungs- und Parlamentsgeschichte; ein anderes Lieblingsstudium von ihm ist die Geschichtsphilosophie. Er hat Prichards Naturgeschichte gelesen, Kardinal Wisemans Vorlesungen über exakte Wissenschaft, Bacons Fortschritte des Wissens, Macaulay und Hallam: Es ist mir noch nie jemand begegnet, der schneller lesen kann. Ich habe ihn in England einige der begabtesten Dozenten über Chemie, Geologie und vergleichende Anatomie hören lassen, und er verfolgt die Vierteljährliche Rundschau und die besten Zeitschriften, als wäre das selbstverständlich. Doch kein Wort fiel in der Prüfung über diese Dinge!

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß er sich sehr gut auf dichterische Arbeit versteht: Ich füge ein Bruchstück bei, das ich auf seinem Tisch fand, sowie einen seiner Prosaaufsätze.

Gestatten Sie mir, als einem warmen Freunde Ihres Unternehmens, die Bemerkung, daß der Stoff des Wissens von weit größerer Bedeutung ist als das Technische daran, und daß die Kraft des jugendlichen Geistes nur verschwendet wird mit unfruchtbarer Gelehrsamkeit und seine Glut erstickt durch trockene Untersuchungen.

Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.«

Beim Empfang dieses Briefes wird Herr Weiß mit wenig Befriedigung bemerken, daß er dem Ziel, Herrn Brauns Vater mit dem wirklichen Stand der Dinge vertraut zu machen, nicht um ein Haar breit nähergekommen ist und sich ihm nur als Zielscheibe für gewisse Gemeinplätze dargeboten hat, die durchaus richtig sind, aber mit der fraglichen Angelegenheit gar nichts zu tun haben. Erfüllt von dieser Enttäuschung wird er eine Zeitlang die Einlagen von Herrn Brauns Brief, nämlich seines Sohnes schriftstellerische Versuche, nicht einsehen. Schließlich öffnet er sie und findet, was folgt:

Herrn Brauns Poesie

DIE EINNAHME VON SEWASTOPOL

*Könnt ich ins selige Arabien fliehn,
Die Welt vergessend, doch ihrer Gaben voll,
Wo holder Frieden herrscht von Strand zu Strand,
Und schrilles Kriegshorn nicht die Luft aufrührt.*

Hört'st du den Schall, der wolken-treibend weckt (* Bombardement)
Vom Schlummer auf den ungestlichen See? ** (** Das Schwarze Meer)*

*Sahst Du das Banner stolz gebläht entfalten
Das glühnde Karmoisin, das blanke Gold?*

*Raglan und St. Arnaud, gebieterisch,
Sie dampften von Byzantiums weißem Strand;
Mit dem erstaunten Moskowiter Kampf
Verkündet der Cyanschen Felsen Wucht.*

*In Syriens Mittagsbalsam die geliebte Maid
Ahnt so des heißen Sommers Nahn voraus
Und seufzt ...
Und schmachtet ...
Und spürt noch dunkel ...*

Herrn Brauns Prosa

»FORTES FORTUNA ADIUVAT«

»Unter all den ungewissen und launenhaften Mächten, die unser irdisches Geschick bestimmen, steht das Glück an erster Stelle. Wer hat nicht von den Armen gehört, die erhöht, und den Reichen, die erniedrigt werden? Alexander der Große sagte, er beneide Diogenes in seiner Tonne, weil Diogenes nichts zu verlieren habe. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um ein Beispiel für das Glück zu finden. Wer war noch vor einem Jahr so groß wie Nikolaus, der Zar aller Reussen, und nun ist er gefallen, gefallen von seinem hohen Standort, und hat keinen Freund, um ihm ein ehrenvolles Leichenbegängnis zu halten«. Die Türken sind die prächtigsten Vertreter des Menschengeschlechts, doch auch sie haben

die Wechselfälle des Glücks erfahren. Horaz sagt, wir sollten uns in unsere Mannestugend hüllen, wenn das Glück wechselt. Auch Napoleon zeigt uns, wie wenig wir uns auf das Glück verlassen können; aber seine Fehler, so groß sie sind, werden wettgemacht durch seinen Neffen, Louis Napoleon, der sich sehr viel anders gezeigt hat, als wir es erwarteten, obwohl er niemals erklärt hat, wie er dazu kam, den Eid auf die Verfassung zu leisten, und dann den Kaiserthron bestieg.

Aus all dem geht hervor, daß wir uns auf das Glück nur verlassen sollten, solange es währt – eingedenk der Worte der Thesis, »Fortes fortuna adiuvat; und daß wir vor allem stets jene Tugenden üben sollen, die uns nie im Stich lassen werden, die eine sichere Basis sind, um Achtung zu erlangen, und uns hier und künftig nützen werden.«

Wenn er diese schriftstellerischen Produkte überliest, wird Herr Weiß nachdenklich werden; dann wird er überlegen, daß er sich ebenso gut die Mühe sparen kann, mit einem Korrespondenten zu rechten, dessen Prinzip und Maßstab der Beurteilung so verschieden von seinem eigenen ist; und so wird er einen höflichen Brief an Herrn Braun zurückschreiben und die beiden Papiere beilegen.

3.

Herr Braun jedoch besitzt nicht die Resignation des Herrn Weiß. Und als sein Dubliner Freund, Herr Schwarz, ihm einen Besuch macht, schüttet er ihm sein Herz aus; und ich werde dem Leser alles erzählen, was sich zwischen den beiden abspielt.

Herr Schwarz ist ein gebildeter und urteilsfähiger Mann. Er kennt den Unterschied zwischen leerem Schein und solidem Stoff; er ist durchdrungen von der Überzeugung, daß Rom nicht an einem Tage erbaut wurde, daß Gebäude ohne Fundament nicht stehen werden, und daß Knaben, wenn sie gut unterrichtet werden sollen, langsam und Schritt für Schritt unterrichtet werden müssen. Überdies denkt er in den geheimen Tiefen seines Herzens, daß sein eigener Sohn Harry, dessen Bekanntschaft wir schon gemacht haben, soviel wert ist wie ein Dutzend junge Brauns. Ihm also, einem nicht ganz unparteiischen Richter, vertraut Herr Braun seine Unzufriedenheit an und zeigt ihm den Aufsatz seines Sohns als ein *experimentum crucis* zwischen ihm und Herrn Weiß. Herr Schwarz liest es einmal durch und dann noch einmal; und dann bemerkt er:

»Nun, es ist nur so ein Ding, wie es jeder Junge schreiben würde, weder besser noch schlechter. Ich spreche offen.«

Da Herr Braun seiner Enttäuschung Ausdruck gibt, sofern der besagte Aufsatz nicht von der Art sei, wie ihn jeder Junge schreiben könne, fährt Herr Schwarz fort:

»Es steht nicht ein Wort über das Thema darin, aber alle Jungen schreiben so.«

Herr Braun lenkt die Aufmerksamkeit seines Freundes auf die Kenntnis der alten Geschichte, die der Aufsatz verrät, von Alexander und Diogenes; der Geschichte Napoleons; auf das offenbare Interesse, mit dem der junge Verfasser die Zeitgeschichte verfolgt, und auf die schlagfertige Verwendung der

Zeitereignisse für seinen Zweck; überdies auf das passend angebrachte Zitat aus Dryden und den Hinweis auf Horaz – alles Beweise eines scharfen Verstandes und eines literarisch gebildeten Geistes.

Aber Herr Schwarz ist unerbittlicher in seiner Kritik, als die Gelegenheit erfordert, und hartnäckiger, als irgendein Vater ruhig ertragen kann. Er geht daran, in folgender Rede den »Schmetterling zu rädern«:

»Nun sehen Sie her«, sagt er, »der Gegenstand ist ›Fortes fortuna adiuvat‹; nun das ist ein Satz; er stellt ein gewisses allgemeines Prinzip fest, und gerade so etwas pflegt ein Junge von gewöhnlichem Schlage zu verfehlen, und Robert verfehlt es. Er schweift sogleich bei dem Wort ›fortuna‹ ab. ›Fortuna‹ war nicht sein Gegenstand; das Thema sollte ihn leiten, zu seinem eignen Besten; er lehnt es ab, sich ein Gängelband anlegen zu lassen; er bricht los und rennt nach seiner eignen Manier davon auf das breite Feld und mit der wilden Jagd des ›Glücks‹, statt sich eng an eine Frage zu halten, die als eine fest bestimmte ihm eine Stütze geboten hätte.

Es wäre sehr grausam gewesen, einen Knaben über ›das Glück‹ schreiben zu lassen; das wäre ungefähr so, als hätte man ihn nach seiner Meinung über ›die Dinge im allgemeinen‹ gefragt. Das Glück ist ›gut‹, ›schlecht‹, ›launenhaft‹, ›unerwartet‹, zehntausend Sachen zugleich (Sie finden sie alle in den Gradus), und eins so gut wie das andere. Zehntausend Sachen kann man davon aussagen; nennen Sie mir eins davon und ich will darüber schreiben; ich kann nicht über mehr als eins schreiben; Robert zieht es vor, über alle zu schreiben.

›Das Glück ist den Kühnen hold‹; hier ist ein ganz bestimmtes Thema; packen Sie es an und es wird Sie stützen und leiten: Sie werden wissen, nach welcher Richtung Sie sehen sollen. Nicht ein Knabe unter hundert versichert sich dieses Beistands; Ihr Junge steht nicht allein mit seiner Ungenauigkeit; alle Knaben sind mehr oder weniger ungenau, weil sie Knaben sind; ein knabenhafter Geist bedeutet Ungenauigkeit. Knaben können nicht ohne einen Schnitzer einen Auftrag ausrichten, einen Befehl ausführen, einen Vorfall wiedergeben. Sie rafften nicht ihre Aufmerksamkeit zusammen, um zu überlegen: Das ist ihnen zu mühsam; sie können nicht fest den Blick auf etwas heften; und wenn sie versuchen zu schreiben, fahren sie mit einem großen Wortschwall darauf los, der sie zu nichts führt und nie zu etwas führen würde, wenn sie auch Aufsätze kritzelten, bis ihre Finger wund wären.

Ein wirklich gescheiter junger Mensch, besonders wenn sein Geist sich zu erschließen beginnt, findet dieses geistige Gebrechen unerträglich, wenn er auch, eben als ein junger Mensch, noch teilweise unter seinem Einfluß steht. Er schreckt vor einem unbestimmten Gegenstand zurück, so unwillkürlich wie ein liederlicher Geist danach greift; und er wird oft zu seinem Nachteil erscheinen und einen unwissenden und dummen Eindruck machen, weil er mehr sieht und mehr weiß und eine klarere Vorstellung von den Dingen hat als andere. Ich erinnere mich, daß ich einmal hörte, wie so ein junger Mann im Verlauf einer Prüfung die höchst merkwürdige Frage gestellt bekam, was ›seine Meinung‹ über Lord Chatham sei. Nun, das war soviel, als hätte man ihn nach seiner Ansicht über ›die Dinge im allgemeinen‹ gefragt. Der arme junge Mensch stockte und sah wie ein Narr drein, obwohl er keiner

war. Der Prüfende, blind gegen seine eigene Absonderlichkeit, fragte ihn weiter, »welches die Kennzeichen der englischen Geschichte seien«. Ein neues Schweigen, und der arme Bursche schien den Zuschauern abgetan, während sein einziger Fehler darin bestand, daß er mehr Verstand hatte als der Fragesteller.

Wenn ich solche Fragen stellen höre, bewundere ich den Takt des würdigen Milnwood in der Alten Sterblichkeit, als er in einer ähnlichen schlimmen Lage war. Sergeant Bothwell brach in des Königs Namen in sein Haus und Eßzimmer ein und fragte ihn, was er über die Ermordung des Erzbischofs von St. Andreas dächte; der alte Mann war viel zu klug, sich eine eigene Meinung selbst über eine Vorschrift des Dekalogs zu gestatten, wenn ein Krieger danach fragte; so ließ er seine Augen über die Königliche Proklamation in der Hand des Sergeanten gleiten und eignete sich ihre Gefühle zur Antwort auf die vorgelegte Frage an. Dadurch wurde er instandgesetzt, die besagte Mordtat als »wild«, »verräterisch«, »teuflisch« und »im Widerspruch mit dem Frieden des Königs und der Sicherheit der Untertanen« zu brandmarken, zur Erbauung aller Anwesenden und zur Zufriedenheit des militärischen Fragestellers. Etwa auf solche Weise half sich mein junger Freund heraus. Sein Schutzengel flüsterte ihm ins Ohr, daß sein Examinator, Herr Grey, selbst ein Buch über Lord Chatham und seine Zeit geschrieben habe. Das brachte ihn sogleich ins richtige Fahrwasser; er schloß kühn aus seiner Kenntnis des Mannes auf die politischen Ansichten, die darin vorgebracht werden; war nicht in Verlegenheit um bestimmte Sätze, die seinem Zweck entsprachen; gewann wieder Boden unter den Füßen und kam triumphierend hindurch.«

Hier hält Herr Schwarz inne, und Herr Braun benützt die Pause, um anzudeuten, daß Herr Schwarz selbst kein Schüler seiner eigenen Philosophie ist, da er einigermaßen von seinem Gegenstand abschweift; sein Freund steht beschämt und kehrt zu seinem Ausgangspunkt zurück.

»Das Thema«, beginnt er wieder, »ist »Das Glück ist den Tapfern hold«; Robert legt bei dem Nominativ los, ohne das Verbum oder den Akkusativ abzuwarten. Er hätte sich ebensogut auf »tapfer« oder »hold sein« stürzen können, wenn nicht gerade »Glück« zuerst gekommen wäre. Er schweift nicht bloß von seinem Gegenstand ab, sondern er geht von einem falschen Punkt aus. Nach seinem Anfang konnte nichts mehr recht werden, denn da er gar nicht von seinem Gegenstand abgekommen war (wie ich von dem meinen), so konnte er auch niemals darauf zurückkommen. Jedoch hätte er sich wenigstens an irgendeinen Gegenstand halten können; er hätte einige Genauigkeit oder Folgerichtigkeit in Einzelheiten zeigen können; aber gerade das Gegenteil; beachten Sie nur. Er beginnt damit, das Glück »eine Macht« zu nennen; lassen wir das hingehen. Danach ist es eine der Mächte, »die unser irdisches Schicksal lenken«, d. h. das Glück lenkt das Schicksal. Nun, wo das Glück herrscht, herrscht nicht das Schicksal; wo das Schicksal herrscht, herrscht nicht das Glück. Nachdem er dann im allgemeinen festgestellt hat, daß das Glück bald steigen, bald fallen läßt, geht er daran, Beispiele zu nennen: da ist Alexander z. B. und Diogenes – Beispiele also für das, was das Glück nicht tut, denn sie starben, wie sie lebten, in ihrer jeweiligen Lebensstellung. Dann kommt der Kaiser Nikolaus hic et nunc; mit den Türken andererseits, für die Ort und Zeit und Gelegenheit nicht angegeben werden.

Dann werden Beispiele hingestreut und wir werden aufs Gebiet der Poesie hinübergeführt und was wir nach Horaz tun sollten, wenn das Glück wechselt. Nächst dem werden wir zu unsern Beispielen zurückgeführt, um eine Reihe von Abschweifungen zu beginnen, die mit Napoleon I. anfangen. Dank einem ›À propos Napoleon I.‹ kommt Napoleon III. herein; das führt zu der Bemerkung, ›daß dieser sich sehr anders verhielt, als wir es erwarteten‹. Und das wieder zu der weiteren Bemerkung, daß noch keine Erklärung dafür gegeben worden ist, wie er die Verfassung los wurde. Er schließt dann, indem er kühn das Thema anführt, zum Beweis dafür, daß wir uns auf das Glück verlassen dürfen, wenn wir nicht anders können; und mit dem vernünftigen, aber unerwarteten Rat, die Tugend zu üben‹.

»Oh, Schwarz, das ist zu lächerlich«, fällt Herr Braun ein; dieser Herr Braun muß ein sehr gutmütiger Mensch sein, sonst würde er nicht so viel aushalten – das ist eine Bemerkung von mir, nicht von Herrn Schwarz, der sich nicht unterbrechen läßt, sondern nur seine Stimme erhebt: »Nun ich weiß, wie dieser Aufsatz geschrieben wurde«, sagt er, »erst ein Satz, dann saß ihr Junge nachdenklich da und kaute am Ende seines Federhalters; jetzt kam der zweite zu Papier und so weiter. Die Regel ist, erst denken und dann schreiben: Schreibe nicht, wenn du nichts zu sagen hast; sonst wird ein schönes Zeug zusammenkommen. Ein nachdenklicher junger Mensch mag sich ungeschickt ausdrücken, er mag wenig niederschreiben; aber verlassen Sie sich drauf, seine halben Sätze werden mehr wert sein als der Foliobogen eines andern Jungen, und ein erfahrener Examinator wird das sehen.

Nun will ich etwas von Robert prophezeien, falls ihm dieser Fehler nicht ausgetrieben wird«, fährt Herr Schwarz erbarmungslos fort. »Wenn er heranwächst und eine Rede zu halten hat oder einen Brief für die Zeitung zu schreiben, wird er sich nach Stilblüten, recht pompösen Stilblüten, umsehen, nach Redefiguren, nach prächtigen Ausdrücken, trivialen Zitaten, abgedroschenen Anfängen und Schlüssen, glanzvollen Umschreibungen u. s. w., aber die Bedeutung, der Sinn, der handgreifliche Sinn, die Begründung – Sie mögen sich lange genug die Sohlen ablaufen, ehe Sie ihn fangen.«

»Nun«, sagt Herr Braun, ein wenig verärgert, »Sie sind erheblich schlimmer als Herr Weiß; Sie haben Ihren Beruf verfehlt; Sie hätten ein Schulmeister werden sollen.« Aber er geht doch etwas betroffen von dem, was sein Freund ihm gesagt hat, heim und läßt es sich einige Zeit durch den Kopf gehen, als er da angekommen ist. Er ist im Grunde ein vernünftiger Mann, so wie er ein gutmütiger ist, dieser Herr Braun.

§ 3. Lateinischer Stil

1.

Herr Weiß, der Tutor, findet mehr und mehr Gefallen an dem jungen Herrn Schwarz; und als dieser ihn eines Tages um einige Winke für den schriftlichen Gebrauch des Lateinischen bittet, schenkt ihm Herr Weiß sein Vertrauen und leiht ihm einige seiner eigenen Manuskripte. Unter anderem gibt er das folgende Herrn Schwarz in die Hand.

Herrn Weiß' Ansicht über lateinische Übersetzungskunst

Es gibt vier Erfordernisse für einen guten Stil: Richtigkeit der Wörter oder richtige Diktion, Syntax, Spracheigentümlichkeit und Eleganz. Darunter bedürfen die beiden ersten keiner Erklärung, und wahrscheinlich wird sie jeder Kandidat aufweisen. Der letzte ist freilich wünschenswert, aber nicht wesentlich. Der Punkt, welcher besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die sprachliche Eigentümlichkeit.

Mit Spracheigentümlichkeit ist der Gebrauch der Worte gemeint, der einer besondern Sprache eigen ist. Zwei Nationen können entsprechende Worte für dieselben Ideen haben und sich doch in ihrer Verwendung dieser Worte gänzlich unterscheiden. Z. B. ›et‹ bedeutet ›and‹, doch es kann nicht immer im Lateinischen gebraucht werden, wo ›and‹ im Englischen gebraucht wird. ›Faire‹ kann im Französischen für ›do‹ stehen; doch in einer besonderen Redensart, für ›How do you do‹ wird ›faire‹ nicht gebraucht, sondern ›se porter‹, nämlich ›Comment vous portez-vous?‹ Ein Engländer und ein Franzose würden einander fast unverständlich und ganz lächerlich sein, wenn sie die französischen oder englischen Wörter nach der Spracheigentümlichkeit oder dem besonderen Brauch ihrer eigenen Sprache verwendeten. Darum wird die vollständigste und genaueste Bekanntschaft mit Wörterbuch und Grammatik keineswegs den Erfolg haben, einen Studenten schriftlichen Ausdruck oder Stil zu lehren. Etwas mehr ist erforderlich, nämlich die Kenntnis der Verwendung der Wörter und Konstruktionen oder die Kenntnis der Spracheigentümlichkeit.

Nehmen Sie die folgende englische Sprachprobe eines modernen Schriftstellers:

›This is a serious consideration: Among men, as among wild beasts, the taste of blood creates the appetite for it, and the appetite for it is strengthened by indulgence.‹ (›Dies ist eine ernste Erwägung: Bei den Menschen wie bei den wilden Tieren weckt der Geschmack des Bluts das Verlangen danach, und das Verlangen danach wird verstärkt, wenn man ihm nachgibt.‹)

Übersetzen Sie es Wort für Wort buchstäblich ins Lateinische, so:

›Haec est seria consideratio. Inter homines, ut inter feras, gustus sanguinis creat eius appetitum, et eius appetitus indulgentia roboratur.‹

Reineres Latein, was die Diktion, korrekteres, was die Syntax anbelangt, kann man nicht verlangen. Jedes Wort ist klassisch, jede Konstruktion grammatisch in Ordnung; doch von Latinität ist schlechthin keine Spur. Von Anfang bis zum Ende folgt es der englischen Art zu reden oder der englischen Spracheigentümlichkeit, nicht der lateinischen.

In dem Maße also, wie ein Kandidat von diesem Anglizismus zur Latinität fortschreitet, so weit schreibt er gutes Latein.

Wir könnten an die obige wörtliche Übertragung folgende Bemerkungen anknüpfen.

1. ›Consideratio‹ ist nicht ›a consideration‹; da der Lateiner keinen Artikel hat, muß er zu Hilfsmitteln greifen, um ihn zu ersetzen; z. B. *quidam* wird bisweilen für *a* gebraucht.
2. ›Consideratio‹ ist nicht ›a consideration‹, d. h. eine Sache, die erwogen wird, oder ein Thema; sondern der Akt des Erwägens.
3. Man darf niemals vergessen, daß solche Worte wie ›consideratio‹ im allgemeinen bildliche Ausdrücke sind und darum nicht einfach, ohne Einschränkung und Erklärung, im englischen Sinn gebraucht werden können, wonach der geistige Akt primär durch das Wort wiedergegeben wird. ›Consideratio‹ kann allerdings eher seinem eigenen Sinn entsprechend absolut gebraucht werden als die meisten Wörter der Art, aber wenn wir einen Parallelfall nehmen, z. B. ›agitatio‹, könnten wir es nicht ohne weiteres im geistigen Sinn für ›agitation‹ (Erregung) brauchen, sondern wir müssen sagen ›agitatio mentis, animi‹ etc., obwohl es auch dann unserm ›agitation‹ noch nicht ganz entsprechen würde.
4. ›Inter homines, gustus‹, etc. Hier vermengt das Englische, was nicht ungewöhnlich ist, zwei Ideen miteinander. Es bedeutet erstens, daß etwas unter Menschen vorkommt und unter wilden Tieren vorkommt und daß es dasselbe ist, was bei beiden vorkommt; und zweitens, daß dies Etwas darin besteht, daß der Geschmack des Bluts eine ganz bestimmte, besondere Wirkung hat. Mit andern Worten, es bedeutet (1) ›Dies kommt bei Menschen und Tieren vor‹, (2) nämlich, daß der ›Geschmack des Blutes‹ u. s. w. Daher drückt ›inter homines, etc., gustus creat, etc.‹ nicht den englischen Sinn aus, sondern übersetzt nur seinen Ausdruck.
5. ›Inter homines‹ ist nicht die lateinische Wendung für ›among‹. ›Inter‹ schließt im allgemeinen die Bedeutung einer Teilung ein, nämlich Unterbrechung, Gegensatz, Rivalität u. s. w. So, mit einem einzelnen Nomen ›inter coenam hoc accidit‹, d. h. das unterbrach das Nachtmahl. Und so bei zwei Nomina ›inter me et Brundisium Caesar est‹. Und so bei einem Plural ›hoc inter homines ambigitur‹, d. h. zwischen Mensch und Mensch. ›Micat inter omnes Julium sidus‹, d. h. im gegenseitigen Wettbewerb der Sterne. ›Inter tot annos unus (vir) inventus est‹, d. h. obwohl all diese Jahre, jedes einzelne, ihren Anspruch geltend machen, kann doch nur eins davon einen Mann aufweisen u. s. w. ›Inter se diligunt‹, sie lieben einander. Das lateinische Wort für ›among‹ in seinem schlichten Sinn dagegen ist ›in‹.
6. Als allgemeine Regel gilt, daß ein aktivischer Indikativ mit dem Akkusativ danach als Hauptkonstruktion in einem lateinischen Satz nicht üblich ist.
7. ›Et‹; hier werden zwei Redeteile verbunden, die verschiedene Subjekte oder Nominative haben; im ersten steht ›appetitus‹ im Nominativ und im zweiten im Akkusativ. Im Lateinischen ist es üblich, dasselbe Subjekt in verbundenen Redeteilen weiterzuführen.
8. ›Et‹ verbindet hier zwei verschiedene Redeteile. ›Autem‹ ist das Üblichere.

Da dies einige Fehler der wörtlichen Übersetzung sind, gebe ich die Übersetzungen wieder, die mir sechs meiner Schüler einsandten, welchen es zwar an Eleganz des Stils mangelt und die auch mehr oder weniger unvermögend sind, die lateinische Spracheigentümlichkeit zu treffen, die aber doch augenscheinlich wissen, was Spracheigentümlichkeit ist.

Der erste schrieb: Videte rem graviolem; quod feris id hominibus quoque accidit, — sanguinis sitim semel gustantibus intus concipi, plene potantibus maturari.

Der zweite schrieb: Res seria agitur; nam quod in feris, illud in hominibus quoque cernitur, sanguinis appetitionem et suscitari lambendo et epulando inflammari.

Der dritte: Ecce res summa consideratione digna; et in feris et in hominibus, sanguinis semel delibati sitis est, saepius hausti libido.

Der vierte: Sollicite animadvertendum est, cum in feris tum in hominibus fieri, ut guttae pariant appetitum sanguinis, frequentiores potus ingluviem.

Und der fünfte: Perpende sedulo, gustum sanguinis tam in hominibus quam in feris primo appetitionem sui tandem cupidinem inferre.

Und der sechste: Hoc grave est, quod hominibus cum feris videmus commune, gustasse est appetere sanguinem, hausisse in deliciis habere«.

Herr Schwarz jun. studiert dieses Manuskript und findet, daß er einen Gewinn davon hat. Als er daher seinen Vater sieht, nennt er ihm Herrn Weiß, spricht von seiner Freundlichkeit, seinem Manuskript und besonders von dem oben angeführten, wovon er sich eine Abschrift gemacht hat. Sein Vater läßt es sich zeigen; und da er etwas von einem Kritiker in sich hat, gibt er sogleich sein Urteil darüber ab und geruht, es zu loben; aber er sagt, es trüfe in dem einen daneben, daß es nämlich die Frage der Konstruktion übersieht. Er behauptet, das Entscheidende für gute oder schlechte Latinität sei nicht die Spracheigentümlichkeit, wie Herr Weiß sagt, sondern die Konstruktion. Dann kommt Herr Schwarz auf sich selbst und die Studien seiner Jugend zu sprechen; und schließlich erzählt er Harry die Geschichte seiner eigenen Suche nach dem Geheimnis des lateinischen Stils. Ich sehe nicht ganz, was das mit dem Manuskript des Herrn Weiß zu tun hat, von dem man nicht sagen kann, daß es mit Herrn Schwarz' Erzählung im Widerspruch steht; immerhin kann ich es passend hier anführen, denn von einem anderen Gesichtspunkt aus kann es ein Licht auf die Frage werfen, die von diesen beiden literarischen Autoritäten gemeinsam behandelt wird.

2.

Bekennnis des alten Herrn Schwarz über sein Suchen nach einem lateinischen Stil

»Die Versuche und Fehlschläge und Erfolge der Vorausgehenden, lieber Sohn, sind die Wegweiser für die Nachfolgenden; und während ich zu dir allein spreche, geht es mir auf, daß ich, ohne zuviel von mir selbst zu reden oder herzumachen, wohl imstande bin, Anschauungen und Warnungen

vorzubringen, die in der Tat den Studenten der Universität im allgemeinen nützlich sein könnten, wenn ich darauf hinweise, wie ich selbst in früheren Jahren mich darum bemüht habe, geistig voranzukommen und mein Wissen zu vermehren. Ich bin kein großer Bewunderer autodidaktischer Genies; Autodidakt zu sein ist ein Unglück, wenn es sich nicht um jene außerordentlichen Geister handelt, denen der Titel Genie rechtmäßig zukommt. Denn in den meisten Fällen heißt Autodidakt sein, schlechte Grundlagen haben, einen unordentlichen Abschluß und verkehrte Begriffe. Nun war dies Mißgeschick, von dem ich spreche, nicht eigentlich meins; doch ich war zeitweise gerade so weit mir selbst überlassen, um die Geschichte meines Geistes so zu gestalten, daß junge Studenten ihr Winke entnehmen können, die ihnen selbst nützlich sein werden. Und nun zu meinem Thema.

In der Schule galt ich für einen geweckten Jungen; ich machte ihre Klassen schnell durch; und als ich so fünfzehn war, hatten meine Lehrer mir nichts mehr beizubringen und wußten nicht mehr, was sie mit mir anfangen sollten. Ich hätte in eine öffentliche Schule gehen können oder für drei oder vier Jahre zu einem Privattutor; aber es gab Gründe, die gegen diesen Plan sprachen, und so wurde ich in dem ungewöhnlichen Alter, von dem ich spreche, mit einigen ungenauen Kenntnissen von Homer, Sophokles, Herodot und Xenophon, Horaz, Vergil und Cicero an der Universität immatrikuliert. Ich hatte von Kind an sehr gern geschristellert, in Versen und Prosa, englisch und lateinisch, und hatte ein besonderes Interesse für die Frage des Stils; und einer meiner Herzenswünsche war es, ein gutes Latein zu schreiben. Ich hatte eine gewisse Vorstellung vom Stil Addisons, Humes und Johnsons im Englischen; aber ich hatte keine Vorstellung davon, was man unter einem guten lateinischen Stil versteht. Ich hatte Cicero gelesen, ohne zu lernen, was das ist; die Bücher sagten: ›Das ist reine Ciceronische Sprache‹, ›das ist reine und elegante Latinität‹, aber sie sagten mir nicht warum. Einige Leute sagten mir, ich sollte mich nach meinem Ohr richten; Cicero auswendig lernen; und dann würde ich wissen, wie ich meine Gedanken zu wenden und meine Worte anzuordnen hätte; ja, noch mehr, wo der Konjunktiv und wo der Indikativ zu setzen wäre. Infolgedessen hatte ich ein unklares, unbefriedigtes Gefühl in der Sache, griff beständig in die Luft und schleppte so etwas wie den unbehaglichen Eindruck eines schlechten Traums mit mir herum.

Als ich 16 war, geriet ich über einen Artikel in der Vierteljährlichen, der eine lateinische Geschichte des Aufstands von 1715 (glaube ich) rezensierte: vielleicht von Dr. Whitaker. Nach Jahren hörte ich, daß die Kritik von einem berühmten Oxforder Gelehrten verfaßt war; aber zu jener Zeit war es das Thema selbst, nicht der Verfasser, was mich gefangennahm. Ich las es sorgfältig und machte mir Auszüge, die ich, glaube ich, heute noch habe. Hätte ich mehr von lateinischem Stil gewußt, so wäre es mir wirklich von Nutzen gewesen; doch da es sich notgedrungen mit Wortkritik befaßte, führte es mich nur noch tiefer in den Irrtum hinein, in dem ich bereits befangen war – daß Latinität in dem Gebrauch guter Redewendungen besteht. Demnach begann ich, mir spracheigentümliche oder besondere Ausdrücke aufzuschreiben und in meinen Übungen zu verwenden: wie z. B. ›oleum perdidit‹, ›haud scio an non‹, ›cogitanti mihi‹, ›verum enimvero‹, ›equidem‹, ›dixerim‹ und dergleichen; und ich hielt es für sehr wichtig, das Verbum an das Ende des Satzes zu stellen. In dieselbe Richtung führten mich Dumesnils

Synonyma, ein gutes Buch, das aber nicht einmal den Anspruch erhebt, einen Lateinisch schreiben zu lehren. Ich bemühte mich, ein Architekt zu werden, indem ich Ziegel machen lernte.

Dann stieß ich auf die Germania und den Agricola des Tacitus, und sein Stil machte großen Eindruck auf mich. Seine Eigentümlichkeiten waren viel leichter zu begreifen und nachzumachen als Ciceros: »decipit exemplar vitii imitabile«; und so bereicherte ich, ohne im Verständnis des Geistes der Sprache oder der Konstruktion eines lateinischen Satzes irgendeinen Fortschritt zu machen, meine schönen Worte und wohlpolierten Wendungen um Phrasen, die nach Tacitus schmeckten. Die Dialoge des Erasmus, die ich studierte, führten mich in derselben Richtung; denn Dialoge bestehen der Natur der Sache nach mehr aus Worten und Satzteilen und prächtigen, treffenden oder der Umgangssprache entnommenen Ausdrücken als aus Sätzen von vollkommenem Bau.«

Herr Schwarz holt Atem und führt dann fort:

»Die Arbeit von Jahren führte also zu nichts, und als ich zwanzig war, wußte ich kein bißchen mehr von lateinischem Stil, als ich mit fünfzehn gewußt hatte. Da geschah es, daß gewisse Umstände meine Aufmerksamkeit auf einen Band lateinischer Vorlesungen lenkten, die der vorzügliche Gelehrte veröffentlicht hatte, dessen Kritik in der Vierteljährlichen Rundschau ich bereits erwähnte. Die fraglichen Vorlesungen waren ursprünglich gehalten worden, als er die Professur für Poesie innehatte, und wurden später in einem Bande gesammelt; und mannigfaltige Umstände verbanden sich, um ihnen einen ganz besonderen Charakter zu verleihen. Einzeln, in Abständen, vor einer großen, gebildeten und kritischen Zuhörerschaft gehalten, verlangten und gestatteten sie besondere Feilung des Stils. Da sie von einer Persönlichkeit herrührten, deren Latinität in so hohem Ruf stand, waren sie Proben künstlerischer Meisterschaft; und da sie für Personen bestimmt waren, die ex tempore dem Gang einer Erörterung in fremder Sprache folgen mußten, verlangten sie einen Stil, der ebenso klar, scharf, durchsichtig und lichtvoll sein mußte wie rhetorisch geschmückt. Da sie überdies moderne Ideen in einer antiken Sprache ausdrückten, schlossen sie eine neue Entwicklung und Anwendung ihrer Kräfte ein. Das Ergebnis all dieser vereinigten Bedingungen war ein Stil, der weniger schlicht, weniger natürlich und frisch war als Ciceros; gewollter, anspruchsvoller, blendender; auf einer Seite die Blüten häufend, die Cicero über eine Abhandlung verstreut; aber gerade darum besser geeignet, dem forschenden Studenten nahezubringen, was Latinität sei. Jedenfalls war das seine Wirkung auf mich; es war wie das »Sesam öffne dich« des Märchens; und ich bemerkte bald, daß ich einen ganz neuen Sinn für Stil besaß, daß ich unfehlbar wußte, wie ein lateinischer Satz beschaffen sein müsse, und sah, wie ein englischer Satz eingeschmolzen und neugeformt werden müsse, um Latein zu werden. Fortan hatte Cicero, wenn ich ihn las, eine künstlerische Bedeutung, wie er sie früher nie für mich gehabt hatte; der schlimme Traum vom Suchen und Nichtfinden war vorbei; und ob ich je in die Lage kam, lateinisch zu schreiben oder nicht, ich wußte doch jedenfalls, was gutes Latein sei.

Ich hatte nun gelernt, daß gute Latinität in der Konstruktion besteht; daß jedes Wort eines Satzes lateinisch sein kann und der ganze Satz doch englisch bleiben; und daß Wörterbücher nicht schreiben

lehren. Frohlockend über meine Entdeckung ging ich zunächst daran, die Idee der Latinität, die ich erlangt hatte, zu analysieren und zu einer Wissenschaft auszugestalten. Regeln und Bemerkungen, wie sie in Werken über Stilkritik enthalten sind, hatten mich nicht dazu geführt, mir die Idee zu eigen zu machen; und nun, da ich sie wirklich gewonnen hatte, führten sie mich dazu, daraus Regeln und Bemerkungen für mich selbst herzuleiten. Ich konnte mir nun Cicero zunutzemachen, und ich ging daran, aus seinen Schriften ein Induktionsmaterial zu machen, aus dem ich ableitete und auf eine Form brachte, was ich eine Wissenschaft von der Latinität nannte – mit ihren Grundsätzen und Besonderheiten, ihrem Zusammenhang und ihren Folgen – oder doch wenigstens beträchtliche Proben einer solchen Wissenschaft, wie sie mir noch nicht gedruckt begegnet sind. Wenn ich jedoch bedenke, wieviel seit der Zeit, von der ich spreche, für die Wissenschaft getan worden ist, insbesondere, wieviel deutsche Bücher übersetzt worden sind, so zweifle ich nicht daran, daß ich meine eigenen bescheidenen Untersuchungen und Entdeckungen in Werken vorweggenommen und überflüssig gemacht finden würde, die jeder Schuljunge in den Händen hat. Zugleich bin ich doch ganz sicher, daß ich sehr viel an Schärfe des Denkens, Feinheit des Urteils und Kultur des Geschmacks gewann, als ich jene Induktionen machte, von denen ich sprach. Ich richtete mir Bücher mit leerem Papier ein, in die ich jede Eigentümlichkeit in jedem Satz Ciceros sorgfältig eintrug, als ich weiterlas. Die Kraft der Worte, ihre Verbindung zu Wendungen, ihre Stellung, die Fortführung eines Subjekts oder Nominativs durch einen Satz, das Auflösen eines Satzes in Satzteile, das Durchbrechen seiner kategorischen Form, die Auflösung der abstrakten Nomina in Verben und Partizipien; was im lateinischen Stil möglich ist und nicht möglich ist, wie Mangel an Kürze durch Eleganz aufzuwiegen ist, und Durchsichtigkeit durch den Gebrauch von rhetorischen Figuren zu sichern; das und hundert ähnliche Kunstgriffe erläuterte ich mit einem Fleiß, der geradezu an Subtilität grenzte. Cicero wurde eine bloße Fundgrube für Beispiele, und es war der Hauptzweck des Flusses, den Kanal zu speisen. Ich vermag nicht zu sagen, ob diese wohlgefeilten Induktionen jemand anderem von Nutzen sein könnten, aber ich erinnere mich lebhaft daran, welch großen Gewinn sie zu jener Zeit für meine eigene geistige Bildung bedeuteten.

Die allgemeine Frage des lateinischen Stils, lieber Sohn, hat mich immer sehr interessiert, und du siehst, ein einziger Punkt daraus hat mich veranlaßt, eine Viertelstunde zu reden. Aber nun, da ich mich darüber ausgesprochen habe, was ergibt sich daraus? Die große Moral, die ich dir einprägen wollte, ist die, daß du dich, wenn du Latein schreiben lernen willst, wie bei allem Lernen nicht auf Bücher verlassen darfst, sondern nur aus ihnen Nutzen ziehen sollst; dich nicht wie ein totes Gewicht an deinen Lehrer hängen, sondern etwas von seinem Leben erhaschen; was man dir gibt, nicht als eine Formel handhaben, sondern als ein Muster zur Nachahmung und als ein Kapital, das es zu vermehren gilt; mit Herz und Geist das ergreifen, womit du zu tun hast, und so die getrennten Vorteile vereinen, geleitet zu werden und dich selbst zu unterrichten – dich selbst zu unterrichten, doch ohne Sonderlingsmanieren, und geleitet zu werden, doch ohne in leeren Formen steckenzubleiben.«

»Ei, lieber Vater«, sagt der junge Herr Schwarz, »du sprichst wie ein Buch. Laß dich bitten, mir aufzuschreiben, was du in der Unterhaltung vorgebracht hast.«

Ich durfte die Niederschrift benützen.

§ 4. Allgemeines religiöses Wissen

1.

Es war Brauch an den englischen Universitäten, Religionsunterricht in den Lehrplan der Schule der Künste aufzunehmen; und ein sehr berechtigter Brauch war das, und jede Universität täte gut daran, ihn nachzuahmen. Ich hatte freilich durchaus den Eindruck, er müsse in jener Schule seinen Platz haben, aber die Frage hat doch ihre Schwierigkeiten, und ich beabsichtige, einige Worte darüber zu sagen. Wenn er eine Stelle darin hat, so muß sie natürlich auf ein einsichtiges Prinzip begründet sein, welches die Aufnahme der Religion unter die Lehrfächer einer weltlichen Fakultät rechtfertigt und sie damit zugleich davor bewahrt, einen Einbruch zu begehen, indem es die Bedingungen festsetzt, unter denen sie Aufnahme finden soll. Es gibt viele Leute, die das Gebiet der Religion ausschließlich der theologischen Fakultät überweisen möchten; es gibt andere, die ihr fast unbegrenzte Ausdehnung im Bereich der schönen Wissenschaften gestatten. Die zweite unter diesen beiden Klassen ist, wenn schon nicht zahlreich, so doch durchaus ernsthaft und gewichtig; sie scheint der Ansicht zu sein, man solle die Klassiker durch die Heilige Schrift und die Kirchenväter ersetzen, und der junge Bewerber um die akademischen Würden solle ganz eigentlich Theologie lernen. Ich habe es hier nicht mit Meinungen dieser Art zu tun, die ich achte, denen ich aber nicht folgen kann. Auf der andern Seite habe ich es auch nicht mit jener großen Klasse zu tun, bei der Skeptizismus oder Gleichgültigkeit im Spiel ist, wenn sie die Religion aus der Hörsälen der Philosophie und der schönen Wissenschaften (oder der Künste, wie man zu sagen pflegt) ausschließen will; aber es gibt andere Menschen, auf deren Rat man gar wohl hören soll, die zur selben praktischen Konsequenz kommen wie der Skeptiker und der Ungläubige; aufgrund von wirklicher Ehrfurcht und reinem Eifer für die Interessen der Theologie, die ihrer Ansicht nach durch die oberflächliche Behandlung von Laienprofessoren und durch die oberflächliche Aufnahme seitens jugendlicher Geister unfehlbar leiden müßten, sobald und in dem Maße als sie mit klassischen, philosophischen und historischen Studien verbunden würde; und da sehr viele Männer von hoher Bedeutung dieser Meinung zu sein scheinen, will ich die Gründe klarlegen, aus denen ich stattdessen der englischen Tradition folge und in welchem Sinne ich ihr folge.

Ich weiß wohl, ich könnte die Autorität zu meinen Gunsten anrufen, aber ich verzichte darauf, weil bloße Autorität, mag sie auch für mich als Leitstern vollkommen hinreichend sein, nicht für die bestimmte Leitung derer genügt, die die betreffende Sache in die Praxis umzusetzen haben.

2.

Zum Ersten also stimmt es sicherlich, daß junge Leute, die an einer katholischen Universität für die allgemeinen Pflichten eines weltlichen Lebens vorbereitet werden oder für die weltlichen Berufe, sie nicht ohne einige Kenntnisse über ihre Religion verlassen sollten; und andererseits wirkt es tatsächlich nachteilig für eine christliche Erziehungsstätte in der Welt und im Urteil von Menschen aus der Welt, und es ist ein Vorwurf für ihre Erzieher, ja eine Schmach, wenn sie ihre Zöglinge bewandert in allem

Wissen, nur nicht in christlichem Wissen hinausschickt; und darum würde, selbst wenn es unmöglich wäre, die Einführung des Religionsunterrichts in den weltlichen Hörsälen auf ein logisches Prinzip zu begründen, doch die gebieterische Notwendigkeit, ihn einzuführen, bestehen bleiben, und die einzige Frage wäre, was eingeführt werden sollte und wieviel.

Und wenn wir nächst dem erwägen, daß der Geist, wenn er eine gewisse Weite und allgemeine Bildung erhalten hat, die Fähigkeit besitzt oder vielmehr das Verlangen und das Bedürfnis, in religiöser Hinsicht umfassender unterrichtet zu werden, so kann man schwerlich die Behauptung aufrechterhalten, die Kenntnis des Christentums, die zur Aufnahme in die Universität genügt, sei alles, was Studenten, die sich dem akademischen Lehrgang widmen, nottäte. So daß wir unvermeidlich zu der weiteren Frage geführt werden, nämlich: Sollen wir den jugendlichen Intellekt schärfen und bilden und es ihm dann freistellen, seine neuen Kräfte an dem heiligsten aller Gegenstände zu betätigen, wie es ihm gefällt, und mit der Möglichkeit, daß er sie in falscher Weise betätigt; oder sollen wir es unternehmen, ihn mit göttlicher Wahrheit zu nähren, wenn ein Verlangen nach Wissen in ihm erwacht?

Der Religionsunterricht für die Studenten der Universität wird uns also zur Notwendigkeit, erstens dadurch, daß er augenscheinlich angemessen ist, zweitens durch die Kraft der öffentlichen Meinung, drittens durch die großen Nachteile, die seine Vernachlässigung zur Folge hat. Und wenn das Gebiet der Religion eine wirkliche Stelle im Gang ihrer Studien haben soll, muß es mit in die Prüfungen aufgenommen werden, zu denen jener Lehrgang führt; denn man wird finden, daß nur Sachen, die sie ihren Examinatoren vorweisen müssen, auf sie Eindruck machen und sie beschäftigen.

Derart also sind die Erwägungen, die uns tatsächlich nötigen, das Gebiet der Religion in unsern weltlichen Schulen einzuführen, mag es logisch sein oder nicht, es zu tun; aber daneben glaube ich, daß wir es tun können, ohne auf ein Prinzip oder Folgerichtigkeit zu verzichten; und das wird hoffentlich ersichtlich werden, wenn ich nun auseinandersetze, welches Verfahren ich zu dem Zweck vorschlagen möchte:

Ich würde das Gebiet der Religion in der Schule der Philosophie und der schönen Wissenschaft einfach als einen Zweig des Wissens behandeln. Wenn der Student verpflichtet ist, Kenntnisse der Geschichte im allgemeinen zu haben, so ist er damit zugleich verpflichtet, Kenntnis der heiligen so gut wie der profanen Geschichte zu haben; wenn er gut unterrichtet in der antiken Literatur sein soll, so umfaßt diese allgemeine Angabe die biblische Literatur so gut wie die klassische; wenn er die Philosophie der Menschen kennt, wird er von seinem allgemeinen Thema nicht abschweifen, wenn er auch die Philosophie treibt, die göttlichen Ursprungs ist. Und wie ein Student nicht oberflächlich zu sein braucht, wenn er auch nicht alle klassischen Dichter studiert hat oder nicht die ganze Philosophie des Aristoteles, so braucht er auch nicht in gefährlicher Weise oberflächlich zu sein, wenn er nur eine entsprechende Kenntnis der Religion hat.

Indessen, man mag sagen, die Gefahr des theologischen Irrtums sei eine so ernste und die Wirkungen theologischer Meinungen so verhängnisvoll, daß es für einen jungen Menschen besser sei, gar nichts über die heiligen Gegenstände zu wissen, als ein oberflächliches Wissen zu haben, von dem er frei und verwegen Gebrauch machen kann, eben weil es oberflächlich ist. Und hier haben wir eine Bestätigung des Grundsatzes: »Wenig Wissen ist eine gefährliche Sache.«

Dieser Einwand ist zu besorgniserregend, um außer Acht gelassen zu werden. Ich würde ihn so beantworten: An erster Stelle drängt sich einem die Bemerkung auf, daß ein großer Teil des Wissens, dem hier das Wort geredet wird, wie ich eben gesagt habe, historisches Wissen ist, das wenig oder gar nichts mit dem Lehrgehalt zu tun hat. Wenn ein junger Katholik mit gebildeten Protestanten seines Alters zusammenkommt, wird er finden, daß sie mit den Umrissen und Eigentümlichkeiten der heiligen und Kirchengeschichte wie mit der profanen vertraut sind; es wäre wünschenswert, daß er es ihnen gleichtäte und eine Unterhaltung mit ihnen führen könnte. Es wäre wünschenswert, wenn er unsere Universität mit Würden und Preisen verlassen hat, daß er so gut wie sie etwas über die großen ursprünglichen Einteilungen des Christentums, seine Verfassung, seine Leuchten, seine Taten und seine Geschicke wüßte, über seine großen Zeiten und seinen Fortgang bis auf unsere Tage. Er sollte eine gewisse Vorstellung von seiner Ausbreitung haben und von der Ordnung, in der die Nationen, die sich ihm unterworfen haben, in seinen Bezirk eingetreten sind; und von der Reihe seiner Väter und seiner Schriftsteller im allgemeinen und von den Gegenständen ihrer Werke. Er sollte wissen, wer St. Justinus Martyr war und wann er lebte; in welcher Sprache St. Ephraim geschrieben hat; worauf der literarische Ruhm des hl. Chrysostomus begründet ist; wer Celsus oder Ammonius oder Porphyrius oder Ulphilas, Symmachus oder Theoderich war. Wer die Nestorianer waren; welches die Religion der Barbarenvölker war, die vom Römischen Reich Besitz ergriffen; wer Eutyches war oder Berengar, wer die Albigenser. Er sollte etwas über die Benediktiner, Dominikaner und Franziskaner wissen, über die Kreuzzüge und die Haupttriebkkräfte darin. Er sollte imstande sein zu sagen, was der Heilige Stuhl für Bildung und Wissenschaft getan hat; über die Stellung, die diese Inseln in der Geistesgeschichte des dunklen Zeitalters einnehmen; welchen Anteil die Kirche an der Wiedererweckung der Wissenschaften hatte und wie ihre höchsten Interessen damit verknüpft waren, wer Bessarion war oder Ximenes, William von Wykeham oder Kardinal Allen. Ich sage nicht, daß wir für ein solches Wissen bei jedem fertigen Studenten, der uns verläßt, eintreten können, aber wir können doch wenigstens solchem Wissen in unsern Hörsälen und Prüfungsräumen Einlaß gewähren, wir können dazu ermuntern.

Und ebenso wäre es, was Bibelkenntnis anlangt, wünschenswert, wenn unsere Studenten angeregt werden, die Geschichte der klassischen Literatur zu verfolgen, daß sie auch aufgefordert würden, sich mit einigen allgemeinen Tatsachen über den Kanon der Heiligen Schrift bekanntzumachen, über ihre Geschichte, den jüdischen Kanon, St. Hieronymus, die protestantische Bibel; ferner über die Sprachen der Heiligen Schrift, den Inhalt ihrer einzelnen Bücher, ihre Verfasser und ihre Lesarten. Ich finde, bei all solchen Kenntnissen kann keine große Gefahr darin liegen, wenn sie oberflächlich sind.

Doch nun zur Theologie selbst. Um der Gefahr, die bemerkt worden ist, zu begegnen, würde ich einen Unterricht in extenso über das reine Dogma von den weltlichen Schulen ausschließen und mich damit begnügen, ein so allgemeines Wissen über die doktrinären Fragen einzuprägen, wie es in den Katechismen der Kirche oder in den zeitgenössischen Schriften ihres Laientums enthalten ist. Ich würde die Studenten veranlassen, sich mit solchen religiösen Themen zu beschäftigen, wie sie Laien gegenwärtig behandeln und deren Behandlung Anerkennung verdient. Freilich gebe ich zu, wenn ein Jurist oder Mediziner, Politiker oder Kaufmann oder Soldat sich an die Erörterung theologischer Probleme macht, so wird er so wenig Glück haben wie ein Geistlicher, der sich mit Recht oder Medizin oder Börsensachen befaßt. Aber ich will das christliche Wissen hier nur unter seinem weltlichen Aspekt sozusagen betrachten, wie es im Verkehr des Lebens und in der allgemeinen Unterhaltung praktisch nützlich ist; und ich möchte dazu anregen, sofern es auf die Geschichte, die Literatur und die Philosophie des Christentums Einfluß hat.

Man muß in Betracht ziehen, daß unsere Studenten in die Welt hinausgehen sollen, und nicht in eine Welt von Bekennern des katholischen Glaubens, sondern von eingefleischten, oftmals erbitterten, gemeinhin anmaßenden Protestanten; ja, von Protestanten, die, soweit sie von protestantischen Universitäten und öffentlichen Schulen herkommen, ihr eigenes System kennen, nach dem Maße ihrer allgemeinen Kenntnisse die Lehren und Beweisführungen des Protestantismus kennen. Ich möchte also bei unsern Studenten gern eine einsichtsvolle Schätzung dessen, was ich die Beziehungen zwischen der Kirche und der Gesellschaft im allgemeinen nennen möchte, anregen; z. B. für den Unterschied zwischen der Kirche und einer religiösen Sekte; die wechselseitigen Rechtsbeziehungen zwischen Kirche und Staatsgewalt; worauf die Kirche notwendig Anspruch macht, worauf sie nicht verzichten kann und worauf ja; was sie zugestehen kann und was nicht. Ein Katholik hört in weiten Kreisen der Gesellschaft über den Zölibat des Klerus sprechen; ist dieser Brauch eine Glaubenssache oder ist es nicht Sache des Glaubens? Er hört gegen den Papst die Anklage erheben, er taste die Vorrechte Ihrer Majestät an, weil er eine Hierarchie ernennt. Was soll er antworten? Welches Prinzip soll ihm Führer sein bei den Bemerkungen, die er unumgänglich machen muß? Er steht auf einem wichtigen Posten und es wendet sich ein Freund an ihn, der aus politischen Gründen gern den Unterschied zwischen kanonischem und bürgerlichem Recht kennenlernen möchte, wissen, ob das Konzil von Trient in Frankreich anerkannt wurde, ob ein Priester nicht in gewissen Fällen für Künftiges Absolution erteilen könne, was unter seiner Intention zu verstehen ist, was unter dem opus operatum; ob und in welchem Sinne wir die Protestanten als Häretiker betrachten; ob man ohne sakramentale Beichte gerettet werden kann; ob wir die Realität der natürlichen Tugend leugnen oder welchen Wert wir ihr beilegen.

Die Fragen können unbegrenzt vermehrt werden, die in der freundschaftlichen Unterhaltung, im gesellschaftlichen Verkehr oder im geschäftlichen Leben vorkommen, wo keine Beweisführung erforderlich ist, keine subtile und delikate Erörterung, sondern ein paar klare Worte, die die Tatsache feststellen, und wo vielleicht ein paar Worte selbst recht ernsthafte Mißhelligkeiten für die katholische Gemeinschaft abwenden können. Die Hälfte der Streitigkeiten, die sich in der Welt fortschleppen,

entspringen aus Unkenntnis der betreffenden Tatsachen; die Hälfte der Vorurteile gegen den Katholizismus beruhen auf der schlechten Information der in dem Vorurteil befangenen Personen. Redliche Menschen werden recht berichtet und Feinde zum Schweigen gebracht durch die bloße Feststellung dessen, was wir glauben. Es wäre nicht angemessen für einen Katholiken zu sagen, »ich überlasse es den Theologen«, »ich werde meinen Priester fragen«, sondern er wird im allgemeinen einen ebenso leichten wie vollständigen Triumph davontragen, wenn er hier und da das Gesetz klarstellen kann. Ich sage: das Gesetz klarstellen; denn es ist bemerkenswert, daß auch die Menschen, die gegen den Katholizismus sprechen, gern etwas darüber hören und es seinem Verteidiger erlassen, Beweise beizubringen, wenn er ihre Neugierde befriedigen kann, indem er ihnen Aufschluß gibt. Doch im großen und ganzen wird, wie ich schon sagte, was man als Aufklärung gibt, tatsächlich so gut als Beweis wie als Aufklärung wirken. Ich erinnere mich, daß vor etwa fünfundzwanzig Jahren drei meiner damaligen Freunde, Geistliche der Staatskirche, eine Reise durch Irland machten. Im Westen oder Süden hatten sie Gelegenheit, tagsüber zu wandern, und sie nahmen einen Knaben von dreizehn Jahren zum Führer. Sie machten sich das Vergnügen, ihm Fragen über seine Religion zu stellen; und einer von ihnen gestand mir bei seiner Rückkehr, dies arme Kind habe sie alle zum Schweigen gebracht. Wie? Natürlich nicht durch eine Kette von Beweisen oder eine scharfsinnige theologische Untersuchung, sondern nur dadurch, daß er die Antworten seines Katechismus konnte und verstand.

4.

Auch wird eine Beweisführung nicht schlecht am Platze sein in der Hand von Laien, die mit der Welt zu tun haben. Wie weltliche Macht, Einfluß und Hilfsquellen niemals besser untergebracht sind, als wenn sie sich in der Hand von Katholiken befinden, so finden weltliches Wissen und weltliche Gaben ihre beste Verwendung, wenn sie der göttlichen Offenbarung dienen. Die Theologen schärfen die Sache ein und bestimmen die Einzelheiten jener Offenbarung; die Philosophen betrachten sie von außen, und diese Betrachtung von außen mag man Religionsphilosophie nennen, und die Aufgabe, sie nach außen abzugrenzen, wird in höchst dankenswerter Weise von Laien erledigt. In der ersten Zeit sind die Apologeten in der Regel Laien gewesen. So Justin, Tatian, Athenagoras, Aristides, Hermias, Minucius Felix, Arnobius und Lactantius. Ebenso rühren zu unserer Zeit einige der hervorragendsten Verteidigungen der Kirche von Laien her: wie de Maistre, Chateaubriand, Nicolas, Montalembert u. a. Wenn Laien schreiben können, so können Studenten lesen; sie dürfen sicherlich doch lesen, was ihre Väter schreiben durften. Sie dürften gewiß auch andere Werke aus alter und neuer Zeit studieren, von Geistlichen oder Laien geschrieben, die wohl Theologisches enthalten, aber doch nach Stil und Tendenz polemisch sind. So ist das große Werk des Origenes Gegen Celsus und Tertullians Apologie; so einige der Streitschriften von Eusebius und Theodoret oder St. Augustins Gottesstaat oder der Traktat von Vincentius Lirinensis. Und ich gestehe, daß ich auch gegen Teile aus Bellarmins Kontroversen oder Suarez Werk über die Gesetze oder Melchior Canus Abhandlungen über die Loci Theologici nichts einzuwenden hätte. Über diese Fragen im einzelnen – die, ich erkenne es bereitwillig an, sehr delikate sind – mögen die Meinungen auseinandergehen, auch wo das allgemeine Prinzip

zugestanden ist; aber selbst wenn wir uns streng auf die Philosophie beschränken, d. h. auf die Betrachtung der Religion von außen, werden wir eine Lektüre von gehörigem Umfang haben und eine, die ebenso schätzenswert in ihrer praktischen Anwendung ist wie großzügig in ihrem Charakter. Darin wird enthalten sein, was man gemeinhin die Evidenzbeweise nennt und, was heutzutage von besonderem Interesse ist, die Kundgebungen der Kirche.

Doch ich habe zur allgemeinen Erläuterung der Regel, die ich empfehle, genug gesagt. Noch eine Bemerkung will ich machen, obwohl sie in dem, was ich sagte, bereits enthalten ist: Was immer die Studenten aus dem Gebiet der Religion lesen mögen, das lesen sie und würdigen sie der Natur der Sache nach lesen, unter der Aufsicht und mit den Erklärungen von Männern, die älter und erfahrener sind als sie.

V. EINE FORM DES UNGLAUBENS UNSERER TAGE

§ 1. Seine Gefühle

1.

Obwohl gegenwärtig unleugbar infolge der näheren Berührung und des Verkehrs von Menschen aller Religionen die ernste Gefahr besteht, daß sich auf ganz feine Weise, stillschweigend und unbewußt, Verkehrtheit und Verderbnis in katholische Geister einschleichen, die ihrem Bekenntnis und einem aufrichtigen Bekenntnis nach sich noch der Autorität der Offenbarung unterwerfen, so ist diese Gefahr doch weit geringer, als sie in einem Teil des Mittelalters war. Ja, stellen wir die beiden Perioden einander gegenüber, so können wir sogar sagen, sie unterscheiden sich gerade in dem Punkte, daß im Mittelalter, weil der Katholizismus die einzige anerkannte Religion in der Christenheit war, der Unglaube notwendig seine Fortschritte in der Sprache und in der Verkleidung des Glaubens machte; während in der Gegenwart, wo die allgemeine Duldung vorherrscht und es freisteht, die offenbarte Wahrheit anzugreifen (sei es Schrift oder Tradition, die Kirchenväter oder das »Gefühl der Gläubigen«), der Unglaube infolgedessen die Maske abwirft und uns gegenüber eine Stellung in eigenen Zitadellen einnimmt und nun am hellen Tage und mit direkten Angriffen entgegentritt. Und ich sage ohne Zögern (natürlich unabhängig von moralischen und kirchlichen Erwägungen und unbeschadet der kirchlichen Gebote und Politik), daß ich es vorziehe, in einem Zeitalter zu leben, wo bei Tage, nicht im Zwiellicht gekämpft wird, und halte es für einen Gewinn, von einem Feinde mit dem Speer durchbohrt statt von einem Freunde erdolcht zu werden.

Ich murre also keineswegs über die offene Entwicklung des Unglaubens in Deutschland, vorausgesetzt daß es überhaupt Unglauben geben soll, oder über seine wachsende Kühnheit in England; nicht daß ich zufrieden wäre mit dem Stande der Dinge, positiv betrachtet, sondern weil in der unvermeidlichen Alternative zwischen eingestandenem Unglauben und geheimem meine ganz persönliche Neigung

zugunsten des ersten entscheidet. Ich bin der Ansicht, daß Unglauben in irgendeiner Gestalt in einem Zeitalter des Verstandes und in einer Welt wie dieser unvermeidlich ist, in Anbetracht der Tatsache, daß der Glaube einen Willensakt erfordert und die gebührende Benützung der religiösen Hilfsmittel voraussetzt. Es mag jemand darauf bestehen, Europa katholisch zu nennen, obwohl es das nicht ist; er mag eine äußere Annahme des katholischen Dogmas erzwingen und einen äußeren Gehorsam gegenüber den katholischen Geboten; und seine Anordnungen mögen soweit nicht nur an sich fromm, sondern sogar ebenso gnädig gegenüber den Lehren der falschen Doktrin wie gerecht gegenüber ihren Opfern sein; aber das ist alles, was er tun kann. Er kann nicht Schlüsse verlangen, die er, mag er wollen oder nicht, dem menschlichen Willen frei anheimstellen muß. Es wird, sage ich, trotz ihm Unglauben und Unsittlichkeit geben bis ans Ende der Welt, und er muß auf um so abscheulichere Unsittlichkeit gefaßt sein und auf um so schlaueren, raffinierteren, bittereren und gehässigeren Unglauben, je mehr sie sich verbergen müssen. Den einen großen Vorteil hat ein Zeitalter, in dem der Unglaube ausgesprochen wird, daß auch der Glaube ausgesprochen werden kann; daß, wo der Irrtum die Wahrheit angreift, auch die Wahrheit den Irrtum angreifen kann. In einem solchen Zeitalter ist es möglich, eine Universität zu gründen, die sich mit größerem Nachdruck katholisch nennt, als die man im Mittelalter einrichtete, weil die Wahrheit sich sorgfältig verschanzen und ihr eigenes Bekenntnis streng bestimmen und ihre Farben so offen entfalten kann, daß keine Verwechslung möglich ist, gerade dank jenem Unglauben, der sich so schamlos brüstet. Und ein verwandter Vorteil ist das Vertrauen, das wir in einem solchen Zeitalter auf alle Menschen um uns setzen können, so daß wir nach keinen Gegnern Umschau zu halten brauchen, abgesehen von denen, die im feindlichen Lager sind.

2.

Die mittelalterlichen Schulen sind die Arena eines so kritischen Kampfes zwischen Wahrheit und Irrtum, wie ihn das Christentum nur je durchgemacht hat; und die Philosophie, die ihren Namen trägt, erlangte ihre Vorrangstellung durch eine Reihe von Siegen in Sachen der Kirche. Kaum hatten sich die Universitäten zu einiger Popularität erhoben, als sich fand, daß sie vom Unglauben in seinen feinsten und verhängnisvollsten Formen infiziert waren; und die Häresien des Ostens schossen im Westen Europas und in katholischen Hörsälen mit einer geheimnisvollen Kraft empor, auf welche die Geschichte noch wenig Licht wirft. Die Fragen, die behandelt wurden, waren so tief wie nur irgendwelche in der Theologie; das Sein und das Wesen des Allmächtigen waren die Hauptgegenstände der Erörterung, und Aristoteles wurde der kirchlichen Jugend als ein Lehrer des Pantheismus vorgestellt. Sarazenische Kommentare des großen Philosophen waren im Schwange; und wenn eine neue Abhandlung aus Konstantinopel hereinkam, stürzte sich der neugierige und ungeduldige Student darauf, ohne auf die Warnungen der Kirche zu achten und ohne sich um die Wirkung auf seine eigene Seele zu sorgen. Die scharfsinnigsten Köpfe wurden Skeptiker und Irrgläubige; und das Haupt des Heiligen Römischen Reiches, der Kaiser Friedrich II., von unserm erbärmlichen König Johann ganz zu schweigen, stand in dem Ruf, daß er ein Bekenntnis zum Mohammedanismus im Sinn habe. Es heißt, daß weit und breit im Gemeinwesen die Menschen einer gegen des andern

Glauben an die Offenbarung einen unbestimmten Argwohn und Mißtrauen hatten. Eine geheime Gesellschaft wurde an den Universitäten der Lombardei, Toskanas und Frankreichs entdeckt, die zur Verbreitung ungläubiger Ansichten organisiert war; sie wurde durch Eide zusammengehalten und sandte ihre Missionare in der Verkleidung von Hausierern und Landstreichern unter das Volk.

Den Erfolg dieser Bemühungen bezeugte in Südfrankreich die große Ausbreitung der Albigenser und das Überhandnehmen manichäischer Lehren. Die Universität Paris war genötigt, die Zahl ihrer Doktoren der Theologie auf nur acht zu beschränken, aus Mißtrauen gegen die Rechtgläubigkeit ihrer Geistlichen im allgemeinen. Die Erzählung von Simon von Tournay, den der Tod erreichte, weil er nach der Vorlesung ausrief: »O guter Jesus, ich könnte, wenn ich wollte, ebenso gut Beweise gegen Dich bringen, wie ich sie für Dich erbracht habe«, gleichviel wie weit sie verbürgt sein mag, kann jedenfalls als ein Bild der schrecklichen Gefahr dienen, der das Christentum ausgesetzt war. Amalrich von Chartres wurde der Stifter einer Schule des Pantheismus und hat seinen Namen für eine Sekte hergegeben; Abälard, Roscellin, Gilbert, David von Dinant, Tanquelin und Eon und andere, die man noch anführen könnte, zeigen den ungewöhnlichen Einfluß antikatholischer Lehren auf Hohe und Niedere. Zehn Geistliche und mehrere Leute aus der Pariser Bevölkerung wurden verurteilt, weil sie behaupteten, das Reich des Herrn sei vorbei, der Heilige Geist werde sich inkarnieren und ähnliche Häresien.

Friedrich II. errichtete in Neapel eine Universität mit der Absicht, den Unglauben zu verbreiten, der ihm so lieb war. Sie brachte den großen hl. Thomas hervor, den Vorkämpfer der offenbarten Wahrheit. So eng war die Vereinigung, so nah die Verbindung zwischen Glauben und Unglauben. Für eine Verschwörung von Verrätern, für einen inneren Kampf gaben die mittelalterlichen Sitze der Gelehrsamkeit den Schauplatz ab.

Heutzutage dagegen liegen Wahrheit und Irrtum einander gegenüber, mit einem Tal dazwischen, und David schreitet vor aller Augen vor aus seinem eignen Lager, um sich mit dem Philister zu schlagen. So nimmt sich die von der Vorsehung gewollte Herrschaft des Toleranzprinzips aus, das im Geist des Unglaubens entstanden war, um den Katholizismus zu zerstören. Das Reich der Kirche ist eingeschränkt; aber sie gewinnt an Intensität, was sie an Ausdehnung verliert. Sie hat nun eine unmittelbare Gewalt und einen zuverlässigen Einfluß auf ihre eigenen Einrichtungen, was im Mittelalter fehlte. Eine Universität ist in unserer Zeit ihr Besitz wie ihre Schöpfung; auch steht sie nicht vor der Notwendigkeit, die einst so dringend war, Häresien aus ihrem Bereich zu vertreiben, denn sie haben jetzt ihre besonderen Anziehungspunkte anderswo und trennen sich ganz von selbst los. Weltliche Vorteile wirken nicht mehr als Verführung zur Heuchelei, und ihre Glieder haben infolgedessen den Trost, daß eines des andern sicher sein kann. Wieviel besser ist es für uns wenigstens, was immer es für sie bedeuten mag (wenn wir den Fall nehmen, wie wir ihn in Irland vor Augen haben), daß die Menschen, die die Kirche verlassen haben, um der protestantischen Staatskirche zu dienen, an ihrem natürlichen Platz sind, wie es jetzt ist, als wenn sie zwangsweise in ihrer

Gemeinschaft blieben! Ich wiederhole es, ich möchte lieber mit dem Unglauben kämpfen, wie wir ihm im neunzehnten Jahrhundert begegnen, als wie er im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war.

3.

So spähe ich denn ins Lager des Feindes hinüber, und ich versuche die Umriss der feindlichen Bewegungen und die Vorbereitungen zum Sturm, die gegen uns im Gange sind, festzuhalten. Das Rüsten und Manövrieren, die Erdarbeiten und Minen gehen unaufhörlich fort; und man kann natürlich nicht ohne Prophetengabe sagen, was von seinen Plänen zur Ausführung kommen und sein Ziel erreichen und was eventuell fehlschlagen oder aufgegeben werden wird. Bedrohliche Demonstrationen mögen zu nichts führen; und die unsere furchtbarsten Feinde werden sollen, mögen vor dem Angriff unserer Beobachtung entschlüpfen. All diese Ungewißheiten sind, wie wir wissen, das Los des Soldaten im Felde, und sie entsprechen denen, die den Streitern des Tempels begegnen. Unter voller Würdigung des Gewichts solcher Erwägungen und die Berichtigung durch sie vorbehalten kann ich doch nach den Zeichen der Zeit meine Vermutungen anstellen; und dies muß meine Bedingung sein, wenn ich darangehe, einige charakteristische Züge einer besonderen Form des Unglaubens zu beschreiben, welche in den geistigen Zitadellen Englands zum Vorschein kommt und uns gegenüber in Tätigkeit tritt.

Man braucht nicht anzunehmen, daß ich das, wovon ich als von einer Form des Unglaubens unserer Tage sprechen will, irgendeinem gegebenen Individuum oder einer bestimmten Gruppe von Individuen zuschreibe; es ist auch für meinen Zweck nicht notwendig vorauszusetzen, daß irgendein Mensch den Teil der Theorie, dem er seine Zustimmung gegeben hat, bereits bewußt festhält oder sieht, worauf es dabei hinausläuft. Ich werde einen Kreis von Ansichten beschreiben, die man als die eigentliche Bedeutung vieler verschwommener Anschauungen betrachten mag und als den Konvergenzpunkt einer Menge getrennter und voneinander unabhängiger Geister; und wie man einst von Arius oder Nestorius nicht nur als von den Personen selbst sprach, sondern sie als die abstrakten und typischen Lehrer der Häresie ansah, die sie einführten, und wie also der betreffende Name einen vollständigeren und ausgesprocheneren Häretiker bezeichnete, wenn auch keinen förmlicheren, als es der Häresiarch selbst war, so kann ich auch hier in gleicher Weise eine gedankliche Schule in ihren voll entfalteten Maßen schildern, die heute jeder, dem die Mitgliedschaft zugemutet wird, sogleich ableugnen wird, und ich kann auf Lehrer hinweisen, die niemand entdecken wird. Doch es ist nicht weniger wahr, daß ich von Tendenzen und Elementen sprechen mag, die vorhanden sind; und es kann zuletzt in Person vor uns erscheinen, der zuerst nur in seinem Geist und in seiner Kraft zu uns kommt.

Der Lehrer also, von dem ich spreche, wird in den geheimen Tiefen seines Herzens so reden: Er wird damit beginnen, wie es soweit viele vor ihm getan haben, daß er es als eine These aufstellt, die sich selbst der Vernunft empfiehlt, sobald man sie nur richtig prüft – eine These von so axiomatischem Charakter, daß sie den Anspruch erheben darf, als erstes Prinzip behandelt zu werden, und so fest und standhaft, daß sie einen umfangreichen Oberbau tragen kann: daß die Religion nicht Gegenstand einer

Wissenschaft ist. »Man mag Ansichten über Religion haben, Theorien, Argumente, Wahrscheinlichkeiten; man mag alles haben, nur keinen Beweis, und darum kann man keine Wissenschaft haben. In der Mechanik schreitet man von sicheren Prämissen zu sicheren Folgerungen fort; in der Optik baut man aus unleugbaren Tatsachen ein System auf, gelangt zu allgemeinen Prinzipien und wendet sie dann wieder mit unfehlbarer Sicherheit an: Das ist Wissenschaft. Andererseits gibt es gegenwärtig noch keine wirkliche Wissenschaft vom Wetter, weil man sich der Tatsachen und Wahrheiten, von denen es abhängt, nicht bemächtigen kann; es gibt keine Wissenschaft vom Auftreten und Verschwinden von Epidemien; keine Wissenschaft vom Ausbruch und Ende von Kriegen; keine Wissenschaft von dem, was allgemein gefällt oder mißfällt, oder von den Moden. Nicht, als ob diese Gegenstände an sich einer wissenschaftlichen Behandlung unfähig wären, aber unter den herrschenden Umständen sind wir unfähig, sie ihr zu unterwerfen. Und ebenso«, sagt der fragliche Philosoph, »wollen wir nicht leugnen, daß in Sachen der Religion einiges wahr ist und einiges falsch, doch wir sind sicherlich nicht in der Lage, das eine oder das andere festzustellen. Und wie es absurd wäre, mit Bestimmtheit etwas über das Wetter zu behaupten und zu sagen, daß 1860 ein nasses oder ein trockenes Jahr sein wird, eine Zeit des Friedens oder des Krieges, so ist es absurd, wenn Menschen in unserm gegenwärtigen Stande etwas Positives über die künftige Welt lehren, daß es einen Himmel, eine Hölle, ein letztes Gericht gibt oder daß die Seele unsterblich ist oder daß es einen Gott gibt. Nicht, als ob man kein Recht auf eine eigene Ansicht hätte, wie man ein Recht hat, unbeschränktes Vertrauen in seinen Bankier zu setzen oder in seinen Arzt; aber unleugbar sind solche Überzeugungen kein Wissen, sie sind nicht wissenschaftlich, sie können nicht Gemeingut werden, sie vertragen es, daß man seinem Freunde erlaubt, die entgegengesetzte Meinung festzuhalten; und wenn man versucht ist, bei der Verteidigung seiner eigenen Ansicht über den Fall in Sachen der Religion heftig zu werden, dann ist es gut, sich ernstlich zu prüfen, ob nicht eine Empfindlichkeit hinsichtlich des Bankiers oder Doktors, wenn ein anderer ihn skeptisch betrachtete, so aufgefaßt würde, als verriete sie ein geheimes Mißtrauen gegen ihn in der Seele, trotz der vertrauensvollen Versicherung, ein Fehlen des klaren, ruhigen Glaubens an seine Ehrlichkeit oder seine Geschicklichkeit.«

So ist die Ausgangsposition unseres Philosophen; er beweist sie nicht, er stellt sie nur deutlich fest; aber er glaubt, daß sie sich selbst beweist, wenn sie deutlich festgestellt ist. Und so läßt er sie stehen.

4.

Im Vertrauen auf die Festigkeit seiner Ausgangsposition wird er sodann fortfahren, wie folgt: »Gut denn, wenn die Religion gerade zu den Dingen gehört, von denen wir nichts wissen können – was kann absurder sein, als Zeit darauf zu verschwenden? Was absurder, als mit andern darüber zu streiten? Bleiben wir nur alle bei unsern eigenen religiösen Meinungen und seien wir zufrieden; doch weit davon entfernt, hat sich der menschliche Intellekt auf keinen nur erdenklichen Gegenstand mit solcher Intensität gerichtet wie auf die Religion. Und das Unglück ist, daß sie, wenn wir ihr nur einmal erlauben, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, in einen Kreis hineingeraten, aus dem wir uns niemals mehr herauswinden können. Unser Irrtum erzeugt und verstärkt sich selbst immer neu.

Ein kleines Insekt, eine Wespe oder eine Fliege, vermag nicht, durch eine Glasscheibe hindurchzukommen; und ihr Mißerfolg gibt ihr nur Anlaß, sich heftiger im Kampf anzuspannen als zuvor. Sie ist von so heroischer Hartnäckigkeit in ihrer Entschlossenheit, ans Ziel zu gelangen, wie der Angreifer oder Verteidiger auf einem entscheidenden Schlachtfeld; sie ist unermüdlich und wild bei einem Bemühen, das zu gar nichts weiter führen kann. Hat also jemand in gleicher Weise einmal beschlossen, daß gewisse religiöse Lehren unbestreitbar wahr sein sollen und daß alle Menschen ihre Wahrheit einsehen müßten, so hat er sich auf ein Unternehmen eingelassen, das niemals sein Ziel erreichen wird, mag es auch bis in alle Ewigkeit fortgesetzt werden; und da er überzeugt ist, es müßte so sein, so wird sein Bemühen in Zukunft um so heftiger und hartnäckiger sein, je weniger Erfolg er bisher gehabt hat. Und obendrein, da er nicht der einzige Mensch in der Welt ist, der in diesem Irrtum befangen ist, sondern einer von Zehntausend, die alle an dem allgemeinen Prinzip festhalten, daß Religion etwas Wissenschaftliches ist, und doch alle bezüglich der Wahrheiten, Tatsachen und Schlüsse dieser Wissenschaft verschiedener Ansicht sind, so folgt, daß sich zum Unglück des hoffnungslosen Forschens das Unglück des sozialen Streits und der Uneinigkeit gesellt, und das Leben wird nicht nur verschwendet mit fruchtloser Spekulation, sondern verbittert durch bigottes Sektentum.

Das ist der Zustand«, so wird es heißen, »in dem sich die Welt seit der Einführung des Christentums allzeit befunden hat. Das Christentum ist der Fluch des wahren Wissens gewesen, indem es den Intellekt von dem ablenkt, was er wissen kann, und zur Beschäftigung mit dem führte, was er nicht wissen kann. Meinungsverschiedenheiten schießen empor und vermehren sich in dem Maße, als die Schwierigkeit wächst, sie zu entscheiden; und die Unfruchtbarkeit der Theologie ist gerade der Grund gewesen, nicht bessere Nahrung zu suchen, sondern sich von nichts anderm zu nähren. Die Wahrheit ist in der falschen Richtung gesucht worden, und das Erreichbare ist um eines Trugbildes willen beiseitegeschoben worden.«

Nun, es ist nicht meine Sache, diese Argumente zu widerlegen, sondern nur, sie festzustellen. Ich brauche nicht zu widerlegen, was noch nicht bewiesen worden ist. Es genügt, wenn ich wiederhole, was ich bereits sagte, daß sie auf eine bloße Annahme gegründet sind. Angenommen freilich, daß es über religiöse Wahrheit keine Gewißheit geben kann, dann natürlich ist es nicht nur müßig, sondern schädlich, sie doch anzustreben; dann natürlich vermehrt jedes Argument nur den Irrtum, sie anzustreben. Doch sicherlich haben Katholiken wie Protestanten gründliche Verteidigungen der Offenbarungen, des Christentums, des Dogmas als solchen geschrieben, und die sind nicht einfach beiseitezuschieben, ohne daß man sagt warum. Es ist von unserm Philosophen noch nicht als unmittelbar einleuchtend erwiesen worden, daß die religiöse Wahrheit tatsächlich unerreichbar ist; andererseits ist es durch eine Anzahl tiefer Geister mindestens eindrucksvoll vertreten worden, daß sie zu erreichen ist; und das onus probandi kommt denen zu, die in der Welt eingeführt haben, was die ganze Welt als ein Paradox empfindet.

Doch wie unvernünftig das auch sein mag, was wird sich ergeben, wo die Menschen nun einmal tatsächlich von alledem überzeugt sind? Ein Gefühl nicht bloß der Verachtung, sondern des absoluten Hasses gegen den katholischen Theologen und den Lehrer der Dogmatik. Der Patriot fühlt Abscheu und Widerwillen gegen Parteileute, die sein Land herabgesetzt und geschmäht haben; und der Weltbürger, der Anwalt des Menschengeschlechts, ist voll bitterer Empörung gegen die, welche es seiner Überzeugung nach zweitausend Jahre irregeleitet und geknechtet haben. »Die Welt hat zweitausend Jahre verloren. Sie ist so ziemlich auf demselben Fleck, wo sie in den Tagen des Augustus war. Das haben die Priester zustandegebracht.« Es gibt eine Gruppe von Leuten, die von einem wohlwollenden Liberalismus getrieben werden und sich herablassen zu sagen, die Katholiken seien nicht schlimmer als andere Vertreter einer dogmatischen Theologie. Es gibt andere wiederum, die so freundlich sind zuzugeben, daß die katholische Kirche bis zu den Tagen Galileis Kenntnis und Wissenschaft gepflegt hat und daß sie nur die letzten paar Jahrhunderte rückwärtsgegangen sei. Aber der neue Lehrer, den ich im Dämmerlicht des Nebels betrachte, aus dem er sich herauskristallisieren wird, spricht die Worte des Christenverfolgers der Frühzeit nach, daß sie »die Feinde des Menschengeschlechts« sind. »Ohne Athanasius, ohne Augustin, ohne den Aquinaten hätte die Welt ihre Bacons und ihre Newtons, ihre Lavoisiers, ihre Cuviers, ihre Watts und ihre Adam Smiths Jahrhunderte und Jahrhunderte früher gehabt. Und nun, wo sich endlich die wahre Philosophie ans Licht gerungen hat und ihren Weg bahnt, was bleibt ihrem Vorkämpfer anders übrig, als einen energischen, verzweifelten Angriff auf die christliche Theologie zu machen, mit weggeworfener Scheide und ohne Pardon zu geben? Und was kann anders daraus hervorgehen als der Triumph des Stärkeren – die Überwältigung eines alten Irrtums und einer verhaßten Tyrannei und eine Herrschaft der schönen Wahrheit?« So denkt er, und er sitzt und gibt sich den Träumen über diesen begeisternden Gedanken hin und schaut voll Verlangen dem nahenden, dem unvermeidlichen Tag entgegen.

Da wollen wir ihn für jetzt lassen, träumend und voll Verlangen in seinem ohnmächtigen Haß gegen eine Macht, welche Julian und Friedrich, Shaftesbury und Voltaire und tausend andere große Herrscher und scharfsinnige Denker vergeblich angegriffen haben.

§ 2. Seine Politik

1.

Das ist eine jämmerliche Zeit, wo das katholische Bekenntnis eines Mannes kein Beleg für seine Rechtgläubigkeit ist, und wo ein Religionslehrer innerhalb der Kirche, aber außerhalb ihres Glaubens stehen kann. Das ist in verschiedenen Epochen ihrer Geschichte eine Zeitlang die Versuchung ihrer Kinder gewesen. So war der Stand der Dinge während des furchtbaren arianischen Einflusses, wo die Herde sich von dem Hirten fernhalten mußte und die arglosen Väter der Konzilien des Westens einem geweihten Sophisten aus Griechenland oder Syrien vertrauten und folgten. Es war der Fall in jenen Abschnitten der mittelalterlichen Geschichte, wo die Simonie sich dem obersten Hirten widersetzte oder wo die Häresie in den Universitäten lauerte. Es war eine noch längere und ärgere Zeit, als die

Kontroversen mit den Monophysiten von alters und mit den Jansenisten in neuerer Zeit sich beharrlich hinzogen. Ein großes Ärgernis ist es und eine Verlegenheit für die Kleinen Christi, wenn sie zwischen Rivalen wählen sollen, die beide auf ihre Anhängerschaft Anspruch erheben, oder wenn sie am Ende das Verwerfungsurteil aussprechen hören über einen Mann, den sie in ihrer Einfalt bewundert haben. Wir haben auch in unserer Zeit unsere Ärgernisse, denn es muß Ärgernisse geben; aber sie sind nicht mehr, was sie einst waren; und wenn es jetzt die gerechte Klage der Frommen ist, daß der Unglaube noch niemals so überhandgenommen hat, so ist es andererseits ihr Stolz und ihr Trost, daß die Kirche noch niemals weniger von Irrlehrern beunruhigt wurde, niemals mehr in sich geeint war.

Irrlehrer bleiben jetzt nicht in ihrem Bereich, weil sie ihn leicht verlassen können und weil es draußen Sitze des Irrtums gibt, welche sie anziehen. »Sie gingen von uns aus«, sagt der Apostel, »aber sie waren nicht unser; denn wären sie unser gewesen, so wären sie ohne Zweifel bei uns geblieben: sondern auf daß es offenbar würde, daß sie nicht alle unser sind.« Es ist ein großer Gewinn, wenn der Irrtum offenbar wird, denn dann hört er auf, den Einfältigen zu betrügen. Mit diesem Gedanken begann ich vorweg die Bildung einer Schule des Unglaubens außerhalb der Kirche zu beschreiben, die vielleicht bisher, wie ich es an dieser Stelle ausdrückte, nur in Nebel gehüllt existiert. Im Mittelalter hätte sie es mit Hilfe von Ausflüchten fertigbringen können, sich für eine Weile in dem geheiligten Bezirk zu halten – jetzt ist sie natürlich außerhalb; doch aufgrund des Verkehrs der Katholiken mit der Welt und des gegenwärtigen unausgereiften Stadiums der falschen Lehre mag sie zunächst sogar auf Menschen einen Einfluß ausüben, die davor zurückschrecken würden, wenn sie sie so sähen, wie sie wirklich ist und wie sie sich am Ende auch zeigen wird. Überdies ist es für Menschen in unserer Lage ganz natürlich und nicht ohne Nutzen, über die Formen des Unglaubens nachzudenken, mit denen eine Universität unserer Zeit zu kämpfen haben wird, so wie die mittelalterlichen Universitäten ihre besonderen Gegner hatten. Und aus beiden Gründen wage ich einige Bemerkungen über eine Reihe von Ansichten und eine Methode des Handelns, die gegenwärtig wenigstens in ihren Anfängen sich an den Sitzen des englischen Intellekts zu zeigen scheinen, mag nun die Gefahr von selbst dahinsterben oder nicht.

Ich habe schon gesagt, ihr grundlegendes Dogma sei, daß es kein sicheres Wissen über die unsichtbare Welt geben könne. Da dies als ein einsichtiger Punkt, als unleugbar, sobald es einmal aufgestellt ist, für zugestanden genommen wird, fahren sie fort oder werden fortfahren mit der Darlegung, daß infolgedessen der ungeheure Aufwand an Zeit, Sorge und Mühe, körperlicher und geistiger Gesundheit, den man für theologische Unternehmungen geopfert hat, einfach zum Fenster hinausgeworfen war; ja, nicht nur unnütz, sondern schädlich gewesen ist, sofern er mittelbar die Pflege von Studien, die weit mehr verheißen und offenbaren Nutzen bringen, vereitelt hat. Das ist die Grundposition der Schule, die ich betrachte; und das Ergebnis in den Herzen ihrer Mitglieder ist ein tiefgewurzelter Haß und bitterer Groll gegen die Macht, die es ihrer Meinung nach dahin gebracht hat, das Wissen der Welt und den Intellekt des Menschen so viele hundert Jahre lang am Wachstum zu hindern. So viel habe ich schon gesagt, und nun will ich die Grundlinien der Politik feststellen, die diese Leute sich zu eigen machen

werden, und den Gedankengang, den diese ihre Politik ihnen als notwendig oder natürlich nahelegen wird.

2.

Angenommen also, es ist der Hauptlehrsatz der fraglichen Schule, daß das Studium der Religion als Wissenschaft der Fluch der Philosophie und des Wissens gewesen ist – welches Heilmittel werden ihre Lehrer gegen die Übel anwenden, die sie beklagen? Sollten sie sich als Gegner der Theologie bekennen, sich auf Debattierübungen mit den Theologen einlassen? Das würde offenbar das Unheil nur vermehren, es in die Länge ziehen. Nichts, werden sie zu sich selbst sagen, wünschen sich religiöse Menschen glühender, nichts würde sicherer die Sache der Religion fördern als eine Kontroverse. Es ist gerade die Politik religiöser Menschen, so werden sie argumentieren, die Welt dahin zu bringen, daß sie ihre Aufmerksamkeit fest auf das Thema der Religion richtet, und die Kontroverse ist das wirksamste Mittel dazu. Und ihr eigenes Spiel, so werden sie sich überlegen, muß im Gegensatz dazu darin bestehen, sorgfältig darüber zu schweigen. Werden sie also nicht darangehen, die theologischen Schulen zu schließen und die Religion von den Gegenständen auszuschließen, die in der philosophischen Erziehung wissenschaftlich behandelt werden? Dies war und ist in der Tat eine Lieblingsmethode bei sehr vielen Feinden der Theologie; doch kann man immerhin nicht sagen, daß es durch einen größeren Erfolg gerechtfertigt wäre als die Politik der Kontroverse. Die Errichtung der Universität London gab unmittelbar Gelegenheit zur Errichtung des King's College, das auf das dogmatische Prinzip begründet war, und der Liberalismus der holländischen Regierung führte zur Wiederherstellung der Universität Löwen. Es ist eine bekannte Geschichte, wie gerade die Entfernung der Statuen des Brutus und Cassius sie dem römischen Volk lebhafter in Erinnerung brachte. Wenn also in einem Gesamtplan für die Erziehung die Religion allein ausgeschaltet wird, so wirkt dieser Ausschluß zu ihren Gunsten. Was immer der tatsächliche Wert sein mag, sagen diese Philosophen zu sich selbst, sie hat einen Namen in der Welt und darf nicht schlecht behandelt werden, damit sich nicht die Menschen aus einer Regung des Edelmuts darum scharen. Sie werden also zu dem Beschluß kommen, daß die Methode der Ausschaltung, obwohl sie in unserer Generation Freunde gefunden hat, gerade so ein Fehlgriff ist wie die Methode der Kontroverse.

Sodann werden sie sich den englischen Universitäten zuwenden und werden verkünden, die wahre Politik, die man da zu beobachten habe, sei, die Schulen der Theologie einfach sich selbst zu überlassen. Es sei ein großes Unglück, daß man sie aus dem Zustand des Verfalls und der Erstarrung aufgeweckt habe, in dem sie vor zwanzig oder dreißig Jahren befangen waren. Bis zu dieser Zeit gab es eine altgewohnte Vorlesung, die jedem Schub von jungen Leuten, die für den protestantischen Kirchendienst bestimmt waren, einmal gehalten wurde, nicht während ihres Aufenthalts, sondern wenn sie die Universität verließen oder schon verlassen hatten, und nicht über Dogmatik, Geschichte, Kirchenrecht oder Kasuistik, sondern über das Verzeichnis von Autoren, die gewählt, und Werken, die gelesen werden sollten, von Menschen, die weder begierig waren, sie zu lesen, noch das Geld hatten, sie zu kaufen; und ferner eine periodische Ankündigung einer Vorlesung über die 39 Artikel, die niemals

gehalten wurde, weil sie nie jemand besuchte – diese beiden Veranstaltungen, von denen ein Theologieprofessor die eine, der andere die andere unternahm, umfaßten den gesamten Theologieunterricht eines Sitzes der Gelehrsamkeit, der die Heimat eines Duns Scotus und Alexander von Hales gewesen war. Welches widrige Mißgeschick hat diesen idyllischen Tagen ein Ende gemacht und in den späteren Jahren das odium theologicum wieder zum Leben erweckt? Wir wollen den verantwortlichen Leitern der Universitäten Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie haben ihre Schwächen; aber nicht ihnen ist die Revolution zuzuschreiben. Keinem unter all den Wächtern der Erziehung und Vertrauensmännern des Intellekts an jener berühmten Stätte ist der Fehler zur Last zu legen. Indes, das Unglück ist geschehen; und nun ist es das weiseste Vorgehen für die Interessen des Unglaubens, es sich selbst zu überlassen und das Fieber allmählich zur Ruhe kommen zu lassen; Behandlung würde es nur anfachen. Nicht mit der Theologie zusammengeraten, nicht einen kleinen Finger dagegen rühren sei das einzige Mittel, ihrer Herr zu werden. Je größeren Haß solche Menschen gegen sie hegen, desto weniger dürfen sie ihn zeigen.

3.

Welches ist also der Weg, den sie einschlagen müssen? Sie denken, und denken ganz richtig, daß es in allen Kämpfen die weiseste und großzügigste Politik ist, positiv, nicht negativ Widerstand zu leisten, nicht abzuwehren, sondern zuvorkommen, durch Aufbau zu verbauen, durch Neupflanzung zu roden. Der Theologie, sei es in den protestantischen oder in den katholischen Schulen, mit Verachtung begegnen, hieße einen unerschöpflichen Strom der Polemik und eine Phalanx von Lehrern der Dogmatik und Bekennern hervorlocken.

»Laßt für sich Camarina, 's ist am besten für sich.«

Das angemessene Verfahren ist also, nicht die Theologie anzugreifen, sondern ihr Konkurrenz zu machen. Man überlasse ihre Lehrer sich selbst; man Sorge nur für die Einführung anderer Studien, die, solange sie eben den Reiz der Neuheit haben, ein vorübergehendes Interesse, Glanz und einen eigenen praktischen Wert besitzen. Man belege diese Studien mit Beschlag, eigne sie sich an und mache ihre Pflege zum Monopol, unter Ausschluß der Anhänger der Religion. Das nehme man als zugestanden und behaupte künftig, die Religion habe nichts mit diesen Studien zu tun, die ich im Sinn habe, und diese Studien nichts mit Religion. Man erhebe ein großes Geschrei, wenn die katholische Kirche es für sich in Anspruch nimmt, das zu handhaben, was man als Waffe gegen sie zu brauchen gedenkt. Die Reihe der Erfahrungswissenschaften, nämlich Psychologie, Staatswissenschaft, Nationalökonomie und die mannigfachen Zweige der Naturwissenschaft, verschiedenartig ihrem Gegenstande wie der Untersuchungsmethode nach; die großen Wissenschaften, die das Kennzeichen dieser Ära sind und die um so wunderbarer werden, je gründlicher man sie versteht: Astronomie, Magnetismus, Chemie, Geologie, vergleichende Anatomie, Naturgeschichte, Ethnologie, Sprachen, politische Geographie, Archäologie – dies seien die indirekten, aber wirksamen Mittel, um der Religion Herr zu werden! Man braucht ihrer nur ansichtig zu werden, um sie in Angriff zu nehmen; man wird in den Schulen

der Gelehrsamkeit der langen Herrschaft der unsichtbaren, schattenhaften Welt ein Ende machen, wenn man nur einfach die sichtbare zur Schau stellt. Das war bisher unmöglich, denn die sichtbare Welt war selbst so wenig bekannt; aber nun ist, dank der Neuen Philosophie, das Sehen fähig, dem Glauben das Feld streitigzumachen. Der mittelalterliche Philosoph hatte keine andere Waffe gegen die Offenbarung als die Metaphysik; die Naturwissenschaft hat eine Klinge von besserer Metallmischung für den Zweck, wenn auch keine schärfere Schneide.

Nun will ich hier den Gedankengang unterbrechen, den ich verfolge, um ein caveat einzuschalten, damit man nicht etwa denke, ich hege irgendwelche geheime Mißachtung gegen die Wissenschaften, die ich aufzählte, oder eine Besorgnis hinsichtlich ihrer rechtmäßigen Tendenzen; während es doch gerade mein Ziel ist, dagegen Einspruch zu erheben, daß sie von andern zum Monopol gemacht werden. Und es ist gewiß keine schwere Anklage gegen sie, wenn man sagt, daß sie wie andere göttliche Gaben zu falschen Zwecken benützt werden können, mit denen sie in keiner natürlichen Verbindung stehen und für die sie niemals bestimmt waren; und daß, wie in Griechenland das Element des Schönen, das die Welt umfließt, und die Gabe der Poesie, die seine treueste Verkünderin ist, zu Dienern der Sinnlichkeit gemacht wurden; wie im Mittelalter die abstrakte Spekulation, ein zweites großes Hilfsmittel der Wahrheit, in Übungen der Spitzfindigkeit verzettelt wurde; daß so auch jetzt das Gebiet der Tatsachen und die experimentelle Untersuchungsmethode, die ihm angemessen ist, für den Augenblick in der Phantasie des Studenten das Licht des Glaubens verdunkeln mag, und daß sie hic et nunc zum gelegentlichen Werkzeug des Unglaubens herabgewürdigt werden mag. Ich bin ebensowenig ein Feind der Naturwissenschaft wie der Poesie oder der Metaphysik, aber ich wünsche für die Studien aller Art eine rechtmäßige Verwendung; auch mißgönne ich sie den Antikatholiken nicht, wenn nur die Antikatholiken sie nicht als ihr Monopol beanspruchen, nicht ein Geschrei erheben, sobald wir uns damit befassen, und sie als Waffe gegen die Offenbarung brauchen.

Ich wünschte freilich, ich könnte glauben, daß eine gewisse philosophische Schule nicht im Sinn habe, diese Studien gegen ihre Autorität ins Feld zu führen. Es gibt Menschen, die hoffen, es gibt Menschen, die der festen Überzeugung sind, die unaufhörliche Erforschung von Tatsachen der Physik, Politik und Moral, von diesem oder jenem oder vielen Dingen, werde sich früher oder später, und auch die harten Tatsachen würden sich als schlechthin unvereinbar mit den Erklärungen der Offenbarung erweisen. Vor ihnen taucht die Vision eines physikalischen oder historischen Beweises dafür auf, daß die Menschheit nicht von einem gemeinsamen Ursprung herzuleiten ist, oder daß die Hoffnungen der Welt niemals einer hölzernen Arche anvertraut wurden, die auf den Wassern schwamm, oder daß die Offenbarungen auf dem Berge Sinai ein menschliches oder natürliches Werk waren, oder daß die hebräischen Patriarchen oder die Richter Israels mythische Personen sind, oder daß der hl. Petrus in keiner Verbindung mit Rom stand, oder daß die Lehre von der Dreieinigkeit oder von der leibhaften Gegenwart dem ursprünglichen Glauben fremd war. Eine Vorahnung hat von ihnen Besitz ergriffen, daß die letzten Wahrheiten, die im Mesmerismus verkörpert sind, mit Sicherheit alle Wunder des Evangeliums auflösen werden, oder daß eine Niebuhrsche Behandlung der Evangelien oder der

Kirchenväter ein einfaches Mittel wäre, um das ganze katholische System über den Haufen zu werfen. Sie bilden sich ein, das ewige, unwandelbare Wort Gottes müßte erzittern und zunichtewerden vor dem durchdringenden Verstand des Menschen. Und wo dies Gefühl vorhanden ist, da wird noch ein stärkeres Motiv bestehen, die Theologie sich selbst zu überlassen. Eine Partei, für die der Erfolg nur eine Sache der Zeit ist, kann es sich leisten, geduldig zu warten; und wenn eine unausweichliche Mine gelegt ist, um die Festung in die Luft zu sprengen, was sollen wir uns darum Sorgen machen, ob die Katastrophe heute oder morgen erfolgt?

4.

Doch ohne zuviel von ihrer Ahnung hinsichtlich dieses Punktes herzumachen, haben diese Männer sichere Gründe zu wissen, daß die Wissenschaften, wie sie sie zu betreiben pflegen, wenigstens für das religiöse Gefühl von Nachteil sein werden. Jedes beliebige Studium, welcher Art immer, ertötet ausschließlich betrieben in der Seele das Interesse, ja, die Aufnahmefähigkeit für jedes andere. So sagt Cicero, Plato und Demosthenes, Aristoteles und Isokrates hätten sich jeder auf dem Gebiet des andern auszeichnen können, aber jeder war von dem seinen ganz in Anspruch genommen; seine Worte sind sehr nachdrücklich: »quorum uterque, suo studio delectatus, contempsit alterum«. Beispiele für diese Eigentümlichkeit begegnen einem alle Tage. Man kann manche Leute kaum dazu bringen, über etwas anderes als ihren Beruf zu sprechen; sie beziehen die ganze Welt auf ihren eignen Mittelpunkt und beurteilen alle Sachen nach ihrer eignen Regel, wie der Fischer im Drama, der für seinen verstorbenen Herrn kein besseres Lob wußte, als daß er »so gern Fische aß«. Die Heiligen veranschaulichen das nach der andern Richtung hin; der hl. Bernhard hatte kein Auge für die Baukunst; der hl. Basilius konnte Blumen nicht riechen; der hl. Aloysius Speisen und Getränke nicht schmecken; die hl. Paula oder die hl. Johanna Franziska konnten ihr eigenes Kind wegstoßen oder darüber hinwegschreiten; nicht daß die natürlichen Fähigkeiten diesen großen Dienern Gottes fehlten, sondern eine höhere Gabe überstrahlte und verdunkelte jedes niedere menschliche Attribut, wie die menschlichen Züge im Himmel erhalten bleiben mögen, aber ihre Schönheit durch das überwältigende Licht der Glorie zunichtewird. Und in gleicher Weise ist es klar, daß die Tendenz der Wissenschaft dahingeht, die Menschen gleichgültig oder skeptisch zu machen, nur dadurch, daß man ihr ausschließlich nachgeht. Da die Partei, von der ich spreche, dies sehr wohl begreift, würde sie Diskussionen in den Theologieschulen alle Tage im Jahr dulden, vorausgesetzt, daß sie es dahin bringen könnte, die Studenten der Wissenschaft davon fernzuhalten.

Und das ist noch nicht alles; sie vertrauen auf den Einfluß der modernen Wissenschaften auf das, was man Einbildungskraft nennt. Wenn irgendetwas, was uns begegnet, sehr wenig übereinstimmt mit dem, was wir gemeinhin erfahren, so halten wir es eben darum für unwahr; nicht weil es wirklich unsere Vernunft als etwas Unwahrscheinliches erschreckt, sondern weil es unsere Einbildungskraft als etwas Fremdartiges unangenehm berührt. Nun bietet uns die Offenbarung ein vollkommen anderes Bild des Weltalls als die Wissenschaften. Die beiden Lehren sind so verschieden wie die Gegenstände, die die Linien einer und derselben Zeichnung uns darstellen, die uns, je nachdem man sie von der

konkaven oder der konvexen Seite betrachtet, bald eine Baumgruppe mit Zweigen und Blättern zeigt, bald menschliche Gesichter mitten zwischen den Blättern oder majestätische Gestalten, die sich aus den Zweigen erheben. So ist der Glaube im Gegensatz zur Anschauung: Es ist eine Parallele zu dem Kontrast von einfacher und physikalischer Astronomie.

Die einfache spricht in Übereinstimmung mit unsern Sinnen von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, während die physikalische in Übereinstimmung mit unserer Vernunft im Gegensatz dazu behauptet, daß die Sonne so gut wie stillsteht und daß es die Erde ist, die sich bewegt. Das meint man, wenn man sagt, daß die Wahrheit in einem Brunnen liegt; Erscheinungen sind kein Maßstab für Tatsachen; oberflächliche Vorstellungen, die wir von außen empfangen, reichen nicht an den wahren Stand der Dinge heran, sie stellen sie nicht einfach vor uns hin, wie sie sind.

Während also Vernunft und Offenbarung in Wahrheit wohl vereinbar sind, sind sie oft dem Anschein nach unvereinbar; und diese scheinbare Unverträglichkeit wirkt sehr stark und beunruhigend auf die Einbildungskraft und kann einen Menschen plötzlich der Versuchung zu bestimmten Akten des Unglaubens aussetzen und ihn sogar so weit treiben, daß er sie wirklich vollzieht, Akte, bei denen die Vernunft in Wahrheit gar keine Rolle spielt. Meine Meinung ist: Mag sich ein Mensch den Studien widmen, die an der Tagesordnung sind; mag er vom Astronomen lernen, daß unsere Sonne nur einer unter Millionen von zentralen Lichtkörpern ist und unsere Erde nur eine von zehn Millionen Kugeln, die sich im Raum bewegen; mag er vom Geologen lernen, daß auf dieser unserer Erdkugel ungeheure Revolutionen im Verlauf zahlloser Zeitalter stattgefunden haben; mag ihm der vergleichende Anatom von dem bis ins Kleinste geordneten System der organischen Natur erzählen; der Chemiker und Physiker von den strengen, doch verwickelten Gesetzen, denen die Natur, organische wie anorganische, unterworfen ist; der Ethnologe von den Ursprüngen und Verzweigungen und Verschiedenheiten und Geschicken der Völker; der Archäologe von ausgegrabenen alten Städten und bloßgelegten primitiven Ländern mit den spezifischen Formen der menschlichen Gesellschaft, die ehemals bestanden; der Sprachforscher von der langsamen Bildung und Entwicklung der Sprachen; der Psychologe, Physiologe, Ökonom von dem feinverzweigten, komplizierten Bau der atmenden, kraftvollen, ruhelosen Menschenwelt; mag er, sage ich, die umfassende Anschauung der Natur, die ihm so geboten ist, in sich aufnehmen und ihrer Herr werden, ihre unendliche Kompliziertheit, ihre gewaltige Ausdehnung, ihre mannigfache und doch harmonische Farbenpracht; und wenn er dann Jahre hindurch diesen Anblick in sich getrunken, sich davon genährt hat, dann mag er sich zurückwenden und die heiligen Schriften durchlesen oder der autoritativen Belehrung der Offenbarung lauschen, dem Buche Genesis oder den Warnungen und Weissagungen der Evangelien, dem Symbolum Quicumque oder dem Leben des hl. Antonius oder des hl. Hilarion, und er mag freilich einen höchst qualvollen Umschwung der Gefühle erleben – nicht daß seine Vernunft tatsächlich aus seinen vielgeliebten Studien etwas herleiten könnte, was dem Glauben widerspräche, aber seine Einbildungskraft ist verwirrt und schwindelt bei dem Eindruck des unsagbaren Abstandes zwischen jenem Glauben und der Ansicht der Dinge, die ihm vertraut ist, bei seiner Fremdartigkeit und dann wieder bei seiner rohen Einfalt, wie es ihm erscheint,

und seiner offenbaren Armut im Vergleich zu dem überströmenden Leben und der Realität seiner eignen Welt. All das begreift die Schule, von der ich spreche, sehr wohl; sie begreift, daß sie, wenn sie nur die Professoren der Religion von den Hörsälen der Wissenschaft ausschließen kann, ihnen ohne Gefahr freies Spiel in ihren eignen lassen kann; denn sie wird fähig sein, Ungläubige großzuziehen, ohne ein Wort zu sprechen, nur durch den furchtbaren Einfluß jener Macht, vor der uns Bacon wie Butler so feierlich warnen.

Ich sage, sie läßt den Theologen im vollen und freien Besitz seiner eigenen Schulen, denn sie denkt, er werde nicht die Möglichkeiten haben, der entgegengesetzten Unterweisung Einhalt zu tun oder mit dem Zauber der modernen Wissenschaft zu konkurrieren. Während sie wenig wissen und sich wenig kümmern um die Tiefe und Weite jener himmlischen Weisheit, über welche sich der Apostel mit solchem Entzücken verbreitet, und die Mannigfaltigkeit jener Wissenschaften – Dogmatik und Ethik, Mystik und Hagiologie, Geschichte und Exegese –, die von der Offenbarung geschaffen wurden, wissen diese Philosophen sehr wohl, daß tatsächlich für Wesen unserer Art Wissenschaften, die sich mit dieser Welt und diesem Stand des Daseins beschäftigen, weit wertvoller, fesselnder und anziehender sind als jene andern, die sich mit einem System von Dingen beschäftigen, die sie nicht sehen und mit ihren natürlichen Kräften nicht beherrschen können. Wissenschaften, die es mit greifbaren Tatsachen zu tun haben, mit praktischen Ergebnissen, stets wachsenden Entdeckungen und beständigen Neuheiten, die der Neugier Nahrung geben, die Aufmerksamkeit wachhalten und die Erwartung reizen, erfordern nur, so meinen sie, eine angemessene Rennbahn und keine besondere Begünstigung, um in dem Wettrennen um Popularität und Macht jene alte Wahrheit hinter sich zu lassen, die sich nie verändert und nur mit Vorsicht vorwärtsgeht. Und darum erwarten sie den Tag, wo sie die Religion überwunden haben werden, nicht indem sie ihre Schulen schließen, sondern indem sie sie leeren; nicht indem sie ihre Lehrsätze bestreiten, sondern durch den überlegenen Wert und die Überzeugungskraft ihrer eignen.

5.

Das ist die Taktik, deren sich eine neue philosophische Schule der christlichen Theologie gegenüber bedient. Dies ist ihr Kennzeichen im Vergleich zu früheren Schulen des Unglaubens, nämlich die Vereinigung eines erbitterten Hasses mit einer weitgehenden Duldung der Theologie. Sie sind betont höflich ihr gegenüber und machen einen Wettlauf mit ihr. Sie bauen nicht auf eine logische Widerlegung, sondern auf drei Erwägungen: erstens auf die Wirkung von Studien jeglicher Art, daß sie den Geist unzugänglich machen für andere Studien; sodann auf die besondere Wirkung der modernen Wissenschaften auf die Einbildungskraft, die der offenbarten Wahrheit nachteilig ist; und schließlich auf das ausschließliche Interesse, das sich an diese Wissenschaften um ihrer wunderbaren Ergebnisse willen heftet. Zu dieser Methode des Vorgehens werden diese Männer durch den besonderen Charakter und die Lage der Religion in England gedrängt.

Und hier ist mein Papier zu Ende, ehe ich die begonnene Diskussion abgeschlossen habe; und ich muß damit zufrieden sein, daß ich einige Anregungen gegeben habe, die andere benützen mögen, wenn sie etwas wert sind.

VI. UNIVERSITÄTS-PREDIGTEN

1.

Als ich von einer Reihe ausgezeichneten Männer das willkommene Versprechen erhielt, sie würden mir mit ihrer Unterstützung und ihrem Beistand zu Hilfe kommen, indem sie von Zeit zu Zeit auf der Kanzel unserer neuen Universität erschienen, begleiteten einige von ihnen jenes Versprechen mit dem ganz natürlichen Ersuchen, ich, der ich darum gebeten hatte, sollte ihnen meine eigenen Ansichten darüber darlegen, auf welche Weise und in welcher Form die Pflicht am befriedigendsten erfüllt werde. Andererseits war es ganz ebenso natürlich, daß ich für meinen Teil abgeneigt war, eine Aufgabe zu übernehmen, die einer höheren Stelle und Autorität in der Kirche als der meinen zukommt; und das um so mehr, weil mir für den bestimmten Gegenstand, dem die Untersuchung gilt, weit weniger unmittelbare Unterstützung durch die Schriften heiliger Männer und großer Priester zu Gebote stand, als ich gewünscht hätte. Hätte ich allerdings nur die Aufgabe gehabt, die zerstreuten Anweisungen, die Heilige und Doktoren dafür gegeben haben, in eine Form zu bringen, so hätte ich mich schon ohne allzu große Besorgnis an ein solches Geschäft heranwagen können. Im Schatten der großen Lehrer des Hirtenamtes hätte ich mich begnügen können zu sprechen, ohne nach einer lebenden Autorität Umschau zu halten, die mir soufflieren könnte. Aber das ist unglücklicherweise nicht der Fall; solch ehrwürdige Führung erstreckt sich nicht über die allgemeinen Prinzipien und Regeln des Predigens hinaus, und diese erfordern zugleich Erweiterung und Anpassung, wenn sie auf Ausführungen Anwendung finden sollen, die im Namen der Universität an Männer der Universität gerichtet werden. Sie umgrenzen das Wesen der christlichen Predigt, das ein und dasselbe ist in allen Fällen, aber nicht den Gegenstand oder die Methode, die je nach den Umständen wechseln. Aber schließlich sind die Punkte, auf die sie sich erstrecken, zahlreicher und bedeutsamer als die, für die sie versagen. So habe ich denn, wenn auch mit erheblicher Ängstlichkeit, versucht, mich einer Aufgabe zu entledigen, die mir naturgemäß zuzufallen schien; und ich bin dankbar, daß ich sagen kann, wenn ich auch in einigem Maße über die Linie der einfachen Richtschnur, von der ich mich leiten ließ, hinausgehen mußte, so wird doch der größere Teil meiner Bemerkungen sich innerhalb ihres Bereichs halten.

2.

1. Soviel ist von vornherein klar, daß das Ziel des Predigers das geistliche Wohl seiner Hörer ist. »Finis praedicanti sit«, sagt der hl. Franz von Sales, »ut vitam (iustitiae) habeant homines, et abundantius habeant.« Und der hl. Karl: »Considerandum, ad Dei omnipotentis gloriam, ad animarumque salutem, referri omnem concionandi vim ac rationem.« Ferner: »Praedicatorem esse ministrum Dei, per quem verbum Dei a spiritus fonte ducitur ad fidelium animas irrigandas.« Wie ein

Schütze nach der Scheibe und dem Schwarzen darin zielt und nach nichts anderm, so muß der Prediger einen bestimmten Punkt vor sich haben, den er treffen soll. Soviel ist für seine Anleitung in diesem einfachen Grundsatz enthalten, daß die Schlacht halb gewonnen ist, wenn man ihn gebührend beachtet und befolgt; und wenn er über nichts anderes verfügte, wofern er nur über soviel wirklich verfügte, wüßte er alles, was unbedingt erforderlich ist, um seine Aufgabe gebührend zu erfüllen.

Denn wie ist das Verhalten von Menschen, die ein Ziel fest vor Augen haben, und nur dies eine? Nun, welche Geschicklichkeit ihnen auch zu Gebote stehen mag, welche Hilfsquellen, ob größere oder geringere – auf seine Erreichung sind alle ihre Anstrengungen schlechthin, ganz unwillkürlich, sichtbar gerichtet. Das schneidet eine ganze Anzahl von Fragen über das Predigen ab, die bisweilen gestellt werden, und erstickt eine Reihe von Besorgnissen. »Sollicita es, et turbaris«, sagt unser Herr zur hl. Martha, »erga plurima; porro unum est necessarium.«

Wir stellen vielleicht Fragen über Stil, Vortragsweise, rhetorische Kraft; aber träumt der Befehlshaber eines Belagerungsheers von festlichen Schaustellungen, Revuen, Scheingefechten, Kraftleistungen oder Geschicklichkeitsproben, wie sie auf einem Paradeplatz willkommen und angebracht wären, wenn es gälte, einen Fremden von Rang zu empfangen und zu feiern; oder hat er ein und nur ein Ziel im Auge, nämlich den festen Platz zu nehmen? Prachtige Entfaltung zerstreut die Kraft, die für das vor einem liegende Ziel konzentriert und gesammelt werden muß. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß der Segen des Himmels menschlichen Talenten nachfolgt. In der Tat stellt der hl. Paulus im Brief an die Korinther, die viel auf solche natürlichen Vorzüge gaben, den überredenden Worten menschlicher Weisheit »den Beweis des Geistes« gegenüber und sagt uns, daß »das Reich Gottes nicht in der Rede, sondern in der Kraft liegt«.

Aber ohne zu der Betrachtung göttlicher Einwirkungen überzugehen, was über mein Thema hinausgeht: Das bloße Vorhandensein eines schlichten Ernstes ist schon an sich ein machtvolles, natürliches Hilfsmittel, um das auszurichten, worauf es ankommt. Ernst schafft Ernst in andern durch Sympathie; und je mehr ein Prediger sich verliert und sich verloren gibt, um so mehr gewinnt er seine Brüder. Und das geschieht auch nicht ohne logische Notwendigkeit; denn was machtvoll genug ist, einen Prediger ganz in Anspruch zu nehmen und hinzureißen, hat mindestens auf den ersten Blick Anspruch auf Aufmerksamkeit von Seiten seiner Hörer. Andererseits wird alles, was diesen Ernst stört oder für sein Fehlen spricht, mit noch größerer Sicherheit die Kraft der zwingendsten Beweisführung, die mit der größten Beredsamkeit vorgetragen wird, abstupfen. Daher kommt es, daß der große Philosoph des Altertums, wo er in seiner Abhandlung über die Rhetorik von den verschiedenen Methoden der Überredung spricht, die in der Kunst anwendbar sind, diejenige unter ihnen als die zwingendste ansieht, die von persönlichen Zügen ethischer Natur hergenommen wird, welche an dem Redner hervortreten; denn dergleichen ist für alle Menschen erkennbar, und der gesunde Menschenverstand entscheidet, daß es sicherer ist, wo es angeht, sich dem Urteil eines Mannes von Charakter anzuvertrauen, als irgendwelchen Erwägungen, die sich nur an die Gefühle oder an die Vernunft wenden.

Aus diesen Gründen möchte ich nun eine Vorschrift aufstellen, die, wie ich hoffe, nicht übertrieben ist, wenn man Nachsicht übt hinsichtlich der bestimmten Fassung und Zuspitzung, die bei allen kategorischen Feststellungen in Fragen des Verhaltens nicht zu umgehen sind. Sie besteht darin, daß Prediger alles und jedes vernachlässigen sollten außer der Hingabe an ihr alleiniges Ziel und den Ernst, mit dem sie es verfolgen, bis sie diese Erfordernisse in befriedigendem Maße erlangt haben. Talent, Logik, Gelehrsamkeit, Reichtum an Worten, Sprechweise, Stimme, Bewegungen gehören alle zu einem vollkommenen Prediger; aber »eines ist not« – eine scharfe Erfassung und richtige Einschätzung des Ziels, um dessentwillen er predigt, und das ist, seinen Hörern ein ganz bestimmtes geistliches Gut zu vermitteln. Wer könnte wünschen, beredter, machtvoller, erfolgreicher zu sein als der Lehrer der Völker? Doch wer wäre ernster, natürlicher, ungekünstelter, selbstvergessener als er?

3.

(1.) Und hier müssen, um Mißverständnisse zu vermeiden, zwei Bemerkungen gemacht werden, die uns weiter in den Gegenstand hineinführen werden, mit dem wir es zu tun haben. Das eine ist, daß ich mit dem, was ich sagte, nicht meinte, ein Prediger müsse nach Ernst streben, sondern er müsse nach seinem Ziel streben, das darin besteht, seinen Hörern eine geistliche Wohltat zu erweisen, und das ihn zugleich ernst machen wird. Man sagt, wenn ein Mensch über einen Abgrund gehen muß auf einem schmalen Brett, das darübergelegt ist, so sei es das klügste, nicht auf das Brett zu sehen, auf dem sein Weg entlangführt, sondern seine Augen fest auf den Punkt an dem jenseitigen Rand zu heften, wo das Brett endet. Dadurch daß er starr auf das Ziel sieht, das er erreichen muß, und sich davon leiten läßt, sichert er sich die Kraft, gerade und fest darauf loszugehen. Nicht anders steht es in moralischen Dingen; niemand wird wirklich ernst werden, wenn er unmittelbar nach Ernst strebt; jeder kann ernst werden, wenn er über die Motive des Ernstes nachdenkt und an seinen Quellen trinkt. Wir können uns freilich in ein Trugbild, ja, in einen wahren Paroxysmus des Ernstes hineinsteigern, wie wir unsere kalten Hände reiben können, bis sie warm werden. Aber wenn wir aufhören zu reiben, verlieren wir die Wärme wieder; dagegen braucht nur die Sonne herauszukommen und uns mit ihren Strahlen zu treffen, dann haben wir kein künstliches Reiben mehr nötig, um warm zu werden. Also, die heißen Worte und energischen Gesten eines Predigers sind, an sich betrachtet, nicht mit mehr Recht als Zeichen des Ernstes zu nehmen, wie das Händereiben oder Armezusammenschlagen Zeichen der Wärme sind, obwohl sie ganz natürlich sind, wo bereits Ernst vorhanden ist, und gern gesehen als seine unwillkürlichen Begleiter. Sich hinsetzen, um etwas für die Kanzel auszuarbeiten, mit dem Entschluß, beredt zu sein, das legt der Überredungskunst Fesseln an; aber wenn man entschlossen ist, ernst zu sein, das ist für die Sache völlig verhängnisvoll.

Wer die Vier Letzten Dinge vor dem geistigen Auge hat, der wird den wahren Ernst besitzen, den Schrecken oder das Entzücken eines Menschen, der einen Brand mit anschaut oder eine reiche und erhabene Landschaft vor sich sieht. Seine Miene, seine ganze Art, seine Stimme sprechen für ihn, je nachdem seine Anschauung lebhaft und scharf war. Der große englische Dichter hat diese Art Beredsamkeit im Falle eines Unglücks beschrieben:

*Des Mannes Braue, wie ein Titelbild,
Verrät des Buches tragische Natur.
Du zitterst, und der Wangen Blässe kann
Die Botschaft besser als die Zunge künden.*

Dieser Ernst ist in der übernatürlichen Ordnung die Beredsamkeit der Heiligen; und nicht nur der Heiligen, sondern aller christlichen Prediger nach dem Maße ihres Glaubens und ihrer Liebe. Wie es zu sein pflegt bei einem, der mit eigenen Augen gesehen hat, was er berichtet, so wird auch der Herold von Nachrichten aus der unsichtbaren Welt, mag er leidenschaftlich oder ruhig sein, traurig oder froh, doch immer schlicht, ernst, nachdrucksvoll und zwingend sprechen; und all das nicht, weil er sich vorgenommen hätte, so zu sein, sondern weil gewisse intellektuelle Überzeugungen gewisse äußere Bekundungen mit sich bringen. Der hl. Franz von Sales behandelt diesen Punkt mit aller Fülle und Klarheit. Es ist notwendig, sagt er, »ut ipsemet penitus hauseris, ut persuasissimam tibi habeas doctrinam, quam aliis persuasam cupis. Artificium summum erit, nullum habere artificium. Inflammata sint verba, non clamoribus gesticulationibusve immodicis, sed interiore affectione. De corde plus quam de ore proficiscantur. Quantumvis ore dixerimus, sane cor cordi loquitur, lingua non nisi aures pulsat.« Der hl. Augustinus hatte zum selben Zweck lange Zeit vorher gesagt: »Sonus verborum nostorum aures percutit; magister intus est.«

(2.) Meine zweite Anmerkung geht dahin, daß es die Pflicht des Predigers ist, andern nicht irgendetwas Nützliches mitzuteilen, das sich zufällig und unvorbereitet ergibt, sondern ein bestimmtes geistliches Gut. Hier sind Plan und Studium recht am Platz; je genauer und schärfer das Thema bestimmt ist, das er behandelt, desto mehr Eindruck und praktischen Nutzen wird er erzielen; wogegen niemand viel von einer Rede mit hinwegnehmen wird, welche über die Tugend im allgemeinen handelt oder sich verschwommen und farblos über die Frage verbreitet, wie wünschenswert es ist, in den Himmel zu kommen, oder wie rasch man in das ewige Verderben stürzen kann. Wie ein bestimmtes Bild, das ihm vor der Seele steht, dem Prediger Ernst verleiht, so wird es ihm etwas geben, was der Mühe wert ist, es andern mitzuteilen.

Bloße Sympathie vermag freilich, wie ich sagte, eine seelische Bewegung oder ein Gefühl von einer Seele auf die andere zu übertragen, aber sie vermag nicht zu bewirken, daß es dort Wurzeln faßt. Er muß danach streben, dem Herzen etwas einzuprägen, was nie wieder daraus verschwinden wird, und das kann er nicht, wenn er sich nicht mit einem Gegenstand beschäftigt, den er in der Hand halten und wägen und dann gleichsam zu den anderen hinüberspielen muß.

Darum beharren die Heiligen so nachdrücklich auf der Notwendigkeit, sich an den Verstand der Menschen zu wenden und zu überzeugen, nicht bloß zu überreden. »Necesse est ut doceat et moveat«, sagt der hl. Franz, und der hl. Antoninus noch deutlicher: »Debet praedicator clare loqui, ut instruat intellectum auditoris et doceat«. Darum geht überdies in den Exerzitien des hl. Ignatius der intellektuelle Akt dem affektiven voran. Vater Lohner scheint mir ein Beispiel zu geben, das hierher

gehört, wo er uns von einem Hofprediger erzählt, der hielt, was man gemeinhin für schwungvolle Predigten ansieht, und niemanden anlockte; dann griff er zu einfachen Erklärungen der Messe und ähnlicher Gegenstände und fand die Kirche gedrängt voll. So notwendig ist es, daß wir etwas zu sagen haben, wenn wir gern möchten, daß uns jemand zuhört.

Ja, ich würde soweit gehen, einem Prediger zu empfehlen, er solle sich einen bestimmten kategorischen Satz vornehmen, so daß er ihn in Form von Worten niederschreiben könnte, und seine Vorbereitung durch ihn leiten und begrenzen lassen und danach streben, in allem, was er sagt, ihn herauszuarbeiten und nichts anderes. Das scheint in der Anweisung des hl. Karl enthalten oder angedeutet zu sein: »*Id omnino studebit, ut quod in concione dicturus est antea bene cognitum habeat.*« Ja, wird es uns nicht ausdrücklich nahegelegt durch die Wendung der Schrift: »das Wort predigen«? Denn was ist mit »dem Wort« anders gemeint als ein Satz, der sich an den Intellekt wendet? Es wird sich auch der Ernst eines Predigers durch nichts unzweideutiger erweisen, als wenn er jede noch so originelle Bemerkung, jede noch so schönklingende Periode abweist – wie groß auch die Versuchung sein mag, sie zuzulassen –, die nicht auf die eine oder andere Weise dahin zielt, den einen bestimmten Satz deutlich zu machen, den er gewählt hat. Nichts ist so verhängnisvoll für die Wirkung einer Predigt wie die Gewohnheit, über drei oder vier Gegenstände zugleich zu sprechen. Ich gebe zu, daß ich einen Schritt über die Praxis großer katholischer Prediger hinausgehe, wenn ich hinzufüge, auch wenn wir nur jeweils über einen predigen und den ersten beenden und erledigen, ehe wir zum zweiten übergehen, und den zweiten, ehe wir zum dritten übergehen, so ist doch schließlich eine Praxis wie diese, obgleich sie nicht den Mißständen ausgesetzt ist, die eine Vermischung verschiedener Gegenstände mit sich bringt, nicht viel anders, als wenn man drei Predigten hintereinander hielte, ohne dazwischen abzusetzen.

Zusammenfassend, was ich gesagt habe, bemerke ich denn, wenn ich die Lehre des hl. Karl, des hl. Franz und anderer Heiliger richtig verstanden habe, so ist Bestimmtheit des Gegenstandes in verschiedenen Variationen die Tugend des Predigers – und das bedeutet, daß er mit der Absicht ans Werk gehen sollte, ändern eine bestimmte geistliche Wohlthat zu erweisen, daß er, im Hinblick darauf und als den einzig angemessenen Weg dazu, eine ganz bestimmte Tatsache oder Szene, einen Abschnitt aus der Geschichte, eine Wahrheit, eine einfache oder tiefe, eine Lehre, einen Grundsatz oder ein Gefühl wählen und es recht von Grund aus studieren und sich zu eigen machen sollte, oder er müßte sich schon früher damit beschäftigt haben und seiner Herr sein, so daß er es aufgrund eines gewohnheitsmäßigen Verständnisses für die Gelegenheit brauchen könnte; und dann sollte er es sich als die einzige Aufgabe seiner Rede vornehmen, das ändern zum Eigentum zu machen und tief in ihrer Seele zu verankern, was er, ehe er zu sprechen begann, sich selbst zum Eigentum gemacht hat. Was er selbst fühlt und tief fühlt, das tief zu fühlen – dazu soll er andere bringen; und je besser er das begreift, desto mehr wird er über die Versuchung hinauswachsen, Nebenfragen hereinzuziehen, und wird keinen Geschmack mehr daran finden; es wird ihm nicht mehr der Sinn danach stehen, abseits nach Stilblüten, schönen Figuren, klangvollen Perioden zu suchen, die nichts wert sind, wenn sie ihm nicht von selbst kommen und »aus der Überfülle des Herzens« gesprochen werden. Unser Herr sagt bei

einer Gelegenheit: »Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brennete?« Er hatte ein Werk und Er vollbrachte es. »Die Worte«, sagt Er, »die Du Mir gabst, habe Ich ihnen gegeben, und sie haben sie empfangen, ... und nun komme Ich zu Dir.« Und die Apostel sollten wiederum, wie sie empfangen hatten, so auch geben. »Das, was wir gesehen haben und gehört haben«, sagt einer von ihnen, »erklären wir euch, damit ihr Gemeinschaft mit uns habet.« Wenn also das Thema eines Predigers nur ein Teil der göttlichen Botschaft ist, wie einfach, wie abgegriffen es sein mag, es wird eine Würde haben, daß es von ihm Besitz ergreift, eine Kraft, daß es ihn entzündet, und eine Wirkung, um diejenigen zu unterwerfen und zu bekehren, zu denen es von ihm aus gelangt, nach den Worten der Verheißung: »Mein Wort, das von Meinem Munde ausgeht, wird nicht leer zu Mir zurückkommen, sondern es wird vollbringen, was Mir gefällt, und wird zum Ziel gelangen in den Dingen, zu denen ich es ausschickte.«

4.

2. Und da wir so weit gekommen sind, werden wir nun ohne Schwierigkeit sehen, was eine Universitätspredigt sein sollte, sofern sie von andern Predigten verschieden ist; denn wenn alles Predigen sich an einen Hörer wendet, dann wird, wie der Hörer, so auch das Predigen sein, und wie eine Universitätshörerschaft sich von andern Hörerschaften unterscheidet, so wird eine an sie gerichtete Predigt sich von andern Predigten unterscheiden. Das ist freilich ein klarer Grundsatz, den heilige Männer für das Thema des Predigens aufgestellt haben. So sagt St. Gregorius Theologus, wie sein päpstlicher Namensvetter anführt: »Ein und dieselbe Ermahnung ist nicht für alle Hörer passend; denn nicht alle haben dieselbe seelische Verfassung, und was den einen nützt, kann den andern verderblich sein.« Der heilige Papst selbst gibt dem Grundsatz eine andere, noch schärfere Formulierung: »Debet praedicator«, sagt er, »perspicere, ne plus praedicet, quam ab audiente capi possit.« Und der hl. Karl legt es aus, indem er auf den heiligen Papst Gregor Bezug nimmt: »Pro audientium genere locos doctrinarum, ex quibus concionem conficiat, non modo distinctos, sed optime explicatos habebit. Atque in hoc quidem multiplici genere concionator videbit, ne quaecumque, ut S. Gregorius scite monet, legerit, aut scientia comprehenderit, omnia enunciet atque effundat; sed delectum habebit, ita ut documenta alia exponat, alia tacite relinquat, prout locus, ordo, conditioque auditorum deposcat.«

Und um die Möglichkeit abzuschneiden, diese Regel als einen menschlichen Kunstgriff aufzufassen, der mit der Einfalt des Evangeliums unvereinbar sei, hatte er kurz vorher gesagt: »Ad Dei gloriam, ad coelestis regni propagationem, et ad animarum salutem, plurimum interest, non solum quales sint praedicatores, sed qua via, qua ratione praedicent.«

Das ist allerdings auch einer der elementaren Grundsätze der Rhetorik; aber es ist keine Schande, wenn ein heiliger Bischof in dieser Angelegenheit einen Grundsatz von weltlichen, ja, von heidnischen Schulen entlehnt. Denn die göttliche Gnade überwältigt nicht, noch verdrängt sie die Fähigkeit des menschlichen Geistes ihrer eigenen Natur nach; und wenn heidnische Schriftsteller diese Natur gut

analysiert haben, so mag man sie soweit zur größeren Ehre des Urhebers und der Quelle aller Wahrheit benützen. Aristoteles also, in seiner berühmten Abhandlung über die Rhetorik, läßt das Wesen dieser Kunst geradezu in der scharfen Erfassung des Zuhörers bestehen. Sie ist eine relative Kunst und darin verschieden von der Logik, die einfach den rechten Gebrauch der Vernunft lehrt, während die Rhetorik die Kunst der Überredung ist, die eine Person voraussetzt, welche es zu überreden gilt. Da also der christliche Prediger nicht in einer unbestimmten und allgemeinen Weise auf die Ehre Gottes abzielt, sondern ganz bestimmt durch die Darlegung einer Stelle oder eines Abschnitts aus dem offenbarten Wort, so verkündet er es des weiteren nicht zur Unterweisung der ganzen Welt, sondern unmittelbar eben um der Menschen willen, die er vor sich hat. Er lehrt, wenn er auf der Kanzel steht, er erleuchtet, unterweist, fördert, heiligt, nicht alle Völker oder Klassen oder Berufe, sondern diese besondern Rangstufen, Gewerbe, Stände, Lebensalter, Charaktere, die sich um ihn versammelt haben. Ein Beweis ist freilich derselbe an allen Enden der Erde; aber er hat nicht bloß zu beweisen, sondern zu überzeugen. Wen? Ein Hörer ist also durch die bloße Idee der Predigt vorausgesetzt; und wir können nicht festlegen, wie wir im einzelnen predigen müssen, ehe wir wissen, an wen wir uns zu wenden haben.

In den wichtigsten Punkten sind freilich alle Hörer gleich, und was für eine Zuhörerschaft paßt, das paßt auch für die andere. Alle Hörer sind Kinder Adams, alle sind auch als Christen Kinder Gottes und der katholischen Kirche. Die großen Gegenstände, die der Menge angemessen sind, die den Armen anziehen, den Ungelehrten leiten, den Launischen und Umherirrenden warnen, aufhalten, zurückrufen, sind im Bereich einer Universität wie anderswo am Platz. Ein Studium Generale ist kein Kloster oder Noviziat oder Seminar oder Internat; es ist eine Versammlung von Jungendlichen, Unerfahrenen, Laien und Weltkindern; und auch nicht die einfachste religiöse Wahrheit, nicht der elementarste christliche Glaubensartikel kann von seinem Katheder aus unangebracht sein. Eine Predigt über die göttliche Allgegenwart, über das künftige Gericht, über die Genugtuung Christi, über die Fürsprache der Heiligen wird dort nicht weniger, vielleicht mehr am Platze sein, als wenn sie für eine Pfarrgemeinde gehalten würde. Niemand soll glauben, es gehöre etwas besonders Tiefes wesentlich zur Idee einer Universitäts-Predigt. Die Wahrheiten, die am meisten auf der Hand liegen, sind oft die heilsamsten. Selten ergibt sich da Gelegenheit für ein Thema, das nicht unter Umständen vor einem beliebigen andern Auditorium behandelt werden könnte. Ja, noch weiter; eine akademische Hörschaft könnte wohl zufrieden sein, wenn sie nie etwas anderes behandeln hörte, als was für jede allgemeine Versammlung geeignet wäre.

Indessen, schließlich hat eine Universität doch ihren eignen Charakter; einige Züge der menschlichen Natur sind in ihr auffallender entwickelt als andere, und ihre Mitglieder werden unter Umständen zusammengeführt, die der Zuhörerschaft eine besondere Färbung und einen besonderen Ausdruck verleihen, auch wenn sie sich substantiell nicht von einer andern unterscheidet. Sie besteht aus Männern, nicht aus Frauen; aus jungen Menschen mehr als aus alten und aus Leuten, die eine hohe

Bildung genossen haben oder genießen. Das sind die Punkte, auf die der Prediger acht haben wird und die ihn bei der Wahl seines Themas wie bei der Art der Behandlung leiten werden.

5.

(1.) Und nun zuerst, was seinen Stoff oder sein Thema anbelangt. Hier möchte ich etwas über den Umstand bemerken, daß fortlaufende Predigten über theologische Fragen, polemische Erörterungen, Abhandlungen in extenso und dgl. oft als zur Idee einer Universitätspredigt gehörig erachtet werden und daß man meint, sie hätten rechtmäßig Anspruch darauf, die Aufmerksamkeit einer Universitätshörerschaft zu fesseln, während der Zweck solcher Produkte unmittelbar und hauptsächlich nicht die Erbauung der Hörer sei, sondern die Verteidigung oder Förderung des Katholizismus im allgemeinen und das allmähliche Zustandekommen eines Bandes, der zur Veröffentlichung geeignet ist. Ohne solch wichtige Arbeiten durchaus zu mißbilligen, braucht man doch nichts weiter zu sagen, als daß sie mehr an Theologieschulen gehören und unter den Begriff Vorlesungen fallen als einen Anspruch darauf haben, als Universitätspredigten zu gelten. Indessen, ich betrachte es hier nicht als meine Aufgabe, über solche Vorträge zu sprechen. Und ich sage dasselbe von Lobreden, Vorträgen bei besonderen Gelegenheiten, Grabreden u. dgl. Solche außergewöhnlichen Darbietungen will ich hier beiseitelassen und meine Betrachtung auf das beschränken, was man im eigentlichen Sinn Predigten nennen kann. Und hier, das wiederhole ich, wird jedes allgemeine Thema auf der Universitätskanzle angebracht sein, das anderswo angebracht wäre; wenn wir uns aber nach Gegenständen umsehen, die besonders geeignet wären, so werden sie von zweierlei Art sein. Zwei Versuchungen sind es, die gewöhnlich an die jungen Intellektuellen herantreten: die sich gegen ihre Tugend und die sich gegen ihren Glauben richten. Alle göttlichen Gaben sind der Gefahr des Mißbrauchs- und Verkehrtwerdens ausgesetzt; Jugend und Intellekt sind beides Güter und schließen jeweils bestimmte Verpflichtungen ein und können zur Verherrlichung des Gebers gebraucht werden; aber wie die Jugend Anlaß zur Ausschweifung und Sinnlichkeit werden kann, so verführt der Intellekt gelegentlich zu religiösem Irrtum, tollkühner Spekulation, Zweifel und Unglauben. Daß dies tatsächlich die besonderen Übel sind, zu denen große akademische Körperschaften neigen, zeigt die Geschichte der Universitäten; und wenn ein Prediger einen Gegenstand wünschte, der an solcher Stelle besondere Bedeutung hat, müßte er einen wählen, der auf die eine oder die andere von diesen beiden Klassen von Sünden Bezug hat. Ich meine, wenn er einen Gegenstand der Art behandelte, so wäre es ebenso angemessen, wie wenn er vor reichen Leuten über Almosengeben spräche oder über Geduld, Ergebung und Fleiß vor Armen oder über Vergebung von Beleidigungen vor Unterdrückten und Verfolgten.

Diesen Wink füge ich zwei Warnungen bei. Erstens brauche ich kaum zu sagen, daß ein Prediger ganz sicher sein muß, daß er die Menschen versteht, an die er sich wendet, ehe er es wagen kann, auf das zu zielen, was er für ihre ethische Verfassung hält; denn wenn er fehltrifft, wird er wahrscheinlich mehr Schaden als Nutzen stiften. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es zu keineswegs erbaulichen Folgen führte, wenn Fremde sich einbildeten, ein Auditorium zu kennen, wo es nicht der Fall war, und ihm zu verstehen gaben, daß sie ihm Gewohnheiten oder Beweggründe zuschrieben, die es gar nicht

hatte. Weit besser ist es, ein Prediger wählt einen jener allgemeinen Gegenstände, die sicher sind, als daß er etwas wagt, was augenscheinlich gefährlich ist, wenn es nicht glückt.

Meine zweite Warnung ist folgende: Auch wenn er eine besondere Gefahr oder einen wahrscheinlichen Mangel oder ein Bedürfnis seiner Hörer ins Auge faßt, sollte er es insgeheim tun, nicht klar auf der Hand liegenlassen, worauf er in seinem Vortrag hinzielt. Ich sehe keinen Vorteil darin, wenn ein Prediger offen angibt, er behandle die Frage des Unglaubens, der Rechtgläubigkeit oder der Tugend, des Stolzes der Vernunft, der Zügellosigkeit, der Befriedigung der Sinne. Um nichts anderes zu sagen – Gemeinplätze sind stumpfe Waffen, wogegen spezielle Themen durchschlagen und ihr Ziel erreichen. Solche Gegenstände sind etwa z. B. die Besserung der Zeit, die Vermeidung der Gelegenheiten zur Sünde, der häufige Empfang der Sakramente, göttliche Warnungen, die Eingebungen der Gnade, die Geheimnisse des Rosenkranzes, die natürliche Tugend, die Schönheit der kirchlichen Riten, die Konsequenz im katholischen Glauben, die Beziehung der Heiligen Schrift zur Kirche, die traditionelle Philosophie und andere, die Herz und Gewissen ergreifen oder dem Intellekt Gedankengänge nahelegen können, ohne den Hauptgrund zu verkünden, warum sie gewählt worden sind.

(2.) Sodann etwas über die Art und Weise, den Gegenstand zu behandeln, die eine Universitätsrede erfordert. Das ist gerade der Punkt, so glaube ich, in dem sie sich wesentlich von andern Predigtweisen unterscheidet. Wie Übersetzungen sich unterscheiden, sofern sie dieselben Ideen in verschiedenen Sprachen ausdrücken, so kann im Fall der Predigten jeder dasselbe Thema in Angriff nehmen und es im Hinblick auf seine Hörer auf seine Weise behandeln. Ein gutes Beispiel dafür sind die Reden des hl. Paulus, wie sie in der Apostelgeschichte verzeichnet sind. Den Juden gegenüber zitiert er das Alte Testament; auf dem Areopag, wo er sich an die Philosophen von Athen wendet, unterstreicht er – nicht etwa irgendwelche raffinierte Lehre, im Gegenteil, die elementarste, das Sein und die Einheit Gottes; aber er behandelt sie mit einem Wissen und einer Tiefe der Gedanken, wie die Gegenwart jener berühmten Stadt sie natürlicherweise nahelegte. Und ebenso sind wohl die einfachsten Gegenstände auf einer Universitätskanzle angebracht, aber sie würden dort sicherlich eine genauere Behandlung erfordern, als es bei bloß volkstümlichen Ermahnungen nötig ist. Man verlangt nicht viel, wenn man für akademische Vorträge ein sorgfältigeres Studium vorher fordert, eine genauere Fassung der Idee, die sie einprägen wollen, einen vorsichtigeren Gebrauch der Worte, ein sorgsameres Befragen literarischer Autoritäten und etwas mehr philosophische und theologische Kenntnisse.

Doch auch hier möchte ich wie zuvor die Notwendigkeit betonen, daß solche Darlegungen anspruchslos sein müssen. Ein Prediger braucht nicht die Kirchenväter zu zitieren oder Bildung zu beweisen oder eine originelle Beweisführung zu ersinnen oder durch seinen Stil glänzen zu wollen und üppigen Redeschmuck zu verwenden, weil die Universität seine Zuhörerschaft ist; er braucht sich den Charakter und die Anforderungen seiner Hörer nur soweit gegenwärtig zu halten, daß er vermeiden kann, was bei ihnen Anstoß erregen oder sie irreleiten oder enttäuschen oder ihnen keinen Nutzen bringen könnte.

6.

(3.) Doch hier eröffnet sich uns eine bestimmte Frage, über die ich zum Schluß noch ein paar Worte sagen muß, ob nämlich der Prediger mit oder ohne Buch predigen soll.

Das ist eine delikate Frage angesichts der Tatsache, daß die irische Praxis, ohne Buch zu predigen, die sich mit der des Auslands in Einklang befindet und, wie man meinen sollte, auch mit der Tradition der Kirche von den frühesten Zeiten an, in England nicht allgemein angenommen ist und, ich glaube, auch in Schottland nicht; und es könnte unvernünftig oder anmaßend scheinen, eine Freiheit zu verkürzen, die gegenwärtig dem Prediger gewährt wird. Ich will einfach feststellen, was mir an Gründen für die eine und für die andere Seite der Frage einfällt.

Betrachten wir vor allem andern die Frage unter dem Gesichtspunkt des Üblichen, so habe ich es immer so verstanden, daß es in katholischen Ländern, wie ich soeben sagte, jetzt und in früheren Zeiten die Regel war, ohne Buch zu predigen. Und wenn das tatsächlich die Regel ist, so fällt es sehr schwer ins Gewicht. Ich spreche nicht so, als hätte ich eine Bibliothek zu Rate gezogen und mir einen ganz festen Boden gesichert; doch beim ersten Blick möchte es schon nach der bloßen Zahl der Homilien und Kommentarien, die gewissen Vätern wie St. Augustin oder St. Chrysostomus zugeschrieben werden, unmöglich scheinen, daß sie sie nach in aller Form niedergeschriebenen Ausarbeitungen gehalten haben könnten. Andererseits sind St. Leos Predigten zweifellos im strengen Sinn des Wortes literarische Arbeiten; ja, Stellen daraus sind sorgfältige dogmatische Aufstellungen; noch mehr, sie haben bisweilen den Charakter eines Symbols und finden sich daher in andern Teilen seiner Werke wieder; und sodann möchte ich sagen, obwohl ich nicht behaupte, in den Werken des hl. Chrysostomus wohlbelesen zu sein, es gibt da allgemein an jenen Stellen, wie sie denen unter uns, die dem Priesterstande angehören, bekannt sind, eine Eigentümlichkeit, eine Identität des Stils, die es einem ermöglicht, den Autor auf den ersten Blick zu erkennen, selbst in der lateinischen Übertragung des Breviers, und von der man meinen möchte, daß sie sich aller bloßen Treue von Berichterstatlern entziehen müßte. Man sollte also meinen, daß er sie trotz allem niedergeschrieben haben müßte; und wenn er überhaupt schrieb, so ist es wahrscheinlicher, daß er unter dem Anreiz der bevorstehenden Predigt schrieb, als daß er Zeit und Anlaß gehabt hätte, sie hinterher aufgrund von Notizen zu verbessern und zu erweitern zum Zwecke dessen, was man heute »Publikation« nennt und wovon man damals kaum sagen konnte, daß es so etwas überhaupt gab. Zu dieser Erwägung müssen wir die bemerkenswerte Tatsache hinzufügen (die, obwohl der klassischen Geschichte entnommen, Licht auf unsere Frage wirft), daß, um keine andern Fälle anzuführen, der größte Teil von Ciceros machtvollen und glänzenden Reden gegen Verres gar niemals gehalten worden ist. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Cicero das Gedächtnis besonders hervorhebt, wo er die verschiedenen Gaben aufzählt, die für einen großen Redner erforderlich sind. Und dann haben wir zur Bekräftigung die französische Praxis, Predigten zu schreiben und sie auswendig zu lernen.

Diese Bemerkungen, so weit sie reichen, führen uns dazu, großen Nachdruck auf die Vorbereitung einer Predigt zu legen, was faktisch auf eine Ausarbeitung und sogar auf eine schriftliche und in extenso hinausläuft. Nun erwägen Sie St. Carlos Anweisung, die ich früher anführte: »Id omnino studebit, ut quod in concione dicturus est, antea bene cognitum habeat.« Nun hat ein Pfarrer weder Zeit noch Gelegenheit zu andern als elementaren und gewöhnlichen Gegenständen; und jedes solche Thema hat er sich bereits gewohnheitsmäßig zu eigen gemacht, »cognitum habet«; doch wenn der Stoff sorgfältiger ausgewählt und die Gelegenheit angepaßt ist wie im Fall einer Universitätspredigt, dann hat ihn der Prediger gut und von Grund aus zu studieren und vorher seiner Herr zu werden. Sind nun Studium und Betrachtung geboten, ist es nicht unleugbar eins der wirksamsten Mittel, um uns zu vergewissern, ob wir eine Sache verstehen, um unsere Gedanken darüber herauszubringen, unsere Meinung zu klären, unsere Vorstellung von ihren Beziehungen zu andern Sachen zu erweitern und sie allgemein zu entwickeln, daß wir sorgfältig alles niederschreiben, was wir darüber zu sagen haben? Die Menschen sind freilich verschieden in dergleichen Dingen, aber ich meine, Schreiben ist für die geistigen Fähigkeiten, für das logische Talent, die Originalität, die Gabe der Veranschaulichung, die Anordnung von Gegenständen ein Anreiz, der hinter keinem andern zurücksteht. Ehe man anfängt, seine Gedanken über eine Sache zu Papier zu bringen, ist man nicht sicher, was man weiß und was man nicht weiß; und noch weniger ist man fähig auszudrücken, was man weiß. So eine förmliche Vorbereitung kann man natürlich von einem Pfarrer nicht verlangen, wo er mit andern Pflichten überlastet sein mag und über elementare Gegenstände spricht und von der systematischen Ordnung und den Winken des Katechismus unterstützt wird; aber bei gelegentlichen Predigten liegt der Fall anders. Bei ihnen ist es sowohl möglich als auch im allgemeinen notwendig; und je ausgiebiger die Skizze, je klarer und ununterbrochener der Faden der Abhandlung, desto behaglicher wird sich der Prediger fühlen, wenn die Zeit kommt, seine Rede vom Stapel zu lassen. Ich sagte »im allgemeinen notwendig«, weil es natürlich Ausnahmefälle geben wird, in denen diese Art Vorbereitung ihr Ziel verfehlt, sei es aufgrund eines Mißgriffs bei der Ausführung, sei es aufgrund einer besondern Begabung, die sie überflüssig macht.

Für viele Prediger wird daneben noch ein anderer Vorteil herauspringen; eine solche Praxis wird sie dagegen sichern, sich an ein reguläres Improvisieren heranzuwagen. Je leidenschaftlicher ein Mensch ist und je größer seine Fähigkeit, seine Hörer mit fortzureißen, um so mehr bedarf er der Selbstbeherrschung und einer festen Erinnerung, um so wohlthätiger wird er es empfinden, wenn er sich gleichsam der Obhut seiner vorausgefaßten Absichten anvertraut, statt sich irgendeinem zufälligen Gedankenstrom zu überlassen, der mitten in seiner Predigt über ihn kommt. Gerade seine Gaben mögen auf das Gegengift eines gewöhnlicheren und einfacheren Zuhörs, wie die Plackerei der Ausarbeitung es ist, angewiesen sein. Man muß sich auch zu Gemüte führen, daß man eine Universitätspredigt, weil gemeinhin mehr Mühen drin stecken, als gewöhnlich darauf verwandt werden, zu der Zahl derer rechnet, die der Verfasser besonders gern aufbewahren wird. Es wird darum natürlich sein, daß man etwas davon aufzeichnet, wofern das noch nicht in der Abfassung

eingeschlossen ist; und während die am wenigsten ausgearbeitete auf eine Skizze oder einen Auszug herauslaufen wird, wird auch die genaueste, ganz ins einzelne gehende und reichhaltigste Notizensammlung hernach nicht zu lang gefunden werden, falls sich im Fortgang der Zeit Gründe für den Wunsch einstellen, sie in Druck zu geben.

Das sind verschiedene Gründe, die einen Prediger wahrscheinlich dahin bringen oder dazu zwingen werden, bei der Vorbereitung für seine besondere Aufgabe zur Feder zu greifen. Man könnte noch einen andern Grund heranziehen, einen weit innerlicheren als alle bisher genannten, einen, der sogar den Gebrauch eines Manuskripts auf der Kanzel selbst zu rechtfertigen vermöchte, wenn der gedachte Fall unzweifelhaft unter die Idee einer Universitätspredigt zu rechnen wäre. Man könnte als zwingenden Grund hervorheben, daß eine Beweisführung oder eine logische Zergliederung und Untersuchung keineswegs mit der ausreichenden Schärfe der Formulierung, mit der nötigen Vollständigkeit der Feststellungen, der richtigen Abfolge der Gedanken geleistet werden kann, wenn die Gestaltung im Augenblick aus dem Ärmel geschüttelt werden und gleichsam mit eben den Worten, die ihr Vehikel sind, zusammen dem Geist entströmen soll. Es gibt freilich in jeder Generation ein paar Menschen vom Schlage Pitts, die in der Unterhaltung wie ein Buch reden und einen ((Aufruf)) einfach heraussprechen können; aber die anderen müssen sich damit genügen zu schreiben und abzulesen, was sie geschrieben haben. Das ist richtig; doch ich fand schon Grund, die Frage aufzuwerfen, ob solche feinverzweigten und kompliziert aufgebauten Gedankengebilde überhaupt den Namen Predigt für sich in Anspruch nehmen können. In der Tat, ein Vortrag, der vermöge der Feinheit und Schärfe der Gedanken zu schwer ist, als daß ihn der Prediger ohne dieses äußere Hilfsmittel halten könnte, ist auch zu schwer, als daß ihm der Hörer folgen könnte; und wenn zum Lehren ein Buch nötig ist, so ist es auch zum Lernen nötig. Beide Parteien müßten lesen, wenn sie unter gleichen Bedingungen stehen sollen – und diese Bemerkung liefert mir ein Prinzip, dessen Anwendungsgebiet weiterreicht als der besondere Fall, der es mir nahebrachte.

Während also der Prediger es nützlich und ratsam finden wird, jeden wichtigen Vortrag erst einmal niederzuschreiben, wird er es ebenso angemessen und vorteilhaft finden, ihn nicht auf der Kanzel abzulesen. Natürlich bestreite ich ihm nicht das Recht, ein Manuskript zu benützen, wenn er es wünscht; doch wird er guttun, es, soweit es irgend geht, zu verbergen, wenn er nicht vorzieht, es in der Hauptsache, nicht wörtlich, auswendig zu lernen, was die wirksamste Art des Verbergens ist, welche Nachteile auch dem gegenüberstehen mögen; und eben dieser Umstand scheint uns darauf hinzuweisen, daß das Ablesen einer Predigt einer besonderen Verteidigung bedarf. Denn warum sollte er es sich gedächtnismäßig einprägen oder es verborgen benützen, wofern er nicht das Gefühl hätte, es sei natürlicher, sähe besser aus, wenn man ohne das fertigwerden könnte? Und ferner, wenn er ein Manuskript benützt, so wird man um so mehr den Eindruck der Predigt haben, je weniger er davon Gebrauch macht, je öfter er davon aufblickt und sich unmittelbar an seine Zuhörerschaft wendet; und andererseits wird man um so mehr zu dem Urteil kommen, daß er den Predigtton verfehlt, je sorgsamer er Zeile für Zeile seinem Manuskript folgt und es durch den Ton der Stimme klar hervortreten läßt,

daß er es in sicherer Nähe vor sich hat. Was ist das anders als die volkstümliche Bekundung der Tatsache, daß Predigen nicht dasselbe ist wie Vorlesen und Vorlesen nicht dasselbe wie Predigen?

Diese Entscheidung schließt, wie ich sagte, ein Prinzip in sich. Es ist eine ganz gewöhnliche Antwort armer Protestanten auf die Frage ihrer Geistlichen oder anderer Vorgesetzter, warum sie nicht in die Kirche gingen, »sie könnten ihr Buch zu Hause gerade so gut lesen«. Es ist ganz richtig, sie können ihr Buch zu Hause lesen, und es ist schwer, etwas darauf zu erwidern, und es ist ein Problem, das schon in früherer Zeit die Tieferdenkenden in ihrer Gemeinschaft beschäftigt hat: herauszufinden, was man eigentlich gewinnt, wenn man in den öffentlichen Gottesdienst geht. Die Gebete stammen aus einem gedruckten Buch, die Predigt aus einem Manuskript. Die gedruckten Gebete haben sie schon, und was die aufgeschriebene Predigt anbelangt, warum sollte sie in irgendeiner Hinsicht besser sein als der Predigtband, den sie zu Hause haben? Warum sollte ein erprobter Schriftsteller weniger gut sein als einer, der sich noch nicht der Kritik unterworfen hat? Und ferner, wenn es in der Kirche vorgelesen werden soll, warum kann es nicht ein Mensch geradeso gut lesen wie der andere? Guter Rat bleibt guter Rat, über die ganze Welt. Es kommt also bei der Predigt noch auf etwas anderes an als auf die Abfassung; es liegt etwas Persönliches im Predigen; die Menschen werden angezogen und bewegt nicht bloß durch das, was gesagt wird, sondern dadurch, wie es gesagt wird und wer es sagt. Dieselben Dinge sind nicht dieselben, wenn sie ein Mensch und wenn sie ein anderer sagt. Dieselben Dinge sind nicht dieselben, wenn sie gelesen und wenn sie gepredigt werden.

7.

In diesem Punkte unterscheidet sich der Prediger von dem Ausspender der Sakramente, daß er in gewissem Sinn mit seiner Vergangenheit belastet zu seinen Hörern kommt. Trägt er sein Priestergewand, so läßt er alles Individuelle von sich abfallen und ist nur der Vertreter Dessen, von dem er seine Sendung herleitet. Seine Worte, seine Töne, seine Bewegungen, seine Erscheinung verlieren ihre persönliche Note; ein Bischof ist wie der andere, ein Priester wie der andere; sie singen alle dieselben Noten und verrichten dieselben Kniebeugungen, wie sie einen Frieden und einen Segen geben, wie sie ein und dasselbe Opfer darbringen. Die Messe darf nicht gesprochen werden, ohne daß der Priester ein Missale vor Augen hat, und in keiner andern Sprache als in der sie von den ersten Hierarchen der abendländischen Kirche her auf uns gekommen ist. Doch wenn sie vorüber ist und der Zelebrant die Gewänder abgelegt hat, die zu ihr gehören, dann zieht er sein eigenes Selbst wieder an und kommt zu uns mit den Gaben und den Gedankenverbindungen, die an seiner Persönlichkeit haften. Er kennt seine Schafe, und sie kennen ihn; und gerade diese unmittelbare Beziehung des Lehrers zu den Lernenden, seines Geistes zu ihrem Geiste, und die wechselseitige Sympathie zwischen ihnen ist seine Stärke und verschafft ihm Einfluß, wenn er sich an sie wendet. Sie hängen an seinen Lippen, wie sie an den Seiten seines Buchs nicht hängen können. Bestimmtheit ist das Leben des Predigens. Ein bestimmter Hörer, nicht die ganze Welt; ein bestimmter Gegenstand, nicht die ganze evangelische Tradition; und ebenso ein bestimmter Redner. Nichts Anonymes wird zur Predigt taugen; nichts, was tot und abgetan ist; ja, nichts, was von gestern ist, mag es auch an sich fromm und

nützlich sein. Gedanke und Wort sind eins im Ewigen Logos und dürfen nicht getrennt sein in denen, die Seine Schatten auf Erden sind. Sie müssen ewig frisch und neu, wie aus dem Mund, so auch aus dem Herzen des Predigers hervorströmen, wenn sie »Geist und Leben« für die Herzen seiner Hörer sein sollen. Und was für einen Pfarrgeistlichen gilt, das findet mutatis mutandis auch auf einen Universitäts-Prediger Anwendung, dem vielleicht sogar noch mehr als dem gewöhnlichen parochus ein Name und eine Geschichte vorhergehen, wenn er vor seine Hörer tritt, der ein persönliches Interesse erweckt und durch das, was er ist, ebenso sehr wie durch das, was er vorträgt, überzeugt.

Ich vergesse keineswegs, daß jeder sein besonderes Pfund hat, und einer nicht das, was ein anderer. Beredsamkeit ist eine Gottesgabe, die bis zu einem gewissen Grade Regeln überflüssig macht, und muß wie andere Gaben zum Ruhm des Gebers benützt werden und ist nur dann zu mißbilligen, wenn sie ihren Platz vergißt und die wesentlichen Aufgaben des christlichen Predigers in den Schatten drängt und durchkreuzt und um ihrer selbst willen gepflegt zu werden beansprucht, statt einem höherem Werk und heiligen Zielen untergeordnet zu sein und zu dienen. Und die Beredsamkeit dem Dienst des Evangeliums dienstbar zu machen ist keine schwierigere Aufgabe, als intellektuelle Bildung für übernatürliche Ziele zu benützen; aber das ist hier nicht die Frage.

Bei einzelnen Predigern mögen Umstände eintreten, die es ratsam machen, ein Manuskript zu brauchen; aber ich habe nur erwogen, wie sich die Sache an und für sich verhält, und versucht festzustellen, welches das erstrebenswerteste Ziel ist. Wenn religiöse Menschen einmal Gewißheit darüber erlangt haben, was an sich wünschenswert ist, und sich von Herzen auf diesen Boden stellen, werden sie bald soweit sein, daß sie über viele Hindernisse hinwegkommen, die sonst unüberwindlich sind. Ich für meinen Teil glaube ohne Übertreibung sagen zu dürfen, daß eine Predigt von recht untergeordneter Bedeutung, ohne Buch gehalten, mehr den Zwecken aller Predigten entsprechen wird als eine hochbedeutsame, wenn sie niedergeschrieben und abgelesen wird. Freilich werden nicht alle Menschen gleich gut ohne Buch sprechen, gerade so wie ihre Stimmen nicht gleich klar und laut sind und ihre ganze Art nicht gleich eindrucksvoll. Beredsamkeit, ich wiederhole es, ist eine Gabe; aber die meisten Menschen können, wenn sie über das Lernalter hinaus sind, mit einiger Übung so weit im fließenden Ausdruck ihrer Gedanken kommen, daß sie ihrer Zuhörerschaft den Ernst und die Hingebung für ihr Ziel kundtun und vermitteln können, worin die Seele der Predigt besteht – und das verdeckt im Bewußtsein des Predigers selbst das Gefühl der eigenen Mängel und wiegt sie reichlich auf nach dem Urteil seiner Hörer.

VII. CHRISTENTUM UND NATURWISSENSCHAFT. VORTRAG IN DER SCHULE DER MEDIZIN

1.

Nun, wo wir eben unser zweites akademisches Jahr begonnen haben, ist es ganz natürlich, daß ich, wie ich im letzten November, als wir zuerst an unser großes Unternehmen herangingen, die Gelegenheit benützte, um Ihnen einige Bemerkungen nahezubringen, so auch jetzt wieder die ersten Wochen nicht vorbeigehen lasse, ohne ein paar Worte über die Dinge, die im Augenblick besonders interessant für uns sind, an Sie zu richten. Und wenn ich überlege, welchen Gegenstand ich Ihnen in der Folge zu erwägen geben soll, so scheint mich das Prinzip der Auswahl, das ich bei jener eben erwähnten früheren Gelegenheit befolgte, darauf hinzuweisen, was ich wählen soll. Damals eröffneten wir die Schule der Philosophie und schönen Wissenschaften, wie wir jetzt die der Medizin eröffnen; und wie ich damals eine kurze Untersuchung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Offenbarung und Literatur versuchte, so werde ich gegenwärtig nicht ohne Gewinn, hoffe ich, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn ich ein oder zwei parallele Betrachtungen über die Beziehungen von Offenbarung und Naturwissenschaft anstelle.

Freilich ist dieser Gegenstand, in seinen richtigen Maßen betrachtet, viel zu umfassend für eine Gelegenheit wie diese; doch vielleicht kann ich aus der Menge der Fragen, die er zu erörtern aufgibt, eine einzelne auswählen und, während ich sie erhelle, zugleich auch auf andere ein Licht werfen, die ich im Augenblick nicht förmlich in Angriff nehme. Ich habe also vor, den Gegensatz zu erörtern, der nach der populären Auffassung zwischen Naturwissenschaft und Theologie besteht, und erstens zu zeigen, daß dieser Gegensatz tatsächlich nicht besteht, und zweitens dafür Rechenschaft zu geben, daß eine so grundlose Einbildung um sich greifen konnte.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß in den gebildeten und halbgebildeten Kreisen des Gemeinwesens so etwas wie ein Argwohn oder eine Vermutung lebt, es gebe tatsächlich letztlich einen gewissen Gegensatz zwischen den Erklärungen der Religion und den Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschung; ein Argwohn dergestalt, daß er auf der einen Seite die Menschen, die nicht übermäßig religiös sind, einen künftigen Tag voraussehen läßt, wo der Gegensatz schließlich in offenem Kampf hervorbrechen und zum Nachteil der Offenbarung ausschlagen wird, daß er auf der andern Seite religiöse Geister dahin führt, argwöhnisch gegen die Untersuchungen und voreingenommen gegen die Entdeckungen der Wissenschaft zu sein. Die Folge ist auf der einen Seite eine gewisse Verachtung der Theologie, auf der andern eine Neigung, die Bemühungen des physiologischen, astronomischen oder geologischen Forschers zu unterschätzen, zu leugnen, zu belächeln, davon abzuraten, ja, sie fast zu brandmarken.

Ich nehme an, daß keiner der Herren, die mich gegenwärtig mit ihrer Anwesenheit beehren, in Versuchung ist, dem religiösen oder dem wissenschaftlichen Vorurteil zu verfallen; aber damit ist nicht gesagt, daß nicht eine Bemerkung darüber selbst hier von Nutzen sein könnte. Sie kann uns dazu führen, den Gegenstand selbst sorgfältiger und genauer zu erwägen; sie kann uns zu klareren Ideen über das wechselseitige Verhältnis von Naturwissenschaft und Theologie verhelfen, als wir vorher besaßen.

2.

Beginnen wir also mit einer ersten Annäherung an den wahren Stand der Sache oder einem allgemeinen Überblick, der vielleicht noch Berichtigungen erfordern, aber doch dazu dienen wird, die Frage zugleich zu beleuchten und in Gang zu bringen. Wir können also das Wissen in natürliches und übernatürliches einteilen. Eine Art des Wissens ist freilich eins wie das andere; für den Augenblick wollen wir diesen Umstand beiseitelassen und diese beiden Felder des Wissens in sich betrachten und als der Idee nach voneinander getrennt. Unter Natur ist zu verstehen, so nehme ich an, das große System der Dinge als ganzes genommen, von dem wir mittels natürlicher Kräfte Kenntnis haben. Unter der übernatürlichen Welt ist zu verstehen das noch wunderbarere und ehrfurchtgebietendere All, dessen Fülle der Schöpfer selbst ist, und von dem wir nicht durch unsere natürlichen Fähigkeiten Kenntnis erlangen, sondern durch dreingegebene, unmittelbare Mitteilung von Ihm. Diese beiden großen Kreise des Wissens schneiden sich, wie ich sagte, erstens, sofern das übernatürliche Wissen Wahrheiten und Tatsachen der natürlichen Welt einschließt, und zweitens, sofern Wahrheiten und Tatsachen der natürlichen Welt andererseits Daten für Schlüsse auf die übernatürliche sind. Doch auch wenn man dieses Sichschneiden voll zugesteht, wird man finden, daß im großen und ganzen die beiden Welten und die beiden Arten des Wissens relativ getrennt voneinander sind; und daß sie eben darum, weil sie getrennt sind, sich im allgemeinen nicht widersprechen können. D. h. mit andern Worten, ein Mensch, der die vollständigste Kenntnis einer dieser Welten besitzt, kann trotzdem im großen und ganzen ebenso unwissend wie die übrige Menschheit sein bezüglich der Wahrheiten und Tatsachen der andern, ebenso wenig imstande, sich ein Urteil darüber zu bilden. Wer alles nur erreichbare Wissen über Physik, über Politik, Geographie, Ethnologie und Ethik besitzt, hat damit keinen Anhaltspunkt für die Entscheidung der Frage gewonnen, ob es Engel gibt oder nicht und wie groß die Zahl ihre Chöre ist; und andererseits werden die gelehrtesten Dogmatiker und Mystiker – St. Augustin, St. Thomas – als solche über die Gesetze der Bewegung oder den Reichtum der Nationen nicht mehr wissen als ein Bauer. Ich meine nicht, daß es nicht auf der einen wie auf der andern Seite Überlegungen und Vermutungen geben kann, aber ich spreche von Schlüssen, welche es verdienten, wenn schon nicht Wissen, so doch wenigstens Ansicht genannt zu werden. Wenn also Theologie die Lehre von der übernatürlichen Welt ist und Wissenschaft die Lehre von der natürlichen, so sind Theologie und Wissenschaft ihrer Idee wie ihrem aktuellen Arbeitsgebiet nach im großen und ganzen ohne Verbindung miteinander, ohne die Möglichkeit eines Zusammenstoßes, und es ist höchstens nötig, sie zu verknüpfen, aber durchaus nicht, sie zu versöhnen.

Nun erweist sich dieser allgemeine Überblick über die Frage, trotz aller Folgerungen, die im einzelnen noch zu ziehen sind, tatsächlich als so wahr, daß die jüngsten französischen Herausgeber eines Werkes des hl. Thomas es als einen der Gründe anführen können, aus denen jener große Theologe nicht mit Plato, sondern mit Aristoteles ein Bündnis schloß, daß Aristoteles (wie sie sagen) sich im Gegensatz

zu Plato auf die menschliche Wissenschaft beschränkte und darum vor einem Zusammenstoß mit der göttlichen sicher war.

»Nicht ohne Grund«, sagen sie, »erkannte St. Thomas Aristoteles als den Meister der menschlichen Philosophie an; denn weil Aristoteles kein Theologe war, hatte er nur logische, physikalische, psychologische und metaphysische Thesen behandelt und die ausgeschlossen, die sich mit den übernatürlichen Beziehungen des Menschen zu Gott beschäftigen, d. h. die Religion; und gerade da war, auf der andern Seite, die Quelle der schlimmsten Irrtümer anderer Philosophen, und besonders Platos.«

3.

Doch wenn schon in der ganz allgemeinen Feststellung über die Unabhängigkeit der Gebiete der Theologie und der Wissenschaft im allgemeinen voneinander und über die daraus folgende Unmöglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen ihnen eine so tragfähige Wahrheit liegt, wieviel wahrer ist, schon der Natur der Sache nach, die Feststellung, wenn wir die Theologie nicht der Wissenschaft im allgemeinen gegenüberstellen, sondern speziell der Naturwissenschaft! Unter Naturwissenschaft ist die Gruppe von Wissenschaften zu verstehen, die es mit der sichtbaren Welt zu tun hat, mit den Erscheinungen, die wir sehen, hören, tasten, oder anders ausgedrückt, mit der Materie. Sie ist die Lehre von der Materie. Die Operationsbasis, von der sie ausgeht und zu der sie zurückkehrt, sind die Erscheinungen, die sich den Sinnen darbieten. Diese Erscheinungen stellt sie fest, verzeichnet sie, faßt sie zusammen, ordnet sie und benützt sie dann, um etwas zu bestimmen, was über sie hinausliegt, nämlich die Ordnung, der sie unterworfen sind, das, was wir gemeinhin die Naturgesetze nennen. Sie versteigt sich niemals zu etwas anderm als der Untersuchung von Ursache und Wirkung. Ihre Ziel ist es, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf einfache Elemente und Prinzipien zurückzuführen; doch wenn sie bei diesen einfachen Elementen, Prinzipien und Gesetzen angelangt ist, ist ihre Aufgabe erfüllt; sie hält sich innerhalb des materiellen Systems, von dem sie ausging, und wagt sich niemals über die »flammantia moenia mundi« hinaus. Es mag ihr freilich, wenn sie will, ein Zweifel an der Vollständigkeit ihrer bisherigen Analyse kommen, und sie mag sich aus diesem Grund bemühen, zu noch einfacheren Gesetzen und zu einer geringeren Anzahl von Prinzipien zu kommen. Ihre eigenen Kombinationen, Hypothesen, Systeme mögen sie unbefriedigt lassen; sie mag Ptolemäus mit Newton vertauschen, die Alchemisten mit Lavoisier und Davy; d. h., sie mag sich dafür entscheiden, daß sie ihrem eigenen Problem noch nicht ganz auf den Grund gekommen ist; aber immer wird es ihr Ziel bleiben, ihm auf den Grund zu kommen und nichts mehr. Mit der Materie hat sie begonnen, mit der Materie wird sie enden; sie wird niemals auf das Gebiet des Geistes übergreifen. Die Hindus sollen die Vorstellung haben, daß die Erde auf einer Schildkröte ruhe; aber der Physiker als solcher wird sich niemals fragen, durch welchen Einfluß außerhalb des Weltalls das Weltall erhalten wird, einfach weil er ein Physiker ist.

Wenn er allerdings ein religiöser Mensch ist, wird er natürlich eine ganz bestimmte Ansicht über die Frage haben; aber das ist seine private, keine offizielle Ansicht, nicht die Ansicht eines Physikers, sondern die eines religiösen Menschen; und das nicht, weil die Naturwissenschaft etwas anderes sagt, sondern bloß, weil sie gar nichts über die Frage sagt noch sagen kann, rein aufgrund des Ziels, das ihr bei ihrem Beginnen vorschwebte. Die Frage fällt einfach extra artem. Der Naturwissenschaftler hat gar nichts mit Finalursachen zu tun und wird in ein unentwirrbares Durcheinander hineingeraten, wenn er sie in seine Forschungen einführt. Er hat nach einer Richtung zu sehen, nicht nach irgendeiner andern. Es wird erzählt, daß in manchen Ländern der Fremde, der nach dem Weg fragt, sogleich zurückgefragt wird, wo er herkommt: Nicht viel besser angebracht als dies wäre es, wenn der Naturwissenschaftler fragen wollte, wie die Erscheinungen und Gesetze der materiellen Welt ursprünglich zustande gekommen seien, wenn es einfach seine Aufgabe ist festzustellen, was sie sind. Innerhalb der Grenzen jener Erscheinungen mag er überlegen und beweisen; er mag das Wirken der Gesetze der Materie durch die Zeitperioden verfolgen; er mag in die Vergangenheit eindringen und die Zukunft vorwegnehmen; er mag die Veränderungen durchgehen, die sie in der Materie bewirkt haben, und das Entstehen, Wachsen und Vergehen der Erscheinungen; und so mag er in einem gewissen Sinn die Geschichte der materiellen Welt schreiben, soweit er das kann; doch er wird immer von den Erscheinungen aus weitergehen und aufgrund der inneren Evidenz, die sie aufweisen, seine Schlüsse ziehen. Er wird nicht zu den Fragen vordringen, was jenes letzte Element sei, das wir Materie nennen, ob es aufhören könne zu sein, ob es jemals nicht war, ob es je zu nichts werden wird, worin seine Gesetze wahrhaft bestehen, ob sie ein Ende haben können, ob sie außer Kraft gesetzt werden können, was Kausalität, was Zeit ist, in welchen Beziehungen die Zeit zu Ursache und Wirkung steht, und zu hundert anderen Fragen ähnlichen Charakters.

Das ist Naturwissenschaft, und Theologie ist offenbar gerade das, was solche Wissenschaft nicht ist. Die Theologie beginnt, wie ihr Name sagt, nicht mit irgendwelchen sichtbaren Tatsachen, Erscheinungen oder Ergebnissen, überhaupt nicht mit der Natur, sondern mit dem Urheber der Natur – mit der einen unsichtbaren, unzugänglichen Quelle und Ursache aller Dinge. Sie beginnt am andern Ende des Wissens und beschäftigt sich nicht mit dem Endlichen, sondern mit dem Unendlichen. Sie entfaltet und bringt in ein System, was Er Selbst uns über Sich Selbst gelehrt hat, über Seine Natur, Seine Attribute, Seinen Willen und Seine Akte. Soweit sie sich der Naturwissenschaft nähert, greift sie gerade das Gegenstück zu den Fragen auf, die den Naturwissenschaftler beschäftigen. Er betrachtet die Tatsachen, die er vor sich hat, der Theologe gibt die Gründe für diese Tatsachen an. Der Physiker behandelt Wirk-, der Theologe Finalursachen. Der Physiker berichtet uns von Gesetzen; der Theologe von ihrem Urheber, Erhalter und Beaufsichtiger; von ihrem Zweck und ihrer Ausschaltung, wenn es dergleichen gibt; von ihrem Anfang und Ende. So stehen die beiden Schulen zueinander an dem Punkte, wo sie sich am nächsten berühren; doch zum größten Teil laufen sie ganz und gar auseinander. Womit die Naturwissenschaft beschäftigt ist, habe ich schon gesagt; was die Theologie angeht, so betrachtet sie nicht die Welt der Materie, sondern die des Geistes, die Höchste Intelligenz,

die Seelen und ihre Bestimmung, Gewissen und Pflicht, den Verkehr des Schöpfers mit dem Geschöpf in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

4.

Soweit also diese Bemerkungen gingen, können Theologie und Naturwissenschaft einander nicht berühren, keine Verbindung miteinander haben, keinen Grund zu Zwietracht oder Übereinstimmung, Eifersucht oder Sympathie. Ebensogut könnte man sagen, daß musikalische Gesetze mit den Lehren der Architektur in Konflikt kämen; ebensogut könnte es einen Zusammenstoß zwischen dem Mechaniker und dem Geologen, dem Ingenieur und dem Grammatiker geben; ebenso könnte das britische Parlament oder die französische Nation auf eine mögliche kriegführende Macht auf dem Monde eifersüchtig sein, wie die Naturwissenschaft mit der Theologie einen Strauß ausfechten. Und es mag gut sein – bevor ich daran gehe, diesen Umriß im einzelnen auszufüllen und zu erklären, was an dieser Feststellung zu erklären ist –, wenn ich sie, so wie sie dasteht, durch die bemerkenswerten Worte eines Schriftstellers unserer Tage über diese Frage stütze: »Wir hören oft«, bemerkte er, der als Protestant schreibt (und hier erlauben Sie mir die Versicherung, meine Herren, daß ich seine Worte, obwohl sie den Ton der Kontroverse haben, nicht mit Rücksicht darauf anführe oder in dem Wunsch, irgendetwas gegen die Protestanten vorzubringen, sondern nur im Dienst des Punktes, auf den es mir ankommt, daß Offenbarung und Naturwissenschaft in Wirklichkeit nicht aneinandergeraten können), »wir hören oft, daß die Welt beständig erleuchteter wird und daß diese Erleuchtung günstig für den Protestantismus und ungünstig für den Katholizismus werden muß. Wir wünschten, wir könnten es glauben. Aber wir haben allen Grund zu zweifeln, ob das eine wohlbegründete Erwartung ist. Wir sehen, daß in den letzten 250 Jahren der menschliche Geist im höchsten Grade tätig war; daß er große Fortschritte in jedem Zweig der Naturwissenschaft gemacht hat; daß er zahllose Erfindungen gemacht hat, die darauf ausgehen, die Bequemlichkeit des Lebens zu steigern; daß Medizin, Chirurgie, Chemie, Technik ganz erheblich verbessert worden sind; daß Regierung, Polizei und Gesetze verbessert wurden, wenn auch nicht im selben Maße wie die Naturwissenschaften. Doch wir sehen, daß während dieser 250 Jahre der Protestantismus keine nennenswerten Eroberungen gemacht hat. Ja, wir glauben, daß, soweit eine Veränderung stattgefunden hat, diese Veränderung im großen und ganzen zugunsten der römischen Kirche gewesen ist. Wir können daher nicht das Zutrauen haben, daß der Fortschritt des Wissens notwendig verhängnisvoll für ein System sein wird, das zum mindesten seinen Boden behauptet hat trotz des ungeheuren Fortschritts, den das Menschengeschlecht auf dem Gebiet des Wissens seit den Tagen der Königin Elisabeth gemacht hat.

In der Tat, die Behauptung, die wir erwägen, scheint uns auf einem völligen Irrtum begründet. Es gibt Zweige des Wissens, hinsichtlich deren der Fortschritt das Gesetz des menschlichen Geistes ist. Wenn in der Mathematik ein Satz einmal bewiesen ist, wird er später niemals mehr bestritten. Jedes neue Stockwerk bildet eine ebenso feste Basis für einen neuen Aufbau wie das ursprüngliche Fundament. Hier wird also der Vorrat an Wahrheiten beständig vermehrt. Auch in den induktiven Wissenschaften herrscht das Gesetz des Fortschritts ...

Aber bei der Theologie liegt die Sache ganz anders. Was die natürliche Religion anlangt (die Offenbarung lassen wir für den Augenblick ganz aus dem Spiel), so bekommt man nicht leicht den Eindruck, daß ein Philosoph von heute günstiger dasteht als Thales oder Simonides. Er hat genau dieselben augenscheinlichen Zeichen für eine Planmäßigkeit im Aufbau des Weltalls vor sich wie die Griechen der Frühzeit ... Was die andere große Frage betrifft, die Frage, was nach dem Tode aus dem Menschen wird, so können wir nicht bemerken, daß ein hochgebildeter Europäer, seiner Vernunft ohne sonstige Unterstützung überlassen, mit größerer Wahrscheinlichkeit das Richtige finden wird als ein Schwarzfuß-Indianer. Keine der vielen Wissenschaften, in denen wir die Schwarzfuß-Indianer übertreffen, wirft das geringste Licht auf den Zustand der Seele nach dem Erlöschen des tierischen Lebens ...

Die natürliche Theologie ist also keine fortschreitende Wissenschaft. Jenes Wissen um unsern Ursprung und um unsere Bestimmung, das wir aus der Offenbarung ableiten, ist freilich von ganz anderer Klarheit und von ganz anderer Bedeutung. Doch auch die offenbarte Religion hat nicht den Charakter einer fortschreitenden Wissenschaft ... In der Lehre von der Gottheit kann es keinen Fortschritt der Art geben, wie er in der Pharmakologie, der Geologie und in der Schiffahrt beständig statthat. Ein Christ des fünften Jahrhunderts mit seiner Bibel ist weder besser noch schlechter dran als ein Christ des neunzehnten Jahrhunderts mit seiner Bibel, wenn man, wie ja selbstverständlich, Klarheit und natürlichen Scharfsinn gleich ansetzt. Es macht gar nichts aus, daß Kompaß, Buchdruckerkunst, Dampf, Gas, Kuhpockenimpfung und tausend andere Entdeckungen und Erfindungen im fünften Jahrhundert unbekannt waren und dem neunzehnten vertraut sind. Keine dieser Entdeckungen und Erfindungen hat die geringste Bedeutung für die Frage, ob der Mensch durch den Glauben allein gerechtfertigt wird oder ob die Anrufung der Heiligen ein rechtgläubiger Brauch ist ...

Wir haben die Zuversicht, daß die Welt niemals zum ptolemäischen Sonnensystem zurückkehren wird; und diese Zuversicht wird nicht im mindesten erschüttert durch den Umstand, daß ein so bedeutender Mann wie Bacon Galileis Theorie mit Verachtung zurückgewiesen hat; denn Bacon standen nicht alle Hilfsmittel zur Verfügung, um zu einem richtigen Schluß zu gelangen ... Aber wenn wir bedenken, daß Thomas More bereit war, für die Lehre von der Transsubstantiation zu sterben, so muß uns doch ein Zweifel beschleichen, ob nicht am Ende die Lehre von der Transsubstantiation über allen Widerstand triumphieren dürfte. More war ein Mann von ganz hervorragenden Gaben. Er war genau so gut über die Frage unterrichtet wie wir oder wie irgendein menschliches Wesen es je sein wird, so lange die Welt steht ... Kein Fortschritt, den die Wissenschaft gemacht hat oder machen wird, kann etwas zu dem hinzufügen, was uns als die überwältigende Kraft des Arguments gegen die reale Gegenwart erscheint. Darum vermögen wir nicht einzusehen, warum das, was Thomas More von der Transsubstantiation glaubte, nicht bis ans Ende der Zeit von Menschen geglaubt werden sollte, die Thomas More an Fähigkeiten und Ehrenhaftigkeit gleichstehen. Doch Thomas More ist ein auserlesenes Muster menschlicher Weisheit und Tugend; und die Lehre von

der Transsubstantiation ist eine Art Belastungsprobe. Der Glaube, der dieser Prüfung standhält, wird jeder Prüfung standhalten ...

Die Geschichte des Katholizismus liefert schlagende Beispiele für diese Bemerkungen. Während der letzten sieben Jahrhunderte hat der Gesamtgeist Europas beständige Fortschritte auf allen Gebieten weltlichen Wissens gemacht; aber in der Religion können wir keinen beständigen Fortschritt aufweisen ... Viermal, seit die Autorität der römischen Kirche in der abendländischen Kirche aufgerichtet wurde, hat sich der menschliche Intellekt gegen ihr Joch erhoben. Zweimal blieb die Kirche völlig siegreich. Zweimal ging sie aus dem Kampf mit den Spuren schrecklicher Wunden hervor; aber mit noch ungeschwächter Lebenskraft. Bedenken wir, welch furchtbare Stürme sie überlebt hat, so können wir uns schwer vorstellen, auf welche Weise sie zugrundegehen soll.«

Sie sehen, meine Herren, wenn Sie dem Urteil eines scharfsinnigen Geistes, der in der Geschichte gründlich belesen war, trauen wollten, so hat die katholische Theologie nichts von dem Fortschritt der Naturwissenschaft zu fürchten, selbst abgesehen von dem göttlichen Charakter ihrer Lehren. Sie spricht von übernatürlichen Dingen; und diese können, der bloßen Kraft der Worte nach, durch keine Erforschung der Natur berührt werden.

5.

Allerdings erwähnt der fragliche Autor, wo er dies und noch viel mehr zum selben Zweck sagt, auch eine Ausnahme von seiner allgemeinen Feststellung, wenn er sie auch nur erwähnt, um sie beiseitezuschieben. Auch ich habe hier auf dieselbe Ausnahme hinzuweisen; und Sie werden gleich sehen, meine Herren, wenn ich sie nenne, wie wenig sie tatsächlich die allgemeine Auffassung durchbricht, die ich skizziert habe. Es stimmt also, daß die Offenbarung in ein oder zwei Fällen ihr erwähltes Gebiet, welches die unsichtbare Welt ist, überschritten hat, um ein Licht auf die Geschichte der materiellen Welt zu werfen. Die Heilige Schrift erwähnt, das ist durchaus richtig, ein paar wichtige Tatsachen physischer Natur, so wenige, daß man sie an den Fingern herzählen kann. Sie spricht von einem Prozeß der Bildung aus dem Chaos, der sechs Tage in Anspruch nahm; sie spricht vom Firmament; von der Erschaffung von Sonne und Mond um der Erde willen; von der Unbeweglichkeit der Erde; von einer großen Flut und von einigen anderen ähnlichen Tatsachen und Ereignissen. Das stimmt; und es ist kein Grund vorhanden, warum wir eine Schwierigkeit darin finden sollten, diese Tatsachen anzunehmen, wie sie dastehen, wenn je ihre Bedeutung und ihr Zweck autoritativ festgelegt werden; denn es muß daran erinnert werden, daß ihre Bedeutung bisher noch nicht förmlich die Aufmerksamkeit der Kirche auf sich gelenkt oder eine Auslegung erfahren hat, die wir als Katholiken verpflichtet wären anzunehmen, und in dem Fehlen einer solchen bestimmten Auslegung liegt vielleicht ein gewisser Hinweis darauf, daß es dies bedeutet und nicht jenes. Und da die Sache so liegt, ist es höchst unwahrscheinlich, daß naturwissenschaftliche Untersuchungen jemals zu Entdeckungen führen werden, die mit allen den Deutungen zugleich unvereinbar wären, die der Buchstabe gestattet und die noch offengelassen sind. Über einige populäre Auslegungen des fraglichen

Textes werde ich gleich noch etwas zu sagen haben; hier habe ich es nur mit dem Buchstaben der Heiligen Schrift selbst zu tun, soweit er von Bedeutung ist für die Geschichte von Himmel und Erde; und ich sage, wir können ruhig und in Frieden abwarten, bis es zu einem wirklichen Zusammenstoß zwischen der autoritativ ausgelegten Schrift und klar festgestellten Ergebnissen der Wissenschaft kommt, ehe wir überlegen, wie wir mit einer Schwierigkeit fertigwerden wollen, von der wir mit gutem Grund annehmen können, daß sie niemals eintreten wird.

Und nachdem ich diese Ausnahme festgestellt habe, habe ich wirklich das äußerste Zugeständnis gemacht, das bezüglich eines gemeinsamen Bodens zu machen ist, um den Theologie und Naturwissenschaft einen Kampf führen könnten. Im großen und ganzen nehmen die beiden Forschungszweige ganz gewiß verschiedene Gebiete ein, auf denen jede lehren kann, ohne ein Dazwischentreten der andern zu befürchten. Es hätte freilich dem Allmächtigen gefallen können, die naturwissenschaftlichen Untersuchungen durch Offenbarung der Wahrheiten, die ihr Ziel sind, überflüssig zu machen, wiewohl Er das nicht getan hat; aber ob es Ihm gefallen hätte, das zu tun oder nicht, in jedem Fall würden doch Theologie und Naturwissenschaft verschiedene Wissenschaften sein; und nichts, was die eine von der materiellen Welt sagt, kann je dem widersprechen, was die andere von der immateriellen sagt. Hier hat also die Frage ein Ende; und hier könnte auch ich an ein Ende kommen, läge es mir nicht ob zu erklären, wie es kommt, daß, obwohl Theologie und Naturwissenschaft nicht in Streit geraten können, Naturwissenschaftler und Theologen doch tatsächlich miteinander gestritten haben und noch streiten. Der Lösung dieser Schwierigkeit will ich den Rest meiner Vorlesung widmen.

6.

Ich bemerke also, daß die elementaren Methoden der Begründung und Untersuchung in Theologie und Naturwissenschaft einander entgegengesetzt sind; jede hat ihre eigene Methode; und darin, meine ich, bestand der Streitpunkt der beiden Schulen, daß nämlich keine sich ganz damit begnügte, in ihrer eignen Behausung zu bleiben, sondern, wiewohl jede ihre besondere Methode hat, die für ihre besondere Wissenschaft die beste ist, hielt jede die ihre für die beste zu jeglichem Zweck überhaupt und gedachte wiederholt, sie der andern Wissenschaft aufzunötigen und die entgegengesetzte Methode, die ihr rechtmäßig zugehört, einzuschränken oder ganz auszuschalten.

Die Begründungsmethode der Theologie ist die der strengen Wissenschaft wie in der Geometrie, die deduktive; die Methode der Naturwissenschaft wenigstens bei ihrem Ausgangspunkt ist ein empirisches oder induktives Verfahren. Diese Eigentümlichkeit entspringt beiderseits aus der Natur der Sache. In der Naturwissenschaft liegt eine große Menge von Dingen aller Art, die es kennenzulernen gilt, vor dem Forscher, alles in wirrem Durcheinander, und erfordert Ordnung und Analyse. In der Theologie fehlt diese Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, und die Offenbarung bietet sich stattdessen selbst dar. Was im Christentum bekannt ist, ist genau das, was offenbart ist, und nichts mehr; bestimmte Wahrheiten, unmittelbar von oben mitgeteilt, sind der Hut der Gläubigen anvertraut, und bis ans

Ende der Welt können diese Wahrheiten tatsächlich um nichts vermehrt werden. Von den Zeiten der Apostel bis zum Ende der Welt kann keine im strengen Sinne neue Lehre zu der theologischen Belehrung hinzugefügt werden, welche die Apostel gemäß ihrer Inspiration mitzuteilen hatten. Es ist natürlich möglich, zahllose Folgerungen aus den ursprünglichen Lehren abzuleiten; aber da die Folgerungen immer in den Prämissen beschlossen sind, bedeuten diese Ableitungen strenggenommen keine Hinzufügung, und wenn auch die Erfahrung jene Deduktionen mannigfach bestimmen und abwandeln mag, so bewahrt doch die Theologie alles in allem den strengen Charakter einer Wissenschaft, die syllogistisch von Prämissen zu Schlußsätzen fortschreitet.

Die Methode der Naturwissenschaft ist gerade das Umgekehrte: Sie hat kaum irgendwelche Prinzipien und Wahrheiten als Ausgangspunkt, die ihr von außen geliefert würden und bereits gesichert wären. Sie muß mit Sehen und Tasten beginnen; sie muß ihren üppigen Wald von Erscheinungen handhaben und messen und wägen und muß von da aus zu neuen Wahrheiten fortschreiten – d. h. zu Wahrheiten, die jenseits der Erscheinungen liegen, von denen sie sich herleiten, und von ihnen verschieden sind. So hat die Naturwissenschaft experimentellen, die Theologie traditionellen Charakter; die Naturwissenschaft ist reichhaltiger, die Theologie exakter; die Naturwissenschaft kühner, die Theologie sicherer; die Naturwissenschaft fortschreitend, die Theologie im Vergleich dazu feststehend; die Theologie hält treu das Vergangene fest, die Naturwissenschaft hat Bilder des Künftigen vor Augen. So sind sie, ich wiederhole es, und so sind ihre jeweiligen Untersuchungsmethoden der Natur der Sache nach.

Aber Geister, die an eine dieser beiden Methoden gewöhnt sind, können kaum anders, als sie über ihre gebührenden Grenzen ausdehnen, wenn sie nicht auf der Hut sind und große Selbstbeherrschung besitzen. Unleugbar haben die Geistlichen von Zeit zu Zeit sehr dazu geneigt, Wissenschaften, die einer solchen Behandlung nicht zugänglich sind, eine traditionelle, logische Gestalt zu geben. Ebenso unleugbar zeigen auf der anderen Seite Männer der Wissenschaft eine besondere Gereiztheit gegenüber den Theologen, weil sie aufgrund von alter Überlieferung, von früheren Entscheidungen, Autorität und Logik vorgehen und es ablehnen, Bacon oder Niebuhr in ihre Schule einzuführen oder ein neues experimentelles und kritisches Verfahren zur Verbesserung dessen anzuwenden, was ein für allemal von oben gegeben wurde. Daher die gegenseitige Eifersucht beider Parteien; und ich werde nun versuchen, Beispiele dafür zu geben.

7.

Lassen Sie mich denn zuerst auf jene populären und althergebrachten, wenn auch nicht autoritativen Auslegungen der Schrift hinweisen, auf die ich schon gelegentlich anspielte. Die Schrift ist, wie wir wissen, nach der übereinstimmenden Auffassung der Kirchenväter auszulegen; aber neben dieser Übereinstimmung, die bindenden Charakter hat und den augenscheinlichen Beweis der Wahrheit in sich trägt, sind in der Christenheit stets eine Reihe von Meinungen im Umlauf gewesen, die mehr oder weniger fest mit der göttlichen Überlieferung zusammenhängen; Meinungen, für deren

übermenschlichen Charakter eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht, die wahrscheinlich eine wahre Grundlage oder einen wahren Kern in sich haben, aber bei denen keine Prüfung möglich ist, wo sie herkommen oder wie weit sie wahr sind, abgesehen von dem Gang der Ereignisse, die man indessen wenigstens mit Aufmerksamkeit und Achtung aufnehmen muß. Bisweilen sind es Erklärungen zu Prophezeiungen der Schrift, bisweilen zu andern Dunkelheiten und Geheimnissen. Es gab z. B. einmal die auf die Heilige Schrift gestützte Auffassung, daß die Heilsordnung des Christentums tausend Jahre dauern sollte und nicht länger; der Fortgang des Geschehens hat sie widerlegt. Eine noch genauere und einleuchtendere Überlieferung, die aus der Schrift abgeleitet wurde, war die, welche für die Zeit, wo das Römische Reich in Stücke fiel, das Erscheinen des Antichristen festlegte, dem sogleich die Wiederkunft Christi folgen sollte. Verschiedene Kirchenväter legen den hl. Paulus so aus, und Bellarmin übernimmt diese Auslegung noch im 16. Jahrhundert. Das wirkliche Geschehen allein kann entscheiden, ob das unter irgendeinem Gesichtswinkel der christlichen Geschichte richtig ist; heute sind wir wenigstens imstande zu sagen, daß es in dem gewöhnlichen, buchstäblichen Sinn, in dem es einst genommen wurde, nicht richtig ist.

Gehen wir von den Erklärungen prophetischer Stellen der Schrift zu denen kosmologischer über, so war es, glaube ich, die allgemeine Überzeugung ganzer Zeitalter, gestützt durch anerkannte Auslegungen der Heiligen Schrift, daß die Erde unbeweglich sei. Daher kam es, glaube ich, daß der irische Bischof Virgil, der die Existenz von Antipoden behauptete, einen Sturm unter seinen Zeitgenossen erregte; obgleich wohl zu bemerken ist, daß selbst in dem dunklen Zeitalter, in dem er lebte, der Heilige Stuhl, den man anrief, sich zu keiner Verurteilung der ungewöhnlichen Meinung hergab. Derselbe Sturm erhob sich wiederum in der öffentlichen Meinung, als das kopernikanische System seinen ersten Anwalt fand, und die anerkannten Traditionen, die den Grund zu diesem Sturm bildeten, durften auch nicht übereilt beiseitegeschoben werden; doch beiseitegeschoben wurden sie schließlich. Wenn jemals diese menschlichen Überlieferungen zum Nachteil und Schaden wissenschaftlicher Forschungen aufgenötigt und gleichsam zum Gesetz gemacht wurden (und das ist niemals durch die Kirche selbst geschehen), so war das ein Fall ungebührlichen Übergreifens seitens der theologischen Schulen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft.

Soviel können wir hinsichtlich der Auslegungen der Schrift sagen; aber es ist leicht zu sehen, daß andre anerkannte Meinungen, die nicht auf dem heiligen Buch beruhen, mit weniger Recht und größerem Nachteil ins Feld geführt werden könnten, um den Naturforscher zu belästigen, seine Unterordnung zu fordern und die Untersuchungsmethode abzuschneiden, die seinem besonderen Verfahren eigentümlich ist. Derart sind die gebieterischen formulae, gegen die Bacon zu Felde zieht, deren Ergebnis es war, daß die Naturwissenschaft in eine deduktive Wissenschaft verwandelt und der Student genötigt wurde, Behauptungen und Grundsätze als erste Prinzipien implicite anzunehmen, die nur darum ehrwürdig waren, weil niemand sagen konnte, wo sie herkämen, und nur darum Autorität besaßen, weil niemand angeben konnte, welche Gründe zu ihren Gunsten sprächen. In dem Maße, wie diese Übergriffe sich auf seinem eigenen Arbeitsgebiet geltend machten, pflegte die Entrüstung des Naturwissenschaftlers zu

steigen; und er pflegte einem Skeptizismus zu huldigen, in dem sich seine Gefühle befreiten und der zugleich seine Vernunft befriedigte, wenn er aufgefordert wurde, daran festzuhalten, daß leichte Körper aufwärtsstiegen und schwere zu Boden fielen, und andere ähnliche Gesetze, die keinerlei Anspruch auf göttlichen Ursprung hatten oder als in sich selbst gewisse Prinzipien oder einleuchtende Wahrheiten gelten konnten.

Und ebenso war es, wenn ein Philosoph mit dem rechten Sinn für naturwissenschaftliche Forschung die naturwissenschaftlichen Schulen seiner Zeit damit beschäftigt sah, Finalursachen zu erörtern und Schwierigkeiten in der materiellen Natur mit ihnen zu lösen; wenn er z. B. die Entscheidung hörte, die Baumwurzeln zögen sich nach dem Fluß hin, weil sie Feuchtigkeit brauchen, oder die Achse der Erde hätte einen bestimmten Winkel zur Ebene ihrer Bewegung aufgrund gewisser Vorteile, die daraus ihren Bewohnern erwüchsen, dann wundere ich mich nicht darüber, daß er sich um eine große Reform im Verfahren der Untersuchung bemühte, indem er die Methode der Induktion predigte, und wenn er sich einbildete, die Theologen seien unmittelbar oder in irgendeiner Hinsicht der Anlaß zu diesen Schnitzern, für einige Zeit, wenn auch unvernünftigerweise, gereizt gegen die Theologie selbst wurde.

Ich wünschte, die Schule der Erfahrungswissenschaft wäre nicht weiter in ihrem Gegensatz zur Theologie gegangen, als daß sie um des Fehlers ihrer Jünger wegen einer gewissen Verstimmung gegen sie Raum gegeben hätte; aber es muß bekannt werden, daß sie ihrerseits in Ausschreitungen hineingeraten ist, für die die Schule der hohen deduktiven Wissenschaft kein Beispiel geliefert hat; und wenn sie einmal unter der Tyrannei der logischen Untersuchungsmethode gelitten hat, so hat sie zur Vergeltung weit ernsthafteren Anmaßungen und Übergriffen auf dem Gebiet der Theologie das Wort geredet, als es das unbeabsichtigte und längst verjährte Eingreifen der Theologen auf ihrem Gebiet war, das sie zur Entschuldigung anführt. Und auf diese ungerechtfertigten und verhängnisvollen Einfälle der Erfahrungswissenschaften ins Gebiet der Theologie, meine Herren, habe ich nun Ihre Aufmerksamkeit zu lenken.

8.

Lassen Sie mich also wiederholen, was ich schon gesagt habe, daß die Offenbarung, wenn wir die Dinge nehmen, wie sie sind, ihrer Idee nach ein unmittelbares Einwirken von oben ist, zur Einführung von Wahrheiten, die sonst unbekannt blieben; da ferner so eine Mitteilung Empfänger voraussetzt, wird man finden, daß diese Idee praktisch eine autoritative Stelle zur Verwaltung der Offenbarungsinhalte einschließt. Das Wissen um diese offenbarten Wahrheiten wird also nicht durch irgendwelche Erforschung von Tatsachen gewonnen, sondern einfach dadurch, daß man sich an ihre autoritativen Hüter wendet, wie jeder Katholik weiß, indem man lernt, was Sache des Lehrens ist, und bei den offenbarten Wahrheiten verweilt und sie in Einzelheiten entwickelt gemäß der Schriftstelle: »Der Glaube kommt durch Hören.« Ich beweise nicht, was am Ende keines Beweises bedarf, weil ich zu Katholiken spreche; ich stelle fest, was, wie wir Katholiken wissen und stets behaupten werden, die der Theologie eigentümliche Methode ist, so wie sie immer erkannt wurde. So ist die theologische

Methode, sage ich, deduktiv; aber die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte ist nur eine einzige lange Kette von Versuchen von Seiten der Anhänger der Bacon'schen Philosophie, die der Theologie eigentümliche Methode loszuwerden und sie zu einer Erfahrungswissenschaft zu machen.

Aber, sage ich dagegen, zu einer Erfahrungswissenschaft brauchen wir eine umfassende Sammlung von Erscheinungen oder Tatsachen: Wo sind nun die, die wir als Grundlage für eine induktive Theologie annehmen sollen? Drei Hauptgruppen sind benützt worden, meine Herren: erstens der Inhalt der Heiligen Schrift; zweitens die Ereignisse und Vorgänge der Kirchengeschichte; drittens die Erscheinungen der sichtbaren Welt. Dies dreifache Stoffgebiet – Schrift, Altertum, Natur – ist als Grundlage genommen worden, woran die induktive Methode geübt werden kann, zur Erforschung und Sicherstellung der theologischen Wahrheit, die für den Katholiken Sache des Unterrichts, der Überlieferung, der Deduktion ist. Nun wollen wir einen Augenblick innehalten und nachdenken, ehe wir zu Einzelheiten übergehen. Wahrheit und Wahrheit können sich nicht widersprechen. Wenn diese drei Stoffgebiete unter dem Druck der induktiven Methode theologische Schlüsse jeweils in vollkommener Übereinstimmung miteinander und zugleich im Gegensatz zu den Lehren der Theologie als deduktiver Wissenschaft vorweisen könnten, dann wäre diese Theologie freilich noch nicht mit einemmal über den Haufen geworfen (denn es bliebe immer noch die Frage zu erörtern, welches der beiden Lehrsysteme die Wahrheit und welches die scheinbare Wahrheit wäre), aber sicherlich wäre die anerkannte deduktive theologische Wissenschaft in einer bedenklichen Lage und hätte ihre Prüfung zu bestehen.

Wiederum, Wahrheit und Wahrheit können sich nicht widersprechen; wenn andererseits diese drei Stoffgebiete – Schrift, Altertum und Natur – sich diese drei Jahrhunderte hindurch in Männern von großen Fähigkeiten ausgewirkt haben, mit der Methode oder dem Instrument Bacons in der Hand, und wenn sie dabei zu Folgerungen geführt haben, die einander widersprechen, ja, falls dies oder jenes, Schrift oder Altertum, für sich genommen wurde, zu verschiedenen Lehrsystemen geführt haben, so daß sie im ganzen genommen, statt zu einer Gruppe von Folgerungen zu kommen, ein gut Teil von sich preisgeben mußten; dann und in diesem Fall – folgt noch nicht sogleich, daß nicht eine aus dieser Gruppe von Folgerungen wahr sein könne und alle übrigen falsch; doch mindestens wird eine solche Katastrophe einen sehr ernsten Schatten des Zweifels auf sie alle werfen und bestätigt die Erklärung oder besser die Prophezeiung der Theologen, die dem Beginnen dieser Erfahrungsforscher vorausging, daß es nichts weiter als ein ungeheurer Irrtum war, die Methode der Untersuchung und Induktion in das Studium der Theologie überhaupt einzuführen.

Nun denke ich, Sie werden mir gestatten, meine Herren, es als historische Tatsache auszusprechen, daß die zweite Annahme sich tatsächlich erfüllt hat und die erste nicht. Ich meine, jene empirische Methode, die weit entfernt von einem wissenschaftlichen Beweis irgendeines Lehrsystems und im Gegensatz zur alten Theologie durch die empiristische Partei mit einer dreifachen Konvergenz auf den verschiedenen Grundlagen der Schrift, des Altertums und der Natur aufgebaut wurde, sie, die in der Physik und andern irdischen Wissenschaften solche Wunderdinge vollbracht hat, sie hat im Gegensatz

dazu auf dem von ihr usurpierten Gebiet eine höchst nachdrückliche und beweiskräftige Niederlage erlitten, hat zu keinem Ergebnis geführt, keine bestimmte Anschauung zu Tage gefördert, mit ihren Gläsern keinen Brennpunkt zustandegebracht, nicht einmal eine Tendenz zu einem aussichtsreichen Erfolg gezeigt; ja noch mehr, sie hat bereits selbst ihr vollkommenes Fehlschlagen eingestanden und hat selbst der Untersuchung ein Ende gemacht, freilich nicht, indem sie der rechtmäßigen Methode Platz machte, die sie verdrängt hatte, sondern indem sie verkündete, es könne über die Frage überhaupt nichts erkannt werden – Religion sei keine Wissenschaft und in Sachen der Religion sei Skeptizismus die einzig wahre Philosophie; oder ferner, mit einem noch bemerkenswerteren Geständnis, die Entscheidung liege zwischen der alten Theologie und gar keiner, und wenn es auch freilich gewiß sei, daß es religiöse Wahrheit nirgends gäbe, so sei sie doch, wenn irgendwo, unzweifelhaft nicht in den neuen europäischen Schulen zu finden, sondern in jener alten Lehre, die sich auf die deduktive Methode aufbaue und in Ehren und Besitz war zu der Zeit, als Experiment und Induktion ihre glänzende Laufbahn begannen. Wie merkwürdig hat hier ein edles Instrument versagt, als es zu dem anmaßenden und tyrannischen Einbruch in geheiligtes Gebiet verwendet wurde! Was kann heiliger sein als die Theologie? Was kann edler sein als die Bacon'sche Methode? Aber die beiden gehören nicht zusammen; sie sind ein wenig passendes Paar.

Das Zeitalter hat sich in Schloß und Schlüssel vergriffen. Es hat den Schlüssel in einem Schloß abgebrochen, zu dem er nicht gehörte; es hat den Bau des Schlosses verdorben durch einen Schlüssel, der nie hineinpassen wird. Hoffen wir, daß sein gegenwärtiger Widerwille und seine Verzweiflung über das Ergebnis die Vorboten einer edelmütigen, großen Reue sind.

Ich dachte, meine Herren, Sie würden mir gestatten, diese allgemeine Lehre an den Anfang zu stellen; und nun will ich ein paar Worte über ein Beispiel dieses Irrtums im einzelnen sagen.

9.

Anscheinend war es also die Philosophie der modernen Schule, daß sie versuchte, statt zur Tradition und Unterweisung der katholischen Kirche ihre Zuflucht zu nehmen, die Lehren der Theologie mit Hilfe der Heiligen Schrift oder der kirchlichen Frühzeit oder der Naturerscheinungen zu bestimmen. Und es mag sich die Frage erheben: Warum sollte man schließlich solche Belehrungen aus der Schrift, der Geschichte oder der Natur nicht benützen? Und wenn man sie benützt, warum sollten sie nicht zu wahren Ergebnissen führen? Verschiedene Antworten sind auf diese Frage möglich – ich werde mich auf eine beschränken; und ferner werde ich mich der Kürze halber hauptsächlich an einen der drei Faktoren halten, zu denen die Gegner der Theologie ihre Zuflucht nehmen. Ich übergehe also, was sich im Hinblick auf das, was man die Religion der Schrift und die historische Religion nennt, sagen ließe, und beabsichtige Ihre Aufmerksamkeit zum Schluß auf den wahren Charakter der Naturreligion oder der natürlichen Theologie zu lenken, da sie enger mit dem Hauptgegenstand dieser Vorlesung zusammenhängt.

Die Schule der Naturwissenschaft hat, wie ich schon sagte, rein ihrem Ziel und ihrer Methode der Begründung nach nichts mit Religion zu tun. Indessen, es gibt eine Wissenschaft, die sich die Erscheinungen und Gesetze der materiellen Welt, wie sie jene Schule liefert, zunutzemacht, um das Vorhandensein eines Planes in ihrem Aufbau festzustellen und aufgrund dessen die Tatsache eines Schöpfers und Erhalters. Diese Wissenschaft hat in der neueren Zeit, wenigstens in England, den Namen natürliche Theologie angenommen; und obwohl sie durchaus verschieden ist von der Naturwissenschaft, sind die Naturwissenschaftler doch geneigt, sie als ihr Eigentum in Anspruch zu nehmen, da sie ihr die merkwürdigsten und interessantesten Daten geliefert haben, und sich entsprechend damit zu brüsten.

Ich möchte nicht leichthin über die Verdienste dieser sogenannten natürlichen oder, eigentlicher gesprochen, naturwissenschaftlichen Religion sprechen. Es gibt eine große Menge von Geistern, die so geartet sind, daß sie bei der gedanklichen Beschäftigung mit der Frage der Existenz eines höchsten Wesens einen Trost darin finden, den Beweis hauptsächlich oder allein auf das Argument der Planmäßigkeit zu stützen, welches das Universum liefert. Für sie ist diese Naturwissenschaftliche Theologie von hoher Bedeutung. Ferner bietet diese Wissenschaft in ganz hervorragender und scharf ausgeprägter Weise drei der elementarsten Begriffe, die die menschliche Vernunft mit der Idee eines höchsten Wesens verbindet: Macht, Weisheit und Güte.

Das sind große Dienste, die dem Glauben von der naturwissenschaftlichen Theologie erwiesen werden, und ich erkenne sie als solche an. Ob jedoch der Glaube aufgrund dessen der Naturwissenschaft oder den Naturwissenschaftlern etwas Erhebliches verdankt, das ist eine andere Frage. Der Autor, den ich eben anführte, hat eine eindrucksvolle Stelle über diesen Punkt, wovon ich Ihnen bereits einen Teil vorgelesen habe. »Was die natürliche Religion angeht«, sagt er, »so ist nicht leicht einzusehen, daß der Philosoph von heute günstiger gestellt ist als Thales oder Simonides. Er hat genau dieselben augenscheinlichen Beweise für eine Planmäßigkeit im Bau des Weltalls vor sich wie die Griechen der Frühzeit. Wir sagen, genau dieselben; denn die Entdeckungen der modernen Astronomen und Anatomen haben in Wahrheit nichts hinzugefügt zu der Kraft jenes Arguments, die ein denkender Geist in jedem Tier, jedem Vogel, Insekt, Fisch, in Laub, Blume und Muschel findet. Die Begründung, mit der Sokrates in Xenophons Darstellung den kleinen Atheisten Aristodemos schlug, ist genau die Begründung von Paleys Natürlicher Theologie. Sokrates macht genau denselben Gebrauch von den Statuen des Polyklet und den Gemälden des Zeuxis wie Paley von der Taschenuhr.«

Naturwissenschaftliche Theologie ist also so ziemlich dasselbe, was sie vor zweitausend Jahren war, und hat keine große Unterstützung durch die moderne Wissenschaft erfahren; doch jetzt hat sie ganz im Gegenteil, so glaube ich, von ihr eine positive Schädigung erfahren – ich meine, sie ist von ihrem Platz verschoben worden, ist zu nachdrücklich nach vorn gerückt worden, und dadurch ist sie nahezu als ein Argument gegen das Christentum verwendet worden, und das will ich nun in ein paar Worten zu erklären suchen.

10.

Ich bemerke also, daß es viele Forschungen auf jedem Gegenstandsgebiet gibt, die uns nur ein Stück Weg zur Wahrheit führen und nicht den ganzen Weg: Entweder führen sie uns z. B. zu einer starken Wahrscheinlichkeit, aber nicht zur Gewißheit, oder aber sie beweisen nur ein paar Sachen aus der Gesamtheit dessen, was wahr ist. Und werden Forschungen wie diese als Maßstab der ganzen Wahrheit genommen und werden sie als eigenständige Wissenschaften aufgetan, statt als das angesehen zu werden, was sie in Wahrheit sind: anfängliche und untergeordnete Untersuchungen, so ist es klar, daß sie uns, unbeabsichtigt freilich, aber ernsthaft in die Irre leiten werden.

1. Greifen wir für einen Augenblick zur Beleuchtung des Gesagten zu den Beispielen, die ich beiseitegeschoben habe. Betrachten wir, was man die Schrift-Religion oder die Bibel-Religion nennt. Der Mangel, den der Theologe, abgesehen von und neben der Frage des Privaturteils, in einer Religion finden wird, die sich allein aus der Schrift logisch herleitet, ist nicht der, daß sie nicht wahr wäre, soweit sie reicht, sondern daß sie nicht die ganze Wahrheit ist; daß nur ein paar aus dem ganzen Umkreis theologischer Lehren sie aufbauen, und daß sie auch die, welche sie einschließt, nicht immer mit Gewißheit, sondern nur mit Wahrscheinlichkeit umkleidet. Wenn freilich die Bibel-Religion der Theologie dienstbar gemacht wird, ist sie nur ein Beispiel nützlicher Induktion; doch wird sie als etwas in sich Abgeschlossenes der Theologie gegenüber aufgepflanzt, so wird sie in einen verhängnisvollen Trugschluß umgewandelt. Und wenn so ein Trugschluß sich einmal festgesetzt hat, und das aufgrund des Einflusses der Bacon'schen Philosophie, so zeigt er uns, was der Einfall der Philosophie in ein Gebiet, mit dem sie nichts zu tun hat, für Folgen zeitigt.

2. Und dasselbe gilt auch von der historischen Religion oder dem, was man oft die Frühzeit nennt. Eine Erforschung der Aufzeichnungen über die ersten Zeiten der Kirche kann kein Katholik mit Argwohn betrachten: Wahrheit kann der Wahrheit nicht widersprechen; wir haben die Zuversicht, was dort gefunden wird, das wird, reif erwogen, nichts anderes sein als eine Erläuterung und Bestätigung unserer eigenen Theologie. Aber es ist eine ganz andere Frage, ob die Ergebnisse die vollen Ausmaße unserer Theologie erreichen werden; sie werden gewiß damit zusammenfallen, aber nur, soweit sie reichen. Es besteht kein Grund, warum die Daten, die der Forschung von den vorhandenen Dokumenten des Altertums geliefert werden, für alles ausreichend sein sollten, was in der göttlichen Offenbarung beschlossen ist, wie sie die Apostel überliefert haben; und die Erwartung, daß sie es sein werden, gleicht der Erwartung, ein Zeuge werde in einem Gerichtsverfahren den Beweis für den ganzen Fall liefern, und sein Zeugnis stehe damit in Widerspruch, wenn er das nicht vermöchte. Solange also diese Erforschung der Kirchengeschichte und der Schriften der Kirchenväter an der gebührenden Stelle bleibt, d. h. der gebietenden Oberherrschaft der theologischen Tradition und der Stimme der Kirche untergeordnet, dann verdient sie die Anerkennung der Theologen; doch wenn sie sich (sozusagen) auf eigene Faust ans Werk macht, wenn sie behauptet, ein Amt auszufüllen, wofür sie niemals bestimmt war, wenn sie den Anspruch erhebt, sich zu einem wahren und vollen Lehrsystem zu entfalten, das

durch das wissenschaftliche Verfahren der Induktion gewonnen wird, dann ist es nur ein neuer Fall des Übergriffs der Bacon'schen empirischen Methode auf ein Gebiet, das nicht ihr eigen ist.

3. Und nun kommen wir zum Fall der naturwissenschaftlichen Theologie, die wir unmittelbar vorhaben. Ich gestehe, trotz allem, was man zu ihren Gunsten sagen mag, habe ich sie stets mit dem größten Argwohn betrachtet. Wie eine Gruppe von Denkern eine sogenannte Schriftreligion und eine andere eine patristische oder primitive Religion an die Stelle der theologischen Lehre des Katholizismus gesetzt hat, so ist eine naturwissenschaftliche Religion oder Theologie das wahre Evangelium vieler Angehöriger der naturwissenschaftlichen Schule, und darum ist sie, so wahr sie an sich sein mag, doch unter diesen Umständen ein falsches Evangelium. Halbe Wahrheit ist Falschheit – bedenken Sie, meine Herren, was diese sogenannte Theologie lehrt, und dann sagen Sie, ob es eine Übertreibung ist, was ich behauptet habe.

Irgendein göttliches Attribut schließt natürlich virtuell alle ein; doch wenn ein Prediger stets nur die göttliche Gerechtigkeit betonte, würde er praktisch die göttliche Barmherzigkeit verdunkeln, und wenn er nur den unüberbrückbaren Abstand zwischen dem Geschöpf und dem ungeschaffenen Wesen betonte, würde er dahin neigen, die Lehre von einer besonderen Vorsehung in den Schatten zu stellen. Beachten Sie also, meine Herren, daß die naturwissenschaftliche Theologie drei göttliche Attribute, ich möchte sagen ausschließlich, lehrt, und von diesen hauptsächlich die Macht und zuletzt die Güte.

Und dann, welches sind denn ganz im Gegensatz dazu die besonderen Attribute, die unmittelbar dem religiösen Gefühl entsprechen? Heiligkeit, Allwissenheit, Gerechtigkeit, Gnade, Treue. Was lehrt uns die naturwissenschaftliche Theologie, was das Argument von der Planmäßigkeit, was die scharfsinnigen Erörterungen über die Zweckursachen, es sei denn ganz mittelbar, schwach, dunkel, von diesen hervorragend bedeutsamen, diesen wesentlichen Teilen der Idee der Religion? Religion ist mehr als Theologie; es ist etwas, was uns angeht, und es schließt unsere Beziehung zu ihrem Gegenstand ein. Was sagt uns die naturwissenschaftliche Theologie über Pflicht und Gewissen? Über eine besondere Vorsehung? Und um schließlich auf das Christentum zu kommen, was lehrt sie uns nur über die vier letzten Dinge, Tod, Gericht, Himmel und Hölle, die puren Elemente des Christentums? Sie kann uns über das Christentum rein gar nichts sagen.

Meine Herren, lassen Sie mich diesen Punkt Ihrer ernstlichen Betrachtung eindringlich empfehlen. Ich sage, die naturwissenschaftliche Theologie kann uns, der Natur der Sache nach, nicht ein Wort über das Christentum im eigentlichen Sinn sagen; sie kann gar nicht christlich in einem solchen Sinne sein – und das dem einfachen Grunde, weil sie aus Belehrungsmitteln abgeleitet ist, die vor der Erschaffung des Menschen und vor Adams Fall genau so bestanden haben wie heute. Wie kann das eine wahre, eigenständige Theologie sein, mag es auch diesen Namen annehmen, was nur eine Abstraktion ist, eine Teilansicht der ganzen Wahrheit, und so gut wie stumm ist, was die moralischen Attribute des Schöpfers angeht, und es völlig ist hinsichtlich der evangelischen?

Ja, mehr als dies; ich zögere nicht, es zu sagen: Nimmt man die Menschen, wie sie sind, so hat diese sogenannte Wissenschaft, wenn sie den Geist mit Beschlag belegt, die Tendenz, ihn gegen das Christentum einzunehmen. Und aus dem einfachen Grunde, weil sie nur von Gesetzen spricht und nicht ihre Ausschaltung, d. h. Wunder, ins Auge fassen kann, die doch wesentlich zur Idee der Offenbarung gehören. So kann der Gott der naturwissenschaftlichen Theologie sehr leicht ein bloßes Götzenbild werden; denn Er naht sich dem induktiven Geist durch das Medium fester Bestimmungen, die so auserlesen, so sinnreich, so wohlthätig sind, daß er sie, wenn er sich eine Zeitlang in sie versenkt hat, für zu schön halten wird, um durchbrochen zu werden, und seine Vorstellung von Ihm in den Schluß zusammenfassen, Er könnte doch niemals das Herz haben (wenn dieser Ausdruck nicht zu gewagt ist), sein eigenes Werk zunichtezumachen oder zu entstellen; und dieser Schluß wird der erste Schritt auf dem Wege zu einer zweiten Herabsetzung der Gottesidee sein, wonach Er mit Seinen Werken gleichgesetzt wird. In der Tat, ein Wesen, das Macht, Weisheit und Güte besitzt und nichts weiter, ist nicht sehr verschieden vom Gott der Pantheisten.

Mit diesen Ausführungen über die Theologie der modernen naturwissenschaftlichen Schule habe ich nur wenige Worte über ein umfassendes Thema gesagt; doch wenn es auch nur wenige Worte sind, so sind sie doch hoffentlich klar genug und laufen nicht Gefahr, in einem Sinne genommen zu werden, den ich nicht beabsichtige. Man pflanze die Wissenschaft, wenn sie diesen Namen verdient, auf die Theologie im eigentlichen Sinne auf, und sie wird an ihrem Platze sein und wird eine religiöse Wissenschaft sein. Dann wird sie die ehrfurchtgebietende, unbegreifliche, anbetungswürdige Fruchtbarkeit der göttlichen Allmacht veranschaulichen; sie wird dazu dienen, den wahrhaft wunderbaren Charakter der Offenbarung in ihren mannigfachen Teilen zu beweisen, indem sie dem Geist lebhaft einprägt, was die Naturgesetze sind und wie unwandelbar sie in ihrer eignen Ordnung sind; und sie wird noch in anderer Weise der theologischen Wahrheit dienen. Man trenne sie von der übernatürlichen Unterweisung und lasse sie auf eigenem Grunde stehen, und obwohl es für den Forscher persönlich natürlich besser ist, bin ich doch, was seinen Einfluß auf die Welt und die Interessen der Religion angeht, ernstlich im Zweifel, ob es mir nicht lieber wäre, wenn er gleich ein Atheist wäre als so ein Vertreter einer naturalistischen, pantheistischen Religion. Daß er sich einen Theologen nennt, täuscht andere, täuscht vielleicht ihn selbst.

Nehmen Sie keinen Augenblick an, meine Herren, daß ich den großen Geist Bacons einer so schwerwiegenden Täuschung zeihe: Er hat uns ausdrücklich davor gewarnt; doch ich kann nicht leugnen, daß viele aus seiner Schule in dieser Weise der naturwissenschaftlichen Forschung eine Spitze gegen das Christentum gegeben haben.

Doch ich habe Sie weit länger aufgehalten als ich beabsichtigte; und jetzt kann ich Ihnen nur danken für die Geduld, die Sie fähiggemacht hat, eine Erörterung auszuhalten, die nicht vollständig sein kann, und das über ein Thema, das trotz seiner Bedeutung nicht populär sein kann.

VIII. CHRISTENTUM UND WISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG. VORLESUNG, GESCHRIEBEN FÜR DIE SCHULE DER WISSENSCHAFT

1.

Wir leben in einer Zeit, meine Herren, wo nicht nur die Klassiker, sondern noch viel mehr die Wissenschaften im weitesten Sinn des Wortes von religiösen Menschen mit einer nicht ganz unbegründeten Besorgnis betrachtet werden; da hingegen eine Universität wie die unsere alle Provinzen und Übungen des Geistes zu umfassen behauptet, und da ich für meinen Teil mit allen Arten des Wissens auf gutem Fuß zu stehen wünsche und nicht die Absicht habe, mit irgendeiner in Streit zu geraten, und gern mein Herz, wenn schon nicht meinen Geist (denn das steht nicht in meiner Macht), dem ganzen Umkreis der Wahrheit öffnen möchte und den Studien, die mir fremd sind, wenigstens Anerkennung und Gastfreundschaft zuteilwerden lassen und sie auf ihrem Weg fördern möchte – wie ich darum schon Schritte zur Versöhnung zwischen den schönen Wissenschaften und der Religion und sodann zwischen Naturwissenschaft und Theologie getan habe, so möchte ich jetzt ein Wort des Bedauerns und der Abwehr sprechen gegenüber der unnötigen Gegnerschaft, die bisweilen tatsächlich zwischen Geistlichen und den Vertretern der strengen Wissenschaften im allgemeinen besteht.

2.

Hier drängt es mich sogleich, mich über die Erhabenheit einer Einrichtung zu verbreiten, die umfassend genug ist, um die Erörterung einer Frage wie dieser zu gestatten. Unter den Zielen menschlicher Unternehmungen – das darf ich ganz gewiß ohne Übertreibung sagen, meine Herren – kann kein höheres und vornehmeres genannt werden als das, welches man bei der Errichtung einer Universität ins Auge faßt. Eine richtige Universität auf die Beine zu bringen und am Leben und in Blüte zu erhalten, das ist offenbar, sofern man das Wort »Universität« recht versteht, eins jener Werke erster Größe, groß durch ihre Schwierigkeit und durch ihre Bedeutung, auf die verdientermaßen die seltensten Geister und die verschiedenartigsten Begabungen verwendet werden. Denn erstens einmal verspricht sie zu lehren, was immer in welchem Gebiet menschlichen Wissens immer gelehrt werden kann, und ihr Gesichtskreis umfaßt die erhabensten Gegenstände menschlichen Denkens und die reichsten Felder menschlichen Forschens. Nichts ist zu umfassend, nichts zu feinfädig, nichts zu fernliegend, nichts zu geringfügig, nichts zu weitläufig, nichts zu exakt, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

Doch dies ist nicht der Grund, warum ich für sie eine so hervorragende Stellung in Anspruch nehme; denn Schulen für alle Wissensgattungen unter einem Namen zusammenzufassen und sie eine

Universität zu nennen, das mag man billig eine bloße Verallgemeinerung nennen; und wenn man verkündet, die Verfolgung aller Arten des Wissens bis zu ihren äußersten Grenzen verlange die stärkste Ausdehnung und Anspannung aller unserer geistigen Fähigkeiten, so ist das nur eine Selbstverständlichkeit. Wenn ich von der Universität in Ausdrücken spreche, wie ich es gewagt habe, so geschieht es nicht nur, weil sie das ganze Gebiet des Wissens umfaßt, sondern weil sie das wahre Königreich des Wissens ist, daß sie weit mehr verheißt, als alle Kunst und Wissenschaft, alle Geschichte und Philosophie aufzunehmen und zu beherbergen wie in einer Karawanserei. In Wahrheit verheißt sie, jedem Studium, das sie aufnimmt, den ihm zukommenden Platz und die richtigen Grenzen anzuweisen; die Rechte zu bestimmen, die wechselseitigen Beziehungen festzulegen, den Verkehr eines mit allen herzustellen; die Ehrgeizigen und Anmaßenden im Zaum zu halten, denen helfend beizuspringen, die von Zeit zu Zeit den Populärereren oder günstiger Gestellten zu erliegen drohen; den Frieden unter ihnen allen zu wahren und die wechselseitigen Unterschiede und Gegensätze zum gemeinsamen Besten zu wenden. Darum sage ich, meine Herren, daß es zugleich ein so schwieriges und so wohltätiges Unternehmen ist, eine Universität zu errichten, weil sie nämlich verpflichtet ist, ohne Furcht, ohne Vorurteil, ohne Zugeständnis alle Ankömmlinge zuzulassen, wenn sie im Namen der Wahrheit kommen; Ansichten und Erfahrungen und geistige Einstellungen einander anzupassen, die völlig unabhängig voneinander erwachsen und ganz verschiedenartig sind; und dem Denken und der Bildung in ihren urwüchsigsten Gestalten und ihren kräftigsten Ausdrucksformen und ihrer weitesten Ausdehnung freien Spielraum zu lassen. Viele Dinge so in eins zusammenzufassen, das ist ihre spezifische Leistung; und sie lernt das nicht durch Regeln, die sich aus Büchern herleiten lassen, sondern durch Scharfsinn, Weisheit und Geduld, getragen von einer tiefen Einsicht in das Sachgebiet des Wissens und durch wachsame Abwehr jedes Angriffs und jeder Parteileidenschaft von irgendeiner Seite.

Wir schätzen es als eine große Sache, und das mit Recht, wenn eine umfassende politische Organisation geplant und durchgeführt wird. Hundert uneinige Völker nach Art des alten Rom unter ein Joch zu bringen; jedem von ihnen innerhalb des ihm zustehenden Tätigkeitsbereichs seine Sonderrechte zu lassen, ihnen vor allem die Pflege eines nationalen Lebens und den Stachel wetteifernder Interessen zu gestatten; und sie doch zugleich zu einem großen sozialen Gebilde zu verschmelzen und sie der dauernden Herrschaft einer gebietenden Macht anzupassen – das ist ein Werk, das unzweideutig für das Genie des Volkes zeugt, das es vollbracht hat.

»Tu regere imperio populos, Romane, memento.«

Das war nach des Dichters Ansicht des Römers spezifischer Ruhm, ein Ruhm, in seiner Art nicht geringer anzuschlagen als jener andere, der dem griechischen Volk eigen war, der des literarischen Vorrangs, des Überreichtums an Gedanken und der höchsten Vollkommenheit in der Kunst, sie auszudrücken.

Was ein Weltreich in der politischen Geschichte ist, das ist eine Universität im Bereich der Philosophie und Forschung. Sie ist, wie ich sagte, die hohe Schutzmacht für alle Kenntnis und Wissenschaft, für Tatsache und Prinzip, Untersuchung und Entdeckung, Erfahrung und Spekulation; sie verzeichnet das Gelände des Geistes und sieht darauf, daß die Grenzen jeder Provinz sorgfältig gewahrt werden und daß es keinen Übergriff und keinen Verzicht von irgendeiner Seite gibt. Sie tritt als Schiedsrichter zwischen Wahrheit und Wahrheit auf, und indem sie Natur und Bedeutung einer jeden in Erwägung zieht, weist sie allen die ihnen gebührende Rangstufe zu. Sie stützt kein gedankliches Gebiet ausschließlich, mag es auch noch so umfassend und vornehm sein, und sie opfert keins. Sie achtet ihrem jeweiligen Gewicht entsprechend ehrerbietig und treu die Ansprüche der Literatur, der naturwissenschaftlichen Forschung, der Geschichte, der Metaphysik, der theologischen Wissenschaft. Sie ist ihnen allen gegenüber unparteiisch und fördert jede an ihrer besonderen Stelle und um ihres besonderen Zieles willen. Sie ist gewiß und notwendig der katholischen Kirche dienstbar; aber in derselben Weise, wie ein Richter der Königin ein Beamter der Königin ist und doch gewisse gesetzmäßige Richtlinien für ein Verfahren zwischen der Königin und ihren Untertanen bestimmt. Sie ist der katholischen Kirche dienstbar, einmal weil Wahrheit jeglicher Art nur der Wahrheit dienen kann; und ferner in noch stärkerem Maße, weil die Natur stets der Gnade huldigen wird und die Vernunft notwendig die Offenbarung beleuchten und verteidigen muß; und drittens, weil die Kirche eine Herrscherautorität besitzt, der gehorcht werden muß, wenn sie ex cathedra spricht. Doch das ist das letzte Ziel der Universität; ihr unmittelbares Ziel (mit dem wir es hier allein zu tun haben) ist, die gebührende Anordnung gemäß einer einheitlichen, herrschenden Gesetzmäßigkeit zu sichern und innerhalb dieser Gesetzmäßigkeit die Pflege aller gedanklichen Bereiche und Methoden, die der menschliche Geist geschaffen hat.

So betrachtet sind ihre verschiedenen Professoren gleich den Vertretern verschiedener politischer Mächte an einem Hof oder bei einer Konferenz. Sie vertreten jeder seine eigene Wissenschaft und wachen jeder über die besonderen Interessen dieser Wissenschaft; und sollte sich ein Streit zwischen diesen Wissenschaften erheben, so sind sie die Männer dazu, ihn durchzusprechen und zu schlichten, ohne daß übertriebene Ansprüche auf irgendeiner Seite oder heftige Zusammenstöße oder eine Erregung der Massen zu fürchten wäre. Eine freie philosophische Haltung wird die natürliche Einstellung so geschulter Geister sein, eine durch keine Schranken eingeeengte Weite des Denkens, worin anscheinend parallele Linien allmählich zusammenlaufen und Prinzipien, für die es erkanntermaßen keinen Kreuzungspunkt gibt, gefahrlos in ihrer Gegensätzlichkeit bestehen können.

3.

Und hier, meine Herren, erkennen wir den besonderen Charakter der Philosophie, von der ich spreche, wenn das Philosophie genannt werden darf im Gegensatz zur Methode einer Wissenschaft im strengen Sinn oder zu einem System. Ihre Lehre ist nicht auf eine einzige Idee begründet oder auf bestimmte Formeln zurückzuführen. Newton mochte das große Gesetz der Bewegung in der physischen Welt und damit den Schlüssel zu zahllosen Erscheinungen entdecken; und eine ähnliche Auflösung

komplexer Tatsachen in einfache Prinzipien mag auf andern Naturgebieten möglich sein; aber das große Universum selbst, das moralische und das materielle, das sichtbare und das übernatürliche, kann auch durch den größten Menscheng Geist nicht abgeschätzt und ausgemessen werden, und seine aufbauenden Teile gestatten zwar Vergleich und Anordnung, aber keine Verschmelzung. Dieser Punkt hat unmittelbar Bedeutung für die Frage, die ich mir beim Beginn vorlegte und auf die ich mit allem, was ich gesagt habe und noch sagen werde, zusteure. Ich bemerke also und bitte Sie, meine Herren, es sich recht einzuprägen, daß die Philosophie eines beherrschenden Geistes, denn als das betrachte ich die Universität, nicht so sehr auf Vereinfachung wie auf Unterscheidung beruht. Ihr rechter Vertreter umgrenzt mehr, als daß er analysiert. Er strebt nach keinem vollständigen Verzeichnis, nach keiner vollständigen Ausdeutung aller Fragen des menschlichen Wissens, sondern will, soweit der Mensch es vermag, verfolgen, was in seiner ganzen Fülle geheimnisvoll und unergründlich ist. Er nimmt in seine Obhut alle Wissenschaften, Methoden, Tatsachensammlungen, Prinzipien, Lehren, Wahrheiten, die die Widerspiegelung des Universums im Menscheng Geist darstellen, und läßt sie alle zu, mißachtet keine, und weil er keine mißachtet, erlaubt er auch keiner Ausschreitungen oder Übergriffe. Sein Wahlspruch ist »leben und leben lassen«. Er nimmt die Dinge, wie sie sind; er unterwirft sich ihnen allen, soweit ihr Machtbereich geht; er erkennt die verrückbaren Grenzlinien, die zwischen einem Gebiet und dem andern laufen; er bemerkt, wie getrennte Wahrheiten sich zueinander verhalten, wo sie zusammenstoßen, wo sie sich trennen und wo sie, zu weit fortgeführt, überhaupt aufhören, Wahrheit zu sein. Es ist sein Amt zu bestimmen, wieviel man in jeder Provinz des Gedankenreichs erkennen kann; wann wir uns damit bescheiden müssen, daß wir nicht wissen können; in welcher Richtung eine Untersuchung hoffnungslos und auf der andern Seite wo sie verheißungsvoll ist; wo sie sich zu Knäueln verschlingt, die von der Vernunft nicht zu entwirren sind, wo sie in Geheimwissen versinkt oder in den Abgrund stürzt. Er wird sorgfältig bemüht sein, sich mit den Anzeichen wirklicher und scheinbarer Schwierigkeiten vertraut zu machen, mit den Methoden, die besondern Sachgebieten eigen sind, welches in jedem besondern Fall die Grenzen eines vernünftigen Skeptizismus sind, welches die Ansprüche eines unbedingten Glaubens. Wenn er ein Grundprinzip in seiner Philosophie hat, so ist es das, daß Wahrheit und Wahrheit sich nicht widersprechen können; wenn er ein zweites hat, so ist es, daß Wahrheit oft scheinbar der Wahrheit widerspricht; und wenn ein drittes, so ist es die praktische Schlußfolgerung, daß wir gegenüber solchen Scheinfällen Geduld haben müssen und nicht voreilig verkünden dürfen, sie seien tatsächlich von weit schrecklicherem Charakter.

Gerade in der ungeheuren Ausdehnung des Systems der Dinge, für dessen Aufzeichnung durch den Menscheng Geist er zu sorgen hat, liegt der Grund für seine Geduld und Vorsicht; denn diese ungeheure Ausdehnung legt ihm den Gedanken nahe, daß die Gegensätze und Geheimnisse, die ihm in den verschiedenen Wissenschaften begegnen, einfach die Folgen unserer notwendig mangelhaften Fassungskraft sein mögen. Es gibt nur eine Idee, die größer ist als die des Weltalls, und das ist die seines Schöpfers. Wenn ich für einen einzigen Augenblick, meine Herren, meinen eigentlichen Gedankengang unterbreche, um auf das höchste Wesen anzuspielen, so geschieht es nur, damit von

daher ein Licht auf meinen Gegenstand falle. Er ist nur Einer und doch eine Art Welt aller Welten in sich, die in unserm Geist eine unbegrenzte Anzahl bestimmter Wahrheiten entstehen läßt, jede unaussprechlich geheimnisvoller als irgendetwas, was sich in der Zeit- und Raum-Welt findet. Jedes einzelne Seiner Attribute, für sich betrachtet, ist Gegenstand einer unerschöpflichen Wissenschaft, und der Versuch, zwei oder drei von ihnen zu vereinen – Liebe, Macht, Heiligkeit, Wahrhaftigkeit, Weisheit –, bietet Stoff für eine immerwährende Kontroverse. Wir sind fähig, jedes göttliche Attribut in seiner elementaren Form zu erfassen und aufzunehmen, aber noch sind wir nicht fähig, sie in ihrer Unendlichkeit zu fassen, sei es in sich oder in Vereinigung miteinander. Indessen, wir leugnen das erste nicht, weil es mit dem zweiten nicht ganz zu vereinen ist, und das zweite nicht, weil es zu dem ersten und dritten scheinbar in Gegensatz steht. Bei Seiner materiellen und moralischen Schöpfung liegt ein auf seiner Stufe gleicher Fall vor. Es ist die höchste Weisheit, Wahrheit jeglicher Art anzunehmen, wo immer sie klar als solche gesichert ist, mag es auch Schwierigkeiten machen, sie mit anderer bekannter Wahrheit in Übereinstimmung zu bringen.

Es ist leicht, Fälle anzuführen, die der Idee nach in äußerstem Gegensatz stehen und zu deren Annahme uns die Betrachtung des Weltalls doch nötigt, womit sie uns klarmacht, daß nichts Unvernünftiges darin liegt, wenn man dem Anschein nach unleugbar unvereinbare Tatsachen anerkennt, die wir nur darum scheinbar widersprechend nennen, weil sie nicht zusammenbestehen könnten, wenn sie einander nicht scheinbar, sondern wirklich widersprüchen. Dahin gehört z. B. die Betrachtung des Raumes, dessen Existenz wir nicht leugnen können, obwohl seine Idee in keiner möglichen Einstellung fähig ist, sich in unserm Geist (wenn ich so sagen darf) selbst zu setzen – denn wir finden es unmöglich zu sagen, daß er irgendwo an eine Grenze kommt; und es ist unbegreiflich, wenn man sagt, er laufe ins Unbegrenzte; und es erscheint ganz bedeutungslos, wenn man sagt, er existiere nicht, solange keine Körper darin seien, und daß er so von einem Zufall abhängig wachse.

Und so steht es auch mit der Zeit. Wir können keinen Anfang setzen, ohne uns zu fragen, was vor dem Anfang war; aber daß es gar keinen Anfang geben soll, mag man ihn auch noch so weit zurückverlegen, das ist einfach unbegreiflich. Hier wie im Fall des Raumes denken wir nicht im Traum daran, die Existenz dessen zu leugnen, was wir auf keine Weise begreifen können.

Und verlassen wir diese hohe Gedankenregion (die, so hoch sie sein mag, doch in die Anschauungswelt eines Kindes eingeht), wenden wir uns der Wechselwirkung von Leib und Seele zu, so werden wir ganz besonders in Verwirrung gesetzt durch unvereinbare Tatsachen, die wir weder abweisen noch erklären können. Wie es kommt, daß der Wille auf die Muskeln einwirken kann, das ist eine Frage, deren Dringlichkeit selbst ein Kind fühlen kann, die aber kein Erfahrungswissenschaftler zu beantworten vermag.

Wenn wir sodann den physischen die sozialen Gesetze gegenüberstellen, unter denen der Mensch hienieden steht, so müssen wir zugestehen, daß Physiologie und Soziologie einander widerstreiten. Der Mensch ist zugleich ein physisches und ein soziales Wesen; doch er kann nicht zugleich sein physisches

und sein soziales Ziel verfolgen, seine physischen Pflichten (wenn ich so sagen darf) und seine sozialen Pflichten, sondern muß die einen oder die andern teilweise opfern. Wollten wir uns in unserer Phantasie so weit versteigen, zwei Schöpfer anzunehmen, von denen einer unsern tierischen Leib, der andere die Gesellschaft ins Leben gerufen hätte, dann könnten wir freilich verstehen, wie es zugeht, daß geistige und körperliche Arbeit, die nützlichen Fertigkeiten, die Pflichten des Staatsmanns, die Regierung und dgl. so verheerend für Gesundheit, Genuß und Leben sind. D. h., wir können für bestehende und unleugbare Wahrheiten nicht hinreichend Rechenschaft geben, ohne etwas anzunehmen, was wir als Absurdität empfinden.

Und so hat auch in der Mathematik, wie oft betont worden ist, der Philosoph das Bestehen von Wahrheiten geduldig hinzunehmen, die darum nicht weniger wahr sind, weil man sie nicht miteinander vereinbaren kann. Man spricht ihm von einer unendlichen Anzahl von Kurven, die einen Raum teilen können, in den keine gerade Linie, obwohl sie Längenausdehnung ohne Breite ist, auch nur eintreten kann. Man spricht ihm auch von gewissen Linien, die sich, durch einen bestimmten Abstand getrennt, einander kontinuierlich annähern und sich doch niemals treffen; und diese scheinbaren Widersprüche muß er verdauen, so gut er kann, ohne daß er versucht, das Vorhandensein der Wahrheiten zu leugnen, aus denen sie sich in der fraglichen Wissenschaft ergeben.

4.

Nun lassen Sie mich Ihre Aufmerksamkeit auf das lenken, meine Herren, was ich aus diesen wohlbekanntem Tatsachen ableiten möchte. Es besteht darin, Sie mit einem Argument a fortiori zu bezwingen, nämlich: Da Sie eine so musterhafte Geduld an den Tag legen gegenüber unerklärlichen Wahrheiten, wie sie so viele Gebiete des Wissens, des menschlichen wie des göttlichen, in sich betrachtet umgeben; da Sie keineswegs unwillig, kritisch, argwöhnisch, hartgläubig werden, wenn Sie in den weltlichen Wissenschaften eine Wahrheit (für unsern menschlichen Verstand) mit andern unvereinbar finden oder in sich widerspruchsvoll, so sollten Sie auch keine große Schwierigkeit darin finden, wenn man Ihnen sagt, es gebe hier und da – keine unlösbare Schwierigkeit, keinen erschreckenden Gegensatz, noch (viel weniger) einen Widerspruch hinsichtlich klarer Tatsachen zwischen Offenbarung und Natur; sondern einen kleinen Haken, eine Dunkelheit, eine Verschiedenheit der Richtung, eine vorübergehende Gegensätzlichkeit, einen Unterschied im Ton zwischen beiden – d. h. zwischen der katholischen Auffassung einerseits und der Astronomie, Geologie, Physiologie, Ethnologie, Nationalökonomie, Geschichte oder Archäologie andererseits. Ich sage, wie wir zugaben, weil wir Katholiken sind, daß die göttliche Einheit Attribute in sich enthält, die für unsern endlichen Geist in teilweisem Gegensatz zueinander stehen; wie wir zugeben, daß in Seiner offenbarten Natur Dinge sind, die zwar unserer Vernunft nicht widersprechen, aber unsere Einbildungskraft höchst fremdartig berühren; wie wir in Seinen Werken die Idee des Raums und der Zeit und die notwendigen Gesetzmäßigkeiten der Linien ohne intellektuelle Verlegenheit, ja Qual weder zurückweisen noch zugeben können; wahrhaftig, meine Herren, ich stelle keine übertriebenen Ansprüche, wenn ich im Namen der Universität religiöse Schriftsteller, Juristen, Ökonomen, Physiologen, Chemiker, Geologen und

Historiker ersuche, ruhig und in freundnachbarlicher Weise ihre jeweiligen, besonderen Wege der Spekulation, der Forschung und des Experiments weiterzugehen, mit vollkommenem Glauben an das Zusammenbestehen der vielgestaltigen Wahrheit, die sie untereinander teilen, mit dem großherzigen Vertrauen, daß sie letztlich alle miteinander in den vereinigten Ergebnissen zusammen bestehen werden, obwohl es augenblickliche Zusammenstöße, verdrießliche Erscheinungen und vielfache Ahnungen und Prophezeiungen eines Gegensatzes geben mag und zu allen Zeiten Dinge, die eine harte Zumutung für die Einbildungskraft, wenn auch nicht, das wiederhole ich, für die Vernunft sind. Es ist sicherlich nicht zuviel verlangt, wenn man sie bittet – da sie in den Offenbarungswahrheiten, für sich genommen, und in den Vernunftwahrheiten, für sich genommen, Geheimnisse zugestehen müssen –, wenn man sie bittet, Frieden zu halten, guten Willen zu zeigen und Gleichmut zu üben, wenn sich beim Vergleich von Natur und Offenbarung, wie ich sagte, Abweichungen herausstellen – nicht im Endergebnis, sondern in der Denkweise, den Umständen, den Gedankenverbindungen, den vorausgreifenden Annahmen, den unwesentlichen Begleiterscheinungen, die beider Lehren eigen sind.

Es ist höchst notwendig, diesen Punkt ernst und nachdrücklich hervorzuheben um der Protestanten willen, denn sie haben seltsame Vorstellungen von uns. Obwohl die Geschichte das Gegenteil lehrt, glauben sie, die Kirche habe keine andere Methode, Irrtümer zu beseitigen, als Waffengewalt oder das Abwehrmittel der Inquisition. Sie fordern uns heraus, eine Schule der Wissenschaft zu begründen und aufrechtzuerhalten. Ihretwegen bin ich also dazu gedrängt, mich über das Thema hier zu verbreiten. Ich sage also, wer an die Offenbarung mit jenem absoluten Glauben glaubt, der das Vorrecht eines Katholiken ist, ist kein so nervöses Geschöpf, daß er bei jedem plötzlichen Laut aufschrickt und durch jede seltsame oder ungewohnte Erscheinung beunruhigt wird, auf die sein Auge trifft. Er hat keinerlei Besorgnis, er lacht bei dem Gedanken, daß durch irgendwelche wissenschaftliche Methode irgendetwas entdeckt werden könnte, was irgendeinem Dogma seiner Religion widersprechen könnte. Er weiß recht wohl, daß es keine Wissenschaft gibt, die nicht Gefahr liefe, bei ihrer Ausbreitung ohne jede feindselige Absicht ihrerseits den Pfad anderer Wissenschaften zu kreuzen, und er weiß auch, daß, wenn irgendeine Wissenschaft aufgrund ihrer beherrschenden und unangreifbaren Stellung solche unbeabsichtigten Zusammenstöße von Seiten der Erdenkinder ruhig ertragen kann, es die Theologie ist.

Er ist sicher, und nichts wird in ihm einen Zweifel erregen, wenn es scheint, als hätte ein Astronom oder ein Geologe oder Chronologe, ein Archäologe oder Ethnologe etwas bewiesen, was den Dogmen des Glaubens widerspricht, er ist sicher, daß dieser Punkt sich letztlich als erstens nicht bewiesen oder zweitens nicht widersprechend oder drittens nicht etwas wirklich Offenbartem widersprechend erweisen wird, sondern einer Sache, die man mit Offenbarung vermengt hat. Und scheint es für den Augenblick widersprechend, so begnügt er sich zu warten, da er weiß, daß der Irrtum gleich andern Verbrechen ist; gibt man ihm einen tüchtigen Strick, so wird es sich zeigen, daß er einen starken Hang zum Selbstmord hat. Ich will nicht sagen, daß er nicht seinen Teil zu dem voraussichtlichen Selbstmord beitragen, ihn befördern wird; er wird dem Irrtum nicht nur einen tüchtigen Strick geben, sondern wird ihm zeigen, wie er mit dem Strick umgehen, wie er ihn richtig gebrauchen soll; er wird die Sache der

Vernunft, der Überlegung, dem besonnenen Urteil, dem gesunden Menschenverstand empfehlen und der Zeit, der großen Deuterin so mancher Geheimnisse. Statt über den augenblicklichen Triumph der Feinde des Glaubens gereizt zu werden, wenn so ein Gefühl des Triumphs überhaupt vorhanden ist, und eiligst eine gewaltsame Lösung der Schwierigkeit herbeizuführen, die am Ende die Frage nur in einen unentwirrbaren Knoten verschlingen wird, bedenkt er, daß nach dem Plan der Vorsehung unsere scheinbaren Gefahren uns oft den größten Gewinn bringen; mit den Worten des protestantischen Dichters:

*Die Wolken, die dich schrecken,
Sie schwellt die Gnade und schüttelt
Einst Segen dir aufs Haupt.*

5.

Ein allgemein bekanntes Beispiel drängt sich einem hier auf. Als das kopernikanische System seine ersten Forstschritte zu machen begann, welchen Gläubigen hätte da nicht ein Unbehagen beschleichen wollen oder wenigstens die Furcht vor einem Ärgernis angesichts des scheinbaren Widerspruchs zu einer autoritativen Tradition der Kirche und zur Erklärung der Schrift, den es einschloß? Es wurde allgemein angenommen, als hätten die Apostel es ausdrücklich mündlich und schriftlich überliefert wie eine Offenbarungswahrheit, daß die Erde feststehe und daß die Sonne, an einem festen Firmament angeheftet, um die Erde kreise. Nach kurzer Zeit jedoch und bei eingehender Erwägung fand es sich, daß die Kirche so gut wie nichts über Fragen dieser Art festgelegt hatte, und daß die Naturwissenschaft sich auf diesem gedanklichen Gebiet ziemlich nach freiem Belieben bewegen konnte, ohne einen Zusammenstoß mit den Entscheidungen der kirchlichen Autorität fürchten zu müssen. Abgesehen nun von der Erleichterung, die es den Katholiken gewährte, daß ihnen diese Zugabe seitens der Kosmologie zu den zahlreichen Kontroversen, in die sie schon verwickelt waren, erspart bleiben sollte, liegt eine Art Beweis für die Göttlichkeit ihrer Religion gerade in diesem Umstand. Denn bedenkt man, wie weit und wie lange eine bestimmte Auslegung dieser physikalischen Feststellungen in der Schrift von den Katholiken angenommen war, so ist es sicher eine bemerkenswerte Tatsache, daß die Kirche sie nicht förmlich anerkannt hat. Rein menschlich betrachtet hätte sie sich diese Anschauung unvermeidlich zu eigen machen müssen. Doch wenn wir uns jetzt angesichts der neuen Wissenschaften der letzten Zeit vergewissern, wo wir stehen, so finden wir, daß sie trotz der Fülle von Erläuterungen, die sie von der ersten Zeit an stets zu dem heiligen Text gegeben hat, wie es ihre Pflicht und ihr Recht war, doch niemals zu einer förmlichen Erklärung der fraglichen Stellen oder zu einer autoritativen Auslegung in einem Sinn kam, den die moderne Wissenschaft beanstanden könnte.

Und daß sie dem entging, war kein bloßer Zufall, es war vielmehr der Wachsamkeit der Vorsehung zu verdanken, wie aus einem Abschnitt der Geschichte, sogar aus dem dunklen Zeitalter, erhellt. Als der glorreiche hl. Bonifatius, der Apostel der Deutschen, groß durch Heiligkeit, nicht durch weltliches Wissen, dem Heiligen Stuhl klagte, St. Virgilius lehre die Existenz der Antipoden, zeigte sich der

Heilige Stuhl wohlgeleitet; er nahm freilich nicht Partei für den irischen Heiligen, womit er aus seiner Domäne herausgegangen wäre, aber er ging über eine philosophische Ansicht hinweg, die keine Offenbarungsangelegenheit betraf.

Die Zeit ging fort; ein neuer Stand der Dinge auf intellektuellem wie auf sozialem Gebiet kam herauf; die Kirche wurde mit weltlicher Macht ausgestattet; die Prediger des hl. Dominikus gelangten zu Ansehen; nun dürfen wir wohl mit neugierigem Interesse fragen: Änderte die Kirche ihre alten Richtlinien des Handelns, schrieb sie intellektuelle Betätigung vor? Ganz im Gegenteil; es ist das eigentliche Zeitalter der Universitäten; es ist die klassische Periode der Scholastik; es ist das glanzvollste und ruhmreichste Beispiel für die weise Politik und die Großzügigkeit der Kirche, was philosophische Forschung anbetrifft. Wenn je der Intellekt durchging und Orgien feierte, so war es zu der Zeit, von der ich spreche. Wann hätte sich die Vernunft neugieriger, vorwitziger, kühner, waghalsiger, durchdringender, rationalistischer betätigt als zu jener Zeit? Welche Gattung von Fragen hätte jener spitzfindige metaphysische Geist nicht durchforscht? Welche Prämisse wäre ungeprüft zugelassen worden? Welches Prinzip wäre nicht bis zu seinem ersten Ursprung zurückverfolgt und in seiner unverhülltesten Gestalt dargeboten worden? Welches Ganze wurde nicht analysiert, welche komplexe Idee wurde nicht sorgfältig ergründet und sozusagen für die geistige Betrachtung ausgemacht, bis sie mit all ihren kleinsten Einzelheiten so vollkommen und so sorgfältig ausgebreitet lag, wie ein Froschfuß bei der scharfen Prüfung unterm Mikroskop zu sehen ist? Nun, ich wiederhole es, hier war etwas, das der Theologie ein wenig näher auf den Leib rückte als die naturwissenschaftliche Untersuchung; Aristoteles war damals ohne allen Zweifel ein etwas ernsterer Gegner, als Bacon es seither gewesen ist. Ging die Kirche damals scharf gegen die Philosophie vor? Nein, sie tat es nicht, obwohl jene Philosophie metaphysisch gerichtet war. Es war eine Zeit, wo sie weltliche Macht hatte und den Geist der Forschung mit Feuer und Schwert austreiben konnte; doch sie beschloß, sie mit Argumenten niederzustrecken, sie sagte: »Dies Spiel können zwei spielen, und meine Argumente sind die besseren.« Sie sandte ihre Kämpfer in die philosophische Arena. Es waren die Doktoren des Dominikaner- und Franziskanerordens, der größte unter ihnen der hl. Thomas, die an jenen Universitäten des Mittelalters den Kampf der Offenbarung mit den Waffen des Heidentums ausfochten. Es machte nichts aus, wessen die Waffe war. Wahrheit blieb Wahrheit in der ganzen Welt. Mit des Esels Kinnbacken, mit dem Skelett der griechisch-heidnischen Philosophie schlug der Simson der Schulen seine tausend Philister in die Flucht.

Beachten Sie hier, meine Herrn, den Gegensatz zwischen der Kirche selbst, die die Gabe der Weisheit besitzt, und selbst den fähigsten, weisesten, heiligsten ihrer Kinder. Wie der hl. Bonifatius argwöhnisch gegen naturwissenschaftliche Spekulationen war, so zeigten die ersten Kirchenväter eine heftige Abneigung gegen den großen heidnischen Philosophen, den ich eben nannte, gegen Aristoteles. Ich weiß nicht, ob einer unten ihnen war, der ihn vertragen konnte; und es wurden energische Anstrengungen gemacht, ihn aus der christlichen Welt zu verdämmen, als sich im Mittelalter Leute erhoben, die für ihn eintraten, besonders da ihre Absichten verdächtig waren. Die Kirche hatte derweil

geschwiegen. Sie hatte die heidnische Philosophie so wenig in Bausch und Bogen verurteilt, wie sie sich über gewisse Schriftsteller kosmologischen Inhalts erklärt hatte. Von Tertullian und Caius bis auf die beiden Gregore von Kappadokien, von ihnen bis zu Anastasius dem Sinaiten und von ihm bis zur Schule von Paris war Aristoteles ein anstößiges Wort; schließlich machte ihn Thomas zum Holzfäller und Wasserträger der Kirche. Ein starker Sklave ist er; und die Kirche selbst hat dem Gebrauch seiner philosophischen Ideen und Termini in der Theologie ihre Sanktion erteilt.

6.

Während nun diese freie Aussprache für die Religion mindestens gefahrlos und, richtiger gesagt, wohl höchst vorteilhaft ist, ist sie andererseits für den Fortschritt der Wissenschaft einfach notwendig; und diese Seite der Frage will ich nun eingehend erörtern. Ich sage also, es ist eine Sache von höchster Wichtigkeit bei der Pflege jener Wissenschaften, in denen die Wahrheit durch den menschlichen Geist zu entdecken ist, daß der Forscher in seinen Bewegungen frei, unabhängig, ohne Fesseln ist; daß er ohne Hindernis seinen Geist hingebend, ja ausschließlich auf seinen speziellen Gegenstand richten kann und darf, ohne Gefahr zu laufen, daß er alle zwei Minuten von seinem Vorgehen und bei seiner Untersuchung durch den Vorwurf der Verwegenheit oder durch Warnungen vor Übertreibung und Ärger abgelenkt wird. Doch wenn ich so spreche, muß ich erst einige Erklärungen vorausschicken, um nicht mißverstanden zu werden.

Zum ersten nun, meine Herren, was die Grundprinzipien der Religion und Moral angeht, und sodann, was die Grundprinzipien des Christentums angeht oder was man die Dogmen des Glaubens nennt – was dieses doppelte, das natürliche und das offenbarte Credo angeht –, so wird keiner von uns sagen, daß es irgendeine Fessel für den Geist bedeute, sie unverletzt zu bewahren. In der Tat, ein Katholik kann sein Denken nicht davon losmachen; und sie hindern die Bewegungen seines Geistes so wenig, wie die physikalischen Gesetze seine körperlichen Bewegungen hemmen. Es ist ihm zur zweiten Natur geworden, sie gewohnheitsmäßig zu berücksichtigen, wie die Gesetze der Optik, Hydrostatik und Dynamik verborgene Bedingungen sind, die er beim Gebrauch seiner körperlichen Organe als zugestanden nimmt. Ich nehme keinen Zusammenstoß mit dem Dogma an, ich spreche nur von Ansichten der Geistlichen oder des Volkes, die den Ansichten früherer Zeiten vom Kreislauf der Sonne um die Erde oder vom nahen Bestehen des Jüngsten Gerichts oder von St. Dionysius dem Areopagiten als dem Verfasser der Werke, die seinen Namen tragen, entsprechen.

Zweitens nehme ich auch, selbst bezüglich solcher Ansichten, keinen direkten Einfall ins Gebiet der Religion an, oder daß ein Lehrer der Wissenschaft das Gesetz in einer Frage der Religion förmlich durchbricht, sondern von solch unbeabsichtigten Zusammenstößen, wie sie bei einer Aussprache über diese oder jene Frage gelegentlich vorkommen. Es wäre eine große Verirrung, wenn so jemand seine philosophischen oder historischen Schlußfolgerungen als förmliche Auslegung des heiligen Textes vortrüge, wie es Galilei getan haben soll, statt seine Lehre von der Bewegung der Erde einfach für ein wissenschaftliches Ergebnis zu halten und den Vergleich mit der Schrift denen zu überlassen, denen

das wirklich obliegt. Und man muß gestehen, meine Herren, es kommen heutzutage nicht wenig Fälle solcher Verirrung vor, freilich nicht von Seiten der Wissenschaftler, sondern von Seiten religiöser Menschen, die aus einer nervösen Ungeduld heraus, damit die Schrift nur ja nicht auch nur einen Augenblick mit den Ergebnissen irgendwelcher Spekulation der Stunde unvereinbar scheine, beständig geologische oder ethnologische Kommentare dazu vorbringen, die sie ändern oder durchstreichen müssen, bevor die Tinte recht trocken ist, weil in der fortschreitenden Wissenschaft, die sie so dienstbereit zu ihrer Hilfe herbeigeholt haben, indessen Veränderungen eingetreten sind.

Und drittens bemerke ich: Wenn ich die Unabhängigkeit des philosophischen Denkens verfechte, so spreche ich nicht etwa von förmlichen Lehrsystemen, sondern von Forschungen, Spekulationen und Diskussionen. Ich will keineswegs etwa in irgendeiner Sache, die auch nur an Religion grenzt, zugestehen, was ein hervorragender protestantischer Geistlicher für die heiligsten Fragen vertreten hat – ich meine »die Freiheit der Prophezeiung«. Ich wünsche nicht, die Professoren der Wissenschaft, die Propheten der Wahrheit sein sollten, zu bloßen Verkündigern wilder Phantasien oder offenkundiger Absurditäten herabzuwürdigen. Ich trete nicht dafür ein, daß sie ihre Hörer nach Belieben mit geistreichen Einfällen und Neuigkeiten überschütten sollen; oder daß sie selbst Sachen, die einen wahren Kern haben, in glänzenden Improvisationen lehren sollen, und das vor einer Schar von jungen Leuten, die vielleicht nicht sechs Vorlesungen hintereinander bei ihnen hören und die eine nebelhafte Idee von den halbgeborenen Theorien eines anspruchsvollen Geistes mit ins Land hinausnehmen. Um es noch einmal zu sagen, wie es der letzte Satz nahelegt: Man muß sich sorgfältig davor hüten, Ärgernis zu erregen oder die Volksseele in Aufregung zu versetzen oder die Schwachen zu Fall zu bringen; denn die Verbindung zwischen Wahrheit und Irrtum ist in manchen Köpfen so fest, daß es nicht möglich ist, sie vom Unkraut des Irrtums zu reinigen, ohne den Weizen mit auszureißen. Wenn also die Möglichkeit besteht, daß eine gangbare religiöse Ansicht im Verlauf einer wissenschaftlichen Untersuchung in irgendeiner Weise gefährdet wird, so wäre das ein Grund, sie nicht in leichten Eintags-Publikationen zu behandeln, die in die Hände von Gedankenlosen oder Unwissenden kommen, sondern in Werken von ernstem, fachwissenschaftlichem Charakter, wie in den mittelalterlichen Schulen der philosophischen Disputation, die in ihrer Entfernung von der Sphäre des volkstümlichen Denkens und Fühlens, durch die kraftvolle Ruhelosigkeit des Forschens trotz ihrer Auswüchse so viel für die begriffliche Schärfe der Theologie geleistet haben.

7.

Ich nehme also nicht an, daß der wissenschaftliche Forscher 1. mit dem Dogma in Konflikt gerät, oder daß er 2. sich an eine Auslegung der Schrift mittels seiner Forschungen heranwagt oder an eine andere Schlußfolgerung in Sachen der Religion, oder daß er 3. selbst in seiner eigenen Wissenschaft religiöse Paradoxe lehrt, wenn er forscht und vorträgt, oder daß er 4. rücksichtslos die Schwachen ärgert; aber nach all diesen Erklärungen muß ich doch sagen, wer wissenschaftliche Spekulationen oder Untersuchungen anstellt, ist nicht verpflichtet, bei seiner Forschungsarbeit sein Vorgehen in jedem Augenblick nach den Grundsätzen der Scholastik oder nach populären Traditionen oder denen

irgendeiner andern Wissenschaft als der seinen einzurichten oder stets ängstlich zu beobachten, was jene fremden Wissenschaften ihm zu sagen haben, oder sich von der Absicht leiten zu lassen, zu erbauen oder Häretikern und Ungläubigen zu antworten – in dem vom Impuls eines hochherzigen Glaubens getragenen Vertrauen, daß der Weg seiner Forschung, so sehr er auch dann und wann abschweifen und sich hierhin und dorthin wenden mag oder in die Gefahr eines Zusammenstoßes oder einer Verwicklung mit einem andern Wissensgebiet kommen mag, sei es theologisch oder nicht, daß er doch, nur sich selbst überlassen, schließlich heimführen wird, weil Wahrheit und Wahrheit sich niemals selbst widersprechen können und weil oft, was auf den ersten Blick eine »exceptio« scheint, am Ende höchst nachdrücklich »probat regulam«.

Dieser Punkt ist von größter Wichtigkeit für ihn. Hat er nicht die Freiheit, auf der Grundlage und gemäß den Eigentümlichkeiten seiner Wissenschaft zu forschen, so kann er überhaupt nicht forschen. Es ist das förmliche Gesetz des menschlichen Geistes bei seinem Suchen nach der Wahrheit und bei ihrer Entdeckung, daß er mittels eines Verfahrens fortschreitet, das in vielen Stufen besteht und auf Umwegen geht. Es gibt keine Abkürzungswege zum Wissen; und die Straße dahin führt auch nicht in der Richtung, wo sie endet, noch sind wir fähig, am Ausgangspunkt das Ende zu sehen. Es mag oft scheinen, als biege sie von einem Ziel ab, dem sie doch bald ganz mühelos zueilen wird, wenn wir ihr nur geduldig und entschlossen bis ans Ende folgen; und wie wir in der Ethik angewiesen werden, die Mitte zu gewinnen, indem wir uns von beiden Extremen entfernen, so kann man ohne Paradoxie sagen, daß in manchen Fällen bei wissenschaftlichen Untersuchungen der Irrtum der Weg zur Wahrheit und der einzige Weg ist. Überdies ist es selten einem Menschen beschieden, eine Untersuchung von Anfang bis zu Ende zu erleben; das Verfahren fordert nicht nur viele Stufen, sondern auch viele Geister. Was einer beginnt, vollendet ein anderer; und eine richtige Schlußfolgerung wird durch das Zusammenwirken unabhängig voneinander bestehender Schulen und die Beharrlichkeit einander folgender Generationen endlich erarbeitet. Da dem so ist, müssen wir unter Umständen eine Weile Geduld haben mit dem, worin wir einen Irrtum spüren, im Hinblick auf die Wahrheit, zu der er am Ende hinführen wird.

Die Ähnlichkeit mit der Bewegung drängt sich uns hier auf. Niemand kann einen Berg gerade hinaufgehen; kein Segelschiff strebt, ohne zu lavieren, seinem Hafen zu. Und so können wir, um die Nutzanwendung von dem Bilde zu machen, wenn wir wollen, das Recht zur Forschung und Untersuchung ganz und gar bestreiten; aber wenn wir die Vernunft auffordern, sich in unsern Schulen niederzulassen, müssen wir der Vernunft völlig freies und ungehemmtes Spiel gewähren. Wenn wir uns der Vernunft bedienen wollen, müssen wir uns den Gesetzen der Vernunft unterwerfen. Wir können sie nicht halb benützen; wir müssen sie als von Ihm ausgehend brauchen, der uns auch die Offenbarung gegeben hat; und wenn man ihre Schritte hemmt und ihre Aufmerksamkeit durch Einwendungen ablenkt, die einem höheren Wissen entnommen sind, so gleicht das dem Schrecken eines Landbewohners bei dem Wechsel im Kurs eines Fahrzeugs, worauf er sich bedächtig eingeschiff hat, und verrät sicherlich einiges Mißtrauen entweder gegen die Kraft der Vernunft auf der einen oder gegen

die Gewißheit der offenbaren Wahrheit auf der andern Seite. Der Reisende hätte sich gar nicht einschiffen sollen, wenn er nicht mit der Möglichkeit eines stürmischen Seegangs, mit Strömungen, Wind und Flut, Klippen und Untiefen rechnen wollte; und wir täten weiser, wenn wir den Gebrauch der Vernunft ganz mißbilligten, als wenn wir unter dem Druck der Ungewißheit, der Verzögerungen und der Nöte, die sich der Natur der Sache nach als dazugehörig erweisen mögen, beunruhigt und ungeduldig werden. Vermeiden wir weltliche Geschichte, exakte Wissenschaft und Philosophie ganz und gar, wenn wir nicht sicher sein dürfen, daß die Offenbarung wahr genug ist, um durch die Streitigkeiten und Verworrenheiten menschlicher Meinungen in ihrer Autorität nicht tatsächlich oder möglicherweise verletzt zu werden. Das ist kein geistiger Triumph einer religiösen Wahrheit, dem nicht eine vollständige Feststellung alles dessen, was dagegen gesagt werden kann, vorhergeht; das ist nur das *ego vapulando, ille verberando* der Komödie.

Große Geister brauchen Ellbogen-Freiheit, freilich nicht auf dem Gebiet des Glaubens, aber auf dem des Denkens. Und das brauchen wahrlich auch minder große Geister und alle Geister überhaupt. Es gibt viele Menschen in der Welt, die man mit einigem Recht Genies nennt. Sie sind von der Natur mit einer besondern Fähigkeit oder Spannweite ausgestattet; und solange sie davon leidenschaftlich erregt und gebieterisch beherrscht werden, sind sie blind für alles andere. Sie sind Enthusiasten für ihr Gebiet und einfach tot für die Schönheit eines Gebietes, abgesehen von dem ihren. Demgemäß halten sie ihr Gebiet für das einzige in der Welt, das es wert ist, sich mit ihm zu beschäftigen, und sie fühlen eine Art Verachtung für Studien, die sich auf einer andern Linie bewegen. Solche Leute mögen nun sehr gute Katholiken sein und sind es oft und hegen selbst im Traum nichts anderes als Liebe und Ergebenheit für den Katholizismus, ja vielleicht sind sie eifrige Verfechter seiner Interessen. Doch wollte man darauf bestehen, daß sie bei ihren Spekulationen, Forschungen oder Schliüssen in ihrer Spezialwissenschaft sich nicht damit begnügen dürften, sich der Kirche im allgemeinen zu unterwerfen und ihre Dogmen anzuerkennen, sondern daß sie alles aufgreifen müßten, was von Geistlichen über religiöse Fragen gesagt oder von der Menge geglaubt werde, dann würde man die Flamme in ihnen einfach ersticken und tottreten, und dann könnten sie gar nichts tun.

So steht es mit den genialen Menschen. Nun demgegenüber noch ein Wort zugunsten der beherrschenden Geister, die mit einer weiten philosophischen Anschauung der Dinge begabt sind und einer schöpferischen Kraft und einer Beweglichkeit, die sie befähigt, sich mannigfachen Bereichen des Denkens anzupassen. Diese Menschen greifen vielleicht wie jene, von denen ich schon sprach, eine Idee auf und sind davon erfüllt – eine tiefe, fruchtbare, folgenreiche Idee, welche immer stärker in ihnen wird, bis sie sie zu einem großen System entwickeln. Geht nun solch ein Denker von wurzelhaft ungesunden Prinzipien aus oder zielt er auf direkt falsche Ergebnisse ab, ist er ein Hobbes, ein Shaftesbury, ein Hume oder Bentham, dann natürlich hat die ganze Sache ein Ende. Er ist ein Gegner der offenbaren Wahrheit und er will es sein – mehr braucht nicht gesagt zu werden. Aber vielleicht ist es nicht so; vielleicht sind seine Irrtümer derart, daß sie seinem System oder seinem Geist untrennbar anhaften und unwillkürlich zu Tage treten, nicht hartnäckig verfochten werden. Jedes menschliche

System, jeder menschliche Schriftsteller ist gerechter Kritik zugänglich. Lassen wir ihn seine Mappe schließen; gut! Und dann geht uns vielleicht etwas verloren, was im ganzen genommen und trotz gelegentlicher Irrtümer eine der brauchbarsten Verteidigungen der offenbarten Wahrheit hätte sein können (mittelbar oder unmittelbar, je nach dem Gegenstande), die es je in der Welt gegeben hat.

In dieser Weise möchte ich für einen Umstand Rechenschaft geben, der bisweilen Überraschung verursacht hat, daß nämlich so viele große katholische Denker sich in diesem oder jenem Punkte die Kritik oder den Tadel der Theologen oder der kirchlichen Autorität zugezogen haben. Das muß in der Natur der Dinge liegen; es gibt freilich einen Tadel, der eine Verurteilung des Autors einschließt; aber es gibt auch einen andern, der nicht mehr sagen will als das »*pie legendum*« gegenüber manchen Stellen der Kirchenväter. Der Autor braucht keinen Tadel zu verdienen; aber die kirchliche Autorität würde Tadel verdienen, wenn sie nicht auf seine Unvollkommenheiten aufmerksam machte. Ich kenne keinen Katholiken, der den Namen Malebranches nicht in Ehren hielte; doch er kann trotzdem von ungefähr mit den Theologen aneinandergeraten sein oder unbesonnene Behauptungen aufgestellt haben. Die praktische Frage ist, ob er nicht besser daran tat zu schreiben, wie er schrieb, als gar nicht zu schreiben. Und so völlig ist der Heilige Stuhl gewöhnt, die Sache von dieser Seite zu betrachten, daß er diese Betrachtungsweise nicht nur gegenüber philosophischen, sondern auch gegenüber theologischen Autoren gestattet hat, die für unsere Bemerkungen hier nicht in Betracht kommen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, bei drei großen Namen auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten, Kardinal Noris, Bossuet und Muratori, hat er, ohne seine Überzeugung zu verhehlen, daß jeder von ihnen etwas vorgetragen hat, was besser gesagt werden konnte, doch die Ansicht gehabt, daß ihre Dienste für die Religion im ganzen genommen viel zu wichtig seien, als daß sie durch kritische Überwachung im einzelnen belästigt werden dürften.

8.

Und nun, meine Herren, komme ich zum Schluß meiner Bemerkungen. Was ich jedem einzelnen einprägen möchte, welches auch sein besonderes Forschungsgebiet sein mag, was ich den Männern der Wissenschaft für ihre Gedanken über die Theologie einprägen möchte, was ich wagen möchte, den Theologen zu empfehlen, wenn ihre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gelenkt wird – das ist ein großer und fester Glaube an die Herrschermacht der Wahrheit. Der Irrtum mag eine Zeitlang in Blüte stehen; doch am Ende wird die Wahrheit siegreich bleiben. Die einzige Wirkung des Irrtums ist es letztlich, die Wahrheit zu fördern. Theorien, Spekulationen, Hypothesen werden ins Leben gesetzt; vielleicht müssen sie sterben, aber doch nicht, ehe sie Ideen erweckt haben, die besser sind als sie selbst. Diese besseren Ideen werden von immer anderen Menschen aufgegriffen, und wenn sie noch nicht zur Wahrheit führen, so führen sie doch zu etwas, was der Wahrheit näherkommt als sie selbst; und so macht das Wissen im ganzen genommen Fortschritte. Die Irrtümer mancher Geister sind in der wissenschaftlichen Forschung fruchtbarer als die Wahrheiten anderer. Eine Wissenschaft macht scheinbar keinen Fortschritt, sondern hat Fehlschläge

im Übermaß, doch unmerklich schreitet sie die ganze Zeit vorwärts, und es ist natürlich ein Gewinn für die Wahrheit, wenn man auch nur lernt, was nicht wahr ist, und nichts weiter.

Andererseits muß freilich daran erinnert werden, meine Herren, daß ich bei alledem guten Glauben, ehrliche Absichten, einen fromm katholischen Sinn und tiefes Verantwortungsgefühl voraussetze. Ich nehme an, daß der Forscher sich gebührend davor fürchtet, Ärger zu erregen, den Anschein zu erwecken, als begünstige er Ansichten, die er tatsächlich nicht begünstigt, und als geselle er sich Parteien zu, von denen er sich innerlichst unterscheidet. Ich nehme an, daß er dem Vorhandensein und der Kraft des Unglaubens in unserer Zeit volle Beachtung schenkt; daß er sich die moralische Schwäche und die intellektuelle Verworrenheit bei der Mehrzahl der Menschen gegenwärtig hält; und daß er durchaus nicht den Wunsch hegt, daß auch nur eine Seele durch gewisse Spekulationen unserer Tage Schaden leide, mag er auch zu seiner Befriedigung sicher sein, daß jene Spekulationen, soweit sie irrig oder mißverständlich sind, im Laufe des nächsten halben Jahrhunderts berichtigt sein werden.

Ich halte es für der Mühe wert, zur Erläuterung dessen, was ich auf der genannten Seite gesagt habe, die folgende Stelle aus Grandorgaeus' Verzeichnis von Muratoris Werken anzufügen.

»Sanctissimus D. N. Benedictus XIV. Pont. Max. Epistolam sapientiae ac roboris plenam dederat ... ad Episcopum Terulensem Hispaniae Inquisitionis Majorem Inquisitorem, qua illum hortabatur, ut »Historiam Pelagianam et dissertationem, etc.«, editas a clarae memoriae Henrico Cardinali Norisio, in Indicem Expurgatorium Hispanicum nuper ingestas, perinde ac si aliquid Baianismi aut Jansenismi redolerent, prout auctor »Bibliothecae Jansenisticae« immerito autumavit, quamprimum expungendas curaret. Eoque nomine Sapientissimus Pontifex plura in medium attulit prudentis oeconomiae exempla, qua semper usum, supremum S. R. Congr. Indicis Tribunal, a proscribendis virorum doctissimorum operibus aliquando temperavit.

Quum autem summus Pontifex, ea inter nomina illustria Tillemontii, Bollandistarum, Bossueti Ep. Meld., et illud recensuerit L. A. Muratorii, his ad Auctorem nostrum delatis, quam maxime indoluit, veritus ne in tanta operum copia ab se editorum, aliquid Fidei aut Religioni minus consonum sibi excidisset ...

Verum clementissimus Pontifex ne animum desponderet doctus et humilis filius, perhumaniter ad ipsum rescripsit ... eumque paterne consolatus, inter alia haec habet: »Quanto si era detto nella nostra Lettera all'Inquisitore di Spagna in ordine alle di Lei Opere, non aveva che fare con la materia delle Feste, nè con verun dogma o disciplina. Il contenuto delle Opere chi qui non è piaciuto (nè che Ella poteva mai lusingarsi che fosse per piacere), riguarda la Giurisdizione Temporale del Romano Pontifice nè suoi stati«, etc. (pp. lx, lxi).

IX. GEISTIGE DISZIPLIN. EINE ANSPRACHE AN DIE ABENDKLASSEN

1.

Als ich entdeckte, daß es in meiner Macht stünde, zum Beginn der neuen Session hier zu sein, war es einer der ersten Gedanken, meine Herren, der mir dabei einfiel, daß ich infolgedessen die Befriedigung haben würde, Sie zu sehen, an die ich soviel gedacht und von denen ich soviel gehört hatte, und eine Gelegenheit, als Rektor der Universität zu Ihnen zu sprechen. Ich kann wahrhaftig sagen, daß ich an Sie dachte, bevor Sie an die Universität dachten; vielleicht darf ich sagen, lange vorher – denn schon ehe wir unser großes Werk begannen, welches nun so vollständig vor aller Augen steht, als ich das erstemal hier herüberkam, um die Vorbereitungen dazu zu treffen, hatte ich dem ernstesten Einwand verständiger und guter Menschen zu begegnen, die mir sagten: »Es gibt keine Menschenklasse in Irland, die eine Universität braucht; und wiederum: »Wen wollen Sie hineinbekommen? Wer wird ihre Hörsäle füllen?« Das sagte man mir und, ohne ihre Kenntnis der irischen Verhältnisse und ihren Scharfsinn zu bestreiten, antwortete ich darauf: »Wir wollen Abendvorlesungen halten, wir wollen unsere Klassen mit den jungen Leuten von Dublin füllen.«

Und einige Leute werden vielleicht hier daran denken, daß das allererste, was ich bei der Eröffnung der Schule der Philosophie und schönen Wissenschaften vor vier Jahren unternahm, die Einrichtung eines Systems von Abendvorlesungen war, die nach einer Weile eingestellt wurden, nur weil die ungewöhnlich rauhe Witterung, die damals eintrat, und der Umstand, daß sie als ein neues Unternehmen nicht genügend bekannt waren und Interesse fanden, sie verfrüht erscheinen ließen. Und es ist mir eine Befriedigung, daß das Statut, wonach Sie zu Prüfungen zugelassen werden und Grade erlangen können, zu denen gehört, für die ich vor fast zwei Jahren die besondere Erlaubnis des Akademischen Senats erlangte als Ergänzung zu unsern ursprünglichen Bestimmungen, und daß Sie die ersten sind, die davon Gebrauch machen werden.

Da ich so gleichsam die Universität für Sie vorbereitet habe, war es mir eine große Freude, als ich von einigen aus Ihrem Kreise, meine Herren, im vergangenen Mai eine spontane Bitte erhielt, die mir zeigte, daß meine ursprünglichen Annahmen keine Einbildungen waren. Sie regten da etwas an, worauf wir seither hingearbeitet haben – nicht so rasch hingearbeitet, wie Sie hoffen und wir wünschen mochten, weil alle wichtigen Unternehmungen erst reiflich überlegt werden müssen, aber doch schließlich gemäß jenen meinen vorausgreifenden Gedanken hingearbeitet haben, die ich erwähnte; und während ich sie als Einleitung zu dem, was ich zu sagen habe, heranziehe, könnte ich auch dabei verweilen als bei einem sicheren Vorzeichen, daß andere, weiterreichende Zukunftsgedanken, wenn sie auch jetzt zu kühn scheinen mögen, wenn wir nur Geduld haben, zu ihrer Zeit Erfüllung finden werden.

2.

Denn es wäre nicht ehrlich, meine Herren, wollte ich nicht bekennen, daß ich, so sehr ich wünsche, diese Universität möge den jungen Leuten von Dublin zustattenkommen, Ihnen doch diesen Gewinn nicht nur um Ihrer selbst willen wünsche. Gewiß wünsche ich ihn um Ihrer selbst willen, aber nicht nur Ihretwegen. Der Mensch ist nicht für sich allein geboren, wie der klassische Moralist uns lehrt. Sie sind für Irland geboren; und mit Ihrem Fortschreiten wird Irland gefördert – in Ihrem Fortschreiten im Guten und Wahren, in Wissen, Gelehrsamkeit, Geistesbildung, in erleuchteter Anhänglichkeit an Ihre Religion, an gutem Namen und Ansehen und gesellschaftlichem Einfluß sehe ich die Ehre und den Ruhm, den literarischen und wissenschaftlichen Aufstieg, die politische Machterweiterung der Insel der Heiligen.

Ich gehe noch weiter. Wenn ich den mannigfachen Vorzügen und Gaben des irischen Volkes Ehre erweise und für ihre volle Entfaltung eifere, so tue ich es nicht nur um seinetwillen, sondern weil der Name Irland stets mit dem katholischen Glauben verbunden war und, wie ich glaube, es immer sein wird, und weil man mit jedem wenn auch noch so armseligen Dienst, den man Irland erweist, an seinem Platz und nach Maßgabe seiner Kräfte der Sache der Heiligen Römischen Apostolischen Kirche dient.

Meine Herren, es erschiene mir als eine Anmaßung, Ihnen so von mir zu sprechen, wenn ich nicht, indem ich Ihnen von den Gefühlen erzähle, mit denen ich der Eröffnung dieser Abendklassen beigewohnt habe, tatsächlich zugleich Worte der Ermutigung und Beratung an Sie richtete, Worte, wie sie einem Rektor geziemen, wenn er zu denen spricht, die seiner Fürsorge anvertraut sind.

Ich sage also, wäre ich jünger gewesen, als ich war, da man mir das hohe Amt, das ich jetzt inne habe, zuerst anbot, hätten nicht ältere Pflichten der Liebe und Ergebenheit gegenüber St. Philipps Oratorium und meinem eigenen lieben Vaterland mich gebunden, so hätte keine Stellung im ganzen Umkreis der Tätigkeiten, die sich dem Streben derer öffnen, die Gott in ihrer Zeit dienen und vor ihrem Tod ein großes Werk vollbringen möchten, größere Anziehungskraft gehabt als die des Leiters einer Universität wie dieser hier. Als ich Katholik wurde, war eine meiner ersten Fragen die: »Warum haben unsere Katholiken keine Universität?«, und Irland und die Hauptstadt von Irland war offenbar der geeignete Sitz für eine solche Einrichtung.

Irland ist der geeignete Sitz für eine Katholische Universität, wegen seines altererbten Katholizismus und auch wegen der Zukunft, die ihm noch aufgespart ist. Unmöglich kann man daran zweifeln, meine Herren, daß Irland noch eine Zukunft aufgespart ist, aus mehr Gründen, als hier aufgezählt werden können. Da ist an erster Stelle der Umstand zu nennen, der schon so viel in sich schlösse, auch wenn nichts anderes zu sagen wäre, nämlich daß die Iren bisher so erbärmlich mißhandelt und mißbraucht worden sind; denn in den Zeiten, denen wir jetzt entgegengehen, erwachen die Nationalitäten zum Leben, und das entfernteste Volk kann sich an allen Enden der Erde vernehmlich machen. Die jüngst erfundenen Methoden des Reisens und Nachrichtendienstes haben alle geographischen Hindernisse zunichtegemacht; und was an den Unterdrückten für Unrecht verübt

wird, das wird Meeren und Bergen zum Trotz vor die öffentliche Meinung Europas gebracht – nicht vor Könige und Regierungen nur, sondern vor das Tribunal der Völker Europas, die immer mehr Einfluß gewinnen auf die Entscheidungen politischer Fragen. Und so wird Vergeltung verlangt und geübt für vergangene Verbrechen nach dem Maß ihrer Abscheulichkeit und ihrer Dauer.

Und zweitens ist es klar, daß mit dem wachsenden Verkehr zwischen Europa und Amerika Irland an sozialer und politischer Bedeutung wachsen muß. Denn Irland ist die Heerstraße, auf der sich dieser Verkehr vollzieht, und der Austausch zwischen den Hemisphären muß für es eine Quelle materiellen wie sozialen Gewinns werden – wie in alter Zeit, selbst in dem winzigen geographischen Maßstab von Griechenland, Korinth als Durchgangspunkt des Handels zu Wasser und zu Lande »die Reiche« wurde und hieß.

Und schließlich müssen wir noch die materiellen Hilfsquellen Irlands bedenken, die so ungenügend ausgebeutet, so schwach entwickelt sind – von ihnen zu sprechen ist Sache derer, die durch Beruf und Kenntnisse den Gegenstand beherrschen.

Daß die so angedeutete bedeutungsvolle Zukunft für den Katholizismus nicht weniger ruhmreich sein wird als für Irland, daran können wir nach den Erfahrungen der Vergangenheit nicht zweifeln; doch da die Vorsehung mit Hilfe menschlicher Tätigkeit wirkt, hat diese natürliche Vorahnung nicht die Tendenz, eifrige Katholiken dahin zu bringen, daß sie mit weniger Sorgfalt und Ernst das Ihre tun, um die Erfüllung jener Ahnung sicherzustellen. Und die weise und sorgfältige Bildung des Geistes ist mit dem Segen Gottes ein Hauptmittel zur Erreichung des ersehnten Ergebnisses.

3.

Meine Herren, der Sitz dieses geistigen Fortschrittes müssen notwendig die großen Städte Irlands sein; und diese großen Städte haben eine bemerkenswerte, erfreuliche Eigentümlichkeit im Vergleich zu den Großstädten des katholischen Europa. Wenn im Ausland, selbst in katholischen Ländern, in irgendeinem Teil ihres Gebiets Skeptizismus und Unbotmäßigkeit in religiösen Dingen herrscht, dann sind die Großstädte der Herd des Übels. Sogar Rom selbst hat seine unbotmäßige Bevölkerung und seine versteckten Freidenker; selbst Belgien, dieses hervorragend katholische Land, kann sich nicht der religiösen Zuverlässigkeit seiner großen Städte rühmen. Von so einem Mißgeschick weiß der Katholizismus Dublins, Corks, Belfasts und der andern irischen Großstädte nichts; denn, um gar nichts von höheren und religiöseren Ursachen dieses Unterschieds zu sagen, die bloße Anwesenheit einer rivalisierenden Religion ist ein beständiger Ansporn für den Glauben und die Frömmigkeit von Menschen, die in ihrer besonderen Lage in Gefahr wären, etwas Schlimmeres zu werden als laue Katholiken, wenn sie sich nicht entschlossen, eifrige zu sein. Hierin liegt also ein bemerkenswerter Grund, Irland eine Zukunft zu verheißen, daß diese große und bedeutende Klasse, zu deren Mitgliedern ich spreche, daß die Mittelklassen in seinen Großstädten – deren Händen die wachsende politische Macht anvertraut sein wird und die anderswo im Herzen dem Katholizismus entgegen sind,

den sie bekennen – hier so gesund in ihrem Glauben sind und so vorbildlich in ihren religiösen Übungen und in den Werken der Nächstenliebe.

Und sodann möchte ich bemerken, daß die katholische Bevölkerung, während sie so durch religiösen Ernst ausgezeichnet ist, keineswegs dem alten Ruhm Irlands, was die intellektuellen Gaben anbetrifft, untreu geworden ist. Es findet sich gar oft, daß die religiös Veranlagten im selben Maße intellektuell versagen; aber die Iren waren stets, das müssen ihre ärgsten Feinde zugeben, nicht nur ein katholisches Volk, sondern ein Volk von großen natürlichen Fähigkeiten, starkgeistig, originell, scharfsinnig. Das war das Charakteristische der Nation von den frühesten Zeiten an und war es in besonders hervorragendem Maße im Mittelalter. Wie Rom das Zentrum der Autorität war, so war Irland, möchte ich sagen, die Heimat der Spekulation. In dieser Hinsicht standen sie in einem ebenso bemerkenswerten Gegensatz zu den Engländern wie jetzt, obwohl England in jenen Zeiten dem Heiligen Stuhl so ergeben war, wie es jetzt feindselig dagegen ist. Der Engländer war ein harter Arbeiter, der sich's sauer werden ließ, kühn, entschlossen, ausdauernd, gehorsam gegen Gesetz und Herkommen, und wenn er Geistesbildung erwarb, neigte er mehr zur Literatur und den Klassikern als zur strengen Wissenschaft, denn die Literatur schließt die Idee der Autorität und Vorschrift ein. Andererseits scheint in Irland der Intellekt lieber den Weg der strengen Wissenschaft eingeschlagen zu haben, und wir haben verschiedene Beispiele, die zeigen, wie das in jenen Zeiten vollständig erkannt wurde und mit welchem Erfolg man sich daran gehalten hat. »Philosoph« ist in jenen Zeiten meist die Bezeichnung für einen irischen Mönch. In Paris, wie in Oxford, den beiden großen Schulen des mittelalterlichen Denkens, finden wir als kühnsten und scharfsinnigsten Streiter einen Iren, den Mönch Johannes Scotus Eriugena in Paris, und Duns Scotus, den Franziskaner, in Oxford.

Nun ist es meine Überzeugung, meine Herren, daß diese Geistesart in Ihnen noch lebt. Ich denke, daß es richtig ist, wenn ich im Iren noch heute wie einst den wissbegierigen, forschenden Beobachter, den scharfen Logiker, den Liebhaber der in alle Feinheiten sich vertiefenden Spekulation erkenne. Ich erkenne in Ihnen Gaben, die zum furchtbaren Verhängnis werden können, wenn sie auf Seiten des Irrtums verwendet werden, die aber, von katholischer Frömmigkeit gehandhabt, wie es nach meiner Überzeugung immer das Kennzeichen eines irischen Geisteskämpfers sein wird, von höchster Bedeutung für die katholischen Interessen sind, und besonders in unseren Tagen, wo eine spitzfindige Logik gegen die Kirche gebraucht wird und eine noch spitzfindigere Logik von Seiten ihrer Verteidiger erfordert, sie bloßzustellen.

Meine Herren, ich erwarte nicht, daß Menschen wie Sie, die in weltlichen Berufen stehen, die nicht Mönche oder Ordensbrüder, nicht Priester, nicht Theologen, nicht Philosophen sind, als Vorkämpfer des Glaubens auftreten werden; aber es kann unberechenbaren Nutzen für die katholische Sache zur Folge haben, noch größeren fast als selbst hervorragend begabte Theologen und Wortführer in literarischen Fehden stiften könnten, wenn sich eine Schar von Männern in Ihrer Lebensstellung in den großen Städten Irlands findet, nicht streitlustig, nicht händelsüchtig, geschwätzig, anmaßend (ich trete selbstverständlich nicht für eine Forschung ein, der es nur um Streitfragen zu tun ist), sondern ernst

und gründlich in katholischem Wissen unterrichtet, intelligent, scharfsinnig, bewandert in ihrer Religion, empfänglich für ihre Schönheit und Majestät, aufmerksam auf die Argumente zu ihren Gunsten und mit einem wachsamem Auge für ihre Schwierigkeiten und die Art, sie zu behandeln. Und der erste Schritt auf dem Wege zu diesem begehrenswerten Ziel ist, daß Sie einen Studiengang durchmachen wie diesen, der Sie mit so lobenswertem Eifer Abend für Abend in diese Mauern führt; und obwohl Sie ihnen vielleicht nicht unter diesem Gesichtspunkt Ihre Aufmerksamkeit schenken, sondern aus anerkannter Liebe zum Wissen oder um der Vorteile willen, die Ihnen persönlich aus dem Besuch erwachsen werden, so freue doch ich mich aus demselben Grunde über die Einrichtung Ihrer Klassen, aus dem ich mich an der Errichtung der Universität beteiligt habe, nämlich in dem Wunsch, durch Vermehrung der intellektuellen Kräfte Irlands in einer Zeit großer Gefahren die Bollwerke des christlichen Glaubens zu verstärken.

4.

Meine Herren, in den letzten dreißig Jahren hat es, wie Sie wissen, eine Bewegung zur Verbreitung des Wissens in den Klassen der Gesellschaft, die Sie vertreten, gegeben. Diese Bewegung hat zu der Begründung sogenannter Handwerker-Bildungs-Vereine im ganzen Vereinigten Königreich geführt, und eine Literaturgattung ist ins Leben gerufen worden, zu deren Zielen es gehört, die Mitglieder dieser Vereine mit interessanter und belehrender Lektüre zu versorgen. Ich will dieser Literatur das ihr gebührende Lob keineswegs abstreiten. Männer von hohen Fähigkeiten und in hervorragender Stellung haben sie hervorgebracht, sie haben zudem die Mühe nicht gescheut und, ich möchte in einem gewissen Sinne sagen, die Herablassung, vor den Klassen aufzutreten, für deren intellektuelle Förderung sie einen so lobenswerten Eifer zeigen; sie haben es sich nicht verdrießen lassen, in Sachen Literatur, Geschichte oder der exakten Wissenschaft im Hörsaal oder einer Vortragshalle jene Beredsamkeit spielen zu lassen, die streng genommen, wie ich wohl sagen darf, Eigentum des Parlaments ist oder des erhabenen Tribunals des Gesetzes. Ich will auch den Reden und Schriften, von denen ich spreche, nicht das Verdienst des Erfolges abstreiten oder das des Talents und der guten Meinung – soweit nämlich, daß sie Stoff zur harmlosen Unterhaltung und Belehrung für die müßigen Stunden derer angesammelt haben, die sonst den Versuchungen verderbter Lektüre oder schlechter Gesellschaft ausgesetzt gewesen wären. Soviel kann man zugeben – und muß man zugeben, wenn man ehrlich sein will; lege ich mir aber dann die Frage vor, welcher dauernden Gewinn der Geist aus solch sprunghaftem Lesen und Hören zieht, wie diese literarische Bewegung es anregt, dann befinde ich mich in einem ganz neuen Gedankenkreis und muß eine weniger günstige Antwort geben, als ich es denen wünschen könnte, die es verfechten. Wir müssen sorgfältig unterscheiden, meine Herren, zwischen einer bloßen Ergötzung des Geistes und einer wahren Erziehung. Nehmen wir z. B. an, ich sei in Gefahr, in eine Gesellschaft zu gehen, die mir schaden wird, und nehmen wir an, daß ich stattdessen auf meinem Stuhl einschlafe, so entgehe ich in diesem Fall freilich der Gefahr, aber es geschieht wie durch einen Zufall, und mein Einschlafen hat keine Wirkung in mir hervorgebracht und mich fähig gemacht, bei künftiger Gelegenheit der Versuchung zu widerstehen. Ich erwache und bin, was ich vorher war. Der Schlaf, der

so gelegen kam, hat die Gefahr für diesmal entfernt. Er hat mich nicht gebessert, denn ich bin nicht durch einen eigenen Akt vor der Versuchung geschützt worden, sondern ich unterlag passiv einem Zufall, denn so kann ich den Schlaf nennen. Und ebenso kann ich, wenn ich ohne Anstrengung und passiv einen Vortrag anhöre, freilich nicht anderswo sein, während ich ihn hier höre, aber es bringt keine positive Wirkung in meiner Seele hervor, es strebt nicht dahin, in meiner Brust eine Kraft zu schaffen, die fähig ist, der Versuchung aus sich heraus zu widerstehen, wenn die Versuchung ein zweitesmal kommen sollte.

Meine Herren, das ist nun kein Fehler der Bücher oder der Vorträge des Handwerker-Bildungs-Vereins. Sie konnten ihrer Natur nach nicht mehr leisten, als sie leisten. Sie tun, was ihres Amtes ist, aber ihr Amt reicht nicht aus. Es kann jemand tausend Vorträge hören und tausend Bände lesen und am Ende des Verfahrens genau dasselbe sein wie vorher, was sein Wissen anlangt. Es ist etwas mehr erforderlich, als ihm bloß in negativer Weise Einlaß zu gewähren in den Geist, wenn es da bleiben soll. Man muß es nicht nur passiv empfangen, sondern wirklich und tätig in es eindringen, es umfassen, sich zum Herrn darüber machen. Der Geist muß dem halbwegs entgegengehen, was von außen zu ihm kommt.

Das also ist der Punkt, an dem die Einrichtungen, von denen ich spreche, versagen; hier liegt im Gegensatz dazu der Vorteil solcher Vorlesungen, wie Sie sie an unserer Universität besuchen, meine Herren. Sie sind gekommen, nicht bloß um belehrt zu werden, sondern um zu lernen. Sie sind gekommen, um Ihren Geist zu üben. Sie sind gekommen, um das, was Sie hören, sich zu eigen zu machen, indem Sie sozusagen Ihre Hand ausstrecken, um es zu ergreifen und in Ihren Besitz zu nehmen. Sie kommen nicht nur einen Vortrag hören oder ein Buch lesen, sondern Sie kommen zu jener katechetischen Unterweisung, die eine Art Gespräch zwischen dem Vortragenden und Ihnen ist. Er sagt Ihnen etwas und fordert Sie auf, es nach ihm zu wiederholen. Er fragt Sie, er prüft Sie, er wird Sie nicht entlassen, ohne sich den Beweis zu verschaffen, daß Sie nicht nur etwas gehört haben, sondern etwas wissen.

5.

Meine Herren, ich sehe mich veranlaßt, hier einige eigene Bemerkungen anzuführen, die ich bei Gelegenheit jener bereits erwähnten Abendvorlesungen drucken ließ, womit wir das erste Semester der Universität eröffneten. Ihr Besuch war nicht stark und darum brachen wir sie fürs erste ab, doch ich versuchte in einer gedruckten Abhandlung zu erklären, welches ihr Ziel war; und was ich damals sagte, bezieht sich einmal auf das Thema, das ich jetzt behandle, wird aber zugleich, in Ergänzung meiner einleitenden Bemerkungen, ein augenscheinlicher Beweis dafür sein, wie sehr ich damals von der Idee dieser Abendvorlesungen erfüllt war.

»Ich will es wagen«, sagte ich damals in einem Brief an einen Freund, »Ihnen meine Gedanken über das Ziel der öffentlichen Abendvorlesungen darzulegen, die kürzlich im Universitätsgebäude gehalten wurden, ein Ziel, das, glaube ich, mißverstanden worden ist.

Ich kann nicht nur bezeugen, daß sie als Vorlesungen von erheblichem Wert waren, sondern auch, daß sie einen durchaus befriedigenden Besuch hatten. Manche Leute verbinden jedoch mit dem Wort ›befriedigend‹ eine unbestimmte oder übertriebene Vorstellung und behaupten, man könne Vorlesungen nicht befriedigend nennen, wenn sie nicht viel am Ort von sich reden machen, und sie sind sonst enttäuscht. Das eben meine ich mit dem Mißverstehen ihres Ziels; denn eine solche Erwartung und die Enttäuschung, die darauf folgte, entspringt aus der Vermengung des gewöhnlichen mit dem außergewöhnlichen Ziel einer Vorlesung – über diesen Punkt sollten wir klare und bestimmte Begriffe haben.

Das gewöhnliche Ziel von Vorlesungen ist Belehrung; doch es gibt noch ein Ziel, das bisweilen Aufmerksamkeit verlangt und nicht unangemessen ist, das aber trotzdem als nicht eigentlich dazugehörig, sondern als nur zufällig damit verbunden angesehen ist. Wie es eine gewisse Art der Beredsamkeit gibt, die nichts anderes anstrebt, als sich selbst zur Schau zu stellen, und sich damit zufrieden gibt, beredt zu sein und das Aufsehen zu erregen, das Beredsamkeit bewirkt, so gibt es an Schulen und Universitäten festliche oder feierliche, immer aber außergewöhnliche Tage, an denen die akademischen Veranstaltungen nicht ihr eigentliches Ziel verfolgen, insofern sie zu unterhalten, Bewunderung zu erwerben und anzuziehen und so einen Eindruck auf die öffentliche Meinung zu machen suchen. Dahin gehören die Schaustellungen der Colleges; dahin die jährliche Gedenkfeier für Wohltäter an einer der englischen Universitäten, wo die Doktoren ihre festlichsten Gewänder anlegen und Redner öffentlich lateinische Ansprachen halten. Dahin gehören auch die Schlußvorlesungen, in denen Geistliche, die wegen ihres Intellekts und ihrer Kenntnisse im höchsten Ansehen standen, früher Worte voll flammender Beredsamkeit vor den Ohren einer Zuhörerschaft dahinströmen ließen, die eigens dieser Glanzleistung wegen zusammengerufen war. Das Ziel all dieser Vorlesungen und Reden ist es, in der Öffentlichkeit für die Einrichtungen, von denen die Veranstaltung ausgeht, Interesse und Achtung zu erwecken oder sie lebendig zu erhalten.« Ich hätte noch hinzufügen können: Dahin gehören die Vorträge angesehener Persönlichkeiten in Handwerker-Bildungs-Vereinen.

Ich fahre fort: »Dergleichen haben wir bei passender Gelegenheit an der neuen Universität gehabt – so die Eröffnungsvorlesungen. Solche Kraft- und Geschicklichkeitsproben müssen, um Erfolg zu erzielen, Aufmerksamkeit erregen, und wenn sie keine Aufmerksamkeit erregen, sind sie mißglückt. Sie laden nicht Hörer ein, sondern ein Publikum; und vielleicht ist es kaum zuviel gesagt, daß es dabei mehr auf das Lehren als auf das Hören ankommt.

Solche Feierlichkeiten sollen aber der Natur der Sache nach selten sein. Die Neuheit führt die Versammlung her, die Erregung belohnt sie. Eine akademische Körperschaft, die solche außergewöhnlichen Veranstaltungen in den normalen Verlauf ihrer Tätigkeit aufzunehmen sucht, bringt sich und ihre Professoren in eine schiefe Lage.

Es ist also einfach ein Mißverständnis, wenn man meint, die Männer, denen die Leitung unserer Universität anvertraut ist, hätten ein Ziel angestrebt, das man ohne eine Verwirrung oder

Unachtsamkeit, wie sie kein vernünftiger Mensch ihnen zur Last legen wird, gar nicht ins Auge fassen konnte. Öffentliche Vorträge mit einem solchen Ziel konnten gar keinen Erfolg haben; und darum haben unsere Vorlesungen jüngst zweifellos (denn es konnte nicht anders sein) unbefriedigend geendet für das Urteil von Eiferern, die für sie eine Aufgabe annahmen, die ihre Urheber ihnen niemals zugeteilt haben.

Was tatsächlich ihr Ziel war, das legt uns die bloße Bedeutung akademischer Institutionen nahe. Es besteht, wie ich anfangs sagte, in der Belehrung. Vorlesungen sind, eigentlich gesprochen, keine Schaulustungen oder Kunstübungen, sondern eine geschäftliche Angelegenheit; sie versprechen denen etwas mitzuteilen, die sie besuchen, und die sie besuchen, versprechen ihrerseits anzunehmen, was der Vortragende zu bieten hat. Es ist eine vertragliche Abmachung: ›Ich will sprechen, wenn Sie zuhören‹ – ›Ich will hierherkommen lernen, wenn Sie etwas haben, was sich zu lehren verlohnt.‹ Bei einer rhetorischen Vorführung liegt die ganze Anstrengung auf einer Seite; in einer Vorlesung verteilt sie sich auf zwei Parteien, die zu einem gemeinsamen Ziel zusammenwirken.

Den Veranstaltungen sollte immer ein Stempel aufgedrückt sein, der daran mahnt, daß die, die kommen, um eines Gewinnes willen kommen und nicht aus bloßer Neugierde. Und tatsächlich waren es solche Menschen, die den Kursus des letzten Semesters besuchten, und solche und keine andern werden weiterhin die Besucher sein. Es kamen Menschen, die Belehrung über eine Frage wünschten, die ihnen neu war, von Lehrern, die sie achteten und als Autoritäten ansahen. Man konnte unmöglich die Hörschaft überblicken, die den Hörsaal füllte, ohne zu sehen, daß sie von so etwas wie einem Geschäft kamen. Und darum sagte ich zu Anfang, daß der Besuch befriedigend war. Nicht der Besuch ist befriedigend, der zahlreich, sondern der fest und ausdauernd ist. Aber freilich ist es einem bloßen Zuschauer, der nur aus allgemeinem Interesse kam oder in der guten Absicht zu sehen, wie es ginge, und der die Aufgabe, über die Vorlesungen zu berichten, nicht verstanden hat, ihm ist es nicht eingefallen, den Hörern ins Gesicht zu sehen; ihm dünkte es genügend, die Köpfe zu zählen; er tat wohl kaum mehr als beobachten, ob Treppe und Treppenabsatz von müßigen Gaffern voll waren und ob es einen Lärm und ein Gesumm gab, daß es unmöglich war, ein Wort zu verstehen; und wenn er mühelos hinein- und hinausgelangen konnte, wenn er bequem sitzen und den Vortragenden wirklich hören konnte, so meinte er, es seien Gründe genug, den Besuch für unbefriedigend zu halten.

Das System des Anreizens kann leicht übertrieben werden, und auf die Dauer bewährt es sich nicht. Ein Aufflammen des Strohs, und dann ist alles dunkel. Ich habe in meinem Leben verschiedentlich gesehen, wie Vorlesungen tatsächlich auf das Publikum wirken, und ich muß meine Meinung dahin aussprechen: Selbst wenn es das einzige Ziel unseres großen Unternehmens wäre, im allgemeinen auf die öffentliche Meinung Eindruck zu machen, anstatt bestimmten Personen ein bestimmtes Gut zu vermitteln, selbst dann würde ich jene Methode ablehnen, welche die Universität selbst freilich nicht gewählt hat, die aber junge und feurige Gemüter für die aussichtsreichste hielten. Selbst wenn ich nur wünschte, die Intelligenz von ganz Dublin in unsere Räume zu bekommen, würde ich nicht im Traum daran denken, es auf einmal fertigzubringen, sondern nach und nach. Ich würde mich nicht auf

plötzliche, überraschende Wirkungen verlassen, sondern auf die langsamen, stillschweigenden, tiefdringenden, überwältigenden Wirkungen der Geduld, Beständigkeit, Übung und Ausdauer. Ich habe Menschen gekannt, die sich in einer Umgebung niederließen, wo sie keine günstigen Bedingungen fanden, an einem Ort ohne alle Ansprüche, und ein Werk behandelten, das wenig oder gar keine Autorität in sich hatte; und sie haben beständig fortgefahren, Woche für Woche ihre Vorlesung zu halten, mit wenig Aufreizungen, aber großer Entschlossenheit. Monatlang hatten sie wenig Zuspruch und wurden im Lärm der Welt um sie herum übersehen. Aber es ging beständig eine geheime, allmählich anwachsende Bewegung und eine eigentümliche Anziehungskraft von ihnen aus, und ein Zustrom und eine Ansammlung von Hörern erfolgte, die sich allmählich bemerkbar machte und nicht zu verkennen war. Als die Sache so weit war, sagte ein Freund im Gespräch zu mir, zu einer Zeit, wo ich von den Menschen noch nichts wußte: ›Nebenbei bemerkt, wenn Sie sich für die und die Frage interessieren, gehen Sie unter allen Umständen und hören Sie den und den. Der und der tut es und sagt, er sei einzig in seiner Art. Ich sah selbst neulich abends hinein und war sehr betroffen. Gehen Sie, Sie können nicht fehlgehen; er liest jeden Dienstagabend oder Mittwoch oder Donnerstag, wie es gerade treffen möchte.‹ Ein so allmählich wachsender Einfluß ist von Dauer; plötzlich erworbene Popularität stirbt ebenso plötzlich dahin.«

Was uns betrifft, meine Herren, so ist die Zeit für solch bescheidenes Abwarten vorbei und für solche Zurückhaltung im Auffordern, wie diese letzten Sätze es darstellen. Die wenigen, aber fleißigen Besucher der Vorlesungen des Professors, mit denen wir begannen, sind zur fleißigen und eifrigen Menge geworden; und die rasche Erfüllung von Erwartungen, die damals allzu kühn schienen, ist sicherlich für uns eine Ermunterung, für die kommenden Jahre kühnere Hoffnungen zu hegen und ausgedehntere Pläne zu entwerfen.

6.

Sie werden mich vielleicht bitten, Ihnen nach diesen allgemeinen Bemerkungen den besonderen geistigen Nutzen vor Augen zu führen, den die Studenten, wie ich wohl begreife, von uns verlangen dürfen, und den wir uns verpflichten, ihnen durch diese Abendklassen zu verschaffen. Und zu diesem Zweck müssen Sie mir erlauben, ein Bild zu gebrauchen, das ich schon früher verwendet habe und das ich hier wiederhole, weil ich kein besseres finden kann, um Ihnen zu vermitteln, was ich Ihnen einprägen möchte. Es ist ein Bild, das auf uns alle Anwendung hat, auf Lehrende wie auf Lernende, obwohl es natürlich einige näher angeht als andere und die besonders, die Belehrung hier suchen.

Mir scheint also, das Verhältnis unseres Geistes, solange er ohne Bildung ist, zu den Objekten des Geistes – ich meine, unseres Geistes, ehe er durch die Einwirkung unserer Vernunft geschult und geformt ist – gleicht dem eines Blinden zu den sichtbaren Dingen in dem Augenblick, wo ihm durch die Geschicklichkeit eines Augenarztes zum erstenmal das Augenlicht geschenkt ist. Denn die Menge der Dinge, die sich dem Gesicht unter einer Mannigfaltigkeit von Gestalten und Farben darbieten, dringen alle auf einmal von der Außenwelt auf ihn ein und sind zuerst nichts anderes als Linien und

Farben ohne Zusammenhang miteinander, ohne Abhängigkeit oder Kontrast, ohne Ordnung und Prinzip, ohne Zweck oder Bedeutung und wie die linke Seite eines Teppichs oder einer gewirkten Decke. Allmählich wird durch den Tastsinn, durch Ausstrecken der Hände, durch das Umherwandern in diesem Farbgewirr, indem man darin die Runde macht, durch Aneignung der perspektivischen Gesetze, durch die mannigfache, langsam fortschreitende Schule der Erfahrung das erste Bild, das die Augen vermittelten, berichtigt, und was eine unentwirrbare Wildnis war, das wird eine Landschaft oder Szenerie, und man begreift, daß sie aus Raum besteht und aus Körpern, die eine mannigfache Stellung im Raum haben, was notwendig bestimmte Folgen mit sich bringt. Es wird schließlich die Kenntnis von Dingen oder Objekten und ihren gegenseitigen Beziehungen gewonnen; und das ist natürlich eine Art Wissen, die sich uns allen von Kindheit an aufdrängt wie den Blinden, wenn sie sehenlernen, durch das Zeugnis unserer anderen Sinne und durch die bloße Notwendigkeit, das Leben zu erhalten; so daß selbst die vernunftlosen Tiere mit der Fähigkeit begabt sind, es zu erwerben.

So steht es hinsichtlich der materiellen Dinge; und mit den geistigen ist es ziemlich dasselbe. Ich meine, es gibt eine große Fülle von Sachen aller Art, die sich nicht dem Auge, sondern dem geistigen Sinn darbieten; nämlich alle jene ideellen Gegenstände, mit welchen wir im Lauf des Lebens und im geselligen Verkehr in Berührung kommen, von denen wir in der Unterhaltung hören, wovon wir in Büchern lesen; politische, soziale, kirchliche, literarische, häusliche Angelegenheiten; Personen und ihre Taten oder ihre Schriften; Ereignisse, Werke, Unternehmungen, Gesetze, Einrichtungen. Diese bauen eine weit feiner verzweigte und kompliziertere Welt auf als jenes sichtbare Universum, von dem ich eben sprach. Es ist in dieser Welt viel schwerer als in der materiellen, die Dinge auseinanderzuhalten und herauszufinden, wie sie zueinander stehen, und zu lernen, wie sie zu ordnen und wo sie jeweils unterzubringen sind. Doch es ist darum nicht weniger wahr, daß, wie alle die verschiedenen Gestalten und Formen in einer Landschaft jede ihren eigenen Platz haben und in dieser oder jener Richtungsbeziehung zueinander stehen, so auch die mannigfachen Gegenstände, die sich an den Geist wenden, alle ihr besonderes Sein haben und jeder ganz bestimmte Beziehungen zu jedem andern – Beziehungen, die unser Geist nicht zu schaffen vermag, deren wir uns aber versichern müssen, ehe wir uns rühmen dürfen, daß wir irgendetwas über sie wirklich wissen. Doch wenn der Geist zum erstenmal in diese mannigfaltige geistige Welt hineinschaut, ist er gerade so verwirrt und geblendet und zerstreut wie die Augen des Blinden, wenn sie zuerst anfangen zu sehen; und erst durch ein langes Verfahren, mit viel Plagen und Anstrengung, beginnen wir mühselig und stückweise ihren mannigfachen Inhalt aufzufassen und jedes an die ihm gebührende Stelle zu setzen.

Wir entwachsen der Knabenzeit; unser Geist öffnet sich; wir gehen in die Welt hinaus; wir hören, was die Menschen sagen, oder lesen, was sie drucken lassen; und so wird ein Strom von Dingen aller Art über uns ergossen. Eine gewisse Idee haben wir von den meisten Dingen vom Hörensagen; aber es ist eine sehr verschwommene Idee, wahrscheinlich eine sehr mißverständliche Idee. Junge Leute besonders, weil sie jung sind, färben die Gesamtheit der Menschen und Dinge, denen sie begegnen, mit der Frische und dem Reiz ihres eigenen Lebensfrühlings, erwarten alles Gute als Widerschein ihrer eigenen

Hoffnungsfreudigkeit und beten an, was sie geschaffen haben. Ehrgeizige Menschen wiederum betrachten die Welt als einen Schauplatz glanzvoller Ruhmestaten und machen sie zu dem Feld hochstrebender Unternehmungen und erhabener Belohnungen, als das Pindar oder Cicero sie gezeichnet haben. Auch die Dichter haben die Gewohnheit, alle Dinge, materielle wie moralische, in einem idealen Sinne zu deuten und das Edle an Stelle des Wahren zu setzen. Hier drängen sich einem verschiedene Beispiele auf, die einen Eindruck davon geben, wie unerläßlich eine gewisse Disziplin ist, wenn der Geist die Dinge erfassen soll, wie sie sind, und Realitäten von Phantomen unterscheiden. Denn ich habe es nicht mit Jugend und Ehrgeiz und mit dichterischer Veranlagung zu tun, sondern mit einer Geistesverfassung, die uns allen eigen ist. Es ist unser aller Fehler, bis wir unsern Geist genügend geschult haben, uns mit unsern Gefühlen nicht an die Wirklichkeit zu halten und unreife Urteile zu fällen, uns von Einbildungen hinreißen zu lassen, anstatt uns darum zu bemühen, ein gesundes Wissen zu erwerben.

Wenn wir daher Meinungen über einen neuen Gegenstand aussprechen hören, fehlt es uns an einem leitenden Prinzip für ihre Bewertung; wir wissen nicht, was wir damit anfangen sollen; wir wenden sie hin und her und um und um, als wollten wir unsern Spruch darüber fällen, wenn wir könnten, aber ohne Mittel, ihn zu fällen. Ebenso ist es, wenn wir versuchen, etwas darüber zu sagen: Wir wagen etwas aufs Geratewohl; oder wir greifen die Meinung eines andern auf, die auf unsere Phantasie Eindruck macht; oder wir sind vielleicht, was die denkbar verschwommenste Meinungsäußerung ist, mit uns zufrieden, wenn wir nur imstande sind, ein paar schön gedrechselte Phrasen hinzuwerfen, ein paar scharf pointierte Bemerkungen über eine Frage zu machen oder eine Redefigur einzuflechten oder einige Blüten des rhetorischen Stils, die nicht der Ausdruck eines Sinnes, sondern ein Ersatz dafür sein sollen. Wir möchten uns am politischen Leben beteiligen, und dann steht uns kein anderer Weg offen, als uns einer Persönlichkeit oder einer Partei anzuschließen und die Gemeinplätze und Schlagworte zu lernen, die dazu gehören. Wir hören von landwirtschaftlichen Interessen und Handelsinteressen und Gewerbe, von oberen und niederen Klassen, ihren Rechten, Pflichten und Vorrechten; und wir suchen weiterzugeben, was wir empfangen haben; und bald wird unser Geist überladen und verwirrt durch die Belastung mit Ideen, deren wir nicht Herr sind und die wir nicht gebrauchen können. Wir haben z. B. die unbestimmte Idee, daß konstitutionelle Regierung und Sklaverei unvereinbar sind; daß es einen Zusammenhang zwischen Privaturteil und Demokratie gibt, zwischen Christentum und Kultur; wir suchen nach Beweisgründen, und unsere Gründe sind der klarste Beweis dafür, daß wir die Dinge selbst, deren Behandlung wir als unsere Aufgabe bezeichnen, gar nicht verstehen.

7.

Denken Sie daran, meine Herren, wieviel Wortgefechte Sie zweifellos schon mitangehört haben, die an kein Ende kommen konnten, weil beide Parteien weder den Gegner noch sich selbst verstanden. Denken Sie an das Geschick einer Streitfrage in einem Debattierklub und wie es dort oft nicht nur an einem klaren Denker fehlt, um die Gedankenknäuel zu entwirren, sondern auch bei den Streitenden an der

Fähigkeit, die klarsten Ausführungen zu würdigen, die ihnen vorgetragen werden – so sehr, daß die lichtvolle Entscheidung vielleicht einen noch hoffnungsloseren Streit hervorruft. »Ist die konstitutionelle Regierung besser für die Bevölkerung als das absolute Regiment?« Wieviel Punkte müssen klar erfaßt sein, ehe wir in der Lage sind, ein Wort über eine solche Frage zu sagen! Was heißt »Konstitution«, was »konstitutionelle Regierung«, was »besser«, was »Bevölkerung«? und was »Absolutismus«? Die Ideen, für welche diese verschiedenen Worte stehen, müßten – ich will nicht gerade sagen – so vollkommen abgegrenzt und eingeordnet im Geist der Sprecher sein wie sichtbare Gegenstände in einer Landschaft, aber doch hinreichend, wenn auch noch unvollständig erfaßt, ehe sie ein Recht haben zu sprechen. »Wie kommt es, daß die Demokratie Sklaverei zulassen kann, wie es im alten Griechenland war?« »Wie kann der Katholizismus in einer Republik gedeihen?« Nun, ein Mensch, der seine Unwissenheit kennt, wird sagen: »Diese Fragen sind mir zu hoch«; und er versucht einen klaren Begriff davon zu gewinnen und sie fest in die Hand zu bekommen; und wenn er spricht, so tut er es als Fragender, nicht als Entscheidender. Hat er dagegen niemals versucht, Dinge in Beziehung zu bringen oder voneinander zu scheiden oder ihre Eigentümlichkeiten festzustellen, dann hat er kein Bedenken, an alle Sachen heranzugehen, und hat vielleicht am meisten über die Fragen zu sagen, die ihm am allermeisten neu sind. Darum sind so viele Menschen einseitig, beschränkt, voreingenommen, verschoben. Darum müssen fähige Männer ihre geistige Einstellung und die Richtschnur ihres Handelns in reifen Jahren ändern und ihr Leben von vorn beginnen, weil sie ihrer Partei gefolgt sind, statt sich die Fähigkeit richtiger Auffassung hinsichtlich der geistigen Gegenstände zu sichern, die ihnen zugeflogen sind, sie wissen nicht wie, gerade so wie hinsichtlich der sichtbaren Gegenstände.

Aber durch jene populären Einrichtungen, von denen ich soeben sprach, wird dieser Fehler nicht gebessert – im Gegenteil, er wird verschlimmert werden. Die Entfaltung von Beredsamkeit oder der interessante Stoff, den ihre Vorlesungen darbieten, die Mannigfaltigkeit nützlicher oder unterhaltender Kenntnisse, die ihre Bibliotheken enthalten, ist an sich bewundernswert und auf einer späteren Stufe seines Lehrgangs für den Studenten nützlich, kann aber niemals als Ersatz für methodischen und sorgfältigen Unterricht dienen. Ein junger Mann von scharfem und lebhaftem Verstand, der keine andere Ausbildung genossen hat, verdankt ihnen nicht viel mehr als eine wirres Durcheinander von Ideen, die irgendwie in seinen Geist hineingestopft worden sind. Er kann eine Anzahl von Wahrheiten oder Scheinwahrheiten vorbringen, wie es sich gerade trifft, und das eine dünkt ihn so gut wie das andere. Er ist ausgerüstet mit einer Reihe von Theorien und einer Reihe von Tatsachen, aber sie sind alle lose und unzusammenhängend, denn er hat keine Prinzipien in seinem Geist aufgerichtet, um die er sie sammeln und ordnen könnte. Er kann ein oder zwei Worte über ein halbes Dutzend Wissenschaften sagen, aber über keine ein Dutzend Worte. Er sagt jetzt etwas und sofort wieder etwas anderes; und wenn er versucht, in bestimmten Worten niederzuschreiben, was er von einem strittigen Punkt hält oder was er unter den verwendeten Ausdrücken versteht, dann versagt er und ist überrascht über seinen Mißerfolg. Er sieht Einwände klarer als Wahrheiten und kann tausend Fragen stellen, die der weiseste aller Menschen nicht beantworten kann; und bei alledem hat er eine sehr gute Meinung

von sich selbst und ist durchaus befriedigt von seinen Kenntnissen und erklärt sich gegen andere, als wären sie Gegner der Ausbreitung des Wissens überhaupt, wenn sie nicht gerade für seine Weise, es zu fördern, sind oder für die Ansichten, zu denen es seiner Meinung nach führt. Das ist jene unfruchtbare Karikatur des Wissens, die entsteht, wenn man bedeutende Redner anhört oder bloß mit Rundschauern, Zeitschriften, Zeitungen und anderer Tagesliteratur bekannt ist, die, wenn sie auch an sich noch so schätzenswert und achtbar sein mag, doch nicht das Instrument intellektueller Erziehung ist. Ist das die ganze Schulung, die ein Mensch genießt, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn ein paar Jahre über ihn hinweggegangen sind und wenn er nach Herzenslust geredet hat, das Reden satthaben und zugleich die Sachen, worüber er geredet hat. Er gibt das Streben nach Wissen auf und vergißt, was er gewußt hat, was er auch gewesen sein mag; und bestenfalls ist sein Geist in einer nicht viel anderen Verfassung, als da er zuerst anfing, ihn zu bilden, wie er hoffte, wenn er auch vielleicht nie an etwas Höheres gedacht hat, als sich zu amüsieren. Ich sage »bestenfalls«, denn vielleicht wird er an Erschöpfung leiden und an einer Abneigung gegen die Sachen, die ihm einst Freude machten; oder vielleicht leidet er an einem wirklichen intellektuellen Schaden; vielleicht hat er sich eine ernstliche Störung zugezogen, er hat einem Anflug von Skeptizismus Einlaß gewährt, den er niemals wieder loswerden wird.

Und hier sehen wir, was des Dichters Grundsatz bedeutet: »Wenig Wissen ist eine gefährliche Sache.« Nicht als ob Wissen, wenig oder viel, wenn es nur wirkliches Wissen ist, gefährlich wäre; doch daß gar mancher eine bloße, nebelhafte Anschauung von vielen Dingen für wirkliches Wissen hält, während es doch nur irreführt, gerade so wie ein Kurzsichtiger nur gerade so weit sieht, daß sein ungewisses Augenlicht ihn über den Abgrund führt.

So also sieht wahre Geistesbildung aus und so die literarischen Unternehmungen, die nicht danach streben, und nun könnte ich, meine Herren, wenn die Zeit es erlaubte, daran gehen, Ihnen zu zeigen, wie auf der andern Seite die Art der Belehrung, für die unsere Abendklassen ein Beispiel sind, besonders dafür geeignet sind, das zu bewirken, was ihr Ziel ist. Bedenken Sie z. B., was es für eine Schulung im genauen Denken ist, wenn Sie eine fremde Sprache in die eigene übertragen müssen; was für eine noch strengere und stärker bildende Übung es ist, aus der eigenen in eine fremde Sprache zu übersetzen. Bedenken Sie ferner, wie das Gedächtnis und das Urteil gefördert werden, wenn man irgendein Kapitel der Geschichte vorbereiten muß, wie man zu sagen pflegt. Bedenken Sie, welche Probe Scharfsinn, Vorsicht und Genauigkeit zu bestehen haben, wenn es gilt, sich ein paar Definitionen anzueignen oder sie gar zu beweisen. Wiederum, welche Übung in der Logik das Klassifizieren bedeutet, welche Übung in logischer Schärfe, wenn man den Beweis für einen der schwereren Sätze des Euklid verstehen und führen oder einen der großen Beweise für das Christentum sich so von Grund aus aneignen soll, daß man eine Prüfung darüber ablegen kann; oder ferner, wenn man eine Rede ausreichend und doch in möglichst wenig Worten zergliedern oder eine Kritik eines Gedichts aufzeichnen soll. Und so in jeder andern Wissenschaft, Chemie oder vergleichender Anatomie oder Naturgeschichte; es macht nichts aus, was es ist, wenn man es nur wirklich studiert und

beherrscht, so weit man es aufnimmt. Das Ergebnis ist eine Durchbildung des Geistes, d. h. die feste Gewöhnung an Ordnung und System, die feste Gewöhnung, jeden Zuwachs an Kenntnissen mit dem in Verbindung zu bringen, was wir schon wissen, und das eine mit dem andern in Übereinstimmung zu bringen; und ferner, wie es diese Gewöhnung in sich schließt, die tatsächliche Annahme und Verwendung bestimmter Prinzipien als Zentren des Denkens, um die unser Wissen wächst und sich ordnet. Wo diese kritische Fähigkeit vorhanden ist, da ist die Geschichte keine bloße Geschichtensammlung mehr und die Biographie kein Roman; Redner und Publikationen des Tages sind nicht mehr unfehlbare Autoritäten; glänzende Beredsamkeit ist kein Ersatz mehr für die Sache, und kühne Behauptungen, lebhafte Beschreibungen kein Ersatz für einen Beweis. Das ist jene Auffassungsgabe in geistigen Dingen, von der ich so oft sagte, daß sie der Fähigkeit entspricht, die wir alle besitzen, die Menge der Linien und Farben zu bewältigen, die auf unsere Augen einströmen, und zu entscheiden, was jede von ihnen für eine Bedeutung hat.

8.

Doch ich würde die Grenzen überschreiten, die einer Ansprache wie dieser gesetzt sind, wollte ich weiter fortfahren. Ich habe nichts über die religiösen Pflichten gesagt, meine Herren, die den Mitgliedern einer Katholischen Universität zukommen, weil wir es hier unmittelbar nur mit Ihren Studien zu tun haben. Es ist mir ein Trost, daß so viele von Ihnen einer Gesellschaft oder einem Verein angehören, wie sie der Eifer einiger ausgezeichneten Priester, eines ganz besonders, so dienstbereit in Ihren großen Städten begründet hat. Sie kommen nicht zu uns, um in Ihrem Herzen den Grund zu dem Wissen legen zu lassen, das höher ist als alles – der ist bereits gelegt. Sie haben Ihre geistige Erziehung mit Glauben und Frömmigkeit begonnen; und nun kommen Sie zu uns, um zu der Erziehung des Herzens die Erziehung des Verstandes hinzuzufügen. Fahren Sie fort, wie Sie begonnen haben, und Sie werden zu den stolzesten Früchten unseres großen Unternehmens gehören. Wir werden auf Sie als auf einen Beweis dafür zeigen können, daß eifriges Streben nach Wissen auch unter dem Druck weltlicher Berufe zum Ziel führen kann; daß Mutterwitz einen Menschen nicht notwendig unnütz macht und ein wißbegieriger Geist nicht ehrfurchtslos; daß Scharfsinn und Klugheit nicht unvereinbar sind mit festem Glauben an die Geheimnisse der Offenbarung; daß Kenntnisse aus dem Gebiet der Literatur und der exakten Wissenschaft den Menschen nicht eingebildet zu machen brauchen, noch über seine Stellung erhaben oder ruhelos oder eigenwillig. Wir werden auf Sie hinweisen können als auf einen Beweis dafür, daß der Katholizismus die Macht hat, aus dem, was die großen Städte bieten, mustergültige und erleuchtete Christen zu schaffen – aus den Klassen, die außerhalb von Irland das Problem und die Verlegenheit patriotischer Staatsmänner sind und die natürlichen Gegner der Lehrer jeder Art von Religion.

Was mich angeht, so wünschte ich, ich könnte durch eigene lebendig- wirksame Hilfeleistung und harte Arbeit Ihrem Eifer entsprechen, wie so viele meiner lieben, ausgezeichneten Freunde, die Professoren der Universität, es getan haben und noch tun. Sie haben ein Verdienst, sie haben ein Anrecht auf Sie, meine Herren, woran ich nicht teilhabe. Wenn ich die Energie und den Mut bewundere, mit denen Sie

das Werk der eignen Vervollkommnung unternommen haben, so vergesse ich, dessen seien Sie versichert, ihren Gemeinsinn und ihre edle, freie Ergebenheit für die Universität ebensowenig wie Sie. Ich weiß, es würde Sie kein Lob dieser Ergänzung unserer akademischen Einrichtungen befriedigen, worin ich nicht die einschlösse, denen sie ihr Leben verdankt. Es ist ein sehr erfreulicher und ermutigender Anblick, diese beiden Parteien, die Lehrenden und die Lernenden, so aus freien Stücken mit einem reinen Korps-Geist zu einem großen Ziel zusammenwirken zu sehen – Sie in so vollem Maße, wie Sie es nur tun können; und ich opfere meine innigen Gebete dem Urheber alles Guten auf, das er Ihnen allen stets verleihen wird, wie ich sicher bin, Professoren und Studenten, Leitern und Oberen, die durch ihre Sorgfalt und ihren Eifer an ihren Platze sich Ihrer Sache wie Ihrer selbst würdig zeigen werden.

X. CHRISTENTUM UND MEDIZINISCHE WISSENSCHAFT. EINE ANSPRACHE AN DIE STUDENTEN DER MEDIZIN

1.

Ich hatte so selten Gelegenheit, zu Ihnen zu sprechen, meine Herren, und unser Zusammensein ist von so interessantem und erfreulichem Charakter vermöge des Gegenstandes, der es veranlaßt, daß ich mich ermutigt fühle, ganz freimütig zu Ihnen, obwohl ich Sie nicht persönlich kenne, über eine Frage zu sprechen, die mir, wie Sie sich wohl denken können, gar oft vor der Seele steht: Ich meine die genaue Beziehung Ihres edlen Berufes zur Katholischen Universität selbst und zum Katholizismus im allgemeinen. Angesichts meiner eigenen, höchst verantwortlichen Stellung als Leiter, meines Berufes als Geistlicher, schließlich noch meiner Jahre, die meinen gegenwärtigen Anspruch, zu Ihnen zu reden, und meine künftigen Aussichten vermindern, bedarf es gewiß keiner Verteidigung für einen Schritt, der sich Ihnen durch meine guten Absichten empfehlen wird, auch wenn er wegen der Betrachtungen und Anregungen selbst, die ich Ihnen vortragen werde, keine Beachtung verdienen sollte. Wenn freilich diese Universität, einschließlich ihrer medizinischen Fakultät, zur Förderung eines rein weltlichen Zieles begründet wäre – im Geist religiösen Wettewfers, als Maßregel der Parteipolitik oder als ein kaufmännisches Unternehmen –, dann freilich wäre ich fehl am Ort, nicht nur mit dem Ton des Ratgebers, den ich Ihnen gegenüber anschlage, sondern schon mit meinem bloßen Hiersein; denn welchen Grund hätte ich haben können, einige der wertvollsten Jahre meines Lebens dieser Universität zu widmen, ihr den ersten Platz in meinen Gedanken und Sorgen einzuräumen – (fast hätte ich gesagt) zum Nachteil älterer, lieberer und heiligerer Bande –, wenn ich nicht das Gefühl hatte, daß höchste und ganz besondere religiöse Interessen mit dieser Gründung und ihrem Gelingen verknüpft seien? Haben Sie also Geduld mit mir, meine Herren, wenn ich mit diesen Anschauungen und Gefühlen meine Bemerkungen diesem heiligen Bau anpasse, in dem wir uns befinden, und wenn ich für

ein paar Minuten mit Ihnen spreche, als wenn ich Sie in voller Autorität vom Katheder aus anredete und nicht vom Stuhl des Rektors.

Nun will ich Ihnen in so wenig Worten, wie es mir möglich ist, vortragen, was ich für die hauptsächlichste Pflicht des ärztlichen Berufs gegenüber der Religion halte, und Sie auf einige der Schwierigkeiten aufmerksam machen, die man in der Beobachtung dieser Pflicht findet; und indem ich über das Thema spreche, bin ich mir bewußt, wie wenig ich ausgerüstet bin, es so zu behandeln, daß es Ihnen zu Herzen geht, weil mir die persönliche Bekanntschaft mit Ihnen fehlt, wie ich schon erwähnte, und weil es mir notwendig an der Kenntnis der Einflüsse welcher Art immer mangelt, von denen Sie aktuell umgeben sind, und der besonderen Punkte, in denen wahrscheinlich Ihre religiösen Schwierigkeiten bestehen. Ich kann nur Prinzipien und Richtlinien festlegen, von denen Sie selbst die Anwendung auf Ihren besonderen Fall machen müssen, und von denen Sie in mancher Hinsicht und in manchen Fällen merken mögen, daß sie gar nicht Anwendung finden können.

2.

Alle Berufe haben ihre Gefahren, alle allgemeinen Wahrheiten haben ihre Irrtumsmöglichkeiten, alle Wirkungsbereiche haben ihre Grenzen und sind ungebührlicher Ausdehnung oder Veränderung ausgesetzt. Jeder Berufsmensch hat mit Recht Eifer für seinen Beruf, und ohne diesen Eifer würde er seine Pflicht gegenüber diesem Beruf nicht erfüllen. Und dieser Eifer wird sehr bald ausschließlich oder erfordert vielmehr notwendig eine gewisse Ausschließlichkeit. Ein eifriger Berufsmensch kommt bald dahin zu denken, daß sein Beruf alles und jedes ist und daß die Welt ohne ihn stillstehen würde. Wir haben z. B. kürzlich mit Rücksicht auf den Krieg in Indien sehr viel von politischen Anschauungen gehört, die einen Feldzugsplan nahelegen, und von militärischen Anschauungen, die einen andern nahelegen. Wie schwer muß es für einen Militär sein, die eigenen strategischen Anordnungen aufzugeben, nicht weil sie nicht die besten wären – nicht weil sie von denen nicht als die besten für den militärischen Erfolg anerkannt würden, die sie trotzdem beiseiteschieben –, sondern weil der militärische Erfolg nicht das höchste aller Ziele ist und der Zweck der Zwecke, weil es nicht die höchste Weisheit ist, sondern stets den politischen Erwägungen und Regierungsgrundsätzen untergeordnet werden muß, die eine höhere Weisheit mit höheren Zielen darstellen – und daß darum sein sicherer Erfolg im Felde aufgegeben werden muß, weil die Interessen des Staatsrats und des Kabinetts das Opfer verlangen, weil der Krieg der Klugheit des Staatsmanns weichen muß, der Oberkommandierende dem leitenden Minister. Doch was der Soldat fühlt, ist natürlich, und was der Staatsmann tut, ist gerecht. Dieser Zusammenstoß, dieser Wunsch auf Seiten jedes Berufes, die beherrschende Stellung einzunehmen – diese notwendige, wenn auch widerstrebende Unterordnung des einen unter den andern ist ein Vorgang, der sich immer wiederholt, sich immer wieder vor unsern Augen abspielt. Der Zivilist ist der Rivale des Soldaten, der Soldat der des Zivilisten. Der Diplomat, der Jurist, der Nationalökonom, der Kaufmann, jeder wünscht die Macht im Staate an sich zu reißen und die Gesellschaft nach den Prinzipien seines Berufs zu gestalten.

Auch beschränken sie sich nicht rein auf das Gebiet weltlicher Dinge. Sie brechen in das Gebiet der Religion ein. In England während der Regierung der Königin Elisabeth haben Juristen die Religion in die Hände bekommen und haben sie niemals mehr losgelassen. In andern Ländern hält die Bürokratie die Religion mit mehr oder weniger festem Griff in Beschlag. Die Kreise der Wissenschaft und Literatur haben früher in gleicher Weise die Religion zu einer bloßen Provinz ihres Universalreiches gemacht.

Ich bemerke übrigens, daß diese mannigfachen Übergriffe häufig in vollkommen gutem Glauben geschehen sind. Es besteht keine Absicht, eine Gewalttat zu verüben bei denen, die es tun. Der Befehlshaber empfiehlt, was er mit Herz und Seele als das Beste für sein Land ansieht, wenn er der Regierung einen bestimmten Feldzugsplan aufdrängen will. Der Nationalökonom hat die ehrenhaftesten Absichten, das christliche System sozialer Verpflichtung durch seine Reformen zu verbessern. Der Staatsmann mag die besten, ganz treu ergebenden Gesinnungen gegenüber dem Heiligen Stuhl haben zur selben Zeit, wo er Änderungen in der Kirchenzucht anstrebt, die der Kirche ernstlichen Schaden bringen würden.

Und nun will ich sagen, welche Anwendung das auf den medizinischen Beruf hat, und welches seine besondere Gefahr ist, wenn man ihn in seiner Beziehung zum Katholizismus betrachtet.

3.

Sein Bereich ist die physische Natur des Menschen, und seine Aufgabe ist es, diese physische Natur in dem ihr eigenen Zustand zu erhalten und ihn wiederherzustellen, wenn sie ihn verloren hat. Er beschränkt sich seiner eigenen Bestimmung nach auf die Gesundheit des Leibes; er sichert die Bedingungen dieser Gesundheit; er erforscht die Ursachen ihrer Unterbrechung oder ihres Verfalls; er sucht nach Mitteln für die Heilung. Aber schließlich ist körperliche Gesundheit nicht das einzige Ziel des Menschen, und die medizinische Wissenschaft ist nicht die höchste, die ihn zum Gegenstand hat. Der Mensch hat eine moralische und religiöse Natur so gut wie eine körperliche. Er hat einen Geist und eine Seele; und Geist und Seele haben eine rechtmäßige Herrschaft über den Leib; und die Wissenschaften, die es mit ihnen zu tun haben, haben daher den Vorrang vor den Wissenschaften, die es mit dem Leib zu tun haben. Und wie der Soldat dem Staatsmann weichen muß, wenn es einen Zusammenstoß zwischen ihnen gibt, so muß der Mediziner dem Priester weichen; nicht daß der Mediziner etwas aussprechen würde, was unter medizinischen Gesichtspunkten nicht vollkommen gewiß wäre, wie der Befehlshaber strategisch durchaus rechthaben mag mit dem, was er sagt, aber sein Einfluß wird im gegebenen Fall ausgeschaltet durch die Interessen und die Pflicht einer höheren Wissenschaft, und er zieht sich zurück, ungeschlagen, aber zur Seite gedrängt.

Das allgemeine Prinzip, wenn es so festgestellt wird, werden alle zugeben: Wer wird leugnen, daß die Gesundheit der Pflicht gegenüber das Feld räumen muß? Soweit gibt es keine Verwicklung; nehmen wir an, ein Fieber breche an einem Ort aus und der praktizierende Arzt sage zu einer Barmherzigen Schwester, die die Kranken dort besuchte: »Sie werden ganz gewiß sterben, wenn Sie hierbleiben«; ihre

geistlichen Vorgesetzten sagen dagegen: »Sie haben Ihr Leben solchen Diensten geweiht, hier müssen Sie bleiben«; und nehmen wir an, sie bliebe und würde hinweggerafft; der ärztliche Ratgeber hätte recht, aber wer möchte sagen, daß die Ordensschwester unrecht hatte? Sie zweifelte nicht an seinen Worten, aber sie bestritt die Wichtigkeit dieser Worte im Vergleich mit den Worten ihrer geistlichen Vorgesetzten. Der Mediziner hatte recht, doch er konnte sein Ziel nicht erreichen. Er hatte recht mit dem, was er sagte, er sagte die Wahrheit, doch er mußte das Feld räumen.

Hier nähern wir uns dem, was ich für die besondere Versuchung und Gefahr halte, welcher der medizinische Beruf ausgesetzt ist: Das ist ein gewisser Trugschluß des Verstandes, der sich auf den vorausgesetzten, wenn auch nicht ausgesprochenen oder gar anerkannten Grundsatz stützt: »Was wahr ist, das ist allgemeines Gesetz.« Keineswegs. Sehen Sie den Fehlschluß, der hier vorliegt: Was in einer Wissenschaft wahr ist, wird uns zwar dieser Wissenschaft gemäß anbefohlen, aber nicht, wenn wir uns an eine andere Wissenschaft halten, und auf anderem Gebiet. Was im Militärwesen gewiß ist, hat innerhalb des Militärwesens Geltung, aber nicht innerhalb der Staatskunst; und wenn die Staatskunst ein höherer Tätigkeitsbereich ist als der Krieg und das Gegenteil befiehlt, so hat es gar keinen Anspruch darauf, von uns angenommen und befolgt zu werden. Und so könnte, was in der medizinischen Wissenschaft wahr ist, in jedem Fall durchgeführt werden, wäre der Mensch ein bloßes Lebewesen oder ein Tier ohne Seele; aber da er ein vernünftiges, verantwortliches Wesen ist, so mag etwas noch so wahr innerhalb der Medizin zu sein und doch nicht praktisch geboten, weil die höheren Gesetze der Moral und Religion zu einem andern Schluß gekommen sind. Nun müssen Sie mir ein paar Worte gestatten, um vollständiger auszudrücken oder Ihnen besser nahezubringen, was ich meine.

Das ganze Weltall rührt von dem gütigen Gott her. Es ist Seine Schöpfung; es ist gut; es ist alles darin gut als Werk des Guten, obwohl nur seinem Grad entsprechend gut und nicht Seiner unendlichen Vollkommenheit. Die physische Natur des Menschen ist gut; und es kann auch nichts Sündiges dabei sein, wenn man dieser Natur entsprechend handelt. Jedes natürliche Verlangen und jeder Vorgang hat abstrakt gesprochen sein Recht. Kein natürliches Gefühl, kein Akt ist an sich sündhaft. All das ist unbezweifelbar; und unzweifelhaft kann die Wissenschaft bestimmen, was natürlich ist, was auf die Erhaltung eines gesunden Zustands der Natur abzielt und was im Gegensatz dazu die Natur schädigt. So liegt vor dem Medizinstudenten ein weites Feld des Wissens ausgebreitet, das als Wissen wahr und als Wahrheit frei von Schuld ist.

So verhält es sich in abstracto – aber wenn wir zum Tatsächlichen kommen, so kann es leicht geschehen, daß das, was an sich harmlos ist, für diesen oder jenen Menschen auf die Art oder in dem Grade nicht harmlos ist. Ferner kann es leicht geschehen, daß die Eindrücke, die jemand von seiner eigenen Wissenschaft empfängt, unverhältnismäßig viel lebhafter und wirksamer sind als die Wahrheiten, die einem andern Zweig des Wissens angehören, die wohl sein Ohr treffen, aber nicht in sein Inneres vordringen, sich nicht in seinem Gedächtnis festsetzen, sich seiner Einbildungskraft nicht einprägen. Und in dem Beruf, den wir vorhaben, mag es sich ein Medizinstudent viel machtvoller und nachdrücklicher vorstellen, daß gewisse Akte nach dem Gesetz der physischen Natur an sich ratsam

sind, als die Tatsache, daß sie nach dem Gesetz einer höheren Wissenschaft, z. B. der Theologie, verboten sind; oder auch, daß sie gelegentlich unrecht sind, da sie zwar an sich erlaubt, aber bei diesem oder jenem Individuum oder unter den Umständen des bestimmten Falls unrecht sind.

Um nun auf den Fall zurückzukommen, den ich bereits ausgemalt habe: Man kann sich denken, daß jene Barmherzige Schwester, die um ihrer Seele willen, was den Leib anbelangt, dem Gesetz der Selbsterhaltung nicht gehorchen wollte, bei ihrem ärztlichen Ratgeber großen Verdruß und Widerwillen hervorrief. Sein spezieller Beruf mag seine Seele so vergrößert, die Wahrheit ihrer Grundsätze sie so durchdrungen haben, daß er kein anderes oder höheres System begreifen oder zugestehen konnte. Er mag im Fortgang der Zeit für alle religiösen Wahrheiten ganz abgestorben sein, weil er solche Wahrheiten nicht gegenwärtig hatte, während die seiner eigenen Wissenschaft ihm immer gegenwärtig waren. Und beachten Sie wohl, dieser Irrtum würde nicht darin bestehen, daß er Irrtum für Wahrheit nähme, denn worauf er sich verließ, das war Wahrheit – sondern in dem Mangel an Verständnis dafür, daß es andere Wahrheiten gibt, Wahrheiten, die von noch höherem Range sind als die seinen.

Nehmen Sie einen andern Fall, bei dem es unter besonderen Umständen oft erhebliche Meinungsverschiedenheiten unter wahrhaft gläubigen Menschen geben wird, der aber darum den Punkt, auf den es mir ankommt, nicht minder gut beleuchtet. Ein Patient stirbt; der Priester wünscht, zu ihm geführt zu werden, damit er nicht ohne die geziemende Vorbereitung stirbt; der Mediziner sagt, der Gedanke an die Religion werde ihn seelisch beunruhigen und seine Genesung gefährden. Nun mag im besondern Fall die eine oder die andere Partei rechthaben, wenn sie auf ihrer eigenen Ansicht über das, was getan werden müßte, besteht. Ich will die Aufmerksamkeit nur auf das Prinzip lenken, das darin enthalten ist. Hier stehen die Vertreter zweier großer Wissenschaften, der Religion und der Medizin. Jeder sagt, was innerhalb seiner eigenen Wissenschaft wahr ist, jeder wird im Recht zu sein glauben, wenn er darauf sieht, daß die Wahrheit, die er selbst betont, in die Praxis umgesetzt wird; und doch steht eine der beiden Wissenschaften über der anderen, und das Ziel der Religion ist unendlich höher als das der Medizin. Und wie auch im besondern Fall die Entscheidung fallen mag hinsichtlich der Frage, ob das Thema der Religion zugelassen werden soll oder nicht, so müßte doch, wie ich meine, diese Entscheidung dem Priester zustehen; gerade so wie der Staatsleiter, nicht der Oberkommandierende die letzte Entscheidung hätte, wenn Politik und Strategie in Konflikt gerieten.

Sie werden leicht begreifen, meine Herren, daß ich es nicht wage, meinen Gegenstand bis in jene Einzelheiten zu verfolgen, die von um so größerer Wichtigkeit sind, gerade weil sie nicht besprochen werden können. Ein Mediziner, der seinen geistigen Blick so ausschließlich auf seine Wissenschaft geheftet hat, daß er die Existenz anderer ganz vergißt, wird den Menschen, der das Ziel seiner Betrachtung ist, für ein Wesen ansehen, das wenig mehr zu tun hat als geboren zu werden, zu wachsen, zu essen, zu trinken, zu gehen, sich fortzupflanzen und zu sterben. Er sieht, daß er zur Welt kommt, wie andere Lebewesen zur Welt kommen; er sieht, wie das Leben ihn mit all den Erscheinungen der Zerstörung verläßt, die den Tod eines Tieres begleiten. Er vergleicht seinen Körperbau, seine Organe, seine Funktionen mit denen anderer Lebewesen, und seine eigene

wissenschaftliche Ordnung führt nicht zur Entdeckung irgendwelcher Tatsachen, die ausreichend wären, um ihm zu beweisen, daß es einen Unterschied der Art zwischen dem menschlichen Lebewesen und ihnen gibt. Seine Praxis entspricht also seinem Tatsachenmaterial und seiner Theorie. So ein Mensch wird meinen, daß es ihm freistehe, Rat zu erteilen und auf die Beobachtung von Regeln zu dringen, die für das Gemüt eines Gläubigen ganz unerträglich sind und mit Glauben und Moral in offenbarem Widerspruch stehen. Ich wiederhole, er sagt nichts, was unwichtig wäre, wenn der Mensch ein Tier und nichts weiter wäre; aber er denkt, was immer in seiner eigenen Wissenschaft gültig sei, das habe zugleich auch Gültigkeit für die Praxis – als gäbe es nicht eine Anzahl von rivalisierenden Wissenschaften im großen Umkreis der Forschung, als gäbe es nicht eine Anzahl widerstreitender Ansichten und Ziele in der menschlichen Natur, die man in Betracht ziehen und miteinander versöhnen muß, oder als wäre es seine Pflicht, alle bis auf seine eigenen zu vergessen; und doch:

»Mehr Dinge gibt's im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumen läßt.«

Ich habe gehört, wie in England hervorragende Ärzte jungen Leuten ganz abscheuliche Ratschläge gegeben haben, aufgrund dieser Ansicht über den Menschen und seine Bestimmung. Verhüte Gott, daß ich die beruflichen Gepflogenheiten von Katholiken nach den praktischen Grundsätzen derer messe, die es nicht sind! Aber es ist klar, daß das, was tatsächlich durchgeführt wird, wo die Religion unbekannt ist, als Versuchung und Gefahr in der Medizin selbst liegt, wo die Religion noch so wohlbekannt sein mag.

4.

Und nun, da ich Ihnen, soweit ich es wage, nahegebracht habe, was ich für die Folgen des radikalen Trugschlusses halte, der den medizinischen Beruf bedroht, lassen Sie mich weiter etwas darüber sagen, wie er durch die Einwirkung des Katholizismus berichtigt wird.

Sie werden die Bemerkung machen, meine Herren, daß jene höheren Wissenschaften, von denen ich sprach, Moral und Religion, sich dem Erkenntnisvermögen der Welt nicht durch starke und auffallende Reize und Kundgebungen darbieten, nach Art jener, die der Naturwissenschaft zugrundeliegen. Die physische Natur liegt vor uns ausgebreitet, offen für den Blick, der Berührung harrend, in so unzweideutiger Weise zu den Sinnen sprechend, daß die Wissenschaft, die sich darauf gründet, uns ebenso für Wirklichkeit gilt wie die Tatsache unseres persönlichen Daseins. Aber die Erscheinungen, die der Moral und Religion zugrundeliegen, haben nichts von dieser taghellen Augenscheinlichkeit. Statt sich unserer Kenntnisnahme so aufzudrängen, daß wir sie gar nicht übersehen können, sind sie die Forderungen des Gewissens oder des Glaubens. Es sind schwache Schatten und Spuren, sichere allerdings, aber zarte, gebrechliche, fast verschwindende, die der Geist einmal erkennt und dann wieder nicht – die er unterscheidet, wenn er ruhig ist, verliert, wenn er in Bewegung ist. Das Spiegelbild von Himmel und Bergen im See ist ein Beweis dafür, daß Himmel und Berge um ihn her sind, aber Zwielflicht oder Nebel oder ein plötzlicher Sturm scheucht das schöne

Bild hinweg und läßt kein Erinnerungszeichen zurück an das, was es war. Etwas dem Ähnliches sind das moralische Gesetz und die Lehren des Glaubens, wie sie sich dem Geist des einzelnen darbieten. Wer kann die Existenz des Gewissens leugnen? Wer fühlt nicht die Kraft seiner Mahnungen? Doch wie trüb ist das Licht, worein es gehüllt ist, und wie schwach ist seine Einwirkung im Vergleich mit dem Augenschein des Sehens und Tastens, worauf die Naturwissenschaft aufbaut! Wie leicht kann man uns die klarste Erkenntnis unserer Pflicht wegschwatzen! Wie verkrümelt sich diese oder jene moralische Vorschrift zu nichts, wenn wir sie rauh anfassen! Wie entschwindet uns die Furcht vor der Sünde, so schnell wie der Schimmer der Sittsamkeit vom Antlitz hinwegstirbt! Und dann sagen wir: »Das ist alles Aberglauben.« Indessen, nach einiger Zeit sehen wir uns um, und dann bemerken wir zu unserer Überraschung, wie dasselbe Gesetz der Pflicht wie zuvor, dieselben moralischen Vorschriften, derselbe Protest gegen die Sünde sich an ihrem alten Platz wider uns erheben, als wären sie niemals weggefegt worden, gleich jener Inschrift von Gottes Hand beim Bankett an der Wand. Dann treten wir vielleicht derb hinzu und besichtigen sie ohne ehrfürchtige Scheu und reden sie skeptisch an, und fort sind sie wieder, als wären es lauter Trugbilder, leuchtend in ihrer kalten Schönheit, aber nicht körperlich sich darstellend, so daß wir sozusagen ihre Hände und Füße betasten könnten. Und so sind diese ehrfurchtgebietenden, übernatürlichen, lichten, majestätischen, zarten Erscheinungen, so sehr wir im Herzen ihre Herrschermacht anerkennen mögen, als Grundlage für eine Wissenschaft den harten, greifbaren, materiellen Tatsachen des naturwissenschaftlichen Gebiets nicht gewachsen. Um auf mein ursprüngliches Beispiel zurückzukommen – es ist, als wenn der Oberkommandierende von Indien, statt unter der Kontrolle einer lokalen Regierungsstelle in Kalkutta zu stehen, nur von London oder vom Mond her gelenkt würde. In diesem Fall wäre er stark in Versuchung, die heimatische Regierung unbeachtet zu lassen, die er nichtsdestoweniger in der Theorie anerkennen würde. Dies, sage ich, ist die natürliche Lage der Menschheit: Wir hängen von einer Regierungsstelle ab, die in einer andern Welt ist; wir werden geleitet und gelenkt durch Winke von oben; wir brauchen eine lokale Regierung auf der Erde.

So ist jene große Einrichtung, die katholische Kirche, durch die göttliche Gnade gestiftet worden als ein gegenwärtiger, sichtbarer Gegenspieler, und der einzig mögliche Gegenspieler zum Gesicht und den Sinnen. Gewissen, Vernunft, richtiges Gefühl, die Instinkte unserer moralischen Natur, die Traditionen des Glaubens, die Schlüsse und Deduktionen der philosophischen Religionsbegründung sind keineswegs den harten Tatsachen gewachsen (denn es sind Tatsachen, obwohl es andere Tatsachen daneben gibt), den Tatsachen, die der Naturwissenschaft, und speziell der Medizin, zugrundeliegen. Meine Herren, wenn Sie in sich das Flüstern eines Gesetzes der moralischen Wahrheit vernehmen, und Sie müssen es vernehmen, und den Trieb zu glauben, seien Sie sicher, daß es dann gar nichts auf der Welt gibt, was diese beherrschenden Autoritäten in Ihrer Seele hinreichend verteidigen, sie Ihnen erhalten und bewahren und Sie ihnen verpflichten kann als die katholische Kirche. Sie fürchten, daß sie entwinden werden, Sie sehen sie mit Entsetzen entwinden vor dem beständigen Eindruck, den die Einzelheiten der materiellen Wissenschaft, der Sie Ihr Leben gewidmet haben, in Ihrer Seele

hervorbringen. Es ist so – ich leugne es nicht; abgesehen von ganz seltenen, glücklichen Umständen werden sie schwinden, wenn Sie nicht am Katholizismus einen Rückhalt haben, der Sie in der Treue ihnen gegenüber erhält. Die Welt ist ein rauher Gegner der geistlichen Wahrheit: Bald mit gepanzerter Faust, bald mit hartnäckiger Logik, bald mit einem Sturm unwiderstehlicher Tatsachen dringt sie auf Sie ein. Was sie sagt, ist vielleicht wahr, soweit es reicht, aber es ist nicht die ganze Wahrheit und nicht die wichtigste Wahrheit. Diese wichtigeren Wahrheiten, die das natürliche Gefühl in ihrem Bestand anerkennt, obwohl es sie nicht stützen kann – das Dasein Gottes, die Gewißheit einer künftigen Vergeltung, die Ansprüche des moralischen Gesetzes, die Realität der Sünde, die Hoffnung auf übernatürlichen Beistand –, diese Wahrheiten haben tatsächlich in der Kirche ihren unverzagten und einzigen Verteidiger.

Soviel müssen selbst die zugestehen, die sie nicht als göttlich ansehen. Ich verlange hier nichts weiter von Ihnen, als daß Sie sie als eine Tatsache betrachten und anerkennen – wie andere Dinge Tatsachen sind. Sie besteht seit achtzehnhundert Jahren in der Welt und hat während dieser ganzen Zeit den kühnsten und hartnäckigsten Kampf geführt in der Sache des Menschengeschlechts, zur Erhaltung der unleugbaren, aber verhältnismäßig dunklen Wahrheiten der Religion. Sie ist immer wach, immer auf der Hut, wenn irgendein Feind welcher Art immer sie angreift. Bald predigend, bald verteidigend, bald beweisend, bisweilen ihre Diener dem Tode aussetzend und bisweilen, wenn auch selten, selbst Streiche führend, durch überwältigende Taten, durch geduldige Zugeständnisse hat sie gekämpft und ihr Amt erfüllt. Kein Wunder, daß so viele gegen sie sprechen, denn sie verdient es; sie hat den Haß und die Schmähungen ihrer Gegner geerntet für die Erfolge bei ihrer Bekämpfung. Selbst die, die heute gegen sie sprechen, geben zu, daß sie früher von Nutzen war. Die Historiker, die eben jetzt bei uns Mode sind, so wenig sie sie in ihrem eigenen Lande geltenlassen mögen, wo sie ein lebendig-wirksamer, gegenwärtiger, unangenehmer, lästiger Mahner ist, sie erkennen an, daß im Mittelalter, in der Vergangenheit, das Geschick und die Hoffnungen des Menschengeschlechts in ihren Händen lagen und von ihr gerettet wurden. Gerade von den Eigentümlichkeiten ihrer Zucht, gerade von den Grundsätzen ihrer Politik, die sie jetzt mißbilligen, bemerken sie, daß sie damals gute Dienste geleistet haben. Sie begreifen es und gestehen es offen zu, daß sie einst die Beschützerin der Künste war, die Heimstätte und das Heiligtum des Schrifttums, die Grundlage des Rechts, das Prinzip der Ordnung und Regierung und die Retterin des Christentums selbst. Sie urteilen klar genug, wo andre in Betracht kommen, aber es wird ihnen schwer, die Tatsache zu sehen, wo es sich um ihre Zeit und ihr Land handelt; und während sie selbst nicht von ihr gelenkt und in Schranken gehalten werden mögen, bereitet es ihnen große Befriedigung, daß das Volk in früheren Jahrhunderten so beherrscht und gezähmt und unterrichtet wurde durch ihre entschlossene und weise Belehrung. Und seien Sie sicher, wenn das Geschlecht, das jetzt lebt, zugesteht, daß ihr Vorhandensein in einem früheren Zustand der Gesellschaft diese Früchte getragen hat, so werden künftige Geschlechter, wenn die Interessen und Leidenschaften von heute vorüber sind, ihr wiederum eine gleiche, besondere, wohlthätige Wirkung auf

dies neunzehnte Jahrhundert zuschreiben, in dem wir leben. Denn sie ist immer dieselbe – immer jung und kraftvoll und immer neue Irrtümer mit den alten Waffen überwindend.

Und nun habe ich erklärt, meine Herren, warum es in einem Lande wie diesem so überaus vorteilhaft und wünschenswert war, die medizinische Fakultät in den Schatten der katholischen Kirche zu bringen. Ich sage »in einem Lande wie diesem«; denn wenn irgendein Land es verdient, daß die Wissenschaft nicht weglos irrt wie ein Planet, der aus seinem System gerissen ist, so ist es ein Land, daß sich eines so ererbten Glaubens, eines so beharrlichen Bekenntums, einer solchen Anhäufung guter Werke, eines so glorreichen Namens rühmen kann wie Irland. Fern sei es von diesem Lande, fern sei es von den Ratschlüssen der göttlichen Gnade, daß es an Wissen wachse und nicht zugleich an Glauben wachse! Und der Katholizismus ist der starke Halt des Glaubens, wie Wissenschaft und System der starke Halt des Wissens sind.

Bestrebungen wie diesen, meine Herren, das merke ich wohl, kommen in Ihren Herzen schon entsprechende Gefühle entgegen; doch wenn ich sie in Worte fasse, dann werden Gedanken, die schon in Ihnen vorhanden waren, in lebhaftere Bewegung gebracht, und Gefühle, die sich schon in mancher Brust regten, treten in Austausch miteinander. Meine Herren, es wird Ihre hohe Aufgabe sein, in Ihrer Generation die Bindeglieder zwischen Religion und Wissenschaft zu bilden. Danken Sie dem Urheber alles Guten, daß Er Sie zu diesem Werk erwählt hat. Vertrauen Sie der Kirche Gottes unbeschränkt, auch wenn Ihr natürliches Urteil sich von dem ihren entfernt und Sie verführen möchte, ihre Klugheit und Fehlerlosigkeit in Frage zu stellen. Denken Sie daran, welch schwere Aufgabe sie hat; wie sie sicher ist, auf Kritik und Widerspruch zu stoßen, was immer sie tun mag; denken Sie daran, wie sehr sie Ihrer treuen und innigen Liebe bedarf. Denken Sie auch daran, wie lang die Erfahrung ist, die in achtzehnhundert Jahren gewonnen wurde und mit welchem Recht sie darauf Anspruch macht, daß Sie den Prinzipien zustimmen, die eine so ausgedehnte und ruhmreiche Probe bestanden haben. Danken Sie ihr, daß sie für so viele Generationen den Glauben sicher bewahrt hat, und helfen Sie ihr nach Ihren Kräften, ihn künftigen Generationen zu überliefern.

Was mich anbelangt – wenn es mir vergönnt war, an einem so großen Werk Anteil zu haben, so werde ich mich freilich nicht mit solcher Freude freuen, wie ich sie fühlte, wenn ich selbst ein Kind dieses hochherzigen Landes wäre, doch mit einer ganz eigenen Freude, die um nichts weniger rein ist, weil ich mich für etwas bemüht habe, was andere näher angeht als mich. Soweit ich mich selbst kenne, hatte ich keinen andern Beweggrund, als nach meinen Kräften etwas im Dienst der Religion zu tun und denen zu dienen, denen als Nation die ganze Christenheit so tief verpflichtet ist; und obwohl diese Universität und die medizinische Fakultät, die zu ihr gehört, vorläufig erst am Anfang einer langen Laufbahn segensreichen Wirkens steht, so werde ich doch, solange ich lebe und (wie ich zuversichtlich glaube) in einem künftigen Leben mit Herz und Mund dafür danken, daß es mir vergönnt war, ein wenig teilzunehmen an und so viel mitanzusehen von den eifrigen, wohlgefälligen und hoffnungsvollen Bemühungen, die ihre Begründung begleiteten.

